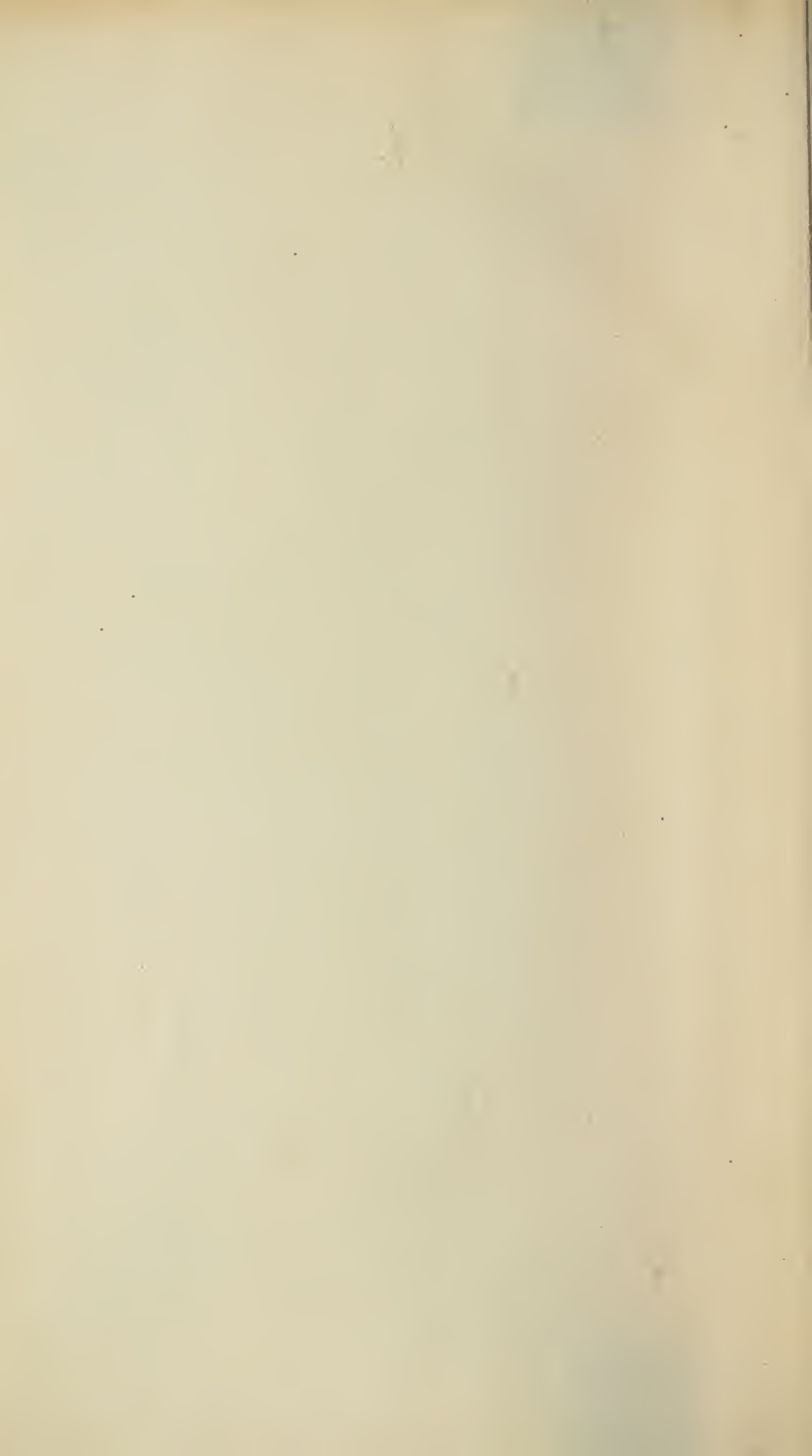

3 1761 07384129 8





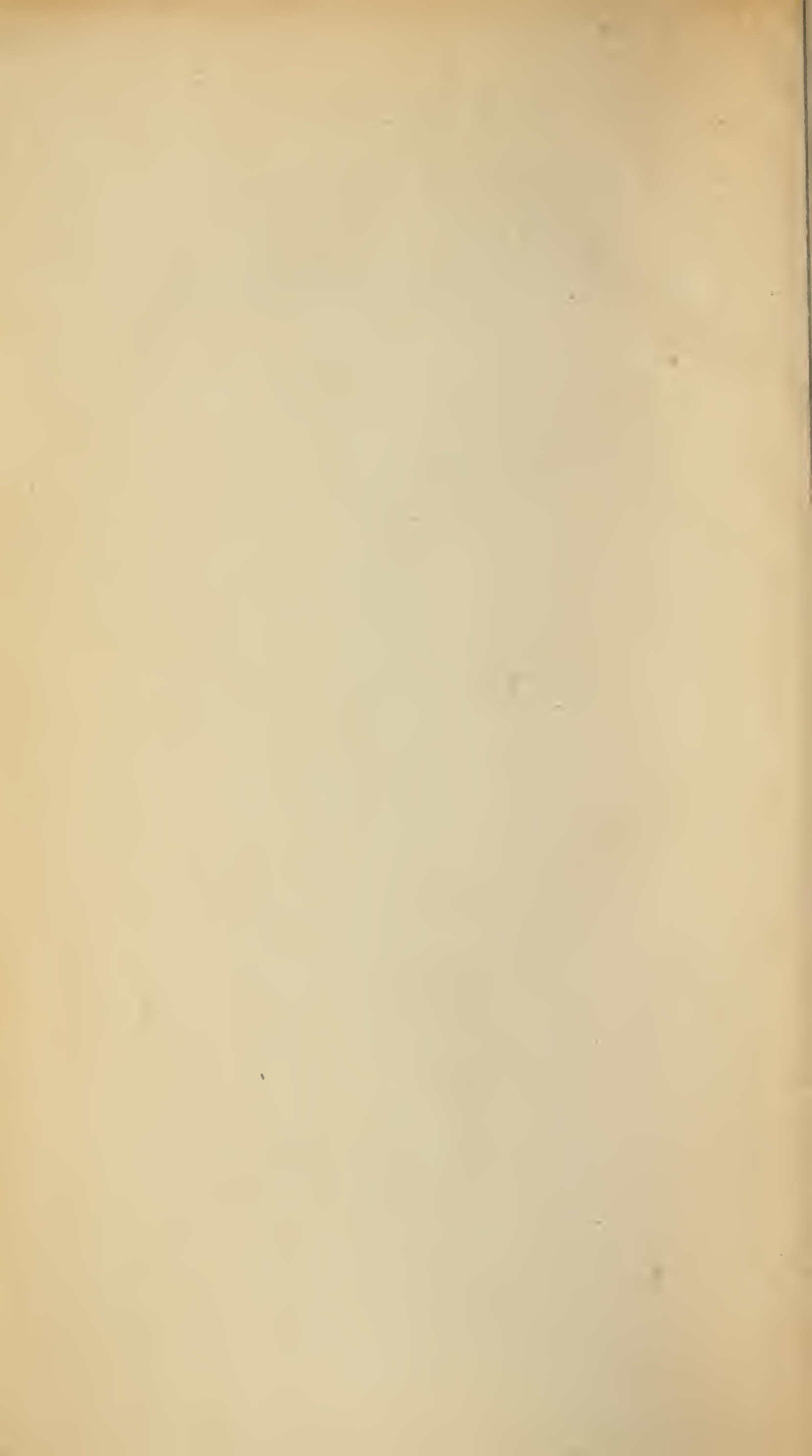


LUDWIG HUNA

DIE STIERE VON ROM

DER STERN DES ORSINI

DAS MÄDCHEN VON NETTUNO



LUDWIG HUNA

DIE STIERE VON ROM
DER STERN DES ORSINI
DAS MÄDCHEN VON NETTUNO

BORGIA-ROMAN-TRILOGIE

IN EINEM BAND



VIER FALKEN VERLAG

BERLIN



Printed in Germany
Druck der Spamer A.-G. in Leipzig

ERSTES BUCH

Die Stiere von Rom

Trastevere rast im lachenden Taumel dahin. Der Karneval wirbelt in Glutfarben durch die engen Gassen des Tiberviertels. Die Luft ist von Freude, Sinnenlust, Blütenduft und Weinseligkeit geschwängert. Über der Tiberinsel fliegen feurige Garben in den Nachthimmel, der seine Sternenlampions auf dem dunklen Baldachingrund über der unheiligen Stadt Petri leuchten läßt.

O dieser Karneval im Jahre des Herrn 1497!

Warm weht der West durch die Gassen. Er streut den Blütenregen unzähliger Rosen über Mädchen und Frauen, die in verschlungnen Reigen dahinbrausen, als suchten sie, thyrsusschwingende Thyiaden, das Tempelfest ihres leuchtenden Gottes mitten im heiligen Rom wieder heimisch zu machen. Arme schlingen sich umeinander, Lippen schwellen Küssen entgegen, der Atem dampft von Sinnlichkeit, bunte Steine klirren an dem Halse der braunen Schönen von Trastevere, die ihr alltägliches Elend unter dem Jauchzen der Karnevalsnacht begraben oder es mit dem Flitter flüchtiger Liebe vergolden.

Die Steinklumpen von Trastevere sind zu Palästen geworden. Von Fenster zu Fenster schlingen sich Rosengirlanden, aus denen der schwüle Geist in den Schweißgeruch der Gassen niederströmt und sich dort zu einem sinnverwühlenden Duft verdichtet, dem noch Orangen, Myrten, Zwiebeln, Feigen und Fische zu betäubender Kraft verhelfen.

Ohrenzerreißende Musik lärmt in die Massen hinein, die ihre Gluten vor die Altäre von Venus und Bacchus werfen. Ein Veilchenregen aus den Händen schöner Nymphen geht über drohende Hellebarden nieder, so lange, bis die zur Erhaltung der Ordnung berufenen päpstlichen Söldner lachend mittanzten.

Mohren, Türken, Russen, Dichter, Ritter, Gärtner, Juden, Zigeuner, Schiffer, Arlecchini, Schmetterlinge, Hexen, Vögel, Ausgeburten einer lachenden Phantasie! Wie das mit gespieltem Ernst durcheinanderwirbelt, schreit, tobt, gleißt und flimmert, vom flatternden Schein unzähliger Fackeln beleuchtet!

Zwölf schmucke Edelleute, mit goldgestickten Wämsern, dem fliegenden Rock um den hermesschönen Leib, den blauseidnen Mantel um die Schulter geworfen, die griechischen

violendunklen Samthüte auf dem Haupt, reiten auf türkischen Pferden, deren Mähnen mit abgestimmten Silberglöckchen behängt sind, mit zwölf schönen Frauen durch die Gassen, als Priesterinnen der Flora gekleidet, in rosigen Schleiergewändern, mit Blumengewinden bedeckt. In phantastischen Formen schlängeln sich ganze Gehänge von Veilchen, Rosen, Myrten, Malven und Lilien über Haar und Schultern herab.

Karossen halten vor verschmutzten, verrosteten Toren, über die rote Rosen ihre trügerischen Schleier hängen. Hinter den Toren spielen Judenmädchen auf der Laute. Aus den Karossen steigen Männergestalten, grünen Jagdsamt um die schlanken Leiber gespannt — sie verschwinden hinter den Toren, versinken in den Umarmungen der dunklen Esthergestalten.

Im finstersten Gewinkel, das den Hang bis zur Aurelianischen Mauer emporklettert, liegt eine Taverne „Zur Eidechse“. Dort schlägt Lautenklang durchs dichtverhangne Fenster auf die Gasse.

Zwischen den Häusern streichen zwei Blumenmasken dahin, weiche, geschwellte Frauenglieder. Um die eine hüllen sich die samtdunklen Blumenblätter des Veilchens, um die andre die Purpurflammen der Sommerrose. Tiefschwarze Larven lassen nur Kinn und Stirn hervorleuchten, beide edelgeformt, im warmen Ton des Südens gefärbt. Und unter der Veilchen- und Rosenhaube, die anmutig auf den Köpfchen sitzen, strömt goldnes Wellenhaar in die Nacht.

Das Veilchen bebt vor Angst. Die Rose scheint trotzig und furchtlos. Sie schlingt ihre von Glut überdeckten Arme um den Veilchenhals und spricht heiß: „Vergiß ja nicht, daß du heut nacht nur den Namen Viola trägst und ich den Namen Rose. Da ist die Schenke. Du sollst deine Wunder sehen. Ich selbst lag einmal — es sind jetzt drei Jahre her — als ich noch nicht das Glück hatte, den Kuß des allerheiligsten Vaters zu schlürfen, hinter diesen Fenstern und trank Küsse — Küsse — ach, nur einmal im Jahr darf ein Menschenkind solche Küsse trinken.“

„Ich will sie nicht trinken“, weigert sich das zitternde Veilchen.

„Dann hast du den Karneval Roms gesehen, aber nicht genossen, Viola. Soll das süße Blumenherz leer ausgehen, meine allerschönste Viola? Da ist die Schenke. Wir wollen in das Fenster sehen, der Vorhang hat eine kleine Spalte, du wirst glühende Wunder zu sehen bekommen.“

Und das Veilchen fühlte sich von warmen Armen zu den roten Fenstern hingezogen. Und dort blinzelte es richtig hinein. Fuhr aber gleich entsetzt zurück.

Hinter der Maske der roten Rose aber glühten heiße Augen

in das schamlose Treiben der Schenke. Dort tat die nackte Sünde groß.

Das Veilchen lief, lief — und lief so schreckvoll und bang und fast besinnungslos durch die Nacht, daß es in zwei herrliche Männerarme lief, die plötzlich mitten in der Gasse ihre herrische Gewalt aufgerichtet hatten.

Und die zwei Arme gehörten einem Manne mit keckem Mund, der vor lauter Beutefreude ausrief: „Veilchen, Veilchen, wie überströmt mich dein Duft! Laß mich an deinen schönen Lippen riechen, mein Veilchen!"

Da glaubte das Veilchen vergehen zu müssen. Denn es kannte diese Stimme, diese wohlgebauten, festen Glieder, dieses ganze jubelnde Menschenglück. Es gehörte das alles dem päpstlichen Kammerdiener Pedro de Caldes, genannt Perotto. Er war sicherlich ein prächtiger, weibersüchtiger, ungezügelter Junge, und man wußte, daß er auch zur Passionszeit seine Karnevalsnächte im dunkelsten Viertel von Rom hatte. Aber daß ein Unstern ihn gerade jetzt hierherführen mußte, mitten in den Fluchtweg des Veilchens hinein!

Noch ehe das verflogene Veilchen den Namen Perotto ausdenken konnte, brannte schon der wilde Kuß auf den Lippen, die schreien wollten. Dieser Kammerdiener küßte so rasch und so sicher, daß das Tor der Herzensangst verschlossen bleiben mußte.

„Hilfe!" Endlich sprang der Schrei mitten in die Küsse hinein.

Da flog die schöne, lose Rose lachend heran. „Da bin ich! Ich will dir helfen, Viola! Will dir küssen helfen!"

Und das kaum mehr lebende Veilchen sah, wie sich die schlimme Freundin Rose an die Schultern eines Mannes geworfen hatte, der sabinische Hirtenkleider trug. Und es hörte, wie der Rosenmund in ausgelaßner Lust überströmte: „Küß mich, Sabiner! Küß mich! Ach, Veilchen, wir wollen küssen... küssen!"

Und plötzlich spürte das Veilchen, daß es beide Füße verloren hatte, daß es auf kräftigen Armen durch die blauschwarze Nacht getragen wurde, und daß der Wind sein Haar zur flatternden goldnen Fahne machte, und sah, wie über der Mauer ein Mandelbaum mit seinem Wipfel rosenrot in die Nacht hing und eine Pinie sich zum sternbesäten, erbarmungslosen Himmel streckte. Und es spürte, wie die Kammerdienerhände ihre Last niederließen, tief, tief, bis ihr Veilchentum ins Gras versank, so daß das Gras über dem zarten Leib zusammenschlug wie über einem richtigen Veilchen.

Da flatterte die Angst aus der gewürgten Kehle.

Aber der Karneval lachte über die Angst hin. Starke sparta-

nische Arme spannten den Blumenleib mitleidlos an die Erde, wo gewöhnlich Veilchen blühen und verblühen.

Und es zerbrachen dem Veilchen Sinne und Herz. Mitten im Zerreißen der letzten Gedanken schrillten noch die erstickten Jubel der wonnetrinkenden Rose an sein Ohr.

Alles löste sich in Gleichmut und Empfindungslosigkeit auf. Ein graues, unbeschreibliches Flutenbrausen ging in dem Bluminnern hin und her.

Weit öffnete der Himmel seine Sternenaugen.

Fern tost das entfesselte Rom.

Die Sternenaugen schauen noch immer herab.

Und nun öffnen sich auch die Augen des Veilchens. Über ihnen glutet es. Das Antlitz der Rose beugt sich über sie. Ganz heiß weht der sündige Atem.

Da bricht ein weher Schrei die Nachtstille des einsamen Gartens. Das Veilchen drückt den Kopf in die seidenrauschenden Rosenblätter der Freundin hinein. „Gebrochen — gebrochen —", wimmert es herzzerreißend.

Aber das goldhaarige Röslein hat ein starkes Blumenherz. „Ja, ja — ich weiß, es war der wilde Perotto. Aber er wird sich hüten zu plaudern. Er hat dich vielleicht gar nicht erkannt."

„Er hat die Larve heruntergerissen —", schluchzt es aus dem Veilchensamt heraus.

„Ach, wie kann man so schreien, wenn der schönste Junge Roms einem in den Armen liegt. Über mich wehte ein heißer Wüstensturm hin, als ich mich in den Armen des wilden Sabiners wand. Ich kenne ihn, es ist ein Fechtmeister aus Arenula, sehnig wie der Hirsch im Herbst. Ach du — was du für entsetzte Augen machst, kleines Kind, du. Es ist doch alles wie früher —"

„Wie früher —" Tonlos brechen die Worte von den Lippen. Dann krampften sich die ermatteten Hände zur Faust. „Du — du — hast mich verlockt — o Maria, süße Madonna, du — und du — Fluch über dich, Verführerin!"

Da küssen sich die schmeichlerischen Lippen in den süßen Mund, und Tränen perlen über glühende Wangen. Und die Rosenlippen betauen die lieben, blauen Sterne mit schmeichelnden Küssen. Und die Rosenfinger ordnen dem Veilchen das zerwühlte Gold um den Scheitel, und die Rosenarme heben die gebrochne Frauenschlankheit mit ungeahnter Kraft empor und betten die Glieder an dem heftig wogenden Busen. „Es wird ein süßes Geheimnis bleiben, Veilchen, denn die Sterne schweigen, die Winde, die Nacht, der Kammerdiener, alles schweigt. Ich küsse mein Kind, meine süße Lauretta, ich küsse den lieben, guten Papstpapa, den schönen Amor in der Dal-

matika, der Karneval des Lebens beginnt, Totenasche deckt den Rosenkranz der wilden Liebe — komm, komm, die Sterne verblinken — draußen bei der Porta Settimana wartet die Karosse. In ein paar Minuten sind wir im Borgo.[1]) Aber vorher werfen wir uns, um den Himmel zu versöhnen, in der Kirche Santa Maria vor den Altar hin und bitten Jesus um Vergebung der Sünden."

Aber mit dem Veilchen war nichts anzufangen. Seiner Sinne beraubt, mußte es von der wilden Rose durch den Schwarm der Gassen getragen werden.

Bei der Porta Settimana stand eine weißblinkende Karosse im Lichtschein der Fackeln, die in der Form von flatternden Kreuzen von den Tortürmen loderten.

Ein reich betreßter Diener öffnete den Karossenschlag.

„Avanti!" befahl die frische, vom Tau der Sünde merkwürdig erquickte Rose.

Ein paar Lumpen umstanden den Platz, wo sich der Wagen in Bewegung setzte.

„Wer das sein mag?" klügelte einer von ihnen.

Ein Strolch machte ein pfiffiges Gesicht. „Die Karosse kenne ich. Sie hat das Wappen der Farnese."

Die Sterne verblaßten. Der dunkle Palastkoloß des Borgo hob sich wie ein dämonischer Schatten aus der langsam bleichenden Nacht.

Vergebens hatte Gott paradiesische Wonnen in das weite Saccotal zu Füßen des einsamen Mönchs gelegt, der auf einer Höhe hinter Genazzano, dem sabinischen Bergnest, stand. Vergebens grünte die Rebe ringsum, die sich bis zu den Olivenwäldern des Talgrundes hinabozg, die schon in Abendschatten versanken. Und auch der schimmernde Stadtzauber der Volskerberge, die alle Gipfel krönenden Baronalkastelle der Conti und Colonna, die Klostereinsamkeiten und die Türme der Sabina rührten das bedrückte Herz des jungen Fra Giuliano nicht, der seine Gedanken um die „Dirne Rom" in den verglühenden Maitag vertrauerte.

Verworrener Lärm machte den Mönch aufhorchen. In Genazzano, das sich auf langgestrecktem Tafelfelsen zur Klosterkirche Santa Maria del Buon Consiglio hinaufbaute, ging's hoch her. Die Pilger aus der lateinischen Campagna waren versammelt, um morgen das Maienfest vor dem Gnadenbildnis der Maria zu begehen.

Der Lärm drang jetzt gedämpft an Fra Giulianos Ohr. Kein süßer Marienzauber besänftigte die Trauer in seinem Gemüt.

---

[1]) Das Viertel um den Vatikan.

Kein Trost floß aus der episch erhabnen Landschaft in die Tiefe seines Harms. Sein heiliger Wille war gebrochen, sein Blut war asketisch erschöpft, heldenmütig schleppte er sich tagtäglich nach einer ruhelosen Nacht in einen unerbittlich strengen Morgen hinein, der ihm keine Erlösung verhieß.

Fra Giuliano schärfte sein Auge. Unter nahen Kastanien grellte ein scharlachrotes Kopftuch auf, wie es die Frauen von Sora trugen. Er erspähte die schnellen, schlüpfenden Bewegungen eines Weibes, das sich kichernd unter dem Schutzdach der tiefhängenden Kastanie in den Armen eines — Augustiners wand. Wie ein Peitschenhieb traf der Anblick den erzürnten Bruder, der vom Steinblock unter den Oliven aufgesprungen war. Er schob sich durch das Geranke vorwärts und verscheuchte das Weib, während sich der Augustiner wie ein die Schläge erwartender Hund zusammenduckte.

„Fra Gasparo!" Der bleiche junge Mönch richtete sich mit der Gebärde eines aufflammenden Cherubs vor dem Sünder auf.

„Na, na — schert Euch um Eure Seele", fauchte der Mitbruder. „Die Kasteiung zermürbt den Leib, er fällt auseinander. Ich bin nicht der einzige Tausendsassa des Klosters. Ihr seid ja mit Frommheit vollgesogen wie ein alter Schwamm, seit Ihr Savonarola predigen gehört habt. Wenn in Rom der Höllenspektakel mit Weib und Wein los ist, der Heilige Vater mit seinen Kindern den Reigen anführt, dann wird uns armen Mönchen der Herrgott die Sünde nicht höher anrechnen. Und solange die Bauern Weiber haben, ist's nicht nötig, daß die Pfaffen heiraten, meint der Prior, der auch sein wildes Paternoster lieber betet als den Rosenkranz. Dominus tecum!" Mit einer grinsenden Fratze schlug er sich durch das Buschwerk.

Fra Giuliano war todblaß geworden. Er schritt den Steinpfad zur Olivenhöhe zurück. Dort stand er nun, an den Steinschaft einer Mariensäule gelehnt, die von weißer Waldrebe umsponnen war, während sein Fuß mitleidlos die wilden Nelken zwischen den Steintrümmern zertrat.

Dort drüben im hochheiligen Rom saß der sündenbedeckte Papst, der Baalspriester, der meineidige Wucherer, der verliebte Stier, der Schrecken Alexander Borgia. Vor seiner Eitelkeit lagen Kardinäle, Prälaten, Beamte, Künstler, Gelehrte und ein Volk von Lakaien im Staube. Sie wurde dick gemästet durch schamlose Epigramme, die der Welt die Frommheit und Tugend Alexanders VI. kündeten und deren eines in den wahnwitzigen Triumph ausbrach:

> Rom hat einen Cäsar groß gemacht, nun hebt Alexander
> Kühn es zum Gipfel empor; jener ein Mensch, dieser ein Gott.

Und Alexander sagte zur Gottähnlichkeit amen. In seinen Händen faulte geraubtes Geld, an seinen Händen klebte das vergoßne Blut mißliebiger Barone, durch seine Hände ging der Judaslohn eines Sultans, auf seinen Händen trug er die Kinder seiner Liebe durchs Leben, mit seinen Händen streichelte er den Nacken seiner Favoritin, vor der er den Schnee seines sechsundsechzigjährigen Hauptes in eine Maienwiese wandelte. Und um ihn herum loderten, durch die unheilige Fackel genährt, die Liebesfeuer seiner Kardinäle und Nepoten, die sich seine Günstlingswirtschaft wahllos, nur seinen Launen folgend, großgezogen hatte.

Gott öffnete die Feuerschleusen nicht. Gott schützte Rom und den Papst.

Sünder auf Petri Stuhl, der du Gott auf dem Lager der Wollust anbetest! Alexander Borgia, der du den Menschen die Sünde zum Gesetz gabst! Befleckt sind die Ehen, vergiftet die Familien, Unehrbarkeit ist der Wahlspruch des römischen Mädchens, Schändlichkeit das Wappen des Priesters. Bei goldnen Kirchenlichtern schwelgen die Kardinäle mit buhlerischen Frauen, und die Baalspfaffen singen Bacchus ein Evoe. Rom, einst Königin der Welt, wo sind deine Helden hin? Nicht konnte dich Spartakus und Capua, nicht Hannibal und die völkerverschlingenden Germanen vernichten, aber was Schlachten nicht vollbringen konnten, das taten deine eigenen Frevel! Deine Kaiser stürzten dich in den Staub. Und der Päpste Herrlichkeit hätte dich wieder zur weltbeherrschenden Roma machen können, aber sie hörten den Himmelsruf nicht und machten glänzendes Weltgift zum Inhalt ihrer Würde.

Eine sanfte Luft wehte vom Monte Cavo herüber. Über dem Saccotal lagerten perlgraue Dünste, und auf den Hängen der Volskerberge hüllten sich die Kastelle und Felsennester der Latiner in geisterhafte Dämmerung. Von den Bergkirchen der Sabina löste sich nach und nach das Angelusläuten los, dessen Töne windverweht über Rebenhügel herüberzitterten.

Steinige Fußsteige führten aus dem Berggebiet nach Genazzano hinab. Dort sah Fra Giuliano die stämmigen Hirten niedersteigen zum Madonnenfest, in ihre zottigen Ziegenfelle gehüllt, und noch konnte er auch die wohlgeformten Köpfe der Bäuerinnen unterscheiden, die olivendunklen Gesichter, die edelgeschnittnen Züge, die bronzefarbnen Nacken, auf denen das Silbergehänge und die Korallen schimmerten.

Die Dämmerung nahm das Tal in ihre dunklen Arme. Die glosenden Lichter der Pilger vor der Kirche gaben jetzt dem einfachen Bau eine geheimnisvolle Größe.

Den Mönch fröstelte. Der Bruder fühlte, wie der trügerische Zephir die böse Luft der Pontinischen Sümpfe mit sich trug.

Er schritt bergab in die Schattentiefe von Genazzano, an dem Colonnakoloß vorüber. Mord, Fehde und Verrat hatten die Reihen des stolzen Geschlechts gelichtet, und auch die zwei Brüder Fabrizio und Prospero, die jetzt die Zügel in den Händen hielten, waren Kampfhähne, die dem Papst viel Arbeit gaben.

Je näher der Mönch dem Kirchplatz kam, desto lichter wurde das Gewühl der Landleute, die im Freien nächtigen wollten.

Dicht gedrängt lagerten auf der Kirchentreppe die Pilger, behängt mit Heiligenamuletten, und vertrieben sich die Zeit mit Scherzen und Schauernachrichten aus Rom. Ab und zu setzte eine Liebesnovelle, die sich das Volk über die Favoritin des Papstes Giulia Farnese zusammengedichtet hatte, die lüsternen Sabinerjungen in lebhafteste Bewegung.

Der Bruder schritt jetzt in die Kirche. Bei der Gnadenkapelle wogte die Menge vor dem eisernen Gitter auf und ab. Dahinter strahlte in glorienhaftem Lichterglanz die wundertätige Madonna, von einer dicken Stickluft umnebelt.

Ein Mitbruder, der eben aus einem Beichtstuhl trat, bat Fra Giuliano, statt seiner zu amtieren, denn der Gestank in der Kirche habe ihn halb ohnmächtig gemacht. Vom Altar scholl das eintönige Gemurmel der Gebete an Giulianos Ohr, und nur mit Mühe konnte er die Sammlung zur Spende des Bußsakraments finden.

Plötzlich drängte sich ein Mädchen an den Beichtstuhl heran und warf sich mit kreidebleichem Gesicht in die dunkle Verschalung nieder. Die Leute hatten der Verstörten mit halb ärgerlichen Mienen Platz gemacht. Und eine bucklige Matrone wandte sich an eine Ölverkäuferin: „Gevatterin, es ist die Daniela Narni aus Aquila in den Abruzzen, ich kenne sie, die Tochter des Bildschnitzers Narni. Wie kommt sie her?“ Und sie breitete ihre Verwunderung aus wie ein Tuchhändler seine Waren.

Als der Mönch einen flüchtigen Blick auf das leidverzerrte Gesicht der jungen Sünderin geworfen, fuhr sein Oberleib mit Entsetzen zurück. Seine Augen weiteten sich, und seine Lippen bebten: „Schwester — Schwester —“

Nach fünf Jahren der Trennung sah er sie wieder, die Schwester. Hier, wo sich Gottes Ohr vor der schweren Zwiesprache der Herzen auftat, suchte sie den vergeßnen, halbtoten Bruder wieder auf.

Er preßte das Gesicht an das Beichtgitter.

Daniela Narni hatte den dunklen, gemeißelten Kopf starr erhoben. Aber schon im nächsten Augenblick rüttelte ein Schluchzen ihren Leib zusammen, so daß das dichtgeflochtene

Haar auf den Fensterrahmen fiel und das Antlitz unter dem Gewoge dieser schwarzen Flut versank. Und in das Holz fiel ihr wimmerndes Geflüster: „Bruder — Bruder — ich hab's nicht länger — ausgehalten — ich weiß — du hast mich verstoßen —"

„Du stehst vor dem Angesicht Gottes, Daniela. Beginne, wie's die Kirche vorschreibt. Ich armer, sündiger Mensch beichte —"

„Ich kann nicht — meine — meine —" Und sie drückte das Haupt in die Hände — „meine Ehre — geraubt —"

Fra Giuliano fuhr zurück. „Also ist's gekommen, wie ich's prophezeit. Was ist geschehen?"

Daniela hörte hinter sich das Getuschel der Bäuerinnen, die sie mit plumper Neugierde betrachteten und beschnüffelten.

Endlich trieb sie das wilde Wort hervor: „Gewalt!"

„Gewalt?" Der Bruder schreckte zusammen. „Wie ist's geschehen? Wo?"

„Bei Sulmona — in den Bergen der Majella."

„Wie kamst du dorthin?"

„Ich war bei meiner Freundin Theresa zu Gast. Ihre Eltern haben ein Landhaus nahe der Stadt zu verwalten. Wir gingen — eines Tages — zu den Hirtenhütten von Lama — o Gott — denk' ich dran, zerreißt es mir das Herz." Sie vergrub wieder ihr Gesicht zwischen den Händen.

„Weiter!" mahnte der Bruder ungeduldig.

„Im Eichwald hörten wir Jagdlärm — wir wußten, der Kardinal Piccolomini jagte in der Gegend — wir stießen auf — drei junge Herren —"

„Das gefiel deinen lüsternen Blicken!" höhnte der Beichtiger.

„Nein!" wehrte sich der Trotz der Schwester. „Angst war mein ganzes Gefühl. Der vornehmste der drei Männer — o Gott — schön wie ein — ach, Bruder, Bruder. Sie führten uns tief in den Wald. — Bei einem Jagdhaus standen zwei Knechte. — Man trennte mich von der Freundin — ich spürte einen scharfen, kräuterähnlichen Geruch — das Antlitz des schönen Jünglings beugte sich über mich — ach, Giuliano — ich wollte schreien — über meinen Augen schaukelte eine Kette mit dem Bilde des Erzengels Michael — unter den tierischen Tatzen — brach — meine Ehre in Stücke —." Unter Schluchzen fiel ihr Haupt ins schwere Holz.

Durch die weite Bogenhalle der Kirche schwang sich plötzlich ein disharmonischer Gesang rauher Männerstimmen, der das Lob der Jungfrau kündete. Der paradiesische Reinheitsgedanke war das Gold dieses Liedes, und die Anbetung der Menschheit versank in langgedehnten Litaneien, die wunderbare Gleichnisse zu Hilfe nahmen, um die jungfräuliche Hoheit

Mariens zu offenbaren. Das Lied wühlte sich in die Seele Danielas ein.

Eine heisere Stimme klang an ihr Ohr. „Du bist unglücklich, Daniela, aber vielleicht nicht schlecht. Doch wehe dir, wenn du heimlich entschuldigst, was du jetzt offen verdammst."

Daniela verlangte die Absolution. Fra Giuliano gab sie ihr mit gelassener Seele. Er hörte kaum mehr die armseligen Bekenntnisse, die so leicht wogen vor dem Richterstuhl Gottes gegenüber der Schuld, welche an ihr begangen wurde. Aber dann gewann der überstrenge Geist der Kirchenmoral wieder die Oberhand über die Gefühlsregung des Augustiners. Eine Entsündigung war nur durch ein Geloben und ein Verloben an den Himmel möglich. So wie sich der Herr hingab für die Sünde der Menschheit, so mußte sich auch der Mensch für den andern hingeben, wenn dieser schuldig geworden.

„Du wanderst mit mir nach Rom, Daniela. Ich werde vom Prior die Erlaubnis erhalten, dich zu begleiten."

„Nach Rom?" Bang quälte es sich aus der kaum befreiten Brust.

„Du wirfst dich an dem Grabe der heiligen Monika nieder, der Mutter unseres Ordensgründers. Dort soll der Vorsatz, den ich für dich fasse, durch göttliche Weihe zu deinem eigenen werden. Der Mutter Monika Tränen und Gebet riefen Augustinus zum Sendling des Herrn. Wie sie seine Sünden durch ihre Gebete tilgte, so mußt du des Verführers Sünde durch dein Gebet tilgen, und vielleicht — ich wage es zu hoffen — zieht auf unerforschlichen Wegen dann die Reue in sein Herz, und deine Gebetskräfte waren es, die ihm den Rosenpfad zum Himmel wiesen. Sag, Daniela, willst du den Weg gehen?"

„Wohin führt er?" fragte sie herzbedrängt.

„In die Einsamkeit und Gottversunkenheit. Wir werden den Ort zu finden wissen, wo deine Unreinheit geläutert und vertrieben wird."

„Du willst mich — zur — Heiligen machen?" Es war, als spürte sie schon die Fangarme der lebendigen Verwesung um sich.

Der Bruder nickte. „Hast du den heißen, inbrünstigen Willen, Daniela?"

Die Weihe des Orts, die Nähe der Madonna, die das Schuldbewußtsein aufstachelnden Kirchengesänge, der Weihrauch, der Anblick der Riesenmenge von Betern, die Angst vor des Himmels Zorn, wenn jetzt ihr geflüstertes Nein ihre ganze Buße zur Heuchelei gestaltete, lähmten der Unglücklichen die Sinne, und den Ruf nach Weltfreude in ihrer Brust übertönend, nickte sie dem Bruder ein herzzerreißendes Ja zu.

„Wann gehen wir nach Rom?" fragte sie im Ton einer Abgestorbenen.

„Erwarte mich in drei Tagen vor dem Klostertor, wenn die Morgenandacht vorüber ist."

Wie ein geschlagenes Tier schleppte sich Daniela aus der grabesdunklen Beichtzelle in den Lichterglanz der Kirche, wo ihre verhärmte Gestalt unter der Masse in nichts versank. Dann drängte sie ins Freie.

Ein betäubender Lärm erfüllte die Luft. Er bohrte sich schmerzhaft in das Hirn der armen Daniela, die sich durch die Menge drängte. Unter dem schwelenden Schein der Fackeln und Öllampen tanzten die Schatten und Lichter auf dem Platz hin und her, begleitet von einem Spektakel, wie ihn nur die Ausgelassenheit und übertriebne Tollheit des Südens gebiert. Das Gekreisch der Weiber, die Händel der Männer, die litaneiähnlich abgehaspelten Gesänge der Prozessionen, das marktschreierische Gekrähe verschiedner Ausrufer und Verkäufer, die unzähligen Kinder, die mitten in die Prozessionen hinein ihre Salti mortali schlugen, die auf hölzernen Obelisken thronenden Heiligenstatuen mit den verrenkten Gliedmaßen, vor denen eine andächtige Menge Gläubige kniete, das alles verdichtete sich zu einer grotesken Harlekinade, die in Farbe und Ton auf das grellste gestimmt war und auf das gereizte Gemüt der schönen Daniela wie Peitschenhiebe wirkte.

Bald stand sie an der Stadtmauer und wankte mit zerrißnen Gedanken weiter über Steingeriesel und raschelndes Laubwerk, bis der Lärm aus dem Städtchen immer dunkler wurde und der Lichterschein zu dämmernden Nebeln verblaßte.

Der Wind rauschte um sie. Danielas Kleid verfing sich im Vorwärtsirren im stachligen Brombeergebüsch, und die Angst gaukelte ihr Schreckgestalten vor, die nach ihr griffen. Hinter dem Monte Cavo lag noch ein blasser Abendstreifen von geschmolznem Silber. Dort drüben dunstete schwerflüssig das Tyrrhenische Meer. Über seiner tückischen Fläche brauten die erstickenden Nebel des werdenden Sirocco.

Aus den silberschimmernden Olivenwäldern zu Füßen Genazzanos waren sie beim Morgenglockenklang niedergestiegen in das Tal des Sacco und in die glutatmende Campagna. Hinter ihnen lag bald das rotgelbe Gestein der Sabinerberge, da und dort rissen die zerklüfteten Grate den Morgenschleier der Dünste entzwei.

Daniela Narni schleppte sich sterbensmatt an dem Arme des noch schwächeren Bruders vorwärts. Sie hatten die kleine Siedlung und Schenke Colonna, wo die Wiege des alten Ge-

schlechtes stand, erreicht und sanken nun wie müdes Getier ins sonnenverbrannte Gras.

Rings um die Lagernden dehnte sich die erdrückende Schwermut der römischen Ebene aus, und es war Fra Giuliano, als wehte der Gräberhauch der Heidenzeit aus der Richtung von Rom herüber und mischte sich mit der Stickluft, die von den Dämpfen des nahen Meeres genährt wurde. Sein Blick, durch die Hitze matt und stumpf geworden, erquickte sich nicht an den malerischen Bildern der schilfgedeckten Hirtenhütten und einsamen Brunnen, der dunklen Zypressenobelisken, die mit ihrer starren Schlankheit aus dem Gold des wilden Ginsters hervorstießen. Er sah auch nicht die in Veilchentönen duftig schimmernden Höhen von Palestrina mit den Kastellen der Colonna und hatte kein Gefühl für die Vorzeitschauer, die aus dem Eichenhain Tuskulums niederwehten, und hörte auch nicht die schläfrigen Klänge der Cornamusa, die wie hinter dichten Vorhängen gedämpft dahinzogen.

Auch seine Schwester lag zu Tode erschöpft neben ihm.

Fra Giuliano sah, daß sie, während er im Brevier gelesen hatte, eingeschlafen war. Mit düstrer Wehmut betrachtete er die schönen, aber durch die Müdigkeit arg mitgenommenen Züge.

Plötzlich fuhr sie empor.

„Was hast du da?" Der Bruder sah einen seltsam geformten Stein an ihrer Brustagraffe, die das Busentuch bisher verborgen hatte.

„Es ist ein Andenken unseres Bruders Serafino", sagte Daniela.

Der Name verfinsterte im Nu die Stirn des Mönches. „Serafino? Ich dachte, der ist auch fort von Aquila."

„Er ist's", nickte die Schwester.

„Er hat sich wohl auch mit dem Vater zerschlagen?"

„Der Vater, nüchtern und rauh, Serafino immer wie im Traum wandelnd und nicht zur Arbeit zu bringen. Das vertrug sich nicht auf die Dauer. So ging der Bruder. Wir hörten lange nichts von ihm. Da kam ein Brief aus Mailand an mich. Serafino schrieb, der Kardinal Ascanio, der Bruder des Herzogs von Mailand, habe ihn in seine Dienste genommen. Das unerwartete Glück erregte des Vaters Grimm, da er dem Jungen immer nur Verkommenheit prophezeit hatte und sich nun ins Unrecht gesetzt sah. Nun soll der Bruder auch in Rom sein. Auch erhielt ich vor kurzem diese Goldspange von ihm zugeschickt, als ein Zeichen, wie er mir sagen ließ, daß es ihm gut gehe. Dem Briefe waren Verse beigeschlossen, die die Hochzeit des Hephaistos mit Aphrodite besangen. Du weißt ja, Giuliano, er war immer ein verträumter Schwärmer."

„Sein Schwärmen war ziellos, sein Charakter haltlos", sagte der Mönch. „Bald hob er die Augen zu Gott, bald zu den Göttern, denen er spielerisch seinen Weihrauch in kindischen Liedern opferte. Wir vertrugen uns nie. Er war der Gesündeste, der Schönste von uns und voll Eitelkeit hinter den Mädchen her."

„Er war damals so jung —"

„Ich auch!" trotzte der Mönch. „Ist Jugend ein Freibrief für Stolz und Überhebung? Du und Serafino, ihr paßtet zueinander. Glaub nur ja nicht, daß Serafino jetzt sein Glück gefunden. Es bricht alles wie Glas zusammen, wenn es Gott unter seinen Prüfstein nimmt. Den Stein gab dir Serafino?" Er tastete nach der Agraffe. „Es ist ein heidnischer Gott."

„Der junge Mellini in Aquila meint, es sei Hermes."

Die schlanken Finger Fra Giulianos rissen die Spange herab. „Und das trägt dein heiliger Sinn auch nur einen Augenblick am Leibe? Das Gold den Raben!" Blindwütend schleuderte er den Schmuck ins Gras, dessen braune Wellen ihn sofort verschlangen.

Daniela war bleich geworden. „Das Andenken — des Bruders —"

„Eines Gottesverächters!" Fra Giuliano nestelte von seinem Rosenkranz eine aus Elfenbein geschnitzte Märtyrerkrone mit der heiligen Lanze los und heftete ihr das feingemeißelte Kunstwerk an die Brust. „Wenn du mich geäfft und deine Reue nur flüchtig wie eine Phosphorflamme war, bleibt dein Wankelmut in deinem himmlischen Schuldbuch für immer."

An einem rohen Holztisch im Mauerschatten der Schenke saßen Campagnuolen. Fra Giuliano setzte sich mit der Schwester in die Nähe und holte eine halbe Pinta Frascater herbei. Der schwärzlich purpurne Wein ölte ein wenig die trockne Kehle.

An einem Tisch unterhielten sich überlaut zwei Männer, die Kaufleute aus dem nahen Frascati zu sein schienen. Ihre Maultiere mit den Ballen standen angebunden an einer Olive.

„Meine Tochter Pia heiratet einen Kammerdiener des Kardinals Riario", sagte der ältere der beiden Männer, während er seine Geldtasche durchblätterte.

„Hochachtung! Ihr werdet ganz Frascati zu Neidern haben. Kommt sie da in den schönen Palast, den jetzt der Kardinal auf dem Campo di Fiore erbaut? Ei, da sieht ja Euer zukünftiger Schwiegersohn allen Unzufriedenen, deren Nasen dem Papst zu schief sitzen, geradezu auf die Armensünderglatze, wenn sie gehenkt werden."

„Ja, das Vergnügen hat er", prahlte ganz ernst der Kaufmann. „Aber er genießt auch von seinem Fenster aus alle Fest-

züge auf der Navona, die Cesare Borgia den Römern zu seinen eigenen Ehren veranstaltet."

„Ist Cesare wieder in Rom?" fragte der Jüngere etwas bedenklich.

„Die ganze päpstliche Sippschaft ist beisammen. Auch die Lukrezia mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Pesaro. Und der Bruder des Cesare, der Herzog von Grandia, der jetzt auch Herzog von Benevent werden soll. So schreibt mir mein Kammerdiener."

„Ihr wollt sagen — Schwiegersohn —"

„Das ist nur so ein abgekürztes Verfahren", schmunzelte der Kaufmann und machte ein behagliches Froschmaul. „Man lernt's beim päpstlichen Hof, wo gewisse Leute ohne Prozeßführung das Zeitliche, nicht aber den Papst segnen."

Der junge Zuhörer machte Angstaugen. „Und so was traut Ihr Euch öffentlich zu sagen?"

„Ganz Rom sagt es. Und außerdem hängen die Anklagen gegen den Papst, mit großen Lettern auf Pergament oder Hadern aufgeschrieben, an dem Halse des Pasquino."

„Wer ist das?" forschte die Neugierde des andern.

„Ach du lieber heiliger Antonius, er kennt die Steinfigur, den Herrn Pasquino, nicht! Ohne Nase, Arm und Beine! Aber einen Hals hat er. Und um den hängen die Römer ihren Witz und Spott in Form von Epigrammen."

„Was Ihr sagt!"

„Da ist eines der giftigen Törtchen." Der Kaufmann zog schadenfroh ein Blatt Papier hervor und las dem neugierigen Gevatter vor: Alexander verkauft die Schlüssel und die Altäre Christi — er kann's tun, er hat sie doch selber gekauft.

Neugierige traten herzu und lachten.

„Und das läßt sich der Papst gefallen?" mischte sich ein Bauer drein.

„Man gurgelt nur den ab, den man hat. Freilich kommt's vor, daß man den Tiber steigen läßt, indem man zu den Kleinigkeiten, die auf seinem Grund ruhen, noch eine menschliche Kleinigkeit dazu wirft." Er biß kräftig in die Pizza, ein kuchenähnliches Maisbrot.

„Und in diese Kurie heiratet Eure Tochter hinein?" fragte ganz entsetzt der jüngere Frascater. „Da bin ich doch lieber Tomatenhändler als Kammerdiener beim Kardinal Riario. Die fallen ja auch beim Papst in Ungnade, die Kardinäle. Denkt nur an den Ascanio Sforza."

„Ihr meint den Mailänder. Man erzählt, er wechselt die Herrn wie der Geistliche bei der Messe die Altarseite. Und seine Geliebten. Gegenwärtig hat er sein nicht mehr junges Herz an die Gräfin Mirandola verloren, die —" er wisperte

es ganz still — „der Herzog von Gandia, der Papstsohn, verunehrt haben soll.“ Dann fuhr er laut fort: „Und ebensooft wechselt er seine Künstler, Dichter und Gelehrten. Eben hat er einen neuen Dichter an seinen Hof gezerrt, der ganz Rom mit seinen heidnischen Versen in Atem hält. Habt ihr, Leute, nichts von dem Dichter Serafino d'Aquila gehört?“

Die Geschwister am Nebentisch fuhren in die Höhe. Angst und Stolz spiegelten sich in den Zügen Danielas. Fra Giuliano aber bebte vor Scham und Zorn. „Komm, Daniela, wir brechen auf. Serafino! Am kastalischen Brunnen stillt er seinen Durst und verspottet wohl den Quell Marias.“

„Bruder — verzeih dem Bruder!“ bat Daniela innig.

„Erleben muß ich zuvor die Wandlung in ihm. Komm! Nach Rom!“

Sie schritten zwischen Mariendisteln und verdorrten Kräutern in dem braunen vulkanischen Staub des Weges dahin, der sich nach dem alten Gräberfeld Roms hinzog.

Da schälte sich aus dem geheimnisvollen graubraunen Vorhang im Westen wie ein Luftgebilde das heilige Rom hervor, ungegliedert, unplastisch, flächenbreit, noch festgehalten im Schoß brauender Dünste. Fra Giuliano blieb stehen. Seine Hand zeigte auf das langsam werdende Bild. Das Rom des heiligen Petrus, die Märtyrerstätte der Heiligen, die auserwählte Gnadenstadt der Christenheit griff mit dem ersten Zauber ihrer von mystischer Weihe umsponnenen Schönheit an sein Herz.

Je mehr sie sich der Stadt näherten, desto stärker wurde der Zuzug der Landleute, die in ihren Ziegenfellen den Eindruck von Faunen machten. Links von den Wanderern gruben sich die schattenhaften Kolosse der alten Aquädukte und die Grabmäler der Via Appia aus den Gespinsten des werdenden Abends hervor.

Das Wegnetz verdichtete sich. Die zerfallenen Hütten verschwanden, nur da und dort bohrte sich eine Tuffgrube in den Boden, in der ein Schafhirte mit seiner Herde hauste. Dann aber tauchten die ersten Backsteinhäuser auf, rauchgeschwärzte, unförmige Mauern mit scheibenlosen Fenstern. Und die ersten Kirchen außerhalb der Aurelianischen Mauer gruben sich aus dem Dunst, darunter die Basilika San Lorenzo.

Jetzt mündeten die Wege in die Landstraße, die gegen die Porta Maggiore strich. Die zweirädrigen, hochbeladenen Karren arbeiteten sich schwer durch die braunschwarze Erde.

Die Sonne verblutete, als die Pilger das Turmgezacke der Kirchen, die dunklen Piniengruppen auf den Stadthügeln und die weit ins Land blickende Klosterpalme von San Bonaventura auf den Trümmern der Cäsarenpaläste erblickten.

Der Mönch schleppte die Schwester die langen Gartenmauern

entlang, an denen der Efeu herabwucherte. In das Gestein zauberte das Abendgold Töne vom sattesten Umbra bis zum leuchtendsten Orange. Aus einem Park, der einen Kardinalspalast umgrünte, klang wie im Traum silberhell das Geplätscher eines Brunnens. Hinter den Säulen der Toreinfahrt lümmelten Diener in amarantroten Röcken. Fünf Karossen und drei Sänften standen davor, die wohl Besuch gebracht hatten. Aus den Fenstern klang's wie Frauenlachen und Lautenschlag. Und nun wies der Bruder auf die schimmernde Fassade der herrlichsten Basilika Roms, die ihren Portikus in die wilde Einöde des Esquilin vorstreckte: Santa Maria Maggiore.

Und sie schritten hinein in das weite, von zweiundvierzig Säulen getragene Kirchenschiff. Die feinen Weihrauchschleier einer abendlichen Andacht hüllten es in silberflimmernde Nebel, die langsam zur edel ornamentierten, weißgolden kassettierten Decke schwebten.

Die letzten Andächtigen hatten sich verloren, die Lichter verlöschten, und nur die wenigen Abendkerzen, die das Kircheninnere zur Not erhellten, verbreiteten ihren dämmersanften Schimmer um die Erhabenheit des Florentiner Kunstwerkes. Giuliano hörte nicht das leise Gemurmel der betenden Schwester neben sich, sah nicht das mystische Glimmern, das sich um die Strahlenspitzen des Tabernakels wob, sondern fühlte nur die süße Geborgenheit an dem Herzen Gottes. Was er erflehte, war nichts Geringeres, als ein zweiter Savonarola zu werden für dieses Rom.

Daniela war in einen traumlosen Schlaf verfallen. Während sich auf den Lippen des Bruders Psalmworte formten, lag die Schwester auf den Altarstufen todmüde hingestreckt. Plötzlich durchzuckte es ihren Leib, und sie erwachte. Das Dämmerlicht der Kirche brachte sie zu sich.

„Du bist eingeschlafen", klang es vorwurfsvoll an ihr Ohr.

„Die Müdigkeit — die Glieder brennen — die Augen —" Wie eine magnetische Schlaftrunkenheit kam es aufs neue über sie.

Der Bruder trug sie förmlich vom Altar weg, in die dunkelnde Säulenhalle und hinaus vor das Tor. Auf den Stufen ließ er die Schlaftrunkene nieder.

Rom war in Nacht versunken. Welch eine Nacht!

Über den sieben Hügeln lag grünsilberig der Mondscheindämmer. Feine Dünste legten sich wie ein Heiligenschein um das Kapitol und wandelten die Mauern des Senatorenpalastes, die aufragenden Türme der Kirchen und Adelsburgen, die Kuppeln, Forumtrümmer und den Mauerring des Kolosseums zu geisterhaft verschwommenen Gebilden um, die wunderbaren Märchen anzugehören schienen. In den Lüften lag der be-

rauschende Duft stiller Gärten, den der maiwarme Meerwind in Wellen über die Dächer der Tiefe trug. Aus dem dämmernden Licht hob sich ganz nahe San Pietro in Vincoli mit seiner schön gegliederten Architektonik hervor, und wie ein dunkler Koloß lagerte dicht daneben der prächtige Palast des jetzt verbannten Kardinals Giuliano della Rovere.

Und über Trümmern, Zinnen, Dächern und Mauern wölbte sich die Kuppel des Pantheons ins flimmernde Licht. Dort, wo die alten Götter einst auf marmornen Opferaltären den Friedensdank der Römer empfingen, wollte Fra Giuliano die Kriegsfackel seiner Beredsamkeit entzünden.

Nun lösten sich die Glockenklänge von Rom los, die zehnte Stunde verkündigend. Schwer fielen die dumpf gestimmten Töne wie über Grabhügeln ins Rieseln der Mondnacht.

Im Palast der Vanozza Canale auf dem Platz Branca rührte es sich wie in einem Ameisenhaufen vor dem Raubzug. Aber in den reich ornamentierten, mit Teppichen geschmückten Gemächern lag ein träger Friede, den nur das angekündigte Nahen des Papstes Alexander ins Wanken brachte.

In einem Zimmer, dessen Riesenfenster geöffnet waren, saß seine alternde Favoritin Vanozza Canale auf dem Diwan und rieb sich ihr faltenreiches Antlitz mit Eselsmilch, in der gestoßene und gebrannte Korallen schwammen, um der verwelkten Potipharschönheit einen Schimmer von Jugendlichkeit zu verleihen. Vorsichtig griffen ihre fettigen Finger in die etruskische Vase und bespritzten die umbrischbraune Haut. In dem dunklen Haar glitzerte das unwillkommne Silber der Überreife. Das einst leidenschaftlich tobende Liebesblut floß gebändigt durch die Adern. Wenn man drei Gatten mehr oder weniger eherechtlich sein eigen genannt und überdies einen Statthalter Christi ans Herz und ins Bett gezogen, hat man kein Anrecht mehr auf ein unruhiges Herzklopfen.

Ihre vom Leben etwas abgeschliffene Schönheit galt den Römern nichts mehr. Für sie war sie nur mehr die Mutter der Papstkinder und so nebenbei auch die Gattin des Carlo Canale, der gnadenweise die Stelle eines päpstlichen Skriptors innehatte und es als eine Ehre empfand, den Hohenpriester der Christenheit als Nutznießer bei diesem Ehegeschäft ansprechen zu können. Herr Carlo Canale war so klug gewesen, die Liebesfreiheit seiner Gattin gegenüber dem unersättlichen Papst im Ehevertrag ein für allemal zu garantieren. Er selbst begnügte sich mit den Abfallprodukten der Liebe seiner Frau. In den letzten Jahren, da die Kinder Alexanders schon blütenschöne Menschen geworden waren, besuchte der Papst die Vanozza nur mehr als die Mutter seiner Kinder. Dieses Elternglück er-

streckte sich auf drei Söhne und eine Tochter: Don Juan, Herzog von Gandia, Cesare, Kardinal von Valencia, Jofré, Fürst von Squillace, und Lukrezia, die wunderschöne, ach so schöne Lukrezia ...

Vanozza konnte sich für ihr Alter nicht über Zurücksetzung seitens ihres Liebhabers beklagen, der noch mit sechsundsechzig Jahren Gefühle in seinen Gliedern prickeln ließ, um die ihn mancher vollreife Herkules der Liebe beneiden konnte. Er hatte ihr ein Haus auf dem Platz Pizzo di Merlo geschenkt, eine große Vigne, einen Weingarten samt Landhaus bei San Pietro in Vincoli verehrt und ihr endlich den Palast auf der Branca verschrieben. Die Vanozza hatte in diesem Viertel gar vornehme Gesellschaft, denn hier erhoben sich die ernsten Paläste der großen Geschlechter Andreozzi, Cenci, Capodiferro und vieler andrer. Die gutmütige Frau ließ sich aber trotz dieser adeligen Atmosphäre ringsum nicht abhalten, eine einfache Bürgersfrau zu bleiben, die lieber solide Kaufmannsgeschäfte zu betreiben wünschte, als in den Büchern des großen Anstandes zu blättern. Darum ließ sie auch auf dem Campo di Fiore durch eine Verwandte ein Gasthaus führen, die Osteria del Leone. Sie hätte ihrer Sinnesart nach ebensogut zur Zeit des Catilina wie in unsern Tagen leben können, ohne daß die Besonderheiten jedes Zeitalters ihr irgendwelche Zeichen aufgeprägt hätten. Ihre leidenschaftlichen Wünsche hatte der erste Kirchenfürst befriedigt, sie war Mutter bildschöner Kinder, ohne daß diese Mutterschaft sie besonders seelisch erregt hätte, sie gefiel sich in guten Werken, war fromm mit dem gehörigen Zusatz von Frömmelei, im übrigen gesund und gedanken- und gliederträg, so daß sie alle Anwartschaft auf ein beschwerdeloses Hochalter hatte.

Eine scharlachrote, mit Goldbrokat gezierte Sänfte näherte sich dem Palast. Ein Dutzend päpstlicher Soldaten begleiteten den dichtverhüllten Tragsessel.

Die Vanozza besah sich im Spiegel. Das Haar lag geordnet auf dem scharf geschnittnen Gemmenkopf, die Jaspisnadeln hielten die widerspenstigen Flechten zusammen, das Koschenillepulver hatte ein sanftes Rot auf die Wangen gezaubert, und das Florentiner Gehänge um den Fetthals glänzte blank wie die Sonne am ersten Schöpfungstag.

Da stand der Anbeter all dieser aufgefrischten Schönheiten auf der Schwelle. Zwei Pagen in zinnoberroten Gewändern hielten an der Flügeltür des Korridors feierliche Wache. Mit einem Wink verabschiedete der Papst die Knaben und schloß die Tür. Dann nahm er die rote hermelingefütterte Cappa ab, öffnete leicht den scharlachnen Schulterkragen und küßte seine Geliebte mit Zartgefühl auf die kupferbraune Stirn.

„Du hast mir ein Mahl bereitet?" fragte Alexander leckermäulig, während er die schlüpfrigen „Fazetien" des Poggio, sein weltliches Brevier, auf den Sockel einer Flora legte.

„Artischocken mit Ingwer, Muskat und Safran, dann Pfauengehirn und korsischen Wein. Seid Ihr's zufrieden?"

Die Vanozza ließ die Kerzen anzünden. Die goldgestickten Korduanledertapeten flimmerten stellenweise wie zusammengedrängte Riesensterngruppen, und über ihnen leuchtete ein Fries, griechische Jünglinge mit Bullen kämpfend, alle Körper hell getönt, sich abhebend vom dunkelgrünen Wiesengrund, als wollten sie ihre Lebendigkeit und Gliederschönheit dem Beschauer lüstern aufdrängen.

Der Tisch wurde durch zwei Dienerinnen angerichtet. Auf silbernen Tellern schwamm die Artischocke in Öl, auf elfenbeinernen muschelähnlichen Gebilden lagen die Lieblingsgewürze des Papstes. Dickbauchige Gläser füllten sich mit dem Blut korsischer Weinberge.

Alexander neigte sich mit der Behaglichkeit eines Feinschmeckers über die dampfende Speise. „Man bekommt bei dir nichts Halbes vorgesetzt."

„Es freut mich, daß Euch Euer Alter nicht ungalant gemacht hat", sagte die Vanozza lächelnd.

Mit vornehmer Zurückhaltung gab sich der allerheiligste Vater dem Genuß der Speisen hin, ohne ein Wort zu sprechen. Als er die Hälfte seines Korsen geleert hatte, sagte er unvermittelt: „Ich bemerke, daß Lukrezia von Tag zu Tag schöner, ihr Gemahl, Giovanni Sforza, von Tag zu Tag unliebenswürdiger wird."

„Das Schönerwerden scheint ein Gottesgeschenk Eurer Kinder zu sein. Ich sage: Eurer." Sie stellte sich unmutig.

Aber Alexander sagte mit dem größten Freimut: „Es ist wahr. Unlängst sah ich den hübschen siebzehnjährigen Bengel, den mir die Oliviera Ruspetti geboren. Er ist stramm und starksehnig geworden und hat bereits das Doppelkinn der Borgia. Er geht jetzt auf die Hochschule von Padua und trägt meinen Segen in der Tasche. Seinem Naturell nach dürfte er schwerlich in Padua seine Stunden vor Petrarcas Retiro verseufzen, sondern lieber seine Rapierhiebe in der Kondottierenschule austeilen. Doch davon verstehst du nichts." Er kostete wieder mit gewohnter Vorsicht von dem ölfetten Pfauengehirn.

„Von der Schönheit der Lukrezia verstehe ich allerdings mehr", sagte die Vanozza etwas unmutig. Es fehlte noch, daß der Papst das Mahl mit der Aufzählung der Schönheiten seiner fremden Kinder würzte! „Lukrezia hat sich erst einmal bei mir sehen lassen", lenkte sie rasch ab. „Sie ist schön geworden, es

ist wahr. Aber was soll ihr Gemahl mit ihrer Schönheit anfangen, wenn sie ihm diese lieblos verschließt?"

Der Papst runzelte die Stirn. „Ich und Adriana Orsini hatten keine gute Hand bei dieser Zusammenstoppelung. Lukrezia hat Geist, Giovanni Sforza so gut wie keinen. Sein schöner Körperbau, sein wallendes Haar, sein wohlgepflegter Bart und die Summe von Eitelkeiten, die damit verbunden sind, entschädigen Lukrezia nicht für den sonstigen Mangel an Tugenden. Es ist wahr, er hat sich in der Fehde mit dem widerspenstigen Orsini tapfer geschlagen, aber mit solchen Heldentaten erobert man noch nicht die Liebe seiner Gattin. Sforza ist auch unmännlich und in Lagen, die eine gewisse Lebensgewandtheit erfordern, von unglaublicher Torheit."

Die Vanozza hörte mit Erstaunen das Schmählied an. „Das alles hättet Ihr doch, allerheiligster Vater, auch schon vor vier Jahren wissen können."

„Und wer sagt dir, daß ich es nicht gewußt habe?" Er blinzelte mit dem grünlichschwarzen Auge, das einen Schimmer von Tücke hatte, die gute Frau an.

„Ihr habt es gewußt?" Sie blickte ihn etwas erstaunt an.

Der Papst nickte. „Lukrezia hat mit dieser Heirat den ersten Schritt in die große Welt an einem kleinen Fürstenhof getan. Nun zählt sie siebzehn und wird an Körper und Geist schön. Diese Schönheit soll politisches Kapital werden. Die Ehe muß zerbrochen werden."

Die Vanozza fuhr entsetzt zurück. „Ihr wollt wieder Herzenshändel mit dem Kind treiben?"

„Wieder?"

„Es ist Euch ein Bedürfnis, Eure Kinder nach der Konstellation politischer Sterne zu behandeln."

Die kauenden Backenmuskeln des Papstes verrieten durch ihr hastiges Arbeiten einige Erregung. „Mein Hauswesen, liebe Vanozza, wird nicht durch Gefühle, sondern durch Vernunft verwaltet."

„Zwei spanische Verlobungen habt Ihr der Vernunft wegen aufgehoben, um Lukrezia endlich um einunddreißigtausend Dukaten an das Herz des Giovanni Sforza, des Herzogs von Pesaro, zu verschachern", ereiferte sich die Matrone.

„Du sagst — verschachern. Ja, ja —" Alexander warf es ohne Gereiztheit hin.

„Aber es war immerhin mehr Ehre, einem Abkömmling des großen Francesco Sforza ins Bett zu folgen als einem unbedeutenden Grafen d'Aversa, der fern in Estremadura Schafe züchtete." Die Vanozza schlug allmählich einen Kanzelton an. „Auf dem Hofe von Pesaro aber trug Lukrezia dem Herrn Giovanni

eine Liebe ins Hochzeitsgemach, an der sich nicht einmal ein Eisbärenmännchen erfreut hätte."

„Genug davon." Alexander war aufgestanden. Mit hoheitsvoller Gelassenheit überließ er seine Jugendgeliebte ihren kleinen Gedanken und prüfte die Feinheit einer Neptunstatue, indem er mit dem Ärmel darüberfuhr. „Das ist Nachahmung", sagte er geringschätzig.

. „Es ist eine Aufmerksamkeit des Kardinals Ascanio Sforza." Die Vanozza wußte, welche Wirkung der Name auf den Papst haben mußte.

„Des Heuchlers!" fuhr Alexander in die Höhe.

„Ich muß ihn in Schutz nehmen. Ich sah das Original der Statue bei — Giulia Farnese." Die dunkle Stirn der Römerin verfinsterte sich.

Aber des Papstes Auge bekam einen milden Glanz. Der Name dieser jungen Frau wandelte Hagelschläge in hesperidische Sonnentrunkenheit um. Alexander war immer feinfühlig gegenüber der Vanozza. Er nannte den Namen Giulia nie in ihrer Gegenwart, wiewohl sie ihm niemals einen Vorwurf gemacht hatte, daß er im Spätherbst der Liebe auch dem Frühling huldigte, der ihm in der wunderschönen Giulia Farnese erblüht war. Diese war recht oberflächlich an den Herrn von Orsini verheiratet, dem der Papst, um im Venusgärtlein sein Glück ungestört genießen zu können, Gelegenheit gab, im Schloßgarten von Basanello darüber nachzudenken, ob die Annehmlichkeit, eine Farnese zur Frau zu haben, wirklich dadurch gesteigert würde, daß man einige Monate im Jahr fern von dieser Frau leben mußte. „La bella Giulia" wurde als Hofdame der jüngeren Lukrezia in den Palast in Porticu geleitet. Giulia glaubte allen Ernstes eine Gnade des Himmels darin zu erblicken, daß sie den Statthalter Christi auf Erden mit ihrer glühenden Umarmung beglücken durfte. Sie spürte in ihrer Brust einen Hauch von himmelsbräutlicher Weihe, und gewiß war diese verschrobene Vorstellung damit zu entschuldigen, daß der Papst sie dabei noch durch ähnliche Gedankengänge unterstützte. Denn er hatte gleich zu Beginn ihrer Bekanntschaft ihre Gewissensunruhe damit beschwichtigt, daß er ihr sagte, er mache mit jeder Messe, die er zelebriere, einen Teil dieser Liebessünde wieder gut! Zum Dank für soviel Trost und Liebe gebar sie vor drei Jahren dem apostolischen Wildling ein Töchterchen Laura, das alle Anwartschaft auf einen anhaltenden goldenen Landregen zu haben schien, wenn es Alexander belieben sollte, Giulia seine letzte Liebe zu nennen.

Die schöne Kurtisane erreichte auch, daß ihr Bruder Alexander Farnese zum Kardinal ernannt wurde. Auch setzte sie

durch, daß ihre Schwiegermutter, die kupplerische Adriana de Mila Orsini, eine ferne Verwandte des Papstes, die die Schande ihrer Schwiegertochter großgezüchtet hatte und die Ehre ihres eigenen Sohnes beschmutzte, in den Palast der Lukrezia kam, um dort gemeinsam mit Giulia die Erziehung der Papstkinder zu leiten. Sie wurde geradezu des Papstes weiblicher Sekretär, beriet ihn, verkuppelte seine nächsten Verwandten, mischte sich in alle Erbschaftsangelegenheiten und verzuckerte ihre Verschlagenheit mit den Gebärden einer grenzenlosen Frömmelei, die sich in allen Kirchen Roms durch reiche Stiftungen pharisäisch auswirkte.

Der Vanozza Ärger über den Einfluß dieser Frau verpuffte wirkungslos, denn es fehlte ihr die Überlegenheit des Geistes. Daß Alexander auf den Blütenhonig der schönen Giulia flog, verzieh sie dem alten Herzensfreund, aber nimmer hätte ihr Herz die Schmach verschmerzt, von einer gleichaltrigen Genossin verdrängt zu werden.

„Du warst also bei Giulia?" sagte jetzt der Papst verwundert.

„Ich ließ ihr Namensfest nicht unbeachtet. Dort traf ich den Kardinal Ascanio."

„Hat er wieder von dem französischen Pfauenhof geschwärmt? Er kann's nicht vergessen, daß er dort umschmeichelt und mit Dolchen, die nach meiner Brust zielten, ausgerüstet wurde. Der Undankbare! Gleich nach meiner Papstwahl machte ich ihm einen Palast zum Geschenk, machte ihn zum Vizekanzler der Kirche, gab ihm vier goldbeladne Maultiere —"

„Aber alles als Lohn für seine Stimme bei der Papstwahl", sagte die Vanozza schlau lächelnd.

Alexander errötete durchaus nicht. „Ich hätte ihn vernichten können, als ich auf dem Stuhl saß. Er lohnt mir Dank mit Undank."

Da ertönten Trompetenstöße auf dem Platz.

„Das ist Cesare mit seinen Reitern", sagte Alexander verärgert. „Immer die Tollheit!"

Draußen gafften die Leute die herantrabenden Reiter an, die der junge Papstsohn führte. Er saß mit Stattlichkeit auf dem blendend gestriegelten Berber, dessen rote Schabracke mit Gold gestickt war, und hatte das Barett in den Händen am Zügel. Vor dem Palast schwang er sich vom Roß, indem er beide Beine über den Kopf des Pferdes warf. Die Reiter riefen wie auf ein Kommando: „Evviva Cesare Borgia!" Zwei Diener öffneten ihm geräuschvoll das Tor des Palastes.

Wie ein Torero in die Arena trat er ein. Alle Borgia hatten etwas von dem Tier, das sie im Wappen trugen. Eigenwillig-

keit, Bullenkraft, Furchtlosigkeit, Zeugungskraft und Freude an der Gewalt waren in mehr oder minder angenehmer Mischung in jedem von ihnen zu finden. Bei Cesare, dem blondgelockten, kläräugigen Jüngling mit dem herkulischen, straffsehnigen Leib hatte die Kraft den Vorrang vor den andern stierischen Eigenschaften, dann kam der Sinne ungezähmter Trieb an die Reihe, den ihm der Vater vererbt hatte, ihm schloß sich der mit Kraft verbundene Mut an, doch daß der Eigenwille in ihm unentwickelt gewesen wäre, konnte Vater Alexander nicht behaupten, der unter diesem Wiegengeschenk schwer genug zu leiden hatte.

Cesare Borgia begrüßte die Eltern mit kühlem Handkuß.

„Du kommst nicht von Santa Maria del Popolo", sagte der verärgerte Papst, während doch ein Strahl Freude in seinem Auge blinkte.

„Ich komme von einem andern Altar, an dem das Beten auch ein Vergnügen ist." Wenn Cesare so lächelte, hatte sein Antlitz die bezaubernde Liebenswürdigkeit eines echten Kavaliers.

„Du warst bei deinem Bruder Jofré?" fragte der Papst mit leiser Ahnung.

Mit leichtem Spott antwortete der Sohn: „Ich war nur bei seiner Frau, der einzigschönen Sancia. Jofré weiß nicht, was er an dem Weibe besitzt. Sie ist die anmutigste Sprecherin, die aufgeweckteste Dame, die schönste und leidenschaftlichste Frau Roms —"

„Bist du zu uns gekommen, um uns die Tugenden der Königstochter von Neapel zu besingen?"

„Nein, es hängt ein schweres Gewicht an meinem Kommen. Mein ältester Bruder, der Herzog von Gandia, bringt zur Stunde ganz Rom durch seine Ungeschicklichkeit in Aufruhr —"

„Was ist geschehen?" fragte der Papst.

„Er hat soeben den Kämmerer des Kardinals Ascanio Sforza, den er ihm vor ein paar Tagen gewaltsam entführt, im Vatikan erstochen."

„Juan?" Der Papst sprang auf. Der Vanozza drohte eine Ohnmacht.

„Der Herzog von Gandia!" Mit leichtem Spott rasselte er noch des Bruders schönen Titel herunter: „Legat des Patrimoniums und von Viterbo, Bannerträger der Kirche, Fürst von Tricarico, Graf von Claramonte, Lauria und Carinola — die Lunge ermüdet bei den Ämtern und Würden. Und nun habt Ihr ihn auch noch zum Herzog von Benevent gemacht, allerheiligster Vater."

„Was du mir, Neidling, nicht verzeihen kannst", sagte der Papst lächelnd. „Wie ging das mit dem Kämmerer zu?"

„Der Kämmerer soll sich geäußert haben, daß die Rücken-

wunde des Herzogs, die er in der Schlacht bei Sorbiano davontrug, ein Zeichen der Feigheit sei, denn ein Held trüge seine Wunden an der Vorderseite. Die Äußerung kommt dem Bruder zu Ohren, er läßt den Kämmerer in den Palast schleppen und sticht ihn wie eine Kröte nieder. Kardinal Ascanio wütet, und Ihr, allerheiligster Vater, werdet Mühe haben, den alten Kampfhahn zu beruhigen."

„Die Beruhigung des Ascanio ist mir nebensächlich. Aber die Voreiligkeit des Herzogs empört mich. Ich werde ihm einen argen Verweis geben müssen." Der Papst redete sich in einen puterroten Ärger hinein.

„Mit dem Verweis wird weder der tote Kämmerer noch der lebendige Ascanio besonders zufrieden sein", wagte Cesare einzuwenden. „Dem Bruder schwillt der Kamm ob Eurer Freigebigkeit."

Der Papst streckte die altersgedrückte Gestalt, und seine verfettete Faust fuchtelte vor den Augen seines Sohnes herum. „Frechling! Genügt dir deine Kardinalswürde nicht?"

„Der Kardinal lähmt die Gedanken des Weltkindes. Nehmt mir den Hut, ich weine ihm keine Träne nach, allerheiligster Vater."

„Gott wird dich richten, Undankbarer!" donnerte der Papst.

Doch wie ein gewiegter Spieler suchte Cesare nach einem Zug, der dem väterlichen Zorn Schach ansagen konnte. „Adriana hatte längst die Absicht, mit Euch über meinen Kardinalshut zu sprechen", sagte er unvermittelt.

An dem Namen brachen sich wirklich die erregten Wellen. Der Papst horchte auf. „Adriana? Hast du dich hinter sie gesteckt?"

„Muß man das nicht tun, um an Euer Vaterherz zu gelangen? Meine Aufrichtigkeit beweist Euch, wie weh es mir tut, nicht auf geradem Wege an dieses beste aller Herzen zu kommen."

Der Papst schien betroffen. „Du bist aufbrausend, Kind. Wir wollen in Ruhe darüber nachdenken, ob sich deine Kardinalswürde vielleicht auf die zarten Schultern des sechzehnjährigen Jofré übertragen läßt."

Cesare horchte auf. „Dann wird die Hand Sancias frei?" fragte er lebhaft.

„Natürlich. Die Ehe würde geschieden werden."

Schon wieder! dachte die verzweifelte Vanozza. Und kraute das Gefieder eines weißen Kakadus, der neben der Kredenz auf einer Stange kreischte.

„Du liebst deine Schwägerin Sancia", sagte der Papst mit verrunzelter Stirn. „Die Stadt spricht davon, und Pasquino macht sich über den kleinen armen Jofré lustig."

„Hm! Der kleine arme Jofré ist mit dreizehn Jahren an das Herz der fünfzehnjährigen Sancia gelegt worden. Er jubelte sich in das Bett der üppigen Königstochter hinein, wie er mir kindlich ins Ohr raunte. Aber er hat es auch bald verstanden, sich wieder herauszujubeln und an den Blumen des Volkes zu naschen. Es ist viel Kälte im Hause Jofrés."

Cesare war ans Fenster getreten. Die stahlkalten Augen bohrten sich in die Finsternis des Platzes. „Allerheiligster Vater, die Orsini machen wieder Lärm."

Der Gesprächswechsel schien auch dem Papst lieb zu sein. „Der alte Fuchs Virginus Orsini hat vor drei Jahren mich und Neapel verraten, so daß ich mich meinem Feinde, dem Prospero Colonna, in die Arme werfen mußte."

Cesare lachte auf. „Colonna oder Orsini! Es ist ja gleichgültig. Treulos beide wie Frösche im April. Man kommt nur ans Ziel, wenn man sie gegenseitig aufeinanderhetzt."

Alexander sah seinen Sohn mit staunenden Blicken an. „Bei Gott, für deine Jahre eine verzweifelt ernste Politik. Was hörst du von den Orsini?"

„Sie zeigen sich widerspenstig, rüsten Ostia und Bracciano aus, und in den Palast auf Monte Giordano werden heimlich Waffen geschmuggelt."

„Ich werde meine Söldner verstärken. Und treiben sie es zu arg, soll ihnen der Herzog von Gandia zeigen, daß er Orsiniwunden auch im Antlitz zu empfangen bereit ist."

„Der Herzog —?" Die verletzte Heldeneitelkeit des jungen Kardinals schoß ungestüm hervor. „Lebt wohl, allerheiligster Vater!"

Der Papst rief unter grimmig breitem Gelächter den Sohn zurück. „Holla! Legat von Neapel — halt!" Er rieb sich die Hände über die Verwunderung des Sohnes. „Sieh, Vanozza, das gezähmte Zebra trabt zurück. Man sage noch, daß Worte keine Kräfte seien."

Cesare war verwirrt an der Tür stehengeblieben. „Ihr wollt mich — zum Legaten — von Neapel machen?"

„Im August soll der neue König Federigo aus deiner Hand die Krone empfangen. Er hat eine schöne Tochter Carlotta und einen mißgestalteten Sohn. Nun mach deine Rechnung." Er grinste schlau, mit dem grünlichen Schimmer im Auge.

Das Gehirn Cesares begann emsig zu arbeiten wie eine Ameise. „Ich danke Euch, allerheiligster Vater. Und über den Kardinal wollen wir noch sprechen. Es ist besser, ich lege die Bürde ab, ehe die Würde in Stücke fliegt."

„Wir wollen eine Konferenz der Kardinäle einberufen und — meiner Kinder."

„Dann erspart Euch die erste", lächelte Cesare einschmei-

chelnd. „Denn es geschieht ja doch nur, was wir wollen." Er empfahl sich angenehm bewegt. An der Schwelle hörte er noch, wie Alexander zur braven Mutter sagte: „Das Kind wächst augenscheinlich über mich hinaus."

Mit lustigem Trara ritt dieses überreife Kind jetzt durch die Nacht, die über dem finstern Platz Branca lag. Von der warmen Mailuft aus den Häuserhöhlen gelockt, lustwandelte das römische Volk in den Straßen. Man sah Cesares Erscheinung wie ein schönes Prunkstück an.

Das ewige Evviva ringsherum ging ihm auf die Nerven. In den Borgo zurückzureiten, war es zu früh. Er sprengte mit seiner kleinen Kavalkade in dunklere Gassen, wo sich die dunkleren Gedanken heimischer fühlten. Die Vergangenheit wirbelte durch seinen Kopf. Bisher ging ja alles nach Wunsch. Noch in Pisa erhielt er auf der Hochschule vom Vater das Erzbistum Valencia im Vaterland des Papstes. Es warf ihm jährlich ein Taschengeld von sechzehntausend Dukaten ab, womit die Hochschulliederlichkeiten teilweise gedeckt wurden. Cesare hatte nicht das Recht, mit dem Himmel zu hadern. Ein prächtiger Hofstaat umgab ihn, er wohnte im Vatikan über den Gemächern des Papstes, durfte sich seine Farben, Sekretäre, Hofdichter, Gelehrten und — Frauen wählen. Sein Herz war stark wie sein Gemüt, allzu stark. Er empfand keine Unruhe im Gewissen, denn das gehörte in die Tugendkammer des Volkes.

Zum Überfluß gaben die Herren Kardinäle nicht immer das beste Beispiel. Die Monsignori, Kleinkönige der Kirche, saßen in ihren burgähnlichen, krenelierten Palästen, deren vergitterte Fenster verteidigungsfähig hergerichtet waren, hinter dicken Backsteinmauern und züchteten um sich bald künstlerische, verständige Schönheit, bald eine Welt von eitlem Prunk, Hoffart und Trägheit groß. Sie hatten einen Kometenschweif von Höflingen, Gelehrten, Dichtern, Philosophen, Doktoren, und um ihre Gunst bewarben sich Männlein und Weiblein.

Die lärmende Kavalkade war in das finstere Gassengewirr von Trastevere geraten, wo sich Basiliken, Paläste mit schönen vorgotischen Baugliederungen und Dirnenhäuser mit schwärzlichen Fensterlöchern zu einer regellosen Masse zusammengeknäult hatten. Vor dem Nonnenkloster, wo die Jungfrauen der edelsten Geschlechter ihre Horen sangen, ließ Cesare seine Reiter ein rauhes Ständchen bringen, welches im Nu alle sittsamen Klosterinsassen an die Fenster trieb. An einen Einfall in das warme Mädchennest aber dachte selbst der junge Wüstling nicht, den der Anblick so vieler im Mondlicht blaß schimmernder Lilienköpfe nur anfeuerte, an einer gesund blühenden Frauenrose den Rest der schönen Nacht zu vernippen. Er wollte zu einer schönen Hetäre, Vittoria Cereni, der er im

Überschwang der ersten Bewunderung vor einigen Monaten ein kleines Häuschen bei San Apollinari erbaut hatte. Dirnen und Judenmädchen stießen ein lautes Geschrei aus, als die Reiter vorbeigaloppierten. Cesare ritt über die Tiberbrücke mitten in das Herz des schlafenden Rom hinein und bettete sich vor Freude über die Legation von Neapel an das Herz der Cereni.

Der Kardinal Battista Zeno hatte seinerzeit nach der Papstwahl des Alexander Borgia eine Höllenangst ausgestanden. Er hatte sich nämlich bei der Wahl nicht durch Geld bestechen lassen und schwebte nun in Furcht vor der Rache Alexanders. Daher floh er eines Nachts nach Padua. Der Papst beschlagnahmte sofort den Palast des Kardinals und schenkte ein ganzes Stockwerk seiner geliebten Tochter Lukrezia.

Wenn Donna Lukrezia sich im Herzogtum Pesaro an der Seite ihres schönen, aber ungeliebten Gemahls langweilte, ließ sie die Maultiere zäumen und ritt nach Rom.

Diesmal hatte sie freilich die Begleitung ihres Gemahls erdulden müssen, denn der Papst wollte es so.

An diesem Tage, der seine Sonne mit inbrünstiger Glut über Latium leuchten ließ, waren die Fenster des Gemaches, wo Sforza auf einem fellbedeckten Ruhelager schlummerte und Lukrezia an der Seite des Gatten die Weisheit des Dominikaners Pico de Mirandola zu verdauen suchte, tief verhüllt, um die Hitze des Mai zu mildern. Von der rotgolden kassettierten Decke hing ein silberner Regenträufler herab, dessen Tropfen in ein Marmorbecken fielen, in welchem kristallklares Rosenwasser durch eine eigene Maschinerie, die ein Florentiner Künstler erfunden, in wellenförmige Bewegung gesetzt wurde. Von den durch zierliche Pilaster unterbrochnen Flachwänden hingen goldumsäumte Teppiche herab, die Bilder aus dem Neuen Testament und der griechischen Mythologie auf ihrem Grund gewirkt trugen. Neben der Bergpredigt hing die Befreiung der Andromeda, neben dem Einzug Jesu in Jerusalem die zornige Artemis, drei Niobiden verfolgend, neben Mariä Verkündigung die Geburt der Aphrodite. Ein Zypressenschrank mit zwei Kanephoren gekrönt, enthielt Handschriften des Herzogs von Urbino, Erstdrucke, Urkunden römischer Baudenkmäler, Gesänge Petrarcas und viele Arbeiten der römischen Kopisten.

Eine dicke, trächtige Angorakatze kam aus einem Winkel gekrochen und schmiegte sich an Lukrezias goldgestickte, weiße Seide an, die am Saum grüngoldne Tulpen schmückten.

Fröhlicher Gesang trieb Lukrezia ans Fenster. Draußen zog eine Schar römischer Mädchen blumengeschmückt gegen die

Porta Angelica den Höhen des Monte Mario zu, um dort die Maggiolata zu feiern, den Abschied vom lächelnden Mai.

Giovanni Sforza hatte die Augen geöffnet. „Du bist noch hier, Lukrezia?" Er sah sie wehmütig an. „Adriana de Mila wird böse sein, wenn du bei mir bist."

„Laß mich meine Pflicht tun", sagte sie jetzt ernst.

„Das klingt frostig. Nun ja — wir haben es so gewollt." Er strich durch das lange, herabwallende Haar, das flachshell schimmerte.

Der Herzog sah sein Weib anders an als Rom. Dieses Rom sah in ihr die mit Gold und Perlen behängte, glückliche Papsttochter, das Schauobjekt der festlichen Umzüge, und Rom erfand an Märchen und Schmutzigkeiten, was es brauchte, um sich ergötzen zu können. Giovanni Sforza sah in ihr das verzogene, harmlosheitere Geschöpf, das unter einer Schar von gewissenlosen Erziehern aufgewachsen war, empfänglich für das Gute, aber zu schwach, um sich von den Einflüsterungen ihrer Ratgeber zu befreien, und zu eitel, um die Schmeichelei um der Wahrheit willen zu verachten. Auch der gemessene Anstand, die Züchtigkeit ihrer Blicke, die für ihre siebzehn Jahre stattliche Haltung, die Mischung spanischen und italienischen Blutes, aus der eine starke Veranlagung zur Leidenschaftlichkeit erwachsen war, die Lust am feinen Geschmack in Tracht und Gebaren, das alles steigerte den Reiz, den ihre Erscheinung auf alle ausübte. Aber Sforza sah in ihr nur das unglückliche Weib, das gezwungen worden war, in seine Hände zu kommen. Bis in die romferne Einsamkeit reichten die Einflüsterungen ihrer Familie. Des Herzogs sittliche Stärke wurde nichtssagend gegenüber der staatlichen Ohnmacht, in der das Fürstentum Pesaro lag. Er war gut und edel, dieser schöne Herzog. Ein Grund mehr, als Fürst unglücklich zu sein.

Er erhob sich und ging ins Nebenzimmer. Er erschien ihr armselig. Sie hätte so gern mit einem festwilligen Mann geprunkt, so wie man mit ihr am Papsthofe prunkte, wenn man den Römerinnen Adel, fürstliche Hoheit und Rasse der Catalanifrauen unter die Nase reiben wollte.

Ihr Unmut verrauchte, als ihr die Kammerdame Donna Gambarez den Besuch der Giulia Farnese meldete.

In einem blaßblauen Seidengewand, von dunklen Blüten gesäumt, das goldne Haar zu einem Turm aufgesteckt, in dem Silbernadeln und der Flimmer herrlich geschliffner Saphire einen verwirrenden Funkentanz aufführten, stand das schönste Juwel der „ehrenwerten Kurtisanen" Roms auf der Schwelle. Giulia warf sich mit Überschwenglichkeit in die Arme der Freundin.

„Deine Schwiegermutter war noch nicht da", sagte Lukrezia.

„Sie liest Seiner Heiligkeit die Leviten. Denn es soll geschehen, daß der Kardinal von Valencia die Legation von Neapel erhält und der Herzog von Gandia leer ausgeht. Das will Adriana gar nicht in den Kopf." Sie rauschte in das schwere Erlenholz eines Prunksessels hinein.

„Mischen wir uns nicht in die politische Hölle", lachte Lukrezia und warf der Freundin die Angorakatze an die üppige Brust.

„Sind wir allein?" fragte Giulia, die sich vorsichtig umsah.

„Sforza ging hinauf zu dem alten Podocatharo. Der läßt ihn so schnell nicht los."

Die Blondheit der schönen Papstfavoritin schillerte im rötlichen Schein des Zimmers wie Weizen unter dem Abendstrahl. Und Lukrezias Haupt, von ähnlichem Gold umsponnen, lag dicht an dem Busen der Freundin, so daß die goldnen Ströme ineinander zu fluten schienen und das Gefunkel der Kleinode herüber und hinüber sprang wie blitzendes Sonnenfeuer auf dem Meer. „Ich komme vom Papst", sagte die Favoritin mit gedämpfter Stimme.

Lukrezia schlug die Augen nieder. Es war ihr ja kein Geheimnis, wie sich die warme Jugendschönheit dieser Frau geschickt und unauffällig in das winterliche Herz des allerheiligsten Vaters geschmeichelt hatte. Der Papst verjüngte sich von Tag zu Tag unter den Strahlen der Sonne Giulia, seine Glieder streckten sich in Gesundheitsfülle, sein Gesicht bekam einen rosigen Schimmer, seine Haut, früher verwelkt und runzelig, spannte sich unter dem Druck des rascher pulsierenden Blutes, seine Beweglichkeit war erstaunlich, sein Geist regsam, und in der Fähigkeit, allen Frauen Liebenswürdigkeiten zu sagen, übertraf der große Alexander alle Don Juane der Welt. Wie sollte Lukrezia ein Geschöpf nicht lieben, welches bei aller Verworfenheit auf ihren eignen Vater solchen Zauber bewirkte?

Giulia drückte den Kopf Lukrezias an sich. „Ich bin — vor einer Stunde Mitwisserin eines großen Geheimnisses geworden. Darf ich dir vertrauen?"

Lukrezias Stirn verdunkelte sich. „Du kannst fragen? Bin ich dir nicht auch verbunden — durch ein fürchterliches Geheimnis?" Eine Karnevalsnacht flammte in ihre Angst hinein. Beinahe hätte sie laut aufgeschluchzt.

Giulia überlief der Ärger. „Denkst du schon wieder an diesen Perotto?"

„Er ist nach Valmeda geschickt worden vom Papst —"

„Und wer weiß, ob er überhaupt zurückkommt. Du siehst ihn einfach nicht mehr."

„Diese furchtbarste Nacht meines Lebens, die du auf dem

Gewissen hast, wird ebenso furchtbare Folgen zeitigen. Es sind Zeichen dafür vorhanden, Giulia —" Sie warf ihr Haupt in der Freundin Schoß.

Giulia Farnese machte heiße Augen. „Wenn das eintritt, was du fürchtest, so komm zu mir, Lukrezia. Die alte Pecchini, die Salbenhändlerin auf der Giudecca hat ein Geheimmittel, die Sache verschwinden zu lassen. Wenn ich nicht irre, ein Adlerstein um den linken Arm gebunden, der zuerst mit Krötensalbe eingeschmiert werden muß."

Lukrezia stieß sie unwillig von sich. „Der Hexe vertraue ich mich nicht an. Eher bringe ich das Kind des Kammerdieners zur Welt."

„Ein Jaspis, am linken Schenkel getragen, beschleunigt die Geburt bei kreißenden Frauen unter zwanzig Jahren", sagte Giulia erregt. Die Madonna des Papstes hatte merkwürdige Amulette bereit. „Du kannst dich freuen, ein so schönes Kind zu bekommen, da der Vater so schön ist."

„Und Giovanni Sforza? Es gibt eiserne Ruten auf Schloß Pesaro und dunkle Turmgemächer, wo die Untreue Zeit hat, sich mit Reue zu unterhalten."

Der Farnese Augen schillerten wie unter der Spannung eines großen Geheimnisses. „Darum kommt meine Nachricht eben recht. Ich bringe dir Erlösung von aller Angst. Seine Heiligkeit der Papst und Mutter Adriana haben beschlossen — aber erschrick nicht —, daß Sforza Rom verläßt und — dich."

„Was heißt das?" fuhr Lukrezia in die Höhe.

„Diese unselige Ehe soll zerrissen werden, so oder so. Du paßt nicht für ihn, sagen Mutter Adriana und der Papst, du paßt auch nicht für eine Residenz wie Pesaro. Du sollst nach Rom, sagen Adriana und der Papst."

Lukrezias Augen leuchteten fieberhaft.

Ihr immer gegängelter Sinn faßte das alles nicht. Sie sollte frei sein? Losgelöst von Sforza? „Das will der Papst wirklich?" Mit jäher Angst sprang sie auf. „Giovanni soll weg von mir?"

„Und du weißt — was das unter Umständen — zu bedeuten hat — wenn Alexander Borgia jemand weg haben will —" Aus den schönen graublauen Augen düsterte es unheimlich.

Die Herzogin tauchte in das Herz der Freundin hinab. Da glaubte sie furchtbar zu verstehen. Ihr Gemahl taugte nicht mehr in das politische Programm Seiner Heiligkeit hinein.

Giulia sah auf die angstdurchzitterte Lukrezia, die wie ein in einem Buschwinkel gedecktes Wild zusammengekauert dasaß. „Lukrezia — der Papst rechnet — auf deine Zustimmung — und Hilfe."

„Meine Hilfe?" Es klang aus höchster Herzensbedrängnis

heraus. „Der Papst soll tun, was er für gut befindet — aber meine Hände soll er unbefleckt lassen."

Giulia zog die feinen Lippen zu einem schmalen roten Strich zusammen. „Du brauchst nichts zu tun, als zu schweigen", sagte sie mit einem bedeutsamen Blick.

Es war dämmerig geworden. Die Herzogin ging zum Fenster und zog die Vorhänge zurück. Draußen lag schwerdunstig der Abend über dem Borgo.

„Kardinal Monreale hat große Abendgesellschaft heute", sagte Giulia. „Ich fahre mit Adriana noch hinaus in die Vigne. Cesare Borgia kommt hin, und der neue Hofdichter des Kardinals Ascanio, ein gewisser Serafino d'Aquila."

„Den Namen habe ich schon gehört", sagte Lukrezia leichthin.

„Er liegt in aller Leute Mund. Wenn du kannst, so komm. Bei Monreale langweilt man sich nie." Sie warf bei der Tür einen Blick auf einen Gürtel aus gesponnenem Gold, den der Herzog nachlässig auf das Kamingesimse geworfen hatte, eine Kostbarkeit aus einer urbinischen Werkstätte. „Siehst du, Lukrezia, auf so einen Gürtel macht dir Serafino d'Aquila das herrlichste Sonett. Er ist jung und schön. Ein Mädchen hat sein Bild mit glühenden Nadeln auf ihren Busen gebrannt und ist dann in San Spirito gestorben."

Es war höchste Zeit, daß Giulia fortflatterte. Der Herzog kam eben herab. Er konnte das gleißende Geschöpf samt ihrem Anhang nicht leiden.

Mit schnellen Schritten trat er jetzt zu Lukrezia. „Ich will nicht, daß du mit dieser Frau, die des Satans Gemächte in ihrem Herzen trägt, weiter verkehrst."

„Der Papst hat sie mir zur Hofdame hier bestimmt."

„Wie immer. Sie muß weg."

„Wag es, Seiner Heiligkeit Widerstand zu leisten." Lukrezia sah ihren Gatten seltsam bewegt an. Die Sorge, die er da um ihr sittliches Wohl und Wehe plötzlich zu zeigen schien, rührte sie ein wenig. Sie hatte sein Leben in ihrer Hand. Wenn sie schwieg, war er verloren, wenn sie redete, gerettet. Sie fühlte auf einmal den Drang, ihn auf irgendeine Weise für die Schmach zu entschädigen, die sie ihm durch ihren grenzenlosen Leichtsinn angetan, der sie in der Februarnacht in die Arme eines fremden Menschen getrieben, und sie glaubte schon einen Teil ihrer Schuld abbüßen zu können, wenn sie wenigstens das Leben ihres Mannes rettete, nicht für sich, sondern für andere, bessere Leute, für sein Volk in Pesaro, das ihn liebte.

Die Herzogin warf sich plötzlich mit aufwallender Inbrunst an seinen Hals.

Diese ungewohnte Gefühlsheftigkeit machte Sforza stutzen.

Er zog den jungen, aufgeregten Leib an sich. Beinahe wäre das Eis in ihm geschmolzen.

„Ich hab' Euch nie geliebt, Giovanni", sagte Lukrezia. „Aber nun wir auseinandergehen — will ich Euch — einen Dienst erweisen —"

„Wer sagt, daß wir — auseinandergehen?"

„Die, die alles bisher gewollt haben. Vater, Brüder und die Frau mit den leblosen Augen und den lebhaften Gedanken."

„Adriana de Mila Orsini?"

Lukrezia nickte. „Verlaß noch diese Nacht Rom!"

„Warum?" fuhr er empor.

„Man will unsre Ehe trennen — mit Gewalt."

Der Herzog erbleichte. „Hast du Beweise?"

„Die Frau — die von mir ging — hat es aus dem Mund des Papstes selbst."

Nun lag das Geheimnis da. Aber Lukrezia hörte nicht die schlagende Angst ihres Herzens gehen.

Der Herzog hatte seine Fassung wiedergewonnen. „Warum will uns der Papst trennen?"

„Das Herzogtum Pesaro ist klein, Lukrezia Borgia soll die Zierde eines einträglicheren Hofes bilden." Bitterkeit verzog ihre schönen Lippen.

Giovanni Sforza würgte den Ekel hinunter. „Das riecht nach dem weiblichen Berater. Er warf Euch aus einem Heiratsvertrag in den andern, dieser allerheiligste, schlaue Vater. Zuerst Val Ayora, dann Procida und endlich — Giovanni Sforza. Es war eine ausgesuchte Steigerung der Gefühle dieses Geschäftsmannes. Und wer nach mir kommen wird, darf sich nicht freuen, der letzte Faktor in dem Rechenexempel Alexanders zu sein, er müßte denn ein Königreich sein eigen nennen." Er riß heftig an der Türglocke.

Ein Kammerdiener sprang herein.

„Jacomino! Du wirst beweisen, daß Gold für deine Treue noch zu wenig ist. Du bist ein flinker Reiter. Hör mich an: Gleich meine Garderobe auf fünf Maulesel packen! Eine Stunde vor Mitternacht sind die Tiere an der Porta del Popolo bereit. Den Weg dahin nicht über die Scrofa, sondern über die Via Flamina. Das Wappen von Pesaro an allen Kisten abnehmen. Wenn Euch wer fragt: Ihr seid Diener des Kardinals Sanseverino und reitet nach Mantua. Bei San Andrea werdet Ihr mich finden. Ich trage den Grautalar eines Medikus und bin ohne Bart. Zwei Reservepferde nimmt Antonio mit."

Als der Diener fort war, fiel Donna Lukrezia dem Gemahl weinend in die Arme. Er wußte, daß im Rom der Borgia Augenblicke des Zögerns verhängnisvoll werden konnten und

daß, wenn das Papsthirn Gedanken ausgebrütet hatte, die Taten nicht lange auf sich warten ließen.

„Wenn jemand nach mir fragt, ich bin nach Forli zu Catarina Sforza gereist."

„Und wohin geht Ihr in Wahrheit?"

„Ein Weib, das mir das Leben rettet, darf ich zur Vertrauten meiner Pläne machen. Ich will zu Ludovico Moro, meinem Oheim. Ich laß Euch kommen, sobald die Wege sicher sind." In Wahrheit vertraute er auch Lukrezia nicht sein eigentliches Reisezeil Pisa an. Er streichelte sanft über ihren goldnen Scheitel hin. „Lukrezia —", sagte er beinahe unbeholfen, „hat Euch — Liebe zu dieser Hilfe getrieben?"

Lukrezia durchbebte ein Schauer. Sie wollte dieses Augenblicksgefühl nicht so nennen und doch den Mann nicht verletzen, aus dessen Auge jetzt der Wunsch leuchtete, ein süßes Wort aus dem Munde der Gefährtin zu vernehmen. Da leuchtete ein Bild aus dem hellenischen Mythus, das Horazens Geist in einer Ode heraufbeschworen, die sie sehr liebte, in ihre Unruhe hinein.

„Es gab eine Danaide, welche ihren Gatten rettete, anstatt ihn zu morden. Fragt sie, ob es Liebe oder Mitleid mit ihm war." Sie senkte die schönen, traurig verglänzten Augen.

Lukrezia richtete in Eile zwei leichte Satteltaschen her und packte mit Hilfe eines alten Dieners die Kistchen mit Kirchengeräten an, so daß es aussehen sollte, als wären es Geschenke eines hohen Geistlichen an eine Kirche außerhalb des Patrimoniums. Der Herzog half mit.

Unter heißer gedrängter Arbeit vergingen die Stunden. Die Bangigkeit half ihnen hämmern und feilen.

Donna Lukrezia hörte schon im Geiste den Hufschlag des davonjagenden Rosses. In wenigen Stunden, wenn die Nacht über Rom lag, mußte sie den Mann aus den Augen verlieren, der es ihrem Belieben anheimstellte, ihn wiederzusehen oder nicht. Die Vergangenheit schwebte jetzt traumartig an ihr vorbei, die Hochzeitsfreude, die eine fast vierjährige Ehe in Vergessenheit geschleudert hatte, durchklang ihre Seele wie ein fernes Märchenleuchten. Das war damals ein Jubel in ihrem reinen Kinderherzen, das keine Ahnung von der Rechnung ihres Vaters hatte. Blumen, Blumen auf der herrlichen Hochzeitstafel, Gold und Perlen in der Hochzeitskammer! Einhundertundfünfzig Edelmänner mit ihren Frauen saßen zu Tisch, und der Papst ließ frohlaunig silberne Schüsseln mit Konfekt in den Schoß der schönsten Frauen werfen. Und bald jubelte das kleine Herz Lukrezias in die Arme des kaum gesehenen Gemahls hinein. Und flog dann in die Enttäuschung einer bösen Ehe. Wohl leuchtete ein schöner, herrlich ornamentierter

Palast in Pesaro für sie, und es rührte sich um sie das Leben eines kleinen Fürstenhofes. Aber in den kalten Sälen des Herzogsschlosses, in dem starre Fresken von den Wänden sahen, atmete kein freudiger Geist, und Donna Lukrezia, vom Heimweh nach dem frohen, schwelgerischen Rom gepackt, entfernte sich von Tag zu Tag mehr aus dem Pflichtkreis der Gattin und verzichtete darauf, sich das Herz des ebenfalls jungen Giovanni Sforza zu erobern. Als der Herzog die Vergeblichkeit seiner Liebesmühe einsah, rückte er völlig von seiner Gemahlin ab.

Nun erschien ihr die Vergangenheit von einem mildern Lichte verklärt. Aus dem rauhen Unhold wurde ein ernster Mann, aus dem Pedanten ein gewissenhafter Mensch, und der einsame Sonderling verwandelte sich in eine geistvolle Gelehrtennatur.

Als die Koffer zuflogen und Sforza nach einem kräftigen Abendessen seiner Gattin zum letztenmal die geschwellten Lippen küßte, schauerte die Gefahr in ihr, und sie drängte selbst den Herzog zur Tür.

Dann weinte sie bitterlich. Die Einsamkeit des Borgo umdüsterte sie. Oberhalb ihrer Gemächer fiel ein Lichtschein auf die Straße. Dort war ein einsamer, alter Patron über Büchern wach: Podocatharo, der alte Erzieher der gesamten jungen Vanozzabrut. Nun waren ihm die Kinder längst entwachsen und er lag ganz im Bann seiner etruskischen Studien und freute sich inmitten der Verderbtheit seiner Zeit an dem neu entdeckten Lebensgeist, der aus toten Urnen wehte.

Es war, als hätte Lukrezia ein Hauch dieser fremdartigen Vorwelt berührt, die da oben ihre Gräber für den schürfenden Geist eines Gelehrten öffnete. Und sie suchte Linderung ihres Leidens in einem der frohesten Lobsinger dieser alten Zeit. Horazens Ode, die schon früher durch ihr Gemüt geläutet hatte, schlug sie jetzt auf und versenkte sich mit ihrer ruhelos nachschaffenden Phantasie in des Sängers Geist. Wie vom Sturm getragne Melodien klang es ihr ins Ohr:

Mich mag der Vater mit grausamen Ketten belasten,
Weil ich mitleidsvoll des armen Gatten schonte;
Mich mag er auf seiner Flotte nach Numidiens äußersten
Feldern verbannen.

Und die kindliche Freude über ihren Schmerz stieg bis in die Dunkelheiten der schwarzen Kokytos-Brücke hinab, über die sie ihren Schatten wandeln sah.

Vor dem Pantheon stauten sich die Massen Des Agrippa ehrwürdige Rotunde war umlagert von wimmernden Gestalten, zerfetzten Strolchen, Bettlern, Dirnen, Spaßmachern, Cam-

pagnuolen und Edelleuten, einem zusammengewürfelten Haufen Menschen, der sich wie ein Bienenklumpen an das Monument heidnischer Götterverehrung hing und bis tief in die Gassen seine flatternden Zungen ausstreckte.

Und in der dämmerkühlen Tempelhalle lagen die Leute zu Füßen der Altäre, die Blicke zu den goldnen Tabernakeln erhoben, die die Marmorbilder der Juno, Ceres, Vesta, Aphrodite und vieler andrer Götter in den Säulennischen verdrängt hatten, um den Leib eines einzigen Gottes in geheimnisvoller Verschlossenheit zu hüten.

Wie eine Lähmung kam es über sie, als des Fra Giuliano heisere, wie von den mystischen Schwingen einer andern Welt getragne Stimme die Verdammnis über Rom sprach. Seine ausgemergelte Asketengestalt stand im Vollicht der Sonne, die ihre Weihestrahlen durch die weite Kuppelöffnung sandte und das bleiche Antlitz des fanatischen Gottesknechts mit einer Gloriole von grünlichgoldnem Glanz umwob. Über seinem Haupte prangte die Schönheit eines Akanthus auf dem Kapitell einer Säule, und von den Blättern ging ein klaffender Riß den Schaft hinab bis in die Höhe des Predigerhauptes.

„Seht, Römer, dieses Warnzeichen des Herrn!" rief Fra Giuliano in die zitternde Menge hinein. „Es beginnen die Tempel zu stürzen, denn die goldnen Bildwerke hat trügerischer Geist geformt. Gott zertrümmerte die Götterbilder und schuf seinen Altar auf den Trümmern. Doch seine Zeichen wurden immer dunkler und unverkennbarer, und es kamen Menschen, die aus den Zeichen Gottes ihre eigenen Stempel prägten und sie ausgaben für den sichtbaren Willen des Herrn. In Florenz predigt ein heiliger Mann von der Nichtigkeit des Goldes und schleudert die Brandfackel in die Tempel der Eitelkeit. Savonarola ist sein Name, und ich ließ mich von ihm segnen zu gleichgesinnter Tat. Es ward aufgetan vor mir ein verschloßnes Tor, hinter dem sich die Prahlerei in der Maske der Weisheit verbarg. Und es ging eine Rede aus wie aus sieben Donnerwolken: geh durch Italien, schwing die Geißel über die, die nicht hören wollen, und die Lilie über die, denen deine Stimme lieblich klinget wie ein goldnes Harfenkleinod Davids. Ich sah den leibhaftigen Antichrist — o laßt mich schweigen. Keine Farbenglut wäre brennend genug, die Laster aufleuchten zu lassen, mit denen sich der eine bedecket, der des Luzifers Herold heißen mag."

Die Gesichter wurden starr vor Entsetzen. Was wagte dieser abgezehrte, todblasse Mönch?

Die heisere Stimme ätzte weiter in ihre bangen Seelen: „Es war einst ein Araber, der die Blinden beklagte, daß sie die Ärmsten der Welt seien, denn sie könnten das schöne Rom

nicht sehen. Wenn er heute käme, würde er die Blinden preisen, daß sie Rom nicht sehen könnten, und die Tauben, daß sie nicht hören könnten die entsetzlichen Laster, mit denen Roma aeterna prahlt."

Der arme Prediger wuchs mit seinen Worten himmelan, und alles, was textlich vorbereitet lag, entrollte ihm, und er überließ sich ganz der göttlichen Eingebung, die seine Gedanken zu brausenden Strömen formte.

Durch die hingeworfnen Massen drängte sich jetzt der Kardinal Raffaello Riario. Er ließ sich in einen gedrechselten Stuhl nieder, den die Kirchendiener gesäubert hatten. Über seinem edlen, kräftig geschnittnen Gesicht lag ritterliche Vornehmheit.

„Reißet die falschen Altäre ein, die jetzt aufgebaut werden", fuhr der Augustiner grimmig fort. „Die heidnischen Geister rufen das Evangelium des Genusses in die Welt, das des Teufels frohe Botschaft ist."

Der Kardinal Riario lächelte darob in die flammenden Augen des Mönches hinein. Nicht übel, dachte er. Aber nur schade, daß draußen vor dem Pantheon eine wunderschöne römische Sonne lacht, die die Finsternis seiner Worte verschlingt, daß aus den Küchen der süße Duft der Weindrosseln und Ölkuchen aufsteigt als fröhlicher Opferrauch der Leckermäuler, und daß die Augen dieser Buhldirnen auf den Fliesen in ein paar Augenblicken wieder den lüsternen Glanz der Sünde haben werden.

Seine Blicke blieben plötzlich an einer weiblichen Gestalt haften, die an der Treppe der Kanzel auf den Knien lag, das Gesicht mit dem Ausdruck himmlischer Verzücktheit auf den predigenden Pater gerichtet. Daniela Narni lag im Banne der Vernichtungsrufe ihres Bruders. In der Erdhöhle auf dem Gianicolo, über dem ausgebreiteten Bilde der Roma aeterna, hauste sie seit ein paar Tagen und lebte von den Gaben der Frommen, die ihre Sehnsucht nach dem Hügel zog.

Die Stickluft in der Kirche erhöhte die Spannung der Gemüter.

Fra Giuliano zog die Schrauben der Angst noch fester an. „Dahin ist die Sabbatruhe eurer Herzen. Rufet es ihnen zu, den Caracallas der Christenheit, den stolzen Kardinälen: Verdammt eure heidnischen Statuen und eure Erquickung an der Weisheit der Heiden! Die Bischofsstäbe verwandelt in Bettelstäbe, die Mitra in eine Mönchskappe! So wird die Kirche gezüchtigt und erneuert werden!"

Mönchlein, Mönchlein! dachte der Kardinal Riario in seinem Erlensessel. Du solltest deine Zunge in acht nehmen.

„Man wird euch sagen: Glaubet ihm nicht! Man wird mich

um der Gerechtigkeit willen verfolgen. Aber der Herr wird mich nicht von den Stolzen zertreten lassen, er wird mir Kraft geben, die Hände der Gottlosen abzuwehren."

Da wurde des Predigers Gesicht gipsbleich. Er hatte in der Menge plötzlich ein Antlitz bemerkt, dessen Augen ihn wunderlich sanft und doch wieder mit einem Anflug von leisem Spott anblickten. Regelmäßige, fein geschnittne mannhafte Züge, den seinen etwas ähnlich, ein schön geformter Leib mit mäßig geschwellten Gliedern, eine hocherhobne Denkerstirn, so rückte das Bild unmittelbar vor sein Auge, in sein Herz. Ja — er hatte ihn erkannt und verdammt, den Bruder Serafino Narni, den sie jetzt unter dem Heimatnamen Aquila auf den lorbeerumflochtnen Schild erhoben und zum Orpheus Roms gemacht hatten.

„Die Fußeisen der Welt halten noch viele gefangen, aber viele auch schwingen sich auf rebellischen Geistesflügeln zu Höhen hinauf, wo kein Kreuz von Golgatha steht, sondern der Tempel Jupiters, sie schmachten nach alten Weisheitsquellen, die den Verstand letzen, aber den Glauben verdorren lassen, aufgeblähte Gehirne, ruhmgierige Pfauen, wandeln sie stolz mit dem Lorbeer auf dem Haupte daher. Fliehet solche und bauet auf das Heil der Gerechtigkeit." So hatte er dem Bruder den bittern Isop zur Reinigung der Seele gegeben.

Da sah er, wie der Verdammte vor Gott sich zwischen den fieberäugigen, abgemergelten Gestalten nach dem Ausgang der Kirche drängte. Die Kluft zwischen den beiden Brüderherzen war vertieft worden. Und nun klomm er in drangvoller Beschwörung dem Endziel seiner Predigt zu.

„Es sitzt der Antichrist mitten unter euch, Römer. Aus dem Wespennest fliegen die stechenden Tiere heraus und senken ihre Stacheln in unschuldige Herzen, und Giftdünste strömen von dem Herd, an dem sich die Laster wärmen, die sich zu einem furchtbaren Rattenkönig verfilzen, der das entweihte Siegel Christi um den Hals gehängt hat. Verlangt ein Konzilium!"

Durch die Kirche ging das Flüstern und schwoll unheimlich an: Der Papst! Die Worte rissen die Leiber mit, ein Gewoge begann, die aufgepeitschten Gemüter rannten lüstern in den Haß hinein, den dieser feurige Prediger den Schlemmern und Hochmütigen angekündigt. Er erschien den Leuten wie der lebendig gewordene Atem Gottes.

Der Kardinal Riario war aufgestanden und hatte seine stattliche Größe unter der Kanzel aufgepflanzt. Der Spaß ging ihm über das in Rom Erlaubte, wo die Bettelmönche manchmal bei ihren Bußpredigten über die Stränge schlugen.

Mit Gelassenheit schritt der Kardinal durch die Menge.

Draußen standen die Läufer mit der Sänfte. Riario sprach zu einem der Läufer ein paar leise Worte. Im nächsten Augenblick trug die Sänfte den Kardinal davon. Hinter ihm wälzte sich die Menge aus dem Pantheon.

Da trat der Gottesstreiter in den Glanz des Tages. Im Nu fiel ein Haufe von Leuten um ihn herum in die Knie. Hinter dem Mönch wankte ein schönes, halb zusammengebrochenes Weib daher, dessen Antlitz von dunkler Glut übergossen war. Daniela hatte die Hände wie eine Büßerin über die Brust gekreuzt. Der Mönch gab der Menge den Segen und rief: „Konzilium! Verlanget das Konzilium!"

Und der alte Göttertempel, von den Orkanen der Weltgeschichte oft umbraust, doch nicht zertrümmert, erzitterte unter dem Geheul der Menge: Konzilium!

Da trat der schöne Bruder Serafino an den Mönch heran. Zwei Augenpaare flammten einander an, das eine voll Liebe, das andre voll Haß. Und Serafino, der junge Horaz Roms, der Hofdichter des Kardinals Ascanio, sprach mit der ganzen Milde eines Josef von Kanaan zu seinem finstern Bruder: „Was tust du, Bruder? Dein Weg führt nicht zu Gott, sondern in dein Verderben."

Da wehrte sich des Rutenschwingers Herz gegen die brüderliche Liebkosung. „Weiche, Satanas! Die Geister von Tibur rühren an den Saiten deiner Leier, du sitzest an der Kardinäle Tafeln und windest den Lorbeer um ihre Schläfen mit deinen Versen! Bethesdafluten über deine Seele!" Und er wandte sich ab von ihm.

Da ertönte von der Navona herüber das Geklapper trabender Hufe. Grelle Farben blitzten in der Sonne. Ein Reiterzug bahnte sich den Weg durch die Menge. Vorreiter schafften Platz, Hellebardisten in Wämsern, deren rechte Hälfte gelb, deren linke rot waren, folgten ihnen, dann kamen Pagen in feinen silberbestickten Satingewändern mit roten Überwürfen, und nun ritt auf dem goldbehängten, schwer gezäumten Rappen, strahlend wie ein Achill, Cesare Borgia an der Seite der schönen Lukrezia daher.

Jetzt drängte die Menge von Fra Giuliano ab und strömte dem Reiterschauspiel entgegen. Das Volk schwenkte die Mützen und Spitzhüte und rief unaufhörlich: „Evviva Cesare Borgia! Evviva Lukrezia Borgia!"

Daniela Narni hatte sich aus ihrer Zerknirschtheit aufgerichtet. Nun stieß sie einen Schrei aus und fiel wie ein Stück Holz zu Boden. Der Bruder blickte entsetzt auf sie. Er hielt ihren Kopf in den Armen und streichelte über ihre Stirn.

Der Zug des Papstsohnes hatte sich genähert. Mit holdester Anmut saß Lukrezia zu Pferde. Ein leichter, blauseidner Über-

wurf floß über ihre Gestalt herab, und unter dem gleichfarbigen Federbarett quoll das Gold ihres Haares hervor. Steine und Perlen blitzten von ihrer Brust.

Cesare Borgia im lilafarbigen, goldverbrämten Wams mit goldnen Schnüren und rot gefensterten Ärmeln lenkte das Roß gegen die Säulenhalle des Pantheons heran, wo der Mönch neben der wie im Schlummer liegenden Daniela kniete.

„Was ist geschehen?" fragte Cesare Borgia. Er hatte das bronzene Statuengesicht der Jungfrau erblickt, und eine Erinnerung flog durch sein Hirn. Das Jagdhaus in der Majella tauchte auf — dieses Gesicht verblich unter seinen starken Armen, die mit dem schwachen Körper rangen — — — dieses Gesicht, das da vor ihm —

„Wer ist das Mädchen?" fragte Cesare Borgia.

„Meine Schwester", sagte dumpf der Mönch.

Und eine Handwerksfrau trat vor und sagte lebhaft gestikulierend: „Eure Herrlichkeit, es ist die neue Heilige, die in der Höhle von San Onofrio lebt. Ihr Gebet heilt Kranke. Ihre Berührung ist ein Wunder. Wahrhaftig, es ist so, Eure Herrlichkeit."

Cesare biß die Lippen aufeinander. Dann sagte er zu Lukrezia: „Nun seht Ihr, Schwester, wie Heilige aussehen. Kommt!"

Mit herkulischer Kraft warf er das Roß in die neue Richtung. Die Leute rissen die Mäuler auf. Des Augustiners Jeremiade war vergessen. Alles atmete wie die Landschaft nach dem Hagelwetter auf.

Nur der Mönch sah den Reitern mit drohend gespannten Augen nach. Er rief in das frohe Lärmen hinein: „Kardinal! Auch deine Locken werden bleichen, noch ehe dein Sommer kommt!" Das Wort erstarb im Getöse. Alles drängte den Reitern nach, und von der Navona herüber kamen jetzt neue Züge, die Kardinäle in karmesinroten Kamelots, mit ihren Geistlichen, Kammerherren und Pagen, dann der venezianische und der spanische Gesandte mit einem Troß von Dienern.

Dem Augustiner war das Volk entglitten. Er lud die Schwester auf seine Arme und trug sie in den Säulenschatten des Pantheons. Dort legte er sie in die Arme einer betenden Bäuerin und setzte sich neben sie.

Da fühlte er, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte. Seine Augen erkannten einen Soldaten des Stadtpräfekten.

„Besteigt die Sänfte", sagte der Soldat. „Ihr müßt uns folgen." In der Nähe standen noch drei Soldaten.

„Weshalb? Wohin führt Ihr mich?"

„Wir haben keinen Auftrag, Euch dies mitzuteilen."

„Meine Schwester hier —"

„Wir haben keinen Auftrag, sie mitzunehmen."

Da ließ er sich von den eisernen Speeren begleiten und bestieg die Sänfte. Sie war einfach, weiß Aber auf dem Türschlag glänzte eine weiße Rose auf dunkelgrunem Grund Es war das Wappen des Riario.

Daniela lag wie gelähmt mit offenen Augen da. Es dunkelte um sie trotz dem grellen Sonnenlicht. Sie wischte sich mit der Hand den bösen Traum von der Stirn.

Wie eine Nachtwandlerin schwankte sie durch den Sonnenschein, der Trasteveres armselige Steinklumpen vergoldete, und klomm den Hang des Gianicolo hinauf in die Erdklause bei San Onofrio.

Zu ihren Füßen dunstete in der Glut wie ein braungelbes Geschiebe untereinander geworfener Zyklopensteine das ewige Rom. Aus dem Gebräu graute gespensterhaft der Travertin des geborstenen Riesenspielzeugs der Flavier, des Kolosseums. Und die Pantheonkuppel lag wie ein lauerndes Untier sprungbereit da, als wollte sie sich im nächsten Augenblick aus dem Häuserzwang befreien, sich erheben und durch die Lüfte sausen, alles Leben ringsherum durch ihr Sturmwehen erstickend.

Auf dem Kapitol kniete um diese Stunde ebenfalls ein Mann in Gottesschauern. Aber es waren heidnische Gefühle, die durch seine Brust gingen. Er rief Jupiter und Apoll an, daß sie ihm beistehen sollten bei seinen Arbeiten. Mit tiefer Andacht meißelte der alte Mann an einem Stein, der vor ihm lag und von Zeichen durchfurcht war, die unter einer Decke von Flechten und sinterähnlichen Gebilden nur undeutlich hervorschimmerten wie der feine, tiefe Algengrund eines trüben Teiches. Emsig, die Schweißstirne dem Sonnenbrand ausgesetzt, bearbeitete der Greis, dessen wohlgeschnittenes Gesicht edle Abkunft und dessen hohe Denkerstirn die Herkulesarbeit des Geistes verriet, das noch unleserliche, steinerne Dokument der Geschichte. Sokrates wäre noch ein Stutzer zu nennen gewesen gegenüber dem alten Pomponius Lätus, genannt der Weise vom Quirinal, der hier in den Schätzen des alten Rom wühlte, denn er trug sich anachoretenhaft einfach, war seit Jahren nicht mehr in die Höhlung eines Schuhs geschlüpft, und wenn durch den zerrißnen Talar die scharfe Tramontana wehte, so empfand sie der abgehärtete Schatzgräber als einen freundlichen Gruß des Windgottes.

Pomponius Lätus lebte sein Leben nicht in der Gegenwart, sondern in den geschichtlichen Tiefen der Vergangenheit. Er grub und grub und legte seinen Römern Form und Inhalt der großen Gedanken ihrer Vorfahren auf den Tisch. So war mit der Zeit sein Christentum etwas morsch geworden, und seine heidnische Anbetung im Verein mit den flammenden Reden,

die er im republikanischen Sinne eines Rienzi gehalten, hatten sogar einst den Papst Paul II. derart ergrimmt, daß er dem Ketzer nachstellte. Lätus, der nach Venedig geflüchtet war, wurde zurückgeholt, mußte in der Engelsburg schmachten, wurde jedoch auf Bitten einiger Kardinäle befreit und züchtete nun sein Heidentum in der Einsamkeit seines Hauses auf dem Quirinal groß, bis Papst Alexander ihm die Freiheit des Lehrens gestattete. Die kleine, verhutzelte Gestalt, vom Alter gedrückt, die Schmalbrust, über die die Schultern etwas vorgezogen waren, so daß es aussah, als fröstelte den Alten leicht, das durchrunzelte Gesicht, der ausgedörrte, hagre Hals, die stets gesenkten, stahlgrauen Augen, die fadenscheinige Kleidung gaben ihm eher das Aussehen eines Laienbruders als jenes des ersten Gelehrten Roms. Und schon gar nicht hätte man in ihm den Bastard des Fürsten von Salerno vermutet, des längst verstorbenen Sanseverino. Pomponius Lätus hatte den schmutzigen Adel der Geburt durch den Adel des Geistes geläutert.

Hinter dem eifrig schabenden Gelehrten schlief faul sein Diener Gianlucca, der ihm immer die Inschrifttafeln, Bücher und Instrumente auf einem kleinen Karren nachführte. Verrunzelt wie sein Herr, hatte Gianlucca keinen anderen Wunsch, als mit ihm zugleich in den Christen- oder Heidenhimmel einzugehen. Er war sich über die genaue Wesenheit der geistigen Herrschaft über sich noch nicht ganz klar geworden, da er sah, wie auch sein Herr zuweilen in Andacht vor den Christenaltären stand, als wollte er sich's mit dem Herrn und Heiland nicht ganz verderben. Er verstand nicht, daß der alte Herr vor den Altarbildern eines Fra Angelico da Fiesole und vor den Werken Masaccios eine Andacht empfand, die auf der Auswirkung des Göttlichen in den Schöpfungen großer Meister beruhte. Gianlucca stapfte voll Vertrauen seinem seelensguten Herrn auf den irdischen Wegen nach und dachte mit Recht, daß ein Mensch, der niemand ein Leids getan, dereinst auch den richtigen himmlischen Weg finden werde.

Über den verwilderten Abhang, wo die Macchien in dichtem Geranke zur Stadt hinabkletterten, stieg ein junger Mann in Gedanken herauf.

Pomponius Lätus wandte sich um, als der Schatten des Ankömmlings auf seine Steinplatte fiel. Da erkannte er den Jüngling, der schon vor zwei Tagen hier oben in Ergriffenheit gestanden und Rom betrachtet hatte, und mit dem er auch ein paar gescheite Worte über Plautus gesprochen. „Habt Dank für Eure Gegenwart, sie erspart mir einen Schattenspender."

Der andere lachte. „Ich möchte Euch zusehen, denn Euer Tun hat so etwas Heiliges an sich."

Lätus kniff die Äuglein zusammen. „Ei, ei, der Meinung war freilich Paul II. nicht, als er mich in die Engelsburg setzte, weil ich in meiner Akademie atellanische Possen aufführte und die Unsterblichkeit der Seele nach Plato und nicht nach der Heiligen Schrift verteidigte Setzt Euch auf diesen Tempelstein. Es ist hoch im Mittag und man darf rasten. Aber sprecht nicht zu laut, mein Diener erwacht sonst. Er hat Ruhe vonnöten, denn er klebte die ganze Nacht Fundzettel auf meine gesammelten Vasen."

„Ihr habt versprochen, mir die Sammlung zu zeigen", sagte der junge Mann.

„Jeder Römer hätte Euch auch schon gestern den Weg zum Hause des Pomponius Lätus gezeigt."

Der andre sprang empor. „Ihr seid — Pomponius Lätus? Der Tote zum Sprechen und Lebende zum Schweigen bringt, wenn die Weisheit seiner Papyrusrollen uns kündigt, daß alles eitel ist?"

„Ihr tut mir zuviel Ehre an", sagte der Alte errötend. „Wie darf ich Euch nennen?"

„Serafino d'Aquila."

Überrascht sah Pomponius Lätus auf. „Das hätte ich mir eigentlich denken können nach Euern gestrigen Reden, da Ihr mit Überschwenglichkeit von Dante spracht. Also Ihr seid der junge Serafino, der den Römerinnen und Kardinälen mit wilden Versen schmeichelt."

Serafino sah verwirrt zu Boden. „Aber sagt, was sammelt Ihr da?" fragte er ablenkend.

„Ich suche die Schönheit im Kleinen, während Ihr sie vielleicht in der Erhabenheit der großen Natur und der großen Menschen sucht."

„Wie meint Ihr das?"

„Seht, ich sammle verschiedne Marmorarten", er wies auf einen Haufen aufgeschichteter Steinplatten im Grase — „die Römer haben damit ihre Tempel und Thermen und Häuser bekleidet. Ich habe bis jetzt achtundvierzig gefunden. Plinius hat sie sogar säuberlich geordnet. Gestern fand ich in Tuskulum eine neue Art."

„Ihr wart in Tuskulum?" Serafino sah freudig drein.

Lätus nickte. „Ich suchte eifrig nach den Wurzeln des ersten kleinasiatischen Kirschbaumes, den wir dem Leckermaul Lukullus verdanken, fand aber nichts als — diese neue Marmorart." Er zeigte auf einen leichtdurchwölkten, rosagrauen Stein. „Seht diese verschiedenen Marmore! Diese gewölkte und diese gekräuselte Art! Und da gleich fünf Schattierungen auf rosigem Grund. Hier wieder eine feine Äderung mit dickbändiger Zeichnung, beinahe wie Achat. Hier die Zeichnung mit den

scharf gebrochnen Labyrinthlinien, breite Bänderreihen mit feinen, getönten Farben — ach, welche Schönheit liegt darin!"

„Ich beneide Euch um die Kunst der bescheidenen Freude", sagte Serafino warm. „Welche Seligkeit müßt Ihr empfinden, wenn Ihr durch Trümmer auf den Grund großer Geheimnisse blickt. Ehrfurcht vor dem Zauberstab des Geistes erfaßt mich, sehe ich Euch bei solcher Arbeit."

„Glaubt mir, ich verdanke dem Altertum meine seelische Frische. Ihr jungen Poeten findet sie in der Verherrlichung der Gegenwart, wir in der Dankbarkeit gegenüber der Vergangenheit. Zu uns reden die Steine und Gräber lieblicher denn die Menschen. Euch klingen wohl die Hymnen von Sankt Peter anmutiger als der trockne Inhalt einer lateinischen Inschrift."

Serafino hatte Glanz in den Augen. „Ich gestehe, wir sind skrupellos im Genießen der Schönheit, und wenn auch dabei manchmal Geist und Wahrheit nicht auf ihre Kosten kommen, so flehen wir Gott oder Götter um Verzückung der Seele an."

„Der Papst dürfte Euch nicht hören", sagte Lätus mit heitrer Stirn. „Es ist noch ein Glück, daß der Papst nur den Schlüssel zu unsrer Zunge, nicht zu unsern Gefühlen besitzt. Es gibt keinen liebenswürdigeren Gesellschafter als den Papst. Es ist der Triumph des Teufels, daß er von dieser Seele Besitz genommen, ohne seine Schurkerei gleich als Aushängeschild zu benützen. Aber ich kann mich persönlich nicht beklagen, Messer Serafino. Ich dürfte in meiner Akademie die freiesten Komödien aufführen, ohne daß Alexander mit der Wimper zuckt. Papst Paul huldigte der Anschauung, daß alle Gelehrten Gehilfen des Teufels seien. Alexander ist nicht so kleinköpfig. Doch sagt —", er sah den Dichter etwas mißtrauisch an —, „man muß in Rom vorsichtig sein — sagt, Ihr steht im Dienste des Kardinals Ascanio Sforza?"

Serafino bejahte. „Ein vornehmer Herr, der Bruder des Herzogs von Mailand, nur etwas aufbrausend. Ich weiß nicht, ob der Kardinal die Beschimpfung durch den Herzog von Gandia wird auf sich sitzen lassen."

„Ein schnell beleidigter, ehrgeiziger Kavalier", sagte Pomponius Lätus. „Ihr entschuldigt, ich will nur mein Essen verzehren und dann weiter arbeiten." Er zog aus seinem weiten Talar ein Stück Maisbrot und eine kalte Wildschweinsrippe hervor und begann daran eifrig zu knabbern. „Ihr habt keinen Hunger? Nehmt doch!"

„Ich trage einen kleinen Vorrat für diese Stunde immer bei mir", sagte Serafino d'Aquila. „Wenn Ihr erlaubt —" Er kramte Provatura, einen Büffelkäse, aus der mit dichterischen Ergüssen vollgepfropften Tasche, und es trat sofort eine eifrige Kiefernbewegung auf beiden Seiten ein.

Die Sonne brannte heftig. Rom lag unter ihren Glutarmen zu Füßen der Rastenden. Aus den geheiligten Trümmern des Forums stieg eine bräunliche Dunstmasse über die Treppe von Araceli herauf, die die Mauern, Häuser, Portiken und Ruinen wie hinter einem Schleier geheimnisvoll schimmern ließ.

Pomponius Lätus nahm dann den Gedanken, den die Mahlzeit unterbrochen hatte, wieder auf. „Dieser Herzog von Gandia, der älteste Borgiasohn, scheint die unschönen Talente seines jüngeren Bruders nachahmenswert zu finden. Wahrhaftig, die Zeiten des Marius konnten nicht viel anders ausgesehen haben als die unsern. Ihr kommt aus dem lieblichen Florenz, Messer Serafino, wo nur der Fanatismus dieses unseligen Mönchs das Bild der Anmut verdunkelt. Aber sonst herrscht Friede und Lebenslust in der Stadt, und selbst die Köpfe der Parteien freuen sich an dem Frühling, und ihre Kämpfe haben etwas Ritterliches an sich. Oh, es muß entzückend sein, auf den Hügeln von Careggi unter Platanen zu wandeln und den Weisheitsworten eines Marsilio Ficino zu lauschen."

„Ihr habt recht, es ist entzückend", träumte Serafino in seine jüngste Vergangenheit zurück. „Und welche Bewegung muß erst durch die Seelen gegangen sein, als einst Lorenzo de' Medici das Streitwort hinwarf und nun die Geisteskämpfe um Platon und Aristoteles begannen!"

„Welch schlechter Abglanz hier in Rom! Hier schauert der Geist der Freude vor dem Geist des Genusses zurück. Die Lüste frohlocken in Saturnalien, Kardinalsmäntel hüllen die Gestalten buhlerischer Frauen ein, Kammerdiener halten die Gemahlinnen der ersten Edelleute in den Armen, Tafeln brechen unter der Last lukullischer Gerichte und fremdländischer Blumen zusammen, und zehn Schritte davon verschläft ein Bettler an den Palaststufen seinen Hunger und träumt von satten Prälatenmagen und einem Dolchstoß. Das ganze Rom ist ein Pontinischer Sumpf. Und mitten in diesen verseuchten, von seelischem Unrat erfüllten Sphären träumt eine kleine Schar erlesener Geister von einem reineren Atem, baut sich der platonische Gedanke seine keusche Welt der Unsterblichkeit auf."

Serafino spürte das Klopfen seines Herzens bei dem Entwurf dieses Gemäldes. „So ähnlich hörte ich heute einen Prediger im Pantheon sprechen — und doch klang es anders", sagte Serafino traurig. Aber er verschwieg ihm, daß es sein Bruder war.

„Junger Freund — die Geschichte der Menschheit wiederholt sich immer wieder, nur die Form ist immer eine andre." Er zog umständlich ein Buch aus der zerrißnen Toga hervor. „Plato ist der Trost des ringenden Geistes. Je älter man wird, desto näher kommt man den Toten und ihrer Weisheit."

„Ei, wo der Geist so jung, wechseln die Horen noch oft ihre Herrschaft.“

„Nein, Messer Serafino, nicht wer lange, sondern wer glücklich lebt, ist beneidenswert. Aber da drängt sich mir eine Bitte an Euch ins Herz: wenn Ihr mit Eurer Leier die schlummernde Muse Apolls weckt, dann — werft Euch nicht weg. Verachtet die gleisnerischen Hymnen, den Weihrauch, wenn er nur dazu dient, das wahre Gesicht eines Mäcenas mit Dunst zu umhüllen, verachtet die Unwahrheit, die sich so leicht in Oktaven schmuggelt, und —“ er erhob den Zeigefinger wie ein Schulmeisterlein und lächelte — „werft Euch nicht an ein unwürdig Weib weg.“

Pomponius Lätus hatte sich erhoben.

Der Kapitolinische Hügel war von Mittagsdünsten völlig umsponnen. Die heiße Luft schwebte goldig und zitternd um das wilde Geranke der Hänge, das die Baulust der Kardinäle noch nicht zerstört hatte.

„Mein Herz wittert das Nahen der Kamönen“, sagte Serafino d'Aquila schon halb im Bann der freundlichen Gestalten. „Lebt wohl, und Euer Haus vergeß ich nicht.“

„Es wird Euch jederzeit gastlich aufnehmen, wenn auch sein Gebälk nicht auf hymettischem Marmor ruht. Es ist schon schadhaft, da ihm die Wunden noch anzusehen sind, die ihm einst die päpstlichen Kriegsknechte schlugen. Aber mein Weinberg ist wenigstens unversehrt geblieben. Und Frau Catarina auch. Die sorgt schon dafür, daß mein Magen nicht gar zu sehr unter der Tyrannis platonischer Ideen zu leiden habe. Man muß den Leib nicht verachten, auf daß er haltbar sei als Gefäß des Geistes. Lebt wohl, Messer Serafino.“

Der Dichter schritt den Hang hinab in die Tiefe des Forums, um von da zu den von Lianen und Efeu umsponnenen Trümmern der Cäsarenpaläste aufzusteigen.

Serafinos Gedanken wurden plötzlich abgelenkt durch braune Staubwolken auf der Via Sacra. Er unterschied trabende Kavalkaden, die in Abständen von Steinwurfweiten einander folgten und sich gegen den Tempel der Venus und Roma bewegten. Nach der Stattlichkeit des Ritters zu schließen, konnte dies nur Cesare Borgia sein, der vorhin mit Lukrezia nach dem Palast San Marco geritten war. Serafino beschleunigte seine Schritte und erreichte in der Nähe des Atriums der Vesta die geheiligte Straße gerade in dem Augenblick, als Cesare Borgia und Lukrezia vorüberritten.

Und er sah nun wie mit neugierigen Kinderaugen, die eine fremdartige Blume betrachten, über deren Schönheit sie sich keine Rechenschaft geben können, die helle, durch ihre natürliche Heiterkeit verklärte Anmut der Papsttochter an sich vor-

überziehen. Aber das Bild schien so merkwürdig verschwommen, als ob ein Schleier vor seinen Augen seine Sehschärfe getrübt hätte. Hell und fast blendend glänzte nur das wunderbare Auge der Lukrezia Borgia in seine Seele hinein. Und auf einmal war ihm, als läge er im Traum und eine Stimme spräche zu ihm: Das ist Lukrezia, öffne deine Augen weit und mach dein Herz fest zu, Serafino, denn dies ist Lukrezia Borgia. Und als er eben die Augen aus der Traumbefangenheit reißen wollte, war das Bildnis schon verschwunden hinter den Quadern des Konstantinbogens, der für Serafino den Charakter eines Tempelportikus annahm, durch den die anmutige Schönheit gezogen war, um eines Lieblingsgottes Schutz zu erflehen.

Serafino hatte nun Lukrezia Borgia zum drittenmal gesehen. Zuerst, als sie in Maria del Popolo bei einem Hochamt im reichgeschnitzten Hochsessel hinter den Kardinälen saß. Das zweitemal, als sie in offner Sänfte aus ihrem Palast getragen wurde. Und nun als junge Amazone auf schneeweißem Zelter. Und sie wurde von Mal zu Mal schöner in seinem Auge, in seinem Verstand — in seinem Herzen. Aber was durfte ihn Lukrezia kümmern? Lukrezia Borgia — ihn, den Hofdichter des Kardinals Ascanio Sforza!

Mit einem merkwürdig bedrückten Herzen stieg er den Hang zum Palatin hinauf, wo die schwermütigen Klosterpalmen von San Bonaventura ihre Blätterkuppeln in der Sonnenflut badeten.

Ganz Rom wußte es bereits: Der Gemahl der Lukrezia Borgia war entflohen.

Der Papst wütete. Und er ließ Lukrezia vorladen.

Im hochgewölbten „Saal der freien Künste", wo der Papst über die Geschicke Roms und seiner Kinder zu brüten pflegte, empfing er die geliebte Tochter.

Von der sattblauen Decke des Zwillingsgewölbes strahlte, inmitten eines Goldkranzes reicher Ornamentierung, das Borgiawappen herab, der rote Stier, von Palmetten und Füllhörnern umgeben. Dann sah man wiederholt die Tiara und den Petrusschlüssel als Zier an den Zwickeln prangen. Der spottsüchtige Pasquino deutete die Sinnbilder etwas anders als Alexander selbst. Pasquino meinte, der Stier sei das Symbol der sinnlichen Kräfte der Borgia, die Tiara bedecke gnädiglich ihre Sünden und der goldne Petrusschlüssel öffne dem Papst die Wege zu allen Frauenherzen. Aus den Lünetten leuchtete die warme Farbe von sieben Gemälden in das Halbdunkel des Gemaches, das nach Norden lag. Diese Lünetten hatte die Kunst des ehrlichen Pinturicchio mit Sonne erfüllt, denn die sieben freien Künste, durch herrliche Frauengestalten ver-

körpert, blickten voll Majestät auf den frevelhaften Papst herab.

Alexander saß in brokatnen Pantoffeln im scharlachnen Stuhl. Seine Glieder bedeckte ein weißer, goldgestickter Talar, auf dem Kopfe saß die rotseidne Kugelmütze.

„Meine ganze Familienpolitik über den Haufen zu werfen! Durch deine Dummheit! So wenig Einfluß zu besitzen als Gattin! Ihn nicht aufhalten zu können! Oh, wie erbärmlich ist das alles!" Der Papst schnaubte sich den Ärger von der Seele.

„Er nahm nicht Abschied von mir —", schmollte Lukrezia in ihren Fächer hinein.

„Ist der Herzog von Pesaro — ohne dein Zutun entwichen?"

Die Blicke stachen in die Seele der Tochter. In der Nähe ihres Vaters fühlte Lukrezia ihre Unbefangenheit schwinden, und sie glaubte die Fittiche eines Dämons um sich zu spüren, der sie in eine lähmungsartige Willenlosigkeit warf. Sie hatte die Froschangst beim Nahen der Schlange.

Dieser Angst öffnete sie auch jetzt Tor und Tür. Sie wurde abwechselnd blaß und rot, ihre Hände zitterten, ihre Augen weiteten sich, und mit einem plötzlichen, unartikulierten Schrei, als wäre der Böse über sie gekommen, warf sie sich vor die Füße des Papstes.

Schon im nächsten Augenblick öffnete sich die Tür. Unter dem Tympanon, in welchem zwei Putten den Borgiastier umjauchzten, stand die helle Gestalt Cesare Borgias. Das weißseidene, die achilleischen Glieder eng umspannende Gewand schimmerte wie frisch gefallener Schnee und gab dem leicht gebräunten Haupt eine tiefdunkle Färbung. Durch die rautenförmigen Schlitze des Wamses leuchtete gelbgetönter Purpur.

Der Papst erschrak.

Cesare sagte im Ton hoher Erregung: „Diesen Fußfall hatte ich erwartet. Lukrezia, du benahmst dich widerspenstig. Du hast den Mann entwischen lassen, den in den Händen zu haben wir uns alle Mühe gegeben haben." Cesares berühmte Liebenswürdigkeit gegenüber Frauen brach in Stücke.

Der Papst gab dem Sohn durch einen Blick zu verstehen, daß er die Verhandlungen allein zu führen gedenke. Cesare zog sich mit widerwilligem Gehorsam unter das Bild der schönen Frau Musika zurück, wo er sich in einen Sessel warf, ohne die Blicke von der gänzlich verstörten Schwester abzuwenden.

Der Papst strich sich mit den Händen über die Stirn. „Lukrezia, meine gute Tochter", sagte er endlich mit großem Ernst, „wir haben beschlossen, Herrn Ludovico, Herzog von Mailand, der uns seit dem letzten Bündnis gegen Frankreich sehr zugetan ist, zu bitten, daß er seinen Vetter, deinen Gatten,

bestimme, die Ehe mit dir als — nicht vollzogen zu betrachten. Der Herzog von Mailand ist mächtig, und Pesaro wird sich vor Augen halten müssen, daß es gefährlich ist, dem Willen des Herzogs zu trotzen, denn er könnte sonst leicht das Schicksal des jungen Neffen Giangaleazzo erfahren, dessen Körper vor drei Jahren das Gift nicht anstandslos verdauen konnte, das ihm die Herrschsucht Ludovicos zu schlucken gab. Dein Gatte wird also gerne bereit sein zu erklären, daß er — wie soll ich sagen — im Brautbett der schönen Lukrezia eine — hm — törichte Rolle gespielt und diese Rolle zu spielen während seiner ganzen Ehe nicht aufgehört hat."

Lukrezia senkte schamrot das Haupt. „Nimmer wird sich Sforza zu solch einer Selbsterniedrigung hergeben."

„Es handelt sich um die restlose Verzichtleistung des Herzogs", sagte der Papst ungerührt. „Deine Hand muß frei sein."

„Um dann abermals gebunden zu werden?" Ein Tränenstrom stürzte aus den blauen, verängstigten Augen.

„Die Gebundenheit einer Fürstin ist eine öffentliche Sache der Welt, doch ihre Herzensregung eine geheime Angelegenheit ihrer Person. Du bist noch jung, du mußt noch lernen, die Vorrechte deines Standes zu gebrauchen, die nicht zum geringsten Teil darin bestehen, Verstand und Gefühl getrennt arbeiten zu lassen. Du besitzest Schönheit, eine natürliche Klugheit, Gemüt, Geist und Liebenswürdigkeit, aber dir fehlt noch die Fähigkeit, diese musterhaften Eigenschaften jedesmal in der für den Einzelfall notwendigen Mischung zu gebrauchen. Höre also: Gelingt es, den Herzog von Pesaro zu der besagten Erklärung zu zwingen, dann werden wir deine Ehescheidung sofort einleiten."

„Und wenn der Herzog nicht einwilligt?" fuhr Lukrezia in die Höhe.

„Du scheinst diese Möglichkeit zu wünschen?" platzte der unmutige Bruder aus seinem Schattenwinkel in die Unterredung hinein. „Die neue Verbindung, die du eingehen wirst, Lukrezia, bestimmt nicht zuletzt auch meine Stellung. Ich kann weder als Kardinal noch als Papstsohn zugeben, daß du einem wankelmütigen Fürsten die Hand reichst, der bald nach Rom, bald nach Neapel, bald nach Mailand schielt, und dessen Politik ich vielleicht ausgeliefert sein könnte. Alle Gewaltherren Italiens sind nur in einem beständig, in ihrem Wankelmut. Man muß sich daher seinen zukünftigen Schwager wohl ansehen."

Alexander blickte seinen Sohn mit listigen Blicken von der Seite an. „Ich rate dir, Cesare, diese Ansicht nicht allzu laut werden zu lassen, man könnte uns sonst leicht nachweisen, daß wir selbst zu den Wankelmütigen gehören."

„Wir sind nur wankelmütig im Wege, niemals im Ziel." Cesare atmete hoch.

„Und was würdest du tun, mein Söhnlein, wenn dich das Schicksal zum Papst machen sollte?" Behaglich warf Alexander die Frage hin.

„Ich würde meinen Traum zur Wahrheit machen und den Kirchenstaat zum weltbeherrschenden Staat erheben."

„Und womit würdest du beginnen, Tausendsassa?"

„Man stürzt die kleinen Tyrannen und macht sich zum einzigen Tyrannen."

„Das nenne ich gründliche Arbeit tun. Bleibt nur abzuwarten, ob sich die kleinen Tyrannen das gefallen lassen. Rom ist schwach."

„Dann heißt es — Verbündete suchen."

„Meisterlich. Das haben wir getan und sind doch nicht größer geworden." Es lag Sarkasmus in dem hingeworfenen Brocken.

Cesare ließ sich nicht verwirren. „Man muß die Verbündeten dort suchen, wo man sie am wenigsten erwartet. Bei den kleinen, unschädlichen Tyrannen, die sich plötzlich stark fühlen, wenn sie sich einem größern verschrieben haben. Wir fallen dann gemeinsam über den mächtigen Gegner her. Ist er besiegt, werfe ich mich — auf meine Freunde. Man muß alle politischen Kräfte ringsum zuerst abwägen und sie dann gegeneinander geschickt ausspielen."

Der Papst rieb sich die Hände. „Und das Volk? Glaubst du, daß es so willig mitgeht?"

„Sieht es die Natur des Löwen in seinem Fürsten, vergißt es gern die des Fuchses, unter der sich der Löwe barg. Das Volk will den Erfolg und fragt nicht nach den Beweggründen."

„Gut. Gesetzt, du hättest auf diese Weise die kleinen Staaten geeinigt. Es leben dann noch immer große an unsern Grenzen, vor denen wir zittern müssen."

„Das zersplitterte Deutschland wird uns nicht schaden. Vor dem vereinigten Frankreich schützen wir uns am besten, indem wir es zum Bundesgenossen machen."

„Ausgezeichnet. Und das alles glaubst du durch Stärke deiner Gedanken erreichen zu können?"

„List, Gewalt, Betrug, Verstellung, Grausamkeit und Mord dürfen im Arsenal eines Herrschers nicht fehlen."

Der Papst wackelte auf seinem Scharlachstuhl.

Langsam erholte er sich von seinem Schrecken. „Bist du von Sinnen?"

„So sehr, daß ich Euch, allerheiligster Vater, auf Euren Befehl mit Erklärungen meiner Theorie dienen kann. Der überlegene Geist erkennt die absolute Tugend nur als Begleit-

erscheinung der Heiligen an, zu denen sich ein Tyrann nicht zählen will. Er betrachtet die Menschen als Werkzeuge seines Willens. Wie er sie gebraucht, ob mit der Rechtschaffenheit eines Mark Aurel oder mit der Grausamkeit eines Nero, hängt von dem Augenblick, dem Zweck und dem Werkzeug ab. Der geniale Herrscher ist der, der zur rechten Zeit grausam und rechtschaffen sein kann. Für die Durchführung eines großen Staatsgedankens ist jedes Mittel gut, wenn es ein großer Geist gebraucht."

„Das ist der böse Scharfsinn eines Catilina", sagte der Papst, indem er, wiewohl gefesselt durch den Tatendrang seines Sohnes, den Ausbruch dieses jungen Vulkans bestürzt verfolgte. Hast du zu Pisa diese Art von Fürstenprogrammen studiert?"

„Meine lebendigen Bücher waren die Menschen."

„Ein schweres Studium für dein Alter, Jüngling!" Der Papst hatte sich wieder in den Sessel geworfen und suchte in dem Anblick seiner Tochter den unheimlichen Eindruck zu verwischen, den die kalte, berechnende Staatsweisheit, die mit ihrer Frevelhaftigkeit zu prahlen schien, auf ihn gemacht hatte. „Siehst du, Tochter, so große, grausame Gedanken hat dein schöner Bruder. Hüte dich vor ihm! Wir werden nun in der Sache Lukrezias die Wege einschlagen, die wir für gut befinden." Er streichelte mit väterlicher Güte über das goldne Haarnetz hin, in dem die Perlen schimmerten, und küßte den leuchtenden Smaragd des Stirnbandes.

Cesare warf einen Blick hinaus auf den Hof. „Da schleicht wieder Pinturicchio mit seinen Gehilfen herum. Ich mag den wehmütigen Gesellen nicht leiden, seit er Lukrezia verunziert hat." Cesare wies auf die Tür des Nebensaals, aus dem er gekommen war. „Da drinnen prangt meine Schwester als heilige Katharina. Der Mensch in mir sträubt sich gegen den Gedanken, daß die Lebensfrische und Anmut einer Lukrezia mit einem falschen Heiligenschein geschmückt wurde. Ihr habt die Heilige und Eure Tochter gefälscht, allerheiligster Vater."

„Das ist kühn, Cesare!" fuhr der Papst beleidigt in die Höhe.

„Ein so schönes Weib gehört nicht auf eine Bildfläche, wo alte Philosophen in alten Folianten über alte Dogmen streiten."

„Es ist eine Königstochter, die dort ihren Glauben verteidigt", sagte der Papst mit einer pathetischen Betonung.

„Wenn ich Pinturicchio gewesen wäre", ereiferte sich Cesare, „ich hätte zu Euch gesprochen: ‚Allerheiligster Vater, am Nemisee liegt das Heiligtum der Diana. Wenn Pan schläft, wandelt die Göttin in herrlicher Nacktheit mit dem Speer am Ufer und spiegelt sich in den stahlschimmernden Fluten. So laßt mich Donna Lukrezia malen.' Aber dieser nüchterne Klecksер

machte eine Heilige aus ihr. Dazu hätte die billige Schönheit einer Obsthändlerin auch getaugt."

Der Papst lächelte über die Artigkeit Cesares, während Lukrezia verwirrt die großen Wimpern senkte. Wenn sie guter Laune war, rauschte ihr Blut bei solchen kühnen Phantasien leise in gesunder Sinnlichkeit mit, und es schmeichelte ihrer Eitelkeit, von Jugend und Schönheit genährt, daß selbst ihr Bruder ihre Reize zu würdigen wisse. Nun riß sie sich gewaltsam aus der Verschämtheit und warf einen Blick nach dem Hof. „Da ist wahrhaftig der närrische Pinturicchio."

„Sie nennen ihn auch Sordicchio, da er schwerhörig ist. Man könnte ihn ebenso einen Bruttaccio, den Häßlichen, nennen, denn er besitzt die Reize eines Zyklopen und verschönert seine Äußerlichkeiten durch eine geschmacklose Melancholie seines Gemüts. Aber seine Bilder sind Kleinode. Übrigens dürfte Lukrezia unbekannt sein, daß Pinturicchio nur unter seelischen Qualen ihr Bild als heilige Katharina malte. Er hielt fast jede Woche vor der Heiligen eine Art Andacht seines Herzens ab. Er soll, sagt man, den Kopf der schönen Heiligen für sich kopiert haben, um ihn als Madonna für seinen Heiligenwinkel auf seinem umbrischen Landgut in einem Hain von Rosen aufzustellen. Er ist verliebt und wünscht sich nur die Jupitergewalt, um Europa entführen zu können."

Lukrezia errötete. „Ich war fünfzehn Jahre alt, als er mich malte, und in seine Schwärmerei verliebt wie ein Klostermädchen."

„Und davon erfahren wir erst jetzt, allerheiligster Vater." Cesare sah die Schwester mit einem herzlichen Lachen an.

Wieder überflammte es die empfindsame Frau. Aber mit Artigkeit ließ sie ihre Schamhaftigkeit verglühen und sagte dann lächelnd: „Übrigens irrt Cesare sehr. Die verliebte Qual Pinturicchios soll sich vor dem Bild der — Giulia Farnese wiederholt haben."

Der Papst blickte überrascht auf und lächelte. „Man muß verliebten Knaben zu Zeiten solche Torheiten gönnen. Sie adeln den Narren und den Gegenstand seiner Narrheit."

„Die Schwärmerei könnte Pinturicchio aus einem anderen Grunde verhängnisvoll werden", sagte Cesare spöttisch. „Seine dicke Frau, die ihm fast jährlich ein Kindchen schenkt, ist auf alle gesammelten Köpfe seines Pinsels eifersüchtig und dürfte es auf die Originalköpfe nicht minder sein. Übrigens hat sich Lukrezia nicht zu beklagen. Seit ein paar Tagen flattert ein Gedicht durch Rom, das sie in der Weise des Neapolitaners Sannazaro als himmlische Harmosyne besingt, für die zu sterben eine Kleinigkeit ist."

„Wir müssen solche Lobpreisungen unterstützen", sagte der

Papst frohgelaunt. „Man spricht jetzt viel von einem gewissen Serafino d'Aquila —"

„Es ist der Dichter Ascanios", sagte Cesare lebhaft. „Ich will mir Mühe geben, den Mann an mich zu ziehen, denn die Oktaven des Messer Sperulo bekommen bereits herbstliche Weinlaubfärbung, und es ist Zeit, daß eine neue Drossel in die Schar der traurigen Lustigmacher hineinschlägt."

„Ist Serafino der Dichter der neuen Hymne auf mich?" fragte Lukrezia neugierig und eitel.

„Ich traue ihm die Geschmacklosigkeit nicht zu", sagte Cesare.

„Ist er hübsch?" erkundigte sich Lukrezia angelegentlich, und ihre Lippen kräuselten sich zu einem schalkhaften Lächeln.

Cesare warf der Schwester einen gereizten Blick zu. „So fragen vierzehnjährige Schulmädchen. Es handelt sich bei einem Poeten nur darum, daß seine Verse hübsch sind."

Der Papst erhob sich mit elastischen Gliedern. Er schritt mit der Feierlichkeit eines Hierophanten die Marmorstufen hinauf in den Saal der Heiligenleben. Die heilige Barbara, Susanna, der heilige Antonius, die Heimsuchung Marias, der heilige Sebastian und als Krönung des Ganzen die Disputation der heiligen Katharina befanden sich dort. Daneben aber die Segnungen, Werke und das Liebesleben des Osiris!

Während Lukrezia in kindlicher Selbstbewunderung vor ihrem eigenen Bilde stand, der glaubensstolzen Katharina von Alexandria, versank der Papst in die glühende Betrachtung eines Rundbildnisses über der Tür: Giulia Farnese, die ehrenwerteste Kurtisane — als Jungfrau Maria. Den sinnlichen Zug in dem schönen Gesichte hatte Pinturicchio entfernt und ihm einen orientalischen Reiz und eine weiche Kindlichkeit gegeben, so daß der Papst wirklich eine sanfte, demutvolle Madonna vor sich sah. Die spottsüchtigen Römer flüsterten einander den starken Scherz zu, daß allerdings der Maler Pinturicchio recht gehabt hätte, Giulia Farnese als Heilige zu porträtieren, denn er habe sie ja nur bis zu den Hüften gemalt. Die Römer munkelten auch von einer Leiter, auf der der Papst hinaufsteige, um die Lippen dieser Madonna zu küssen. Alexander erinnerte sich, daß er, kaum daß Giulia als fünfzehnjährige Rosenblüte in die eheliche Umarmung des edlen Ursinus Orsini geworfen wurde, seine Verführungskünste spielen ließ und daß die junge Frau mit dem schlanken Lilienleib drei Wochen nach der Hochzeit in seinem Palast in seinen Armen lag, zum Überfluß im „Saal der Heiligenleben". Er erinnerte sich, wie er der schönen Farnese eine Flucht von Gemächern im Palast der Lukrezia anwies, worauf der steinerne Kauz Pasquino sich sofort vernehmen ließ:

Endlich schläft Giulia Farnese im Palast Alexanders.

Ach, wenn Giulia Farnese im Palast Alexanders nur schliefe!

Die merkwürdige Andacht unterbrach der Ruf Cesares: „Heiliger Vater — die Audienzen beginnen."

Der Papst fuhr aus dem Traum auf. Er war purpurrot im Gesicht, und seine Glieder waren straff gespannt. Lukrezia starrte mit Verwunderung die Gestalt des Vaters an, dem die Horen das gnädige Geschenk ewiger Mannesfrische gegeben hatten.

Aus dem Hofe drangen die Kommandorufe der Leibwache herauf. Der Zeremonienmeister Burckhardt meldete, daß die Gesandten von Florenz und Mailand, drei Kardinäle und fünf Prälaten im Papageiensaal bereit seien.

Cesare und Lukrezia ließen sich aufs Knie nieder. Der Papst küßte sie auf die Stirn. Sie küßten ihm die Hand.

Weit öffneten sich die Türflügel. Durch ein Spalier von Pagen in zweifarbigen Samtkleidern, auf deren Bruststücken das Borgiawappen gestickt war, schritt der zweite Zeremonienmeister mit der weißen Kapuze, der golddurchwirkten Stola und der silberdurchstickten Seidenmütze herein, um den Papst zu kleiden.

Der Kardinal Riario befahl, daß man ihm das Abendessen in der Loggia des Palastes auftrage. Sie war geräumig und geschmackvoll ornamentiert. Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit verbanden sich in der Anlage zu schöner Harmonie. Der Hallenhof wurde von oben in seiner malerischen Linienbrechung übersehen, der Springbrunnen rauschte angenehm herauf, und ein Stück des römischen Himmels lud zu frommen Gedanken ein, die aber den Hausherrn und seinen Gast, den Kardinal Ferrari, gegenwärtig weniger beschäftigten als die Versenkung in die kostbare Cena[1]). Wenn Riario jemand zu Gast einlud, wußte man, daß die knusperigen Kapaune auf den funkelnden Silberschüsseln dem gastronomischen Geschmack des Gastgebers alle Ehre machen würden und daß die lukrinischen Austern mit Weinbrühe und der Mamertiner Wein, den Kalmus, Anis und Myrten in zarter Dosis würzten, noch lange nicht den Zenith der Mahlzeit bildeten.

Der alte Kardinal Ferrari schmatzte mit Behagen an dem Flügelstück, das ihm der Tafeldiener vorgelegt hatte. Er war einer der reichsten Kardinäle. Wahllos zusammengekauftes Goldgerät häufte er in seinem Landhaus auf dem Quirinal zusammen und hütete es mit Drachenblicken. Er hatte das nach Nase und Kinn spitz zulaufende, vertrocknete Gesicht habsüch-

[1]) Cena, das Abendessen.

tiger Naturen, mißtrauische, farblose Augen, einen eingefallnen Habitus, und seine früh verrunzelte Haut täuschte ein Alter vor, das er noch nicht besaß.

Diesen Mann hatte sich Alexander Borgia zum Vermittler in seinen Geldgeschäften erkoren. Er wußte warum. Leute, die im Zusammenraffen des Geldes eine so glückliche Hand hatten, konnte man auch zwingen, dieses Talent für den Papsthof auszunützen. Man mußte dem Mann nur auf die Finger sehen.

Ferrari kniff jetzt das linke tückische Büffelauge, in dem immer eine Träne blinkte, zusammen. „Man muß gestehen, Euer Gaumen trägt deutlich die Marke des auserlesenen Geschlechts Riario. Ihr müßt bei Pietro Riario in die Schule gegangen sein."

Der Hausherr schmunzelte. Er wußte mit ausgesuchter Vornehmheit Gabel und Messer zu führen und war Meister der gastronomischen Tafelinszenierung. Ferrari hatte recht, Riario hatte bei seinem Onkel Pietro Riario, den man für einen Sohn des Papstes Sixtus IV. gehalten hatte, gelernt, wie man bankettiert. Der junge Franziskaner Pietro hatte es verstanden, das Geld des damaligen Papstes in seine Taschen und wieder hinausfließen zu lassen. Aber Herr Pietro mußte schon mit achtundzwanzig Jahren selbst seinen über alles geliebten Leib den Maden als Speise vorsetzen.

„Zweihunderttausend Golddukaten hat mein guter Onkel binnen zwei Jahren verpraßt", erzählte Riario wehmütigen Tons. „Ich hätte den Mammon geschmackvoller in meine Dienste genommen."

Kardinal Ferrari schmunzelte während des unermüdlichen Kauens. „Ihr hättet das Geld in Marmor angelegt."

„Ja, ja, Ihr kennt meine Schwäche."

„Die Steine sollen dereinst von Euch reden. Der neue Palast auf dem Campo di Fiore wird den ersten Vers der Lobeshymne auf Euch singen." Ferrari zwinkerte mit dem Tränenäuglein. „Man spricht davon, daß Ihr einen neuen Baumeister nehmen wollt?"

Der Kardinal Riario schlürfte an dem Saft der Artischocke. Dann nippte er an dem süßen Öl des Mamertiners, der in einem hochstengeligen silbernen Kelch dunkelte. „Ich habe Unterhandlungen mit dem Florentiner Bramante angeknüpft. Gestern habe ich die ideelle Beschreibung meines Palastes von Bramante selbst zugeschickt bekommen. Da seht, er spricht von einer gewaltigen Fassade, die Kirche und Palast umfassen soll. Und der Säulenhof soll ein Meisterwerk architektonischer Neugliederung werden. Unten dorische, oben korinthische Säulen, sechsundzwanzig an der Zahl in jedem Geschoß."

Der Sekretär des Kardinals Riario trat etwas verlegen in die Loggia.

„Was gibt es, Tomisello?"

„Hochwürdige Exzellenz, der gefangene Fra Giuliano bittet inständigst —"

Dem Kardinal blieb die Waffel im Munde stecken. „Mensch, Mensch, warum habt Ihr mich nicht gleich erinnert, als ich von Florenz zurückkam?" Er wandte sich an seinen Gast. „Seit einer Woche sitzt so ein armer Teufel von einem Bettelmönch in einer schön geschmückten, wohlbewachten Zelle meines Palastes und wartet auf eine Entscheidung. Tomisello, Ihr seid ein Fischkopf. Der Mönch hat doch im Palast Riario nicht gehungert?"

„Hochwürdige Exzellenz, der Bruder bekam jeden Tag fünf Gänge, wie es Eure Exzellenz befohlen haben."

„Der Mensch sollte sehen, daß man nur anständig zu essen braucht, um auf vernünftige Gedanken zu kommen."

„Was ist es denn mit diesem Menschen?" fragte Ferrari.

„Holt den Augustiner herauf." Der Sekretär eilte fort. „Durch Zufall hörte ich ihn in Santa Maria Rotonda predigen", sagte Riario. „Er teilte Hiebe nach allen Seiten aus, die Kardinäle bezeichnete er als Teufelsbraten, den Papst so ungefähr als das Herz Luzifers."

„Das ist empörend!" ereiferte sich Ferrari. „Man müßte ihn unschädlich —"

„Unschädlich machen?" fiel ihm Riario ins Wort. „Bevor man einen Menschen verdammt, soll man versuchen, ihn der Menschheit zurückzugeben. Es ist ein Eingeständnis von Furcht, wenn man es für notwendig erachtet, einen bellenden Köter mit einer Bombe zu bewerfen. Ein paar tüchtige Mahlzeiten, stärkender Falerner, frische Bergluft bringen bald Besserung für solche erregte Gemüter."

Auf der Schwelle stand die verfallene Gestalt Fra Giulianos. Die Augen lagen tief in den Höhlen, die Brust schien nach innen gewölbt, seine Hagerkeit ähnelte einem vertrockneten Grasstengel im Herbst. Er machte eine kleine unbeholfene Verneigung vor den beiden Kardinälen.

„Ich will Euch die Hand nicht zum Kuß reichen", sagte Riario, „denn ich halte Euch nicht für einen Speichellecker, der die Hand desjenigen küßt, den er im Grunde verachtet. Ich muß Euch um Entschuldigung bitten, daß ich Euch so schmachten ließ. Ich kam gestern abend aus Florenz zurück. Bringt einen Stuhl, Kammerdiener, laßt noch Artischocken holen und kredenzt dem Bruder den Falerner."

Fra Giuliano machte eine rasche Bewegung gegen den herbeigeeilten Diener. „Bemüht Euch nicht, guter Mann. Ich esse und trinke nichts."

„Ihr seid ein Starrkopf, lieber Bruder", sagte Riario mit milder Strenge. „Woher seid Ihr?"

„Aus dem Augustinerkloster Genazzano."

„Man ließ Euch dort so ausgehen?"

„Ich nahm mir vierzehn Tage Freiheit. Ich wollte sie benützen, das geistige Feuer an allen Ecken und Enden von Rom anzuzünden."

„Die Flamme brannte allerdings schon heiß, als Ihr da unten im Pantheon spracht. Die vulkanische Kraft nötigte mir Achtung ab. Sie wäre einer praktischeren Sache wert gewesen. Ich habe mir die Freiheit genommen, die Eure zu verkürzen, aber nicht in der Absicht, Euch unschädlich zu machen, sondern Euch auf den Weg der gesunden Vernunft zu leiten."

„Die Vernunft ist des Teufels Rüstzeug", loderte der unverbesserliche Apostel der Glaubenserneuerung empor.

„Je nachdem, in wessen Händen sie sich befindet", sagte Riario ernst. „Es wäre traurig um dieses Geschenk bestellt, wenn es zu nichts anderem gut wäre, als dem Bratofen des Teufels immer neues Material zuzuführen. Und nun seid einmal aufrichtig. Glaubt Ihr wirklich mit dieser Forderung eines Savoranola die Welt glücklicher zu machen?"

„Sie Gott nahe bringen, heißt sie glücklich machen."

„Und wer sagt Euch denn, daß nicht hie und da einer Gott nahe ist, auch wenn er in einem Palast wohnt?"

„Der Reichtum speit alle Ungeheuer der Sünde aus: Hoffart, Überhebung, Machthunger, Geiz —"

„Ich muß die Kugelreihe Eures lieblichen Rosenkranzes unterbrechen", sagte der Kardinal Riario, „denn sonst würdet Ihr noch beim Morgengrauen nicht beim Amen angelangt sein. Leute Eueres Schlages können die Welt zugrunde richten mit den Forderungen nach Buße und Abtötung allen Fleisches. Ausgemergelte Gerippe wollt Ihr statt pausbackiger Springinsfelde umhertanzen sehen, wollt den Frühling um sein Recht bringen und ewiges Winterleid in des Menschen Herz frieren lassen? Statt des Jubelchors der Freude wollt Ihr ein Menschenleben lang das Miserere zum Himmel schreien? Freund, Ihr werft dem Schöpfer geradezu vor, daß er sein Handwerk nicht verstanden, als er uns schwache, sündige Menschen schuf und ihnen die Kraft gab zu frohlocken, als er Frühling und Schönheit, Geld und Genuß, Eva und ihren Anhang, Pfauenbraten und Massikerwein, Künstler und Musici aus seinem Füllhorn über die Erde goß. Frevler vor dem Herrn! Seht Euch um in einer freudenarmen Welt, die nach Eurem Rezept geschaffen wäre und die nach Herbstlaub und Moder duftete. Seht Euch das unter Rutenstreichen blutende Florenz des Savonarola an, der Verzweiflungsfurchen in das göttliche Antlitz

des Menschen gezeichnet hat und die wahnsinnigen Weiber, wenn er sie, ihre Eitelkeiten verbrannt, durch die Stadt hetzen läßt, mit gemalten Totenköpfen um den Hals statt funkelnder Smaragde."

„Hochwürdige Exzellenz! Mir zittert das Herz — ein Kardinal spricht so —" Das entfleischte Gesicht war fahl wie Gips geworden, Blicke des Hasses schossen aus den eingefallenen Augenhöhlen heraus, um die sich die bleigraue Farbe schlafloser Gebetsnächte gelegt hatte. „Die Langmut des Herrn hat ein Ende —"

„Ihr seht den Zorn Gottes, wo wir nur ein gnädiges Lächeln ob unsrer Schwachheit sehen." Riario nahm einen Schluck von dem süßen Mamertiner. „Ich habe Euch gefangensetzen und anständig verpflegen lassen, Bruder. Ihr solltet auf den Geschmack kommen, daß ein Leckergericht auch ein Geschenk des Herrgotts ist. Nun denn —", er blickte den Bruder mit ehrlichem Mitleid an — „es war vergebens, daß ich auf die Flamme Eures Asketenzorns das Wasser der Vernunft schüttete. Solange Ihr Eure Askese Eure persönliche Sache sein laßt, wird Euch kein Mensch dazwischenfahren, und ich gönne Euch wirklich die Freude, mit den Zähnen zu klappern und zu hungern, statt einen Mantel umzunehmen und eine Auster zu verschmausen. Nur darf die Askese nicht so weit gehen, daß sie andre verleitet, auch Narren zu werden. Da beginnt unser Widerstand im Interesse der Entwicklung des gesunden Menschengeistes, und wir rüsten uns zum Kampf."

„Ich bin gerüstet", eiferte der trotzige Mönch. Er fühlte wieder den Schild seines Gottes über sich." Ihr werdet noch an den Propheten von Genazzano denken, der Euch das Ende mit Schrecken geweissagt hat!"

Da hatte die Gemütsruhe des Kardinals ein Ende. Er schob den Sessel unwirsch zurück und erhob seine edle, ritterliche Gestalt zu voller Größe. „Eitler Narr! Ihr habt die kleine Gebärde des jammernden Propheten und liebäugelt mit der Größe eines Moses. Für einen mit Blindheit und Taubheit geschlagnen Mann schenkt das Volk mit seinem urgesunden Sinn keinen Heiligenschein her." Eine Regung des Mitleids erfaßte ihn wieder. Der violette, seidne Talar knisterte, die vornehme, von einem natürlichen Adel gehobne Gestalt näherte sich dem Bruder, die fein gepflegte Hand legte sich mit väterlicher Milde auf seine Schulter. „Kommt zu Euch, lieber Bruder. Ich schätze den guten Glauben, in dem Ihr handelt, aber Eure Maßlosigkeit verdamme ich, denn Ihr macht aus Fliegensummen Gewitterdonner, aus einem Nasenstüber einen Mord. Mönchlein, ich rate dir gut, fürchtest du des Papstes Obrigkeit nicht, so fürchte wenigstens die Gewalt. Solange es Menschen geben

wird, werden sie sich wehren und werden ausschlagen, wenn Unverstand und Fanatismus ihnen das göttliche Erbteil der Freude an der Welt rauben will. Überlaßt das Feldherrnamt der Kirche dem Papst und gebt Euch mit der einfachen Soldatenwürde zufrieden."

Fra Giulianos Augen loderten in Trotz und Stolz auf. „Niemals verlasse ich den Weg, den Gott mir gezeigt!" Der Mönch zitterte in den Knien. Er würgte nach Worten. „Herr — hochwürdige Exzellenz — Ihr seid edel, Ihr könnt mich vernichten — Ihr tut es nicht —. Ich bin jung — und arm — meine Mittel mögen unrecht sein, mein Ziel aber ein herrliches! Ich kann nicht davon lassen, ohne mich zu verachten. Gott rief mich — ich folge." Seine Stimme zitterte in heißer Herzensbedrängtheit. „Exzellenz — mit Wahrscheinlichkeit werdet Ihr früher vor Gott stehen als ich. Gottes Wege sind wunderbar. Vielleicht daß ich als Mahner und Richter an Eurem Sterbebette stehe wie Savonarola an jenem des Mediceers. Was wollt Ihr dann in der Not des Erdenabschieds antworten?"

„Ich will sagen: Herrgott, hab Dank, daß ich nicht war wie dieser Augustiner und daß du mich gnädig mit dem anvertrauten Pfund meines Lebens wirtschaften ließest. Und bevor ich die Augen schließe, Herr, sende mir statt eines Jeremiasraben einen gottfröhlichen Salomon, der mich mit Sprüchen der Weisheit und Schönheit und Liebe ins Jenseits befördert. — Zieht in Frieden hin, Bruder, ich kann Euch nicht schützen vor dem Feind, den Ihr in Eurer Brust tragt." Der Kardinal machte das Kreuzeszeichen mit geschmeidiger Hand über die dunkle Gestalt, die sich stumm verneigte und durch den Marmortürbogen wie ein ungelenker Schauspieler, der mit seiner Erscheinung schlimmen Eindruck gemacht hat, entschwand.

Ferrari sprang auf. „Wie konntet Ihr den Menschen ziehen lassen? Wir müssen um unsre Paläste und unser Gold zittern, wenn solche Ideen in mehreren Köpfen Wurzel fassen. Toleranz ist der Nährboden für den Unfrieden der Kirche."

„Menschen, die der Freude das Grablied singen, bleiben beim Volke nicht lange im Geruch eines Heiligen. Aber wie immer, wir wollen uns den Nachtisch vorderhand nicht verderben lassen. Greift zu, Kardinal. Hier eine Leber einer mit Honig gemästeten Gans, nach dem Rezept des Konsuls Scipio Metellus, das uns der brave Pomponius Lätus aus den Trümmern Alt-Roms gerettet hat. Und da sage man noch, daß die Altertumsforschung wenig praktischen Wert habe. Und diese Muschel stammt aus dem sizilischen Meer, ihr Fleisch hat die Gefährten des Odysseus erquickt."

Es dunkelte bereits. Riario ließ Kerzen in silbernen Kandelabern kommen. Eine wohlige Helle übergoldete den reich be-

setzten Tisch. Neuer Wein, an den Gluthängen des Ätna gereift, labte die Kehlen der beiden Kardinäle.

Als das Räucherwerk aus goldnen Schalen den feinen Duft der Myrten tötete, die ringsum standen, wurde Ferrari nachdenklich.

„Was ist Euch?" fragte Riario, indem er seine Hand mit Rosenwasser netzte.

„Ich dachte an Euern Freund Ascanio Sforza. Er liegt wieder im Kampf mit der päpstlichen Sippe."

„Ist's ein Wunder? Einen Kämmerer niederzustoßen wegen einer bubenhaften Äußerung? Ich war gestern bei Ascanio. Er sprach nicht ein Wort über den Mörder, was ein Zeichen seiner tiefen seelischen Wunde ist. Der Herzog wird auf der Hut sein müssen. Ihr könnt ihn morgen beim Gastmahl der Vanozza insgeheim warnen; Ihr seid ihm ja sehr vertraut."

Ferrari hatte sich erhoben und nahm umständlich Abschied.

Die Sterne glänzten über dem Säulenhof. Die Juninacht breitete ihre Schwüle über Rom aus, und ein leiser Wind trug aus den Nachbargärten den Duft der Rosen herüber, der sich mit dem Rauch der Schalenkräuter zu einem sinnverwirrenden Geruch mengte.

Durch ein Spalier von Zypressen führte der Hausherr seinen Gast in den Hof hinab, wo die berittnen Fackelträger warteten, die Sänfte des Kardinals Ferrari zu begleiten.

Als Kardinal Riario in der Loggia allein war, ließ er sich zwei neue purpurne Schalen mit veilchenduftendem Räucherwerk neben den Säulen aufstellen und ordnete an, daß seine Hausmusiker auf der gegenüberliegenden Galerie zarte Arietten auf Geige und Flöte vortragen sollten. Dann ließ er sich noch eine Flasche Mamertiner kommen.

Fra Giuliano hatte von dem Mediceer gesprochen. Der Name hatte dunkle Stunden im Gemüt des Kardinals geweckt. Den Namen Medici durfte man sonst in Gegenwart Riarios nicht aussprechen, wenn man Taktgefühl besaß und von dem Schauer wußte, der um den Namen schwebte. Die eigene unbedenkliche und zugleich schuldbeschwerte Jugend stieg vor dem Geiste des hohen Herrn auf. Es waren nur Dutzendsünden seiner Zeit, die Rafael Riario im Laufe der Jahre auf sein Gewissen geladen hatte, ohne sie besonders zu bereuen: Prunksucht, Verschwendung, heidnische Gedankenfreiheit, Freude am Wein, Freude am Weib. Aber es gab unter dem leichten Sündengesindel auch eine Schuld, die vor dem Herrgott schwerer wog als das Getändel mit Gold und Frauenherzen.

Das war die blutige Messe im Dom zu Florenz. Vor bald zwanzig Jahren. Die Verschwörerdolche der Pazzi zielten nach den Herzen der Mediceerbrüder Lorenzo und Giuliano. Ein

Dolch traf bis zum Tode tief: Giuliano Medici, der schöne, von den Florentinern vergötterte Jüngling, fiel vor dem Altar unter dem kräftigen Stoß eines gekauften Priesters.

Und das Volk übte augenblicklich mitleidlos Rache. Es knüpfte zwei der Verschworenen an den Fenstern des Palastes der Signoria auf.

Und bei einem Haar wäre auch ein Fensterkreuz für den Hals des jungen Kardinals Riario reserviert worden. Aber er beteuerte seine Unschuld und leugnete seine Mitwisserschaft. Er war im Auftrag des Papstes Sixtus IV. als dessen Stellvertreter nach Florenz gekommen. Papst und Kardinal wußten, was für rotes Blut auf dem Altar des Herrn bei jener Messe geopfert werden sollte und — sie verhinderten es nicht.

Er sah jetzt, vom dunklen Rot des Mamertiner Weins erregt, das Blut des Giuliano über die Altarstufen rieseln.

Die Kerzen ringelten braunschwarzen Qualm zur Wölbung, und Schatten von Nachtschmetterlingen huschten über den Säulenmarmor. Die Arietten der Geige und Flöte drangen wie aus einem fernen Garten leise über den beleuchteten Hof. Sie lösten die dunklen Gedanken auf. In lieblichen Klangfiguren, als ob beide Instrumente sich zu einem tönenden Reigen verschlingen wollten, lachte und lächelte das süße Scherzo durch die laue römische Nacht.

Eine Sänfte hielt unten beim Hofbrunnen. Der Kardinal erkannte sie sofort. Eine maskierte Dame stieg aus. Er erkannte diese Glieder, diese reizende, wiegende Gangart.

Es war die sanfte, schöne Eleonora Conte, die Schwester eines apostolischen Sekretars.

Der Kardinal ließ neue silberne Schüsseln und Teller, goldne Gabeln und Messer mit Turmalingriffen, milchweiße, lilienschlanke Gläser, eine Flasche goldnen Zypernwein, lose gebundne Rosen und Chrysanthemen bringen.

Die Sterne leuchteten. Die Nacht begann erst schön zu werden.

Lukrezia schwebte an diesem Abend in Gefahr, von der Bruderliebe Cesares erdrückt zu werden. Der Kardinal trat in ihr Gemach und ließ durch einen Diener einen großen Korb zu ihren Füßen niederlegen. Da trat auch der zweite Bruder der Herzogin, Don Juan, Herzog von Gandia, herein und umarmte mit der Zärtlichkeit eines Mannes, der sich seiner schönen Bewegungen und Gebärden bewußt ist, seine Schwester, die ihn lachend begrüßte.

„Ich komme eben zurecht, scheint es, um den kleinen Moses aus dem Korb zu heben“, sagte der junge Herzog in fröhlichster Laune. Er war als harmlos eitel in ganz Rom bekannt,

und man nannte ihn allgemein den Komödienprinzen. Er machte vielen Frauen den Hof, liebte meist leidenschaftslose Herzensaffären und hätte eher in den gemütlichen Zirkel eines bedachtsam genießenden deutschen Fürstenhofes gepaßt als in die von erotischer Schwule geschwängerte Luft Roms. Er sollte jetzt zum Herzog von Benevent ernannt werden und die Regierung über das ganze Patrimonium und Viterbo übernehmen. Cesare gratulierte ihm mit dem liebenswürdigsten Lächeln, doch fühlte er, daß Don Juan im Begriffe war, mit seiner Tatenlosigkeit zum Tyrannen ganze Länder zu verwirtschaften. Darum wünschte er insgeheim seinen Bruder in die Arme seiner Gattin zurück, der Donna Maria Enriquez, die fern im schönen Spanien ein Söhnlein von ihm wiegte.

Cesare holte aus der Tiefe des Korbes ein paar Angebinde hervor. „Ich versprach dir, Lukrezia, das Weh der letzten Tage etwas zu mildern, indem ich deine Sinne mit Gefälligkeiten erfreuen wollte, für die du empfänglich bist. Denn liebt Lukrezia nicht die schimmernden Edeltropfen des Meeres?“ Er zog ein Halsband von Perlen hervor, das er ihr wie einen Lasso schnell um den Hals warf.

Lukrezia schrie vor kindischer Freude auf. „Bruder! Perlen! Perlen!“

Cesare zog einen mit Edelsteinen besetzten Stirnreif hervor. „Robetta in Florenz hat ihn in fünfzehn Nächten geschmiedet.“

Lukrezia fiel in neuen Jubel.

Don Juan versetzte seinem Bruder einen lustigen Schlag auf den Lockenkopf. „Ich bin eifersüchtig auf deine Geberkunst, Cesare. Von mir bekommt Lukrezia erst Geschenke, wenn Kindergeschrei die Luft ihrer Gemächer erzittern macht.“

Lukrezia geriet aufs neue in Verzückung, als Cesare aus dem Korb ein Honighorn, den Kopfschmuck einer Antilopenart, hervorkramte. In langen schraubenförmigen Windungen dehnte sich das schöne Horn vor den erstaunten Blicken Lukrezias aus.

„Sollte das Horn eine Anspielung auf den traurigen Herzog von Pesaro sein?“ witzelte Don Juan mit brüderlicher Unverschämtheit.

Cesare biß sich in die Lippen, während er seinen Oberleib über den Korb beugte, um neue Überraschungen hervorzuholen. Da erschien ein Antilopenfell, ein orientalisches Schleiergewebe, einige kleine, in Karneol und Sardonyx geschnittne Gemmen hellenischer Abkunft, und endlich ein Silberkästchen, auf dessen Deckel sich der ruhende Herkules unter einem Tempelgiebel als Relief erhob.

Der Schwester Augen glänzten in Dankbarkeit und Freude. Cesare erbat sich einen Kuß von ihr. Sie war nicht freigebig

mit dieser Zärtlichkeit und drückte nur rasch und oberflächlich ihre Lippen auf die seinen.

Cesare hatte in diesem Augenblick das Gefühl, als risse er der Schwester einen Teil ihrer kindlichen Anmut vom Leibe. Er zuckte zusammen und biß sich in der Hast in die Lippen, daß das Blut floß.

„Du blutest, Bruder?" fragte Lukrezia sonderbar verwirrt.

Don Juan aber spaßte wieder unschicklich: „Wenn Cesare küßt, fließt Blut."

„Man kann von Glück sagen, wenn bei meinem Kuß nur mein Blut fließt", sagte Cesare rasch und lachend, während er seine innere Erregung verbarg.

Don Juan lächelte: „Wahrlich, Lukrezia ist wert, mit den Rubinen Ceylons und dem Gold des Salomonischen Tempels behangt zu werden."

„Und ich sage dir", entgegnete Cesare scharf, beinahe leicht gereizt, „sie ist wert, ohne Schmuck, nur mit dem Reiz ihrer natürlichen Anmut bewaffnet, den Kampf mit den drei Frauen des Paris aufzunehmen. Ich bürge für ihren Sieg."

Plötzlich zog Cesare unvermittelt seinen Bruder und Lukrezia aus dem Schein des Lüsters in die mit Fellen drapierte Hermesecke. „Hört mich an, wir müssen einen kleinen Familienrat halten. Der Papst hat die Absicht, mich mit der Prinzessin Carlotta, der Tochter Federigos von Neapel, zu vermählen."

„Ah!" Don Juan war starr. „Der Papst ist ein Spaßmacher. Carlotta würde das Fürstentum Tarent mit in die Ehe bekommen. Bruder, ich beglückwünsche dich. Seine Heiligkeit ist uns doch immer ein gütiger und gerechter Vater gewesen."

„Sein Gerechtigkeitssinn ist durch das Alter etwas morsch geworden", widersprach Cesare. „Ich finde, daß zum Beispiel das Kardinalat den jüngsten Schultern aufgebürdet gehört. Jofré ist sechzehn Jahre, da mag er sich mit der Scheinwürde unterhalten."

„Was würde die schöne Sancia zu einer solchen Heiligung sagen?" fragte erstaunt der Herzog von Gandia.

„Die Ehe müßte dann ebenso getrennt werden wie jene Lukrezias."

Lukrezias Blick verdunkelte sich. „Es lauert ein Unheil hinter deinem Plan."

„Nun denn, ich liebe Sancia", platzte Cesare heraus.

Lukrezia fuhr zurück. „Die Frau deines Bruders?"

„Ich besitze nicht die Unverfrorenheit, ohne Einwilligung des Papstes meinem Bruder die Frau zu nehmen. Immerhin nasche ich gern, wo mein Bruder in vollen Zügen genießt."

„Schämt euch, Brüder, mit den Frauen so umzugehen",

loderte die Schwester empor. „Wenn ihr Männer solche Ansichten habt, wundert euch nicht, wenn wir Frauen mit der Zeit aus dem Gehege der Anständigkeit ausbrechen und unser Vergnügen darin finden, euch zu übertrumpfen."

„Wir haben uns in ein minotaurisches Labyrinth verirrt", sagte Cesare ablenkend. Dann setzte er ein geschäftskühles Gesicht auf. „Hört zu, was die Ämter einbringen. Das Kardinalat von Valencia trägt mir sechzehntausend Dukaten, die Verlassenschaften spanischer Kardinäle zählen nicht, das Bistum von Elne mit zweihundert Dukaten ist ein Bettelbissen. Nun sammelt der Papst Schätze, ohne uns sicherzustellen Ich frage dich, Herzog von Gandia, wo ist das Geld hingekommen, das Seine Heiligkeit vom Sultan zur Beseitigung des türkischen Kronprinzen Djem erhalten? Als der Papst die Güter der Orsini konfiszierte, fiel ein Goldregen von fünfzigtausend Goldgulden in seinen Schoß, beim andern orsinischen Handel von Anguillera fünfunddreißigtausend Dukaten. Rechnet dazu die Haussummen, die er vom Papst Kalixt und seinem Bruder geerbt, die Kaufsummen der Kardinalsernennungen, die Ablaßgelder, die statt zur Ausrüstung einer Armee gegen den Türken in des Papstes weitgeöffnete Taschen wandern, so erhalten wir ein wahrhaft sardanapalisches Vermögen — ohne es zu erhalten."

„Du bist undankbar, Cesare", ereiferte sich jetzt Don Juan.

„Ich bin nur weitblickender als ihr beide", sagte Cesare. „Stirbt heute der Papst, stürzt sich die Meute der Kardinäle und das ganze Dienerpack, wie das so Sitte ist, auf die Schätze in den Gemächern. Dann sucht euch euern Erbteil. Der allerheiligste Vater liebt uns, aber ich fürchte, daß die Grenzen dieser Liebe bei den Goldtruhen gezogen sind. Das Haus Borgia bricht zusammen, wenn ein neuer Papst gewählt wird. Wir müssen früher unsere Fundamente haben: Länder und Söldnertruppen."

„Du bist ebenso kühn wie pietätlos", warf Don Juan dem Bruder vor.

„Mit der Gutmütigkeit eines Herzogs von Gandia werde ich mir allerdings kein neues Herzogtum erobern", versetzte Cesare spöttisch.

Da erhob sich der Herzog beleidigt und verließ das Gemach ohne Gruß.

Der Kardinal war blaß geworden. In seinen Fingern zuckte das erregte Blut. Er trat vor das Bild der Artemis hin und schien an dem Zorn der Göttin neue Nahrung für seine eigene Gemütswallung zu suchen. Dann löschte er, ohne Lukrezia zu fragen, alle Kerzen bis auf eine aus, die von einem purpur-

seidnen Gewebe umgeben war und nun mit ihrem Schein das Zimmer in einen rötlichen Dämmer hüllte.

Lukrezia wagte kaum, sich dem Bruder zu nähern. Der selbstherrliche Sinn Cesares hielt sie davon ab, das Mittleramt zu übernehmen.

Plötzlich sagte der Kardinal: „Du bist grausam gegen mich, Schwester." Er blickte sie seltsam scharf an.

Lukrezia floh vor diesem Blick zu dem Sockel der Herkulesgruppe.

„Du hast Angst — vor mir?" Er streckte seine Hand nach dem Arm der Schwester hin.

Sie hatte vor der merkwürdigen kalten Lustigkeit, die in seiner Stimme lag, mehr Angst als vor seinem leidenschaftlichen Gefühlsausbruch. Was wollte er eigentlich? Was drängte er sich so an sie heran? Warum freute es ihn, sie zittern zu sehen? Um dieser Nervenspannung ein Ende zu machen, streckte sie ihm kühn die Hand entgegen, um ihm so ihren Willen zur Versöhnung kundzutun.

Da sagte er weich: „Wie rührst du mich, schöne Lukrezia. Verzeih mir. Aber die Gutmütigkeit dieses Menschen muß einen blutvollen Mann in Wallung bringen. Siehst du, daß du schweigen konntest, während ich meine großen Pläne entwickelte, daß du mit keinem Wort meine Gedanken vor der plumpen Besudelung in Schutz nahmst, kränkte und reizte mich. Er spielte den Beleidigten, und in Wahrheit sollte ich es sein. Lukrezia" — seine Stimme bekam einen unendlich schmeichelnden, schmelzenden Klang — „weil ich dich so hochschätze, tut es mir weh, wenn du den kleinern, beschränkteren Bruder mit deiner Wärme schützest. Nenne es immerhin Eifersucht, aber sie ist berechtigt gegenüber einem Menschen, der soviel Puppenhaftes an sich hat."

„Nun mach aber wieder ein freundlich Gesicht", bat Lukrezia herzensfroh über die aufquellende Wärme in des Bruders Gemüt. Sie lief zum Tisch und ließ Cesares Geschenke durch die Hände gleiten und funkeln. Dann legte sie das Geschmeide mit anmutiger Lässigkeit um den Hals.

Die Kristalle blitzten durch das Gold der Flechten wie Tautropfen in einem von Frühsonnenschein umsponnenen Ährenfeld, und bei jeder Bewegung des stolzen Köpfchens klirrten leise die Halsperlen, als raunten sie von den Wundern des Meeres, dem man sie geraubt hatte. Ihr schneeschimmernder Kranz dunkelte den feingeformten Hals zu nußfarbenen Tönen ab und hob die Zartheit ihres Antlitzes zu einer noch rührenderen Weichheit. Sie liebte Perlen über alles, ihren matten Schimmer, ihre schillernde Glätte, die sie als echte Kinder der See kennzeichnen, liebte aber in ihnen auch das Geheimnis-

volle, das aus den Tiefen einer sagenumsponnenen Welt an die Oberfläche gestiegen und doch Geheimnis geblieben war. Es war ihr wohl bei dem Gedanken, daß die Feierstunden ihres Lebens unter dem Schutz fremdartiger, vom geheimnisvollen Meereszauber erfüllter Kräfte standen, die in gleicher Richtung wirkten wie der Wunderglanz des Hostienbehälters von Mino da Fiesole in der Kirche Santa Maria in Trastevere, wenn an stillen, glühenden Sommernachmittagen der Sonnenschein wie ein Himmelslicht darauf fiel.

Cesares Hände nestelten an ihrem Haarschmuck, der sich verhängt hatte, und seine Augen leuchteten lebhaft.

Plötzlich sagte er leise: „Als Don Juan vorhin dich mit dem Golde Salomons schmücken wollte, da sagte ich —“ Er stockte.

Sie blickte zu Boden. „Daß ich — ohne Schmuck — nur mit meiner Anmut noch schöner —“

„So sagte ich, als Don Juan da war. Jetzt sage ich es dir freier. Ich sage, kein Gold und kein Purpur können einer schönen Frau jenen Reiz geben, den ihre natürliche Schönheit des Körpers darstellt.“ Ohne Sinnlichkeit, sondern lehrhaft kühl hatte er die Worte hingelegt, um seine wirkliche Gefühlswallung damit zu verschleiern.

Schönheitsfreude, Eitelkeit, Gefallsucht, Scham, Reinheit und Frauenehre verschlangen sich in Lukrezias Brust zu einem schwer zu lösenden Gefühlsnetz. „Bruder — war das deine Überraschung für mich, von der du vorhin sprachst?“

Cesares Stirn verdunkelte sich schnell. Er änderte gewaltsam den Ton und sagte aufgeräumt: „Du hast unlängst beim Gastmahl des französischen Gesandten ungewöhnliches Interesse für den neuen Dichter Serafino d'Aquila gezeigt. Es ist mir gelungen, den Mann von Ascanio Sforza frei zu bekommen —“

„Ah —“ Lukrezia erhellte ihr Antlitz.

„Er ist für den Papsthof gewonnen. Serafino hat anständige Manieren, ein edles Auftreten und Talent.“ Er griff nach der Glocke.

Eine Hofdame trat ein.

„Im Zimmer der Nereiden wartet Messer Serafino d'Aquila. Donna Lukrezia heißt ihn willkommen.“

Die Herzogin machte Augen. Sie erfreute sich an dem Gedanken, daß dieser Mann, dessen empfindungsreiches Talent und edle Erscheinung sie an jenem Abend schätzen gelernt hatte, die kalten Stunden ihrer halb geschiedenen Ehe durch die Temperatur seiner Schönschwärmerei etwas erwärmen könnte.

Das Blumenherz Lukrezias hörte die Stürme um sich tosen und sehnte sich nach dem starken, schützenden Halm, der in ihrer Nähe Wurzel fassen sollte, um den Anprall der tobenden

Elemente aufzuhalten. Kein starker Retter kam, kein Schöpfer erhörte ihr Gebet, keine getreuen Rolandsknappen zogen heran, die den Dämonen ihr Schwert der Tugend entgegengehalten hätten.

„Serafino soll mit Anstand behandelt werden", sagte Cesare leichthin. „Aber wir werden darauf sehen, daß er nicht verhätschelt wird, damit er nicht Grund bekomme, im Falle einer Entlassung auf Rechte der Freundschaft zu pochen. Serafino dichtet an einem Orpheus. Ich fürchte, es wird wieder ein Tollhaus werden wie der Morgante. Aber man wird Poeten vergebens zur Vernunft zu bringen suchen, sie tun doch, was sie wollen."

Es klang Lukrezia wie ein Echo nach: sie tun doch, was sie wollen.

Und da stand schon einer dieser eigenwilligen Zunft zwischen den silberbeschlagnen Türflügeln. Er neigte mit edlem Anstand vor der Herzogin und dem Kardinal das Haupt. Dann schritt er plötzlich näher, ließ sich aufs Knie nieder und küßte der Herzogin die Hand.

Cesare sagte mit bezwingender Liebenswürdigkeit: „Ich habe in der nächsten Zukunft wichtige Staatsgeschäfte abzuwickeln, die mich voraussichtlich von Rom wegführen. Ihr werdet unterdessen mit Eurem Epos genug zu tun haben, doch möchte ich Euch bitten, hie und da eine Stunde meiner erlauchten Schwester zu schenken und sie auf möglichst unterhaltende Weise in die thrazischen Gefilde der Dichtung einzuführen. Ich hörte von Pomponius Lätus, daß Ihr auch Horaz — hahaha!" Er lachte plötzlich herzlich auf. „Pomponius Lätus! Ich traf ihn gestern mit nackten Füßen im Sumpf von Nympha, wo er die Spuren eines Tempels der Pomona entdecken wollte. Er verscheuchte mir alle Wasserhühner, wäre aber zur Strafe dafür fast im Sumpfe erstickt, wenn ich ihn nicht rechtzeitig bei seinem spärlichen Grauschopf aus dem Wasser gezogen hätte. Es wird mich freuen, wenn Ihr heute abend die Cena bei unserem Weisheitskrämer Podokatharo nehmt, der den Tisch für Euch gedeckt hat. Im übrigen wird Euch die erlauchte Herzogin Weisung geben, wann Ihr zu Diensten sein sollt."

Lukrezia hob den Kopf aus der samtschimmernden Last. „Kommt morgen nach dem Besuch bei Pomponius Lätus zu mir. Ich lasse ihn grüßen. Ja — und —", sie stockte, als sänne sie auf ein gleichgültiges Kompliment — „ich war von der Hymne an Egeria und Numa Pompilius, die Ihr beim französischen Gesandten gesungen habt, entzückt."

„Euer Beifall, erlauchte Herzogin, eifert mich an, den Tod der Egeria zu besingen, wenn ich in ihrem Hain die Sammlung finde."

„Wir haben in drei Tagen ein Gastmahl bei der Vanozza Catanei in ihrer Vigne", sagte Cesare ablenkend. „Ihr werdet so gut sein, mit fröhlich gestimmter Leier das Mahl zu würzen Kardinal Martini besingt den Wein durch Taten, Ihr sollt ihn in Worten besingen; Kardinal Riario liebt die Baukunst, macht Euch gut Freund mit ihm, der Herzog von Gandia liebt —" Er hielt mit dem bösen Witz inne und sagte dann lachend: „Er liebt alle Welt und alle Welt liebt ihn. Besingt also die Liebe aller Welt. Nun habt Ihr Themen genug. Hast du noch einen Auftrag, Schwester?"

Lukrezia hob sich mit Anmut aus ihrer weichen Umrahmung. Es war, als wäre die liebliche Nymphe Echo in einem Bilde lebendig geworden und schritte nun auf den Mann zu, der — wie ein schöner Narziß vor ihr stand. Nun reichte sie ihm mit innerer Bewegtheit die Hand zum Kuß.

Er war entlassen.

Als Serafino draußen auf dem Korridor stand, legte er die Hand auf sein Herz. Es schlug aufgeregt. Aber war es denn auch eine Kleinigkeit, sich vor der schönsten Frau Roms zu verneigen und sich von Blicken getroffen zu sehen, die einen Paris in die holdeste Verwirrung hätten bringen müssen?

Ein Diener wies ihn die Treppe hinauf zu Podokatharo. Mit gesenktem Kopf stieg er an dem Marmor, an den ionischen Säulen, an kleinen, festungsartigen Fenstern vorbei, die die Backsteinmauern durchbrachen und den Gestirnen einen bescheidnen Einblick in die Innenarchitektur des Palastes gestatteten.

Ein schwüler Duft von Flieder zog in Wellen von dem Korridor des untern Stockwerkes herauf. Er kam ihm wie ein Abschiedsgruß der Herzogin vor.

Ein Gedanke kämpfte sich jetzt in seine Unruhe. Warum hatte er so schnell seinen Dienstherrn Ascanio verlassen? Der rauhe, zornige Mann hatte ihn gescholten, weil er in Weinlaune bei der Cena statt die Verse des Ovid eine eigene Kanzone vorgetragen hatte, die aber alle für ein Werk des Schwans von Sulmona hielten, vor allem Ascanio selbst, der Serafinos Geist neben dem alten Lyriker allzusehr in den Schatten drängte. Als nun Serafino mit der Wahrheit herausrückte, daß dies sein eignes Werk wäre, war Ascanio über die List so erzürnt, daß er ihm für sechs Abende den Platz an der Abendtafel entzog. An jenem Tage hatte Serafino die Herzogin von Pesaro durch den Titusbogen reiten sehen. Dann hörte Cesare den Dichter beim französischen Gesandten singen und machte ihm den Antrag, zu ihm zu kommen. Der Zwist mit Ascanio schien Serafino augenblicklich wie eine Fügung des Himmels zu sein. Zwei Tage darauf hatte er um

seine Entlassung gebeten und war in die Dienste Cesare Borgias getreten.

Und heute stand er vor der erlauchten Schwester des Kardinals. Es blieb ihm jetzt nur noch die angenehme Pflicht, auch ein Loblied auf die alle römische Frauenschönheit überstrahlende Lukrezia Borgia anzustimmen.

Er pochte an die Tür Podokatharos.

Stickige Gelehrtenluft wehte den Dichter an, als er die Tür öffnete. Aber sie vermochte nicht den schwülen Hauch zu ersticken, den sein Gemüt von den untern Prunkzimmern der Lukrezia Borgia mitgenommen in die Region des in Weisheitstiefen schürfenden Greises. Lukrezia hatte noch als Kind auf seinen Knien gesessen und hatte seinen Mythen von Apollo Musagetes, Perseus, Demeter und Persephone gelauscht.

Apollo Musagetes? Warum flammte dem Dichter Serafino d'Aquila der helle Göttername so ins Gemüt, als er in die dumpfe Stube des Podokatharo trat?

Vielleicht, weil im selben Augenblick da unten das Wunder geschah, daß sich die Gedanken einer schönen Herzogin auch um den Namen des leierschlagenden Gottes rankten? Apollo Musagetes!

Der Weinberg des Pomponius Lätus stand in hellem Grün, die Fliegen summten in goldnem Flug darüber hin, die Luft war drückend, der Himmel schimmernd blau, der Dichter ganz erfüllt von Freude und Erwartung

Vor dem Hause stand eine leere Sänfte, von drei papageigrünen Dienern umstellt. „Hat Messer Pomponius Lätus Besuch?" fragte Serafino.

„Kardinal Farnese", erwiderte einer der Diener.

Serafino wollte sich zurückziehen. Da sah er die biegsame, katzenweiche Gestalt des jungen Kardinals aus dem Hause kommen. Der Kardinal, der Bruder der Papstfavoritin Giulia Farnese, warf einen flüchtigen Blick auf den abseits stehenden Dichter. Pomponius Lätus, der hinter dem Kardinal schritt, winkte Serafino freundlich heran.

„Kommt, kommt, Exzellenz Farnese wird sich freuen, Euch persönlich kennenzulernen."

Der Kardinal klopfte mit vornehmer Gönnermiene Serafino auf die Schulter. „Ich las fünf Oden von Euch, die das Eleusische Fest besingen. Ihr müßt mir die griechischen Strophen einmal metrisch auseinandersetzen, ich möchte gar so gern in vollendeten Formen Gedanken sagen." Dann reichte er Lätus die Hand, die dieser ohne Zeremoniell einfach und herzlich drückte.

Die Sänfte schwebte in das Grün der Weinberge hinaus.

Lätus zog seinen jungen Freund in die kühle Hausflur der Casina. „Farnese hat mir zyprische Vasen gebracht. Kommt, die Penaten grüßen Euch, Messer Serafino."

Durch das einfache Vestibül des Landhauses führte Lätus seinen Gast in das Studierzimmer.

„Ich soll nachfragen, wie Euch das Schwimmbad von Nympha angeschlagen", sagte Serafino d'Aquila heiter. „Euer hoher Retter hat mir selbst das Mißgeschick erzählt."

„Cesare Borgia? Ei, wie kommt Ihr zu ihm?"

„Ich bin seit zwei Tagen in seinen Diensten."

Pomponius Lätus blickte wie ein zürnender Agamemnon drein. „Mensch, wie kann man Rosenketten abstreifen, um —" Er kredenzte dem Gast einen leichten Landwein und setzte ihm schwarze Glanzkirschen vor. „Also wirklich? Ihr verschriebt Euch dem Cesare Borgia?"

Unvermittelt sagte jetzt Serafino: „Er hat mich heute seiner erlauchten schönen Schwester vorgestellt."

Der alte Gelehrte blickte versonnen ins Licht. „In den Sümpfen von Nympha, zwischen Disteln und Efeu blüht der weiße Narzissenstern inmitten der Verwesung. Seht, so eine Art Narzisse scheint mir Lukrezia Borgia zu sein."

Serafino blickte nachdenklich zu Boden. „Die Athener sahen in der Narzisse die Blume der Vergänglichkeit. Man sagt, daß auch die Liebe der Lukrezia etwas vergänglich sei."

Pomponius Lätus lächelte. „Wer kennt sie denn?"

„Ihr habt recht. Niemand!"

„Und doch fällt man über sie her. Und sie ist noch so jung.. Aus ihr kann vielleicht eine wirkliche Liebe erst etwas machen. Aber seid Ihr zu mir gekommen, über den Unrat der Borgia zu verhandeln?" Der Greis packte den Dichter sanft bei den Haaren. „Kommt, ich öffne Euch erst den Weg zu den Toten. Hier liegen nur die Dinge, die mir zur augenblicklichen Arbeit dienen." Er wies auf die aufgetürmten Bücher und Schriften, die in einer regellosen Masse in den Ecken standen und an den Wänden hinaufkrochen.

Serafino blätterte in einer Handschrift.

„Es ist ein Traktat meines alten Lehrers, des Lorenzo Valla", sagte Lätus.

„Des großen Ketzers, der die ganze Konstantinische Schenkung mit ciceronischer Redekraft für einen Schwindel erklärt hatte?"

„Bei solchen Tunichtguten ging ich in die Lehre", lachte Lätus herzlich. „Mein spottsüchtiger Valla! Er nährte sich fast nur von Päpsten und Kardinälen, die er zwischen seinen grimmigen Zähnen zerfleischte. Die Nachtigallen in den Gehölzen sämtlicher sieben Hügel Roms wissen übrigens von seinen

Küssen zu singen. Und nun kommt zu den eigentlichen Früchten meiner Arbeit."

Er zog den Dichter über eine dunkle Treppe hinauf in einen Saal, dessen Tür unmittelbar an die letzten Treppenstufen anschloß. Hier schob nun Lätus einen Schieber von der Wand und plötzlich lag die Tür in einem bläulich schimmernden, geheimnisvollen Lichte da. Seltsame, von Zeit und Moder fast völlig zerstörte Zeichen dunkelten auf dem magisch leuchtenden, von Rissen und Furchen bedeckten Türgrund.

„Was ist das?" rief erstaunt Serafino aus.

Lätus zeigte ihm einen großen Stein an der Wand, der ein bläuliches Licht ausstrahlte, dessen Dämmer über den ganzen Treppenwinkel floß. „Es ist mir geglückt, diesen Stein aus dem cäsarischen Trümmerhaufen auf dem Palatin auszugraben, wo dereinst das Haus des Nero stand. Nun wissen wir alten Schatzgräber, daß Nero einen Fortunatempel im Goldnen Hause erbauen wollte, in welchem eine dämmernde Helle herrschen sollte, auch wenn die Tempeltüren geschlossen waren. Er verwendete dazu einen selbstleuchtenden Stein aus Kappadozien, an dessen Existenz bisher alles zweifelte. In einer dunklen, regnerischen Nacht ist es mir gelungen, dieses Bruchstück zu finden, und ich zweifle nicht, daß es der versteinerte Gedanke des Nero ist, der hier das Dunkel erleuchtet." Er schob das Wandbrett wieder vor den Stein und öffnete die Tür. „So — und nun grüßen Euch die steinernen Kinder des Pomponius Lätus."

Moderluft wehte dem Dichter entgegen. Der ganze im Halblicht der Abenddämmerung ruhende Saal war erfüllt von steinernen Inschriften, zerbrochnen Säulenstümpfen, Sarkophagdeckeln und -füßen, Amphorenresten, zertrümmerten Vasen und Zisten, bunten Gläsern, Münzen, Statuentorsos, Friesen und allerhand Dokumenten der altrömischen Zeit. Des Todes Macht hatte die Kraft des Geistes gebrochen Steine sprachen, wo Menschen für immer schwiegen, und erzählten von Ruhm und Ehre, Sitte und Kultur, Haß und Streit, Gottesverehrung und Gottesangst.

Es war die Zeit, da sich der Forschergeist auf die Gedankenwelt der Vorfahren besann und aus zerstörten Mauern und Mälern, um die sich schon die Girlanden der Legenden und Sagen geschlungen hatten, die Freude an dem griechischen Schönheitsideal hob und die Bilder schuf, die einstens dem alten Rom Charakter und Gestalt gegeben. Aus den byzantinischen Klöstern rettete man einst mit Mühe die Bibliotheksschätze griechischer Wissenschaft auf italienischem Boden. Dort warfen sich die ahnungsvollen Geister eines Alberti, Chrysolaras, Ficino und Filelfo wissenshungrig auf das neue Material.

Diesen Wegmachern folgte der Forschergeist des Pomponius Lätus. Unermüdlich wandelten sich unter dem Zauberstab seiner Erkenntniskraft Totenschatten in lebendige Gestalten. In afrikanischer Sonnenglut huschte ein dürrer Schatten zwischen Tempeltrümmern dahin. Im Dämmerreich alter Treppen, wo die Algen näßten, in mondbeschienenen Höfen, wo die Eulen lautlos dahinschatteten, in der Moderluft dunkler Todeskammern, in zerborstenen Thermenhallen, in Kellern und Tavernen, Palästen, Kirchen und Häusern fand man den alten Mann mit hoch erregten Nerven und schweißbedeckter Stirn nach den unscheinbaren Steintafeln graben.

„Hier muß freilich gut denken und grübeln sein", sagte Serafino.

Mit Stolz führte der Alte nun den Dichter von Schaustück zu Schaustück, und Serafino hatte das Gefühl, als wäre die Weltgeschichte vor ihm auf steinernen Blättern ausgebreitet, aber er hatte nicht das Auge, sie zu lesen, nicht das Ohr, die Sprache der Gräber zu hören. Unruhig schlug sein Herz. Und er sah von Zeit zu Zeit hinaus in den Sonnenschein des Weinbergs, ob die Strahlen schon schräg fielen.

„Ihr seid zertreut?"

„Ich soll um die siebente Stunde bei der Herzogin von Pesaro sein", sagte Serafino leicht errötend.

„Bei Lukrezia Borgia?" Die grauen Äuglein suchten lebhaft in der Seele des Dichters zu lesen. „Ich reise morgen nach Tivoli. Alexander läßt die Villa Hadrians durchstöbern, um die Steine für den Neubau seiner Burg zu verwenden. Wollt Ihr mich begleiten?"

Der Dichter runzelte die Stirn. „Ich weiß nicht, ob mich die Herzogin morgen — frei läßt."

Pomponius Lätus sah ihn scharf an. „Mich dünkt, die Fesseln des Ascanio waren weniger hart als die des Cesare. Oder sollten — Rosenketten mitunter schwerer zu tragen sein als eiserne? Amor sei dein Freund, nicht dein Gebieter!" Er drohte lächelnd mit dem Finger.

Serafino lachte gezwungen auf. „Ihr seht einen Parnaß, wo mir nur ein gewöhnlicher Hain blüht. Sagt, Ihr kennt die päpstliche Geschichte —?"

„Nur wenig von ihrer Gegenwart."

Der Dichter wurde verlegen. „Hm — ich wollte nur —" er nahm einen Anlauf — „ich möchte der Lukrezia Vergangenheit durchstöbern, um zu wissen, ob sie es wert ist, als ein schöner, keuscher Schwan gepriesen zu werden —"

„Lätus ist ein Archivarius der Vergangenheit, der Euch sagen wird, wieviel Liebhaber die Kurtisane des Präfekten Narziß gehabt hat, doch für die Liebhaber der Lukrezia über-

nehme ich noch keine Verantwortung. Sie sind noch zu sehr gegenwärtig, um mich besonders beschäftigen zu können. Jeder Läufer wird darin besser Bescheid wissen. Ich habe der Herzogin Rhetorik und Dialektik ins liebe Hirnchen geschmuggelt. Sie ist ein gutherziges, aufrichtiges Geschöpf und lenkbar wie ein Maultier — oh, verzeiht den Vergleich! Aber da beginnt das Tragische ihres Geschicks. Was ist von einem so armen Geschöpf zu erwarten, dessen Lenker — Kreaturen des Teufels sind." Sie waren im Gespräch bei der Tür angelangt.

„Ihr wollt mich fort haben?" lächelte der Dichter.

„Ihr wollt Euch fort haben!" gab Lätus schelmisch zurück. Sie standen im hellen Sonnenschein der Vigne. „Seht, da kommen schon meine Freunde. Wir haben heute eine kleine Abendandacht in meinem Garten, ein sokratisches Stündchen. Mein Freund Sadoleto bringt mir aus Monte Cassino einen neuen Livius mit."

Serafino wanderte langsam an den Akademikern vorbei und besah sich die Frühlingsmienen der jungen Stürmer, die, ungefähr in der Apostelzahl, paarweise wie Klosternovizen durch das Grün schritten, um nun unter des Meisters Führung heidnische Revolution zu betreiben.

Das schöne Rom lag zu des Dichters Füßen. Wer dich mit perikleischem Geiste erfüllen könnte! Wer dich, Volk, befreien könnte von der geistigen Tyrannis!

Wie düsteres Grabgeläute schlug plötzlich der furchtbare Predigtklang seines Bruders an sein Ohr. Der heitre Abendhimmel über Rom verfinsterte sich jäh.

Serafino hatte seinen Bruder nicht wiedergesehen. War er in der großen Stadt verschwunden? Wenn die Mächte, gegen die er so donnerte, ihre Gewalt schon ausgeübt hätten? Die Möglichkeit bedrängte seine Gedanken. Aber zugleich strahlte ein Hoffnungsstern in das Dunkel. Wenn Giuliano wirklich in die Hände päpstlicher Schergen geraten sein sollte, dann wäre es ihm vielleicht möglich, ihn wieder zu befreien, wenn er die Gnade Cesare Borgias oder gar Lukre — —

Der Himmel über Rom erhellte sich augenblicklich. Er warf sein Blau in die Seele des Dichters, und es durchspann mit seinem strahlenden Glanz alle Herzenswinkel und vertrieb graue, mißtönige Gefühle.

Mit neun Jahren Domherr und Reichsdiakon von Valencia — mit dreizehn Jahren in das Ehebett einer fünfzehnjährigen, in alle Buhlkünste Potiphars eingeweihten Bastardin geworfen — mit sechzehn Jahren gelehriger Jünger dieser Liebeskünstlerin.

So hatte der päpstliche Supplikenschreiber Joachim Goritz

aus Luxemburg, heimlicher Chronist der Skandalgeschichte Roms, in sein Tagebuch geschrieben, als er in kurzen Zügen die gehaltvolle Laufbahn des jüngsten Papstsohnes Don Jofré der Nachwelt schildern wollte.

Und er fügte noch hinzu, daß das liebenswürdige Weibchen, das in so kunstfertiger Weise zur ehelichen Entgleisung ihres Gatten beitrug, die Bastardtochter des verstorbenen Königs Alphons von Neapel sei, die ebenso schöne als sittenlose Sancia von Aragon, Fürstin von Squillace.

Wenn der geschwätzige Schreiber Goritz aus Luxemburg heute in dem Zimmer der geschmähten jungen Fürstin gewesen wäre, so hätten sich seine Anschauungen über die Charakterfäulnis der beiden Ehebündler nicht wesentlich geändert. Denn er hätte bemerkt, daß sich Don Jofré mit der ganzen pathetischen Kraft seiner sechzehn Jahre gegen die Zumutung gewehrt hatte, seine Gattin heute zum Gartenfest des Bischofs von Cesana zu begleiten, denn er, Don Jofré, habe der guten Frau des edlen Domenico Jacobazio versprochen, eine Zeichnung für ihr neues Schlafpolster zu überreichen. Worauf Donna Sancia erwidert hatte: „Ich weiß recht gut, daß dein Kopf in einer halben Stunde auf diesem Schlafpolster neben dem der Frau Ricoletta Jacobazio ruhen wird. Aber geh nur, lieber Jofré, denn es wird auf diesem Polster in einer halben Stunde der Kopf deines Bruders Cesare neben meinem ruhen. Aber Cesare bringt keine Zeichnung mit, sondern nur seine Liebe zu Donna Sancia."

Diese Antwort verzieh ihr der Gatte um ihrer Aufrichtigkeit willen. In seinem fiebergelben Gesicht zuckte keine Muskel, die kalten Borgiaaugen hatten höchst gleichgültig das liebe Ungeheuer von der Seite angeblickt, und die feinen, stutzerhaft gepflegten Hände hatten Rapier und Barett ergriffen, woraus Donna Sancia das Recht herleitete, einen befreienden Atemzug zu tun.

In der Tür begegnete auch richtig Don Jofré seinem gemütlichen Bruder Cesare, der im Taubengrau seines reichverzierten Wamses, mit der Muschelkette des heiligen Michael um den Hals und den blutroten Rosen in der Hand wie ein schöner Freier der Penelope in das sonnenhelle Zimmer trat, seiner Schwägerin den duftenden Strauß galant in den Schoß warf und zu seinem Bruder mit dem liebenswürdigsten Lächeln sagte: „Laß dich durchaus nicht abhalten, deinen Abendspazierritt zu machen. Die Straßen Roms duften von den Gewändern schöner Frauen. Aber ich ziehe den Duft, der den Frühlingsaugen der schönen Sancia entströmt, allen Wohlgerüchen Arabiens vor."

Don Jofré klopfte mit theatralischer Gebärde seinem ältern

Bruder auf die Schulter, zwinkerte mit den ausdruckslosen Augen und schlug die Tür hinter sich zu.

Nun warf sich Sancia an Cesares Brust. Er deckte mit seinem Barett ihr schwarzes Haar, küßte sie mit wilder Zärtlichkeit auf die „Frühlingsaugen", in denen hochsommerliche Gluten lauerten, und sagte: „Dieser Knabe beginnt lästig zu werden. Er glaubt sich berechtigt, mit hochtrabenden Phrasen Männergedanken vorzutäuschen. Weiß Gott, ich habe nette Brüderchen."

Sancia sagte übellaunig: „Es ist doch Nebensache, was für Brüder du hast, wenn du in den Armen deiner Schwägerin ruhst."

Er liebte die Sprunghaftigkeit ihrer Gedanken, die Zerfahrenheit ihres Wesens fast mehr als ihre Reize. Ihr Gesicht war ja freilich schön, und von den dicken, rabenschwarzen Flechten umrahmt, die wie Schlangen um ein Medusenhaupt gerollt lagen, hatte es die geheimnisvolle Blässe einer Wasserrose, die in der Dämmerung aus einem dunklen Seespiegel leuchtet. Ihre Glieder waren hartgedrechselt, wie stolze Säulen trugen ihre Beine den gemeißelten Rumpf mit dem breiten Becken, und ihre Formen waren trotz der Üppigkeit und Rundung von einer Beweglichkeit, die wenig fürstliche Anmut verriet. Jeden Tag sann sie darüber nach, ihre Reize zu erhöhen. Seit gestern trug sie absatzlose Schuhe, um das Gewicht ihres Leibes mit weniger Anstrengung nach rückwärts verlegen und dadurch die Haltung einer fruchtschweren Frau vortäuschen zu können, da Cesare sich geäußert hatte, eine solche Frau offenbare mehr Schönheit und Reife als ein Weib in gewöhnlichem Zustande. Auch trug sie nur brennende Farben und ließ die Haut selbst an den Handgelenken und Schultern durch orientalische Schleiergewebe von wunderbarer Durchsichtigkeit hervorleuchten. Wenn dann die Sonnenstrahlen darauf fielen, schillerte die Haut wie der feine Schuppenpanzer der Smaragdeidechse.

Als sie jetzt in der Spätglut der Sonne im Zimmer stand, eingehüllt von der zitronenfarbnen Seide des faltenreichen Gewandes, an dessen unterem Rande rote, von dunkelsamtnen Faltern umgaukelte Mohnblüten prangten, das Haupt leicht zurückgebogen, die geschwellten Lippen halb geöffnet, das schwarze Hexenhaar von Edelsteinen durchleuchtet, da glich sie wahrhaftig der in allen Fibern lüstern gespannten Salome, die nach dem Kuß des großen Büßers schmachtet. Cesare flüchtete sich gerne in Stunden der geistigen Entspannung in die Glutsphäre dieser Frau, um derentwillen er niemals ein Gefühl der Eifersucht aufgebracht hätte.

Nachdem sich Cesare ein paar Augenblicke lang in ihre Lippen verküßt hatte, sagte er mit absichtlicher Kühle: „Wenn

ich die Legationsreise nach Neapel antrete, nehme ich doch Jofré mit und nicht Juan."

Sancia warf seinen Kopf von ihrer Brust weg. „Die Legation in Ehren", sagte sie ernüchtert, „aber sie hätte sich einen Augenblick gedulden können." Sie rüttelte ihr kühn aufgebundenes Haar durcheinander, daß die Gehänge darin klirrten, schüttelte den Kopf wie eine junge Löwin nach dem Prankenspiel mit dem Gemahl und schellte dann nach dem hübschen Pagen Vittorino.

„Bring Syrakuser Muskat!" befahl sie dem blondgelockten zwölfjährigen Knaben, dessen Augen wie unter einem Tränenschleier lagen, sooft er in das schöne Gesicht der Herrin blickte. Das Bedientenpack sprach davon, daß Sancia diesen Knaben an den langweiligen Abenden zu küssen pflegte. Die Kammerfrauen ärgerten sich, daß aus dem Jungen nichts herauszubringen war. Er war den ganzen Tag über immer still und verträumt, aß wenig, und erst wenn der Abend kam, ging ein Leuchten über sein Gesicht. Dann verschwand er unauffällig im dicht verschloßnen Zimmer der Fürstin, während Don Jofré seine kleinen Launen bei fremden Frauenherzen ablagerte.

Der Page sprang davon, als hätten ihn Ruten gepeitscht.

„Ein lieber, mädchenhafter Junge!" sagte Cesare.

„Ich lasse mir ihn auch nicht nehmen. Er ist mir in Stunden der Sehnsucht nach dir das Götzenbild, das ich statt deiner anbete. Er gleicht dir ein wenig. Wenn ich schlaflose Stunden habe, rufe ich den Knaben. Er darf sich nicht rühren, und ich küsse nur seinen Nacken mit dem seidenweichen Haar."

„Du hast Messalinengelüste!"

„Ich schwöre dir, daß ich den Jungen nicht ein einziges Mal sündig berührt habe. Es ist nur die Sehnsucht, weichen Samt unter meinen Lippen zu haben."

Der Syrakuser kam. Sie kraute dem Pagen das Haar und sagte lächelnd: „Vittorino, ich will, daß du dir die Augenbrauen mit einer feinen Zange auszupfest, du wirst mir so noch besser gefallen." Der Knabe lief mit verwirrtem, purpurnem Gesicht davon.

Sancia warf sich auf das Ruhelager. Cesare setzte sich neben sie hin und trank von dem Wein. „Hast du den ‚Verliebten Roland' schon gelesen, den dir mein Bruder gebracht?"

„Ja", sagte sie gleichgültig.

„Das ist dein ganzes Urteil?" Er wußte, daß er auf taubes Gestein schlug.

„Die ritterlichen Tugenden langweilen auf die Dauer. Armer Bojardo! Ich glaube, du wirst in den Klosterschulen lieber gelesen werden als in den Kardinalspalästen."

Sancia zog die Knie ein. Das lange Kleid breitete sich platt

zu ihren Füßen gleich einem Primelteppich aus, aus dem die knallroten Mohnblüten hervorschossen. Die Falter schaukelten darüber hin wie schwarze teuflische Kobolde.

„Ich bin gekommen, dir eine vertrauliche Mitteilung zu machen“, sagte Cesare. „Mein Vater denkt daran, meine Kardinalswürde dem Jofré zu übergeben.“

„Nein?!“ jubelte die arge Sünderin auf, die schon den Schlüssel der Befreiung klirren hörte. „Dann muß ja unsre Ehe auseinandergehen?“

Cesare nickte und sah ihr ihre Wünsche von den Augen ab. „Deine Gedanken flammen in deinen Augen: du willst mich dann heiraten.“

„Wenn du mich willst!“ drängte sie leidenschaftlich an ihn heran.

„Es wäre mir ganz recht, denn ich besäße in dir dann das Objekt, das meine Sinne zum Leben brauchen.“ Sie fragte dann finster: „Hast du mit Fiammetta Pandolfi schon gebrochen?“

„Wie kommst du auf diese Frau?“ fragte Cesare mit jäher Wendung.

„Du hast mir versprochen, sie aus dem Palast hinauszujagen, den du ihr geschenkt. Aber deine Sänfte steht noch immer jeden Dienstag vor ihrem Tor.“ Sancia schmollte wunderschön. Denn sie wußte, wie anziehend sie das machte.

„Meine Sänfte stand früher allabendlich dort, und ich lag allabendlich zu ihren Füßen. Es ist doch schon ein Fortschritt, wenn ich sie nur einmal wöchentlich besuche. Sie grämt sich genug ab, und ihre Augen haben bereits die Durchsichtigkeit klarer Tautropfen bekommen. Sie weiß bereits, daß ich bei dir mein Herz verschmachte. Vorderhand will ich versuchen, ihre Liebe durch das Erkalten meiner Gefühle zum Erfrieren zu bringen. Sie wird sicherlich um den Menschen zittern, den sie an mir verliert, du würdest nur um den Mann bangen.“

Die Lobpreisung der Rivalin erregte die Eifersucht der grobseelischen Prinzessin, die das Gefühl hatte, daß ihre eigene Dirnenhaftigkeit für die Dauer nicht mit der zärtlichen Liebe dieser Fiammetta Pandolfi wetteifern konnte.

Der Syrakuser rauschte jetzt durch Cesares Blut.

Die Abenddämmerung begann. Der Purpur der Tapeten bekam einen tiefschwarzen Glanz, aus dem die gemalten korinthischen Pilasterbündel wie riesenhafte Baumschäfte aus einem abenddunklen Wald hervorschimmerten. Gegenüber der Fensterwand fing ein großer Spiegel den Abendhimmel mit seinen Ockertönen auf. Von dort her strahlte ein Widerschein in das Zwielicht und nahm die Gestalten in einen geheimnisvollen Dämmer.

Cesare fühlte Balsam und scharfen zimtartigen Duft um sich wehen Dieses Weib hatte ein Arsenal von lusterzeugenden Geheimnissen, und sie wußte die Mittel nach Tageszeiten und Stimmungen unauffällig zu gebrauchen.

Aus dem Garten des nahen Belvedere wehte der Sommerwind Flötentöne herüber. Dort ergötzte sich wahrscheinlich ein Kardinal an dem Trio der päpstlichen Musici.

Die Luft wurde immer schwüler, je tiefer sich die Schatten senkten.

Ein blitzender Abendstrahl fiel plötzlich auf den vergoldeten kleinen Stier, den Cesare einmal seiner geliebten Schwägerin in sinniger Anspielung auf seine Stärke und Manneskraft geschenkt. Es war ein Meisterwerk florentinischer Goldschmiedekunst.

Der Stier schwamm jetzt in braungoldner Bronzeglut, seine Hörner stießen drohend in die Luft.

Die schöne Europa ergriff das Spielzeug und drückte es an die Brust. Cesare riß es ihr aus der Hand und warf es mit wilder Lache in eine Ecke. „Bilderanbeterin du!" murmelte er. „Wo doch der Gott selbst zu dir niedersteigt!"

Und er stürzte sich in die süßen Arme.

Sie sangen ein wildes Evoe der heidnischen Göttin, die feurige Fürstin und der feurige Kardinal.

Der Page Vittorino neigte heute sein Haupt vergebens tief vor der Herrin. Es brannte kein Kuß auf seinem goldgeringelten Nacken.

Podokatharo stand vor der Herzogin Lukrezia Borgia. Er reichte ihr einen dicken Band altgriechischen Geistes in neuer Form hin. „Ihr müßt das Werk in Muße studieren, erlauchte Herzogin."

„Ich will es versuchen", sagte die sehr zerstreute Herzogin und legte den Quintilian einer Hofdame in den Schoß, die regungslos wie eine ägyptische Mumie neben ihr saß und nun den alten Redner gefühllos in die Hand nahm und ihn der üppigen Andalusierin in die Arme warf, die bei der Tür stand. Die Behandlung des alten Lieblings schmerzte Podokatharo tief.

Giulia Farnese saß gegenüber der Herzogin und lächelte.

Und noch eine andere Hofdame, Donna Gambarez, saß steifrückig an einem Stickrahmen.

Die Luft roch nach dem Staub, der über den alten Bücherweisheiten lag. Podokatharo hatte sich bemüht, der Herzogin die Wege in das Reich der Rhetorik zu ebnen, aber Donna Lukrezia hatte ihr Näschen zum Fenster hinausgesteckt und gesagt: „Es riecht da draußen nach Kräutern. Der Wind geht

heiß von Ostia. Quintilian möge sich gedulden, bis der bleischwere Sciroccohimmel über der Stadt steht. Dann wollen wir ihn auf das Forum begleiten."

Der schneeweiße Gelehrte zog sein Haupt gekränkt tief in die Schultern zurück. „Dann wird wohl auch Messer Serafino d'Aquila vergebens versuchen, Euch die Eurhythmie der griechischen Strophen in die Seele zu schmeicheln."

Lukrezia Borgia hob rasch das Haupt und lächelte Giulia an. „Wie denkst du über griechische Strophen?"

Giulia in ihrem blaßblauen, weitgebauschten Kleide kicherte in die Verlegenheit des alten Podokatharo hinein. Sie hatte die Brust immer mit einem leichten Flor bedeckt, hinter dem die kleine purpurne Wappenzeichnung des Papstes auf der rosabraunen Haut geheimnisvoll schimmerte. „Man muß", sagte sie, „wenn von Serafino d'Aquila die Rede ist, nicht immer an griechische Strophen denken." Sie blitzte die herzogliche Freundin mit einem beziehungsvollen Blick an.

Lukrezia lachte hell. „Es ist wahr, man kann auch daran denken, daß Serafino ein gar artiger Mann ist, der über Judenrennen und florentinische Händel ebenso anziehend zu plaudern wissen wird wie über die Liebe der lesbischen Dichterin."

Die Hofdamen lachten gequält mit.

Podokatharo sah seine Überflüssigkeit in dieser Sphäre neckischer Geisterchen ein. Zum Überfluß drückte ihm auch noch Lukrezia die Angorakatze in die Arme, die bereits geburtsreife Flanken hatte.

Der Gelehrte sah das Tier mit einem süß-sauren Gesicht an. „Was wollt Ihr damit?"

„Agnelletta wird bald Mutter, seht Ihr es nicht? Wir können doch die Schererei hier nicht brauchen. Gibt es ein freundlicheres Wochenstübchen für das Tierchen als bei Euch oben zwischen Livius und Cicero?" Die Tollheit lachte der Herzogin aus den Augen.

Podokatharo konnte seiner Lukrezia nie ernstlich gram sein. „Ihr erinnert mich eben an jenen Stoiker", sagte er, „von dem Lukian erzählt, daß er im Solde einer vornehmen Frau stand, die ihm, als sie auf der Reise begriffen waren, eine trächtige Malteserhündin zur Pflege und Betreuung übergab. Die Hündin warf richtig während der Reise ihre Jungen auf den ausgebreiteten Mantel des Philosophen."

Die Damen lachten. Aber Podokatharo spitzte die Artigkeit zu, indem er sagte: „Wenn ich der Stoiker gewesen wäre, ich hätte jene Dame gefragt: ‚Darf ich, wenn Euer Gnaden demnächst in gleicher Lage sind, auch meinen Mantel hinhalten?'"

„Pfui!" schoß die Herzogin samt ihrem Schwarm auf den unanständigen Gelehrten los, der sich so rasch, als es seine

vertrockneten Glieder erlaubten, samt der Katze aus dem Staube machte.

Nachdem sich das Gelächter hinter dem abziehenden Griechen etwas gelegt hatte, sagte Giulia Farnese: „Du hättest ihn fragen sollen, ob er dir die Erlaubnis gibt, heute den Tanz der Andalusierinnen anzusehen, den der Papst im Damasushofe vorführen läßt. Seine Heiligkeit besteht darauf, daß ich komme, ebenso Donna Sancia. Der Kardinal Cesare Borgia wird wohl furchtbar böse sein, wenn er seine Schwester vermissen muß."

„Wer sagt dir, daß ich fehlen werde?" rief Lukrezia mit einer unwilligen Heftigkeit aus. Aber es rebellierte ein Unlustgefühl in ihr gegen diesen unschicklichen Tanz. Aber da sie alle, alle kamen und kommen mußten, die Frauen der Papstsippe, konnte sie unmöglich nein sagen.

Giulia lenkte geschickt ab. „Wollen wir Messer Serafino nicht mit arabischen Torten aufwarten?"

„Ihm wird ein Schluck Falerner besser munden", warf Lukrezia ahnungsvoll ein.

Die schöne Favoritin war zum Fenster gesprungen. Sie fuhr im selben Augenblick in lustigem Schreck zurück. „Lupus in fabula!"

Im nächsten Augenblick befanden sich die Hofdamen im Nebenzimmer. Giulia stand noch in der Tür und sagte: „Wenn du klug bist, denkst du an die süßen Missetaten der olympischen Göttinnen."

„Was heißt das wieder?" zürnte Lukrezia.

„Zu einer Semele gehört ein Jupiter", jubelte die Papstfavoritin rücksichtslos weiter. „Übrigens, da fällt mir ein, Pinturicchio soll ein neues Bild von mir malen, eine Madonna, schöner als die im Saal der Heiligenleben. Ich soll über dem Bett des allerheiligsten Vaters hängen, mit Rosen geschmückt, mit einem ewigen Licht davor."

„Eine große Ehre", sagte Lukrezia mit verlorner Stimme.

„Ich bin überzeugt", lachte Giulia, „die Kinder, die dieser Pinturicchio mit seiner Frau hat, werden mein Antlitz haben; so sehr ist der große Schweiger in mich verliebt, daß er mein Gesicht in die Umarmung seiner Frau hineinträumt. Und das soll nach dem Ausspruch der Hexen nicht ohne Folgen sein. Ich fürchte nur, daß er in das Bild der Madonna einen falschen Zug hineinbringt —"

„Der falsche Zug stünde dir schön", sagte Lukrezia scherzend und jagte die Freundin mit einem leichten Backenstreich ins Nebenzimmer.

Die Spätsonne umarmte noch die Pracht der Teppiche. Die Herzogin huschte zum Spiegel. Es fehlte ihr noch etwas zum aphroditischen Reiz: die Reife, die Formensattheit, der male-

rische Schwung in der Linie, den die Geschwelltheit der Glieder erzeugt. Das Knospen und Blühen dauerte ihr schon zu lange, sie wollte mehr Entwicklung und Erfüllung sehen und fürchtete sich doch wieder so, daß ihre Sehnsucht damit ihr Ende erreicht haben könnte.

Ihre Augen glitten die Hüftenlinie hinab. Wenn die leise Schwellung der Lenden ihr sagen würde, daß — — die beengenden Miederbänder drückten sie — oh, nun wuchs ihr Leib vielleicht in die ersehnte Reife hinein, mit einer Schnelligkeit, wie die Blüte im Mairegen aufquillt und der Erfüllung zudrängt — — aber sie schauerte zusammen.

In diesen Drang dunkler Gefühle warf eine Andalusierin ihre helle Stimme hinein: „Messer Serafino d'Aquila!"

Der Dichter war mit tief gesenktem Haupt an der Tür stehengeblieben. Hinter ihm fielen wie von selbst die Flügel ins Schloß.

Lukrezia hatte sich mit mädchenhafter Verwirrtheit aus der Sonne in das Halblicht der Ecke geflüchtet, wo die Herkulesgruppe stand. Von dort aus streckte sie in holder Zaghaftigkeit dem Dichter die Hand hin, die wie warmer, gelbgetönter parischer Marmor schimmerte.

Serafino nahm die Hand und küßte sie in Ehrfurcht. Der Ambrahauch drang bis in seine Seele hinein.

Der Herzogin war, als ginge von diesem Menschen eine Welle reinigender Kraft über ihre Gedanken hin. Hunderte hatten so vor ihr gestanden in ihrem jungen Fürstenleben und hatten ihr die Hand geküßt, weil die Form sie dazu zwang, doch nie hatte sie eine so sonderbare Bewegtheit in ihrem Herzen gespürt wie eben jetzt. Ihr Arm erhob sich mit Anmut und deutete auf den mit scharlachner Seide überzognen Stuhl, der im Halbschatten unter dem Teppichbilde der Niobidenverfolgung stand. Nun löste sie ihre Körpergebundenheit aus dem Druck der Gefühle und schritt auf das mit Goldbrokat verzierte Ruhelager zu, wo sie sich mit Lässigkeit in die weiche Polsterung niederließ, gerade unter dem Bilde der Rahel, vor der sich die Hirtengestalt Jakobs in Freierinbrunst neigte.

Die Gebärden scheinbarer Gelassenheit verwirrten Serafino nicht. Mit seinen ernsten Blicken wog er ihr Bild gegen jenes ab, das die Römer von ihr im Herzen trugen. Kein Zweifel, in dieser glanzerfüllten Umgebung, wo Kunst und Schönheitssinn alles aufgeboten hatten, eine Verfeinerung und Durchgeistigung des Gesamtlebens zu erstreben, erschien die Herzogin noch schöner als in der rauhen Luft des Alltags. Und in ihren Gliedern lag jungfräuliche Biegsamkeit und Anmut, während sie zu Pferde etwas streng und gezwungen aussah. Wie schimmerte die weiße Seide an ihrem Leib, wie hob sie die

dunklere, engelzarte Haut zu venezianischer Farbenwärme empor, wie funkelten und blitzten Edelgesteine und Perlengeschmeide an Hals und Haar, wie würdevoll krönte die hohe Stirn der kostbare Reif mit dem schimmernden Smaragd!

Da tönte es warm, aber mit gedämpftem Klang in sein ehrfürchtiges Genießen hinein: „Messer Serafino, Ihr nennt Euch nach Eurer Heimat Aquila?"

„Aquila ist meine Heimat."

Dann war es still. Nur auf dem Korridor miaute leise die Katze, die von dem alten Podokatharo Reißaus genommen hatte. Lukrezia überhörte das Katzengejammer absichtlich und fragte ohne besondere Wärme: „Es ist doch die Stadt in den Abruzzen? Mir gefällt sie wenig."

Serafino hatte die Augen gesenkt. „Es ist die Stadt in den Abruzzen. Mir gefällt sie sehr. Es ist meine Heimat."

Die Herzogin stutzte. Trotz regte sich in ihr. „Das ist freilich auch ein Grund", sagte sie in gereiztem Ton.

„Die Stadt ist schön, die Berge schutzen sie vor Wind, Wetter und — bösen Menschen."

Donna Lukrezia erhob das Köpfchen wie ein schnupperndes Eidechschen. „Dann möchte ich wohl gerne in Aquila sein."

Serafino wollte fragen: weil Ihr vor bösen Menschen geschützt werden wollt? Aber er erinnerte sich, daß ihm die Freiheit noch nicht gegeben ward, aufrichtig zu sein. „Die Stadt hat ein schönes Kastell, der Aterno rauscht vorbei, und in den Frühlingsnächten hört man das Brausen der Wildwasser, die aus den Schluchten des Monte Corvo niedergehen und die Eichen brechen. Die Abruzzen sind schön, und die Abruzzesen treu und schlicht."

„Messer Serafino", sagte Lukrezia verschnupft, „ich bin doch lieber in Rom."

„Es war einer in der Nähe meiner Heimat zu Hause, den es auch nach Rom zog. Südlich von Aquila öffnet sich das Tal, und der Aterno braust dem lieblichen Sulmona zu."

„Wo Ovid das Licht der Welt erblickte", prahlte die kleine Herzogin mit ihrer dichterischen Weisheit. „Mein lieber Podokatharo hätte nicht rascher in die verstaubten Zeiten zurückrudern können als Ihr, Messer Serafino. Ach, ich vergaß, Ihr kommt von Pomponius Lätus. Da seid Ihr wohl noch von römischer Weisheit befangen?" Es klang fast wie Spott.

Serafino fühlte den Stachel und machte ernste Augen. „Wenn Hoheit befehlen, rudere ich zurück in den Glanz dieser Tage, die mit den Nächten Neros wetteifern."

„Wie meint Ihr das?"

„Nero wandelte die Nacht zum Tag und gab ihr leuchtende Flammen, die Mond und Sonne verdunkeln sollten. Das alte

Rom brannte bei Nacht. Das heutige flammt auch bei Tag in Pracht und Herrlichkeit, die von der Sonne Borgia ausstrahlen." Er zog sich mit einiger Beklemmung, aber zugleich mit Galanterie aus der Verlegenheit, in die ihn sein Eifer gebracht.

„Ihr schmeichelt gern", sagte die Herzogin mit etwas verzogner Lippe. Plötzlich fragte sie: „Warum seid Ihr aus den Diensten des Kardinals Ascanio Sforza getreten?"

„Ich hielt es nicht länger aus, wie ein Schulknabe gescholten zu werden. Es war auch — Ovid, der mich von dort vertrieb." Und er berichtete den Vorfall getreulich.

Lukrezia spielte mit den Blättern eines Buches, das vor ihr auf dem Tisch lag. „Daß Dichter so empfindlich sein können!" warf sie leicht spöttisch hin. „Und — Ihr habt schnell zugegriffen, als der Kardinal Cesare Borgia um Euch warb?"

„Schnell und gern."

Donna Lukrezia fing die Hast des Wortes mit Genugtuung auf. Aber ihre Augen blickten ernst. „Es sehnen sich doch im allgemeinen mehr die Kondottieri als die Dichter nach meines Bruders Hof."

„Ich muß gestehen, daß ich nicht viel Hoffnung hegte, das Herz Seiner Exzellenz durch meine bescheidne Kunst zu erwärmen, denn man erzählt, daß der Kardinal mehr die Gaben des praktischen Verstandes pflegt und vor allem das Studium der Staatskunst hochhält."

„Aber warum kamt Ihr dann doch zu uns?"

„Darf ich freimütig reden? Ich hatte die Hoffnung, zugleich den Frauen, die um den Kardinal von Valencia zu sein pflegen, mit meiner Muse huldigen zu können."

„Den Frauen?" lächelte Lukrezia wieder spöttisch. „Ja ja, man sagt, der Kardinal habe oft — Frauen um sich."

„Ich möchte nicht falsch verstanden werden", sagte Serafino rasch. Und dann sprudelte es warm von seinem Herzen. „Ich wußte, daß um des Kardinals Person eine Frau lebt, die nicht nur Apollos silberne Leier liebt, sondern sie von Zeit zu Zeit selbst zum Klingen bringt. Man sagte mir, daß diese Frau ein kindliches Gemüt besitze, von christlicher Frömmigkeit durchdrungen und dabei doch für den Glanz erstorbner und wiedererweckter Kunst empfänglich sei, daß sie es liebe, in vier Sprachen ihre Gedanken spielerisch zu Papier zu bringen, daß diese Gedanken von Hoheit und Würde getragen sind und von ebensoviel Gefühl begleitet werden, daß sie vor allem gutherzig und lebensfreudig sei und den Blumen dieser Erde das Recht auf Schönheit gebe. Es mußte einen Dichter locken, einer solchen Frau huldigen zu können, erlauchte Herzogin." Er fühlte, wie die Worte, von einem Glutwind des Herzens getrieben, über seine Lippen flossen.

„Ihr schmeichelt mit Anmut", sagte Donna Lukrezia bewegt. „Aber ich fürchte, daß ich dem Bilde nicht ganz entsprechen werde. Ihr müßt mit Eurer natürlichen Einbildungskraft mein Wesen dort ergänzen, wo es mangelhaft erscheint. Und wollt Ihr mir jetzt ein Verslein singen?"

„Ich bin befangen, wenn man mir das Recht der Freiheit nimmt, das zu besingen, was mein Herz ergreift", sagte Serafino mit Freimut. „Laura machte Petrarca nur zum Dichter, weil sie Gewalt über ihn bekam, ohne sie zu üben." Er hielt entsetzt inne, da er finstre Augen auf sich gerichtet sah. „Der Vergleich ist überkühn, erlauchte Herzogin", fuhr er mit einer Art Demut in der Stimme fort, „aber er soll nur — ein Beispiel sein. Der Flug des Gedankens wird nur hoch, wenn ihn die Stimme des eignen Herzens lenkt."

Die Herzogin schien versöhnt. Aber noch lag eine leise Verstimmung in dem Ton, als sie sagte: „Dann werde ich wohl auf das Vergnügen verzichten müssen, von Euch eine aufrichtige Kanzone zu erhalten?"

„Der Macht des Schönen kann sich ein Dichterherz nicht entziehen."

Es wurde still. Nur leise tönte aus dem Nebenzimmer das Geflüster der Frauen. Lukrezia dämpfte ihre Stimme, als sie sagte: „Ihr sollt, wenn wir allein sind, frei sprechen dürfen, Eure Melodien soll kein Zwang lähmen. Aber ich kann Euch des Zwanges nicht entbinden, wenn Ihr im Kreis der Kardinäle und meiner Freunde singt. Dann bitte ich Euch, auch meinem Bruder alle Ehre anzutun. Sagt —" Sie stockte ein wenig. Dann stürzte sie hastig hervor: „Was denkt Ihr von meinem Bruder Cesare?"

Serafino senkte den Blick zu Boden und schwieg.

Der Herzogin Stirn bewölkte sich. „Ihr nutzt die Freiheit sehr bescheiden aus."

Er dämpfte seine Stimme wie in einem Gefühl der Traurigkeit. „Eure natürliche Hoheit engt mir das Herz und bindet mir die Gedanken, die sich sonst frei bewegen."

„Und ich habe mich so gefreut darauf, in diesen wenigen Stunden, die uns beschieden sind, einmal das Volk von Rom sprechen zu hören."

Serafino sah zu Boden. Dann sagte er entschlossen: „Wenn es das ist, dann laßt mich ziehen, erlauchte Herzogin."

„Schmerzt es Euch so sehr, des Volkes Sprecher zu sein?" fragte Lukrezia bestürzt. „Übrigens, was Cesare Borgia betrifft, er scheint nicht allzuviel von der Tyrannis über Dichterseelen zu halten, denn er sagte mir gestern: Dichter machen am Ende doch, was sie wollen."

Serafino fing die Wendung frohgemut auf. „Erlauchte Her-

zogin, es könnte dann geschehen, daß — wir zu Tyrannen werden."

„Was unter Umständen vielleicht gar nicht so übel wäre." Die Herzogin wurde verlegen. Dann deutete sie auf das Buch, mit dem ihre Finger unausgesetzt gespielt hatten. „Kennt Ihr das ‚Turnier des Medici'?"

„Gewiß. Kann die Landschaft des Venusgartens holder gemalt werden als in der Schilderung des ewigen Frühlings, der diese Höhen umkost:

Das Jahr regiert hier nicht mit den vier Zeichen,
Ein ew'ger Lenz beglücket diese Höh'!
Sein blondgelocktes Haar der Wind entfaltet,
Die holden Blüten er zum Kranz gestaltet."

In der Herzogin Augen spiegelte sich die Empfindsamkeit der Seele für die Schönheit des Ausdrucks und des klingenden Verses. „Ihr wißt zu sprechen, Messer Serafino. Als ich Euch beim französischen Gesandten die Strambotti der sizilianischen Fischerin singen hörte, klang mir der Wellenschlag der Verse noch lange im Halbschlaf nach wie fernes Meeresbrausen."

Ein andrer hätte jetzt die Gelegenheit ergriffen, den Herold seines eignen Talents zu spielen. Serafino verschmähte die billige Gunst des Augenblicks. „Erlauchte Herzogin, der mediceische Apoll schildert uns nicht nur den Garten der schönen Göttin, sondern ihre Zauberwirkung selbst in Worten, die mich immer tief bewegten." Und er nahm das Buch zur Hand, schlug den Triumph der Venus auf und las mit Inbrunst:

„Du schwörst, es steige aus der Fluten Becken
Die Göttin auf, die Rechte faßt das Haar,
Die Linke strebt, die holde Brust zu decken,
Mit Gras und Blumen schmückt sich wunderbar
Der Sand, den ihre heil'gen Schritte wecken.
Sie auf, bewillkommt heiter sie am Strande,
Mit frohem Antlitz nimmt der Nymphen Schar
Umhüllt sie mit gestirntem Prachtgewande."

Lukrezia hielt ihm die schmalen, feinen Finger auf das Buch. „Laßt doch, das könnt Ihr schöner sagen als Poliziano — und Ihr sollt es." Sie heftete mit einer gestrengen Anmut den Blick auf ihn. „Das ist der erste wirkliche Dienst, den Ihr mir leisten sollt, wenn Ihr in Stimmung seid, die Göttin, die Poliziano ohnmächtig besingt, Eurem Sinn, Euren Gedanken, Eurem Herzen nahe zu bringen." Sie erhob sich und schlug das Buch zu.

Es war schon dämmerig geworden. Um die Gestalt der Herzogin spannen die Schatten ihre unbestimmten Schleier. Das Gold der zierlichen Geräte ringsum hatte einen Bronzeschim-

mer bekommen und leuchtete nun wie aus Märchentiefen, von einem geheimnisvollen Zauber umsponnen.

Lukrezia reichte ihm die Hand zum Kuß, und Serafino fühlte, wie unter der zarten Samthaut der Strom des Lebens voller und wärmer dahinfloß als unter dem Hauch des Begrüßungskusses.

Als Serafino bei der Tür stand, rief ihm Lukrezia zu: „Vergeßt morgen die Laute nicht — ach, ich vergaß, morgen seid Ihr beim Gastmahl der Vanozza Catanei, meiner lieben Mutter, geladen.“

In dem Augenblick öffnete sich die Tür des Nebenzimmers, und Giulia Farnese erschien auf der Schwelle: „Erlauchte Herzogin, es ist Zeit zum Umkleiden, wenn Ihr den Tanz der Andalusierinnen —“

In diesem Augenblick verfinsterte sich die Stirn Serafinos.

„Was habt Ihr, Dichter?“ fragte die Herzogin.

„Nichts“, sagte er verwirrt.

Aber Lukrezia wußte es. Sie wandte sich mit unerhörter Entschiedenheit zur Freundin und Hofdame Giulia Farnese: „Ich gehe nicht zum Tanz der Andalusierinnen. Zündet die Kerzen an, ich werde heute das ‚Turnier des Medici‘ lesen. Auf Wiedersehen, Messer Serafino d'Aquila.“

Hinter des Dichters Gestalt schlossen sich schwer die Türflügel.

Die Herzogin sah noch einen Augenblick nach dem blinkenden Getäfel.

Giulia Farnese züngelte auf die Herzogin los. „Du gehst nicht zum Tanz? Was wird Seine Heiligkeit, was wird Cesare Borgia sagen?“

„Daß diese Lukrezia ein eigenwilliges Geschöpf geworden ist, also ein Geschöpf mit einem eigenen Willen, und daß man sie dafür züchtigen muß.“ Um die schönen Lippen zuckten der Schmerz und die Verbitterung.

Sonderbar! dachte Giulia. Sollte meine süße Freundin wirklich selbständig werden? Da heißt es auf der Hut sein! Selbständig, weil ein — Dichter im Zimmer gestanden hat?

Ein jämmerliches Miauen machte die Frauen aufhorchen.

Die Farnese lief zur Tür. „Ha! Agnelletta hat Junge bekommen!“ Und sie hob die Katzenknirpse lachend in die Höhe. „Und das just unter den Augen eines schwärmenden Dichters! Was wird der hohe Herr aus dem Olymp für eine Meinung von uns bekommen?“

Ihr spitzes Lachen drang wie Nadelstiche in die Gedanken der Herzogin hinein, die weitab von Katzen und Andalusierinnen mit dem Namen einer schönen Abruzzenstadt spielten, an deren Mauern der grüne Aterno vorüberrauschte.

Die Nacht war milde, als hauchte der Frühlingsatem über die Welt.

Serafino hatte jetzt nur das Verlangen, aus dem Getriebe der Straßen ins Freie zu gelangen. Er schwamm mit Gedanken und Gefühlen in einem Meer von unbeschreiblicher Schönheit, ließ sich von den rhythmisch gleitenden Wellen tragen, glaubte nicht untergehen zu können, denn der Glanz und die Unermeßlichkeit dieses Meeres erfüllte die ganze Welt, in Höhen und Tiefen, es gab keine Grenzlinien zwischen den Fluten und dem Himmel, kein Land, nichts als ein wonniges Glänzen und sanftes Rauschen durch das gestaltlose All, in dem er, selber körperlos, durchzuschweben schien.

Das schrille Geschrei der Straßenjungen gab ihm einen Stoß, der ihn in alle Erdenschwere zurückwarf. Der Wellenschlag verraunte, der Glanz verdämmerte sanft, das Bild der Straße schälte sich aus den Hirngespinsten heraus. Er sah das langgestreckte Gebäude des Hospitals von San Spirito mit der achteckigen Kuppel zu Füßen des Gianicolo liegen und sah, wie der Abendbrand in den Bogenfenstern glühte. Aus den Tavernen, die sich hier der vielen Pilgerzüge wegen eingenistet hatten, klang der Mißton streitender Stimmen und lockender Gitarren. Aus der Porta Settimiana wälzten sich Züge von Kirchgängern, die die Abendandachten in Trastevere besucht hatten, vom Tiberstrom herüber klang das Gestreite der Schiffer mit den Zollwächtern, und aus den Weinbergen am Hügel des Gianicolo jauchzte das Lachen der verliebten Winzerinnen, die dort Vorlese des Herzens hielten.

Die Schönheit des Abends, das Bild der Stadt, das jetzt aus dem Boden wuchs, als Serafino langsam den Gianicolo hinaufstieg, der in sanften Orangetönen verglimmende Himmel, der unbeschreibliche narkotische Duft, der aus den braungrünen Teppichen der nahen Campagna strömte, der Ruhezauber der verwilderten Natur auf den Berghängen — das alles drückte jetzt die Erlebnisse der Seele etwas in den Hintergrund, und Serafino hatte das Gefühl eines vom mystischen Schauer befreiten Beters, der in ruhigen Zügen den Hauch dieser Erde schlürft und sich wieder an ihrem Busen geborgen weiß.

Auf der Höhe des Gianicolo sah sich Serafino von den Purpurflammen des Abends umloht. Es schien, als begänne der Himmel im Westen zu verbrennen. Über ganz Rom lag der Widerschein des Ätherbrandes, Kuppeln und Türme und Zinnen glühten darin, und selbst die trägen, gelbschlammigen Tiberwellen brachen den Abglanz des Himmels in perlmutterartigem Schimmer.

Als der Abendbrand verlöscht war und über dem fernen Meer die Dunstgespinste zu brauen begannen und die letzten

Rosenwolken, die Pagen der Königin Sonne, auf dem smaragdgrünen Teppich des Himmels der Herrin in das glühende Gemach hinabfolgten, war Serafino gerade vor den Mauern des Klosters San Onofrio angelangt. Er wollte über die Wildnis, die über der einstigen Pracht der Agrippinischen Gärten wucherte, wieder nach dem Borgo hinabsteigen — da wurde er durch ein seltsames Bild gefesselt.

Aus den dunklen Schatten der Sträucher löste sich eine Gruppe von Menschen los, die wie Statuen aus einer Kirche in die Feierlichkeit der Abendlandschaft versetzt zu sein schienen. Sie lagen starr im Gebet vor einer dunklen Erdgrotte, aus der nur der mystische Schein eines rosafarbnen ewigen Lichtleins drang, das die knienden Gestalten mit einem malerischen Dämmer umspann.

Nun sah er deutlich zwei Mönche vor dem Eingang der von Ginstersträuchern flankierten Grotte im Gebet liegen. Sie mochten wohl dem nahen Kloster San Onofrio angehören. Es war ein dicker, breitschultriger Patron und ein zaundürres Männchen, dem die Kutte um die abgezehrten Glieder schlotterte. Hinter ihnen knieten wohl ein Dutzend Menschen, meist Frauen, die nun mit schrillen Stimmen einen Klagegesang anstimmten, der, von den dunkel gefärbten Männerstimmen der Mönche getragen, in einem die Nerven zerwühlenden, Schauer auslösenden Mißklang die friedliche Schönheit des Abends zerbrach.

Jetzt zündeten die Beter Fackeln an.

Serafino war ganz nahe herangetreten. Er konnte nun im Schein des Lichtes den kleinen Grottenaltar sehen, vor dem ein Weib in einer braunen Tunika kniete, über die stolaartig eine Palla[1]) von Trauerfarbe geworfen schien. Zwei Kerzen brannten rechts und links von dem aus Stein gehauenen Altar, auf dem das Kreuz des Herrn, aus einfachen Ästen geformt, wie in der Höhle eines Einsiedlers stand, während daneben heilige Bücher lagen. Die Decke der Grotte war von Rosengirlanden überspannt, und mitten aus dem hochroten Blust grinste ein Totenkopf auf die Beterin herab, die in tiefer Versunkenheit kniete.

Serafino überlief es kalt. Aus einer Welt lebenbejahender Gedanken war er in die friedlosen Bezirke einer büßenden Magdalena geworfen worden. Er erinnerte sich dunkel, von einer halb geisteskranken Nonne gehört zu haben, die das Volk mit ihrer Askese an sich zog. Man sprach schon von Krankenheilungen, wunderbaren Segnungen und Erfüllungen, und Tag und Nacht warfen sich bedrängte Gemüter vor dem Höhlenkreuz ins Gebet.

---

[1]) Palla = das zweite Obergewand bei den römischen Frauen.

Da lösten sich die Glieder der Nonne aus der monumentalen Starre. Sie erhob sich, küßte das Kreuz und wandte sich um, die Hand zur Segenspendung erhebend.

In diesem Augenblick erstarrte das Leben in des Dichters Adern. In die kalten Schauer grellte das Licht der schwarz qualmenden Pechfackeln, die ihre tanzenden Zungen auf die priesterliche Gestalt der — Schwester warfen.

Daniela! Er sah die hochgewachsene Gestalt Danielas wie eine römische Vestalin im Fackelschein emporwachsen, er sah ihr dunkles Gesicht mit den Leidenszügen, das wohl seine Mildheit, nicht aber die Schönheit eingebüßt hatte, er sah den Glanz dieser asketisch durchleuchteten Augen, die die Schimmer der Lebensfreude verloren hatten und durch deren glashelle Durchsichtigkeit er auf den Grund der zerschlagnen Seele zu blicken glaubte.

Nun sah er die priesterliche Schwester von der Altarstufe herabschreiten und an die Kanzelle treten, die die Grotte gitterförmig und mannshoch nach vorn abschloß.

Neben Serafino stand ein Mann in Lumpen, der sich noch fernhielt.

Ihn fragte der Dichter: „Wer ist das fromme Weib?"

„Es ist die Nonne Daniela, eine wahre Heilige, bei Gott. Sie nimmt das Röcheln von der Brust der Kranken."

„Man kann sie sprechen?"

„Ihr könnt Euch wie diese Weiber dort ans Gitter lehnen."

„Hat sie denn das Recht, Sünden zu vergeben?"

„Nein, aber sie fleht in der Nacht Gott an, daß er die Sünden vergebe. Die Leute kommen aus der ganzen Campagna, von Cora und Terracina bis hierher, um sie zu hören. Und habt Ihr nicht ihren wunderbaren Bruder predigen hören? Der hat den heiligen Johannes den Täufer in sich. Er haut der Lasterdirne Rom das Kleid aus. Das solltet Ihr hören!"

Die Beter hatten sich hintereinander angereiht und schienen nun einzeln die Trostsprechung der Nonne zu empfangen.

Serafinos Herz preßte sich zusammen. Die Vergangenheit, die Jugend, die Ungebundenheit zogen an seinem Geiste vorbei. War das die Schwester? Wie sie einst mit ihrem bronzedunklen Gesicht und ihrem rabenschwarzen Haar an seiner Seite gesessen und ihm zugehorcht hatte, wenn er die Abruzzenräuber in kühnen Kämpfen schlug, wie sie im väterlichen Garten bis zu völliger Erschöpfung Ball warfen und auf den Obstbäumen herumkrochen — und unten saß der vergrämte, schon als Kind immer übelgelaunte Bruder Giuliano und schalt sie beide mutwillige Bösewichter, bis sie ihn beim Schopf packten und zausten. Und der Tag erstand, da sie auf dem Kirchenchor von Aquila zum erstenmal sang! Und nebensächliche Ge-

schehnisse wuchsen zur Bedeutung empor, und immer wurden sie von der Heiterkeit und Anmut der Schwester belebt, die in ganz Aquila als die kleine Tremula, die Espe, bekannt war, da ihre Glieder in beständiger Bewegung waren. Und ihre Narrheiten später im Karneval! Mit denen sie die häusliche Sphäre erheiterte, in die der verdüsterte Giuliano eine unheimliche Allerseelenstimmung gebracht hatte, denn er liebäugelte schon frühzeitig mit der Kutte und trug schon als Kind den Rosenkranz aus Schottersteinen um den Hals.

Die Nacht wob schwarze Schleier über Rom. Aber in der Höhe leuchtete die südliche Pracht der Sternbilder.

Neben den zwei wachenden Mönchen schwelten die Fackeln. Von Zeit zu Zeit prallten Nachtfalter in die Lohe und schwirrten mit versengten Flügeln lautlos zu Boden.

Da trat Serafino an das Gitter heran, das Barett in der Hand, das Haupt frei erhoben.

Die Beterin wandte sich um — ihre Augen weiteten sich — ohne Schrei sank ihr Haupt in die Hände.

Die Mönche sprangen empor, liefen bestürzt zum Gitter.

Danielas Arm tastete auf den kalten Steinen umher. Nun streckte sie die Hand nach dem Bruder aus.

Der dicke Mönch fragte den Dichter entsetzt: „Wer seid Ihr?"

„Ihr Bruder!" sagte Serafino dumpf.

Der Frater machte böse Augen. „Fra Giuliano ist ihr Bruder, der gotterleuchtete Prophet! Sieh nur, Bruder Ludovico, er will ihr Bruder sein."

„Ich bin der zweite Bruder dieses armen Mädchens."

„Schwester Daniela, hörst du?" zischte der dünne Frater durch das Gitter.

„Er ist mein zweiter Bruder", tönte es wie aus einer unterirdischen Tiefe. Daniela hatte ihren Oberleib erhoben und drückte ihn eng an das Gitter heran. Dann tastete sie nach ihres Bruders Hand.

„Das ist Störung des Heiligenlebens", sagte der dünne Mönch zum andern.

„Treiben wir ihn fort!" fauchte der Dicke.

„Was willst du, Serafino?" fragte die Nonne.

„Dich sehen, sprechen!"

„Das hast du getan."

„Wer hat dich in das Elend gestoßen?"

„Das Glück muß errungen werden."

„Unselige — deine Stimme, dein leidverhärmtes Gesicht, deine Augen — ist das das Glück?"

„Nach dem Leid kommt die Freude."

„Giuliano hat dich in den lebendigen Tod getrieben!"

„Fluch ihm nicht!“ Es klang wie Jammer und Angst.

„Dein Leben ist vernichtet. Der Tod wandelt in dir zwischen Steinen auf und ab. Die Welt ist groß und schön, und ihr beide habt ein Grab aus ihr gemacht. Besinne dich!“

„Besinnt Euch!“ schrie der steckendürre Mönch und riß den Arm Serafinos vom Gitter weg. „Locket nicht die Heilige vom Himmelsweg ab!“

„Die Pest über Euch!“ sekundierte der andre fromme Bruder.

„Wenn Ihr nicht weichet, brauchen wir Gewalt“, drohte der faßdicke Mönch und umkreiste mit plumpen Schritten den Dichter.

Der hielt die Hand am Rapier.

Die entsetzten Augen Danielas irrten vom Bruder zu den Mönchen. „Diese Stätte ist geheiligt durch meinen Willen! Unseliger Bruder, willst du mit Blut besudeln, was Gottes Atem berührt?“

„Das ist ja Wahnwitz, Schwester!“

„Wahnwitz hält dich in Banden, Bruder! Du richtest dich zugrunde an den Freuden dieser Welt. Sie verschmachtet unter der Trockenheit der Sünde — ich reiche den Quell der Gnade Gottes — bekehre dich, Bruder!“

Serafino hörte das Echo des wilden Schwärmers klingen. „Das ist eingelernte, eingepfropfte Weisheit deines Giuliano!“

Wie Marder den Hühnerstall, umschlichen die Mönche Serafino.

Daniela hatte sich erhoben. Ihre Gestalt wuchs zur Größe einer Seherin empor. „Serafino, glaubst du nicht an die Strafe des Herrn?“

„Ich glaube an das, was ich hier sehe. Daß dein Geist verwirrt ist, deine Seele —“

„Frevler!“

„— und daß es dem Hirn dieses Wahnwitzigen gelungen ist, dich unglücklich zu machen.“

Da riß sie ihre Hand aus der seinen. „Bei diesen Wundmalen, entsage der Welt!“

Serafino sah an den Innenflächen ihrer Hände rosenrote Male aufleuchten. Das Fackellicht wehte darüber hin. Es waren aufgerißne Wunden, die sie sich durch große, spitze Steine zugezogen hatte, die sie in Anfällen von weltlichen Begierden zwischen den Händen zusammenpreßte, wie es sie Fra Giuliano gelehrt hatte. Das Volk glaubte darin ein Abbild der Wundmale des Herrn zu erblicken.

„Schwester, das ist ja Trug und Wahn!“

Da schlieften die Mönche wie lauernde Schlangen heran, die zum Biß ausholen. „Verderber! Glaubst du den Zeichen des

Heilandes nicht?" fragte der magere Mönch, dessen Fäuste zum Schlag geballt schienen.

Serafino sah die Gefahr, in der er schwebte. Er riß die blanke Klinge aus der Scheide.

„Bruder, flieh!" rief die Schwester verzweifelt. „Sie packen dich, meine Seelenwächter!"

Aus dem Kloster San Onofrio kam eine Schar von Mönchen, die zur Hora an den Ort der Gnade schritten.

Serafino wußte, daß er hier machtlos war. „Schwester, wenn du in Not bist, rufe —"

Da fauchten die zwei Zerberusse an ihn heran. „Wollt Ihr jetzt mit des Herrgotts himmlischen Heerscharen fechten?"

Serafino sah sich von drohenden Gestalten umringt. Er hob abermals das blanke Eisen, die Finger fest auf die Rapierglocke gestemmt. „Im Namen des Kardinals von Valencia, Cesare Borgia, dessen Farben ich trage — gebt den Weg frei!"

Da wichen die Mönche zurück. Der Name war auch dieser frommen Schar ein Schreckgespenst.

„Schwester Daniela!" rief einer der Brüder. „Seht — sie liegt wie tot da —"

Angstrufe hetzten die Mönche heran.

Serafino sah zwischen sich und der Grotte den hin und her wimmelnden Wall der Kutten. Er konnte hier nichts mehr suchen. Langsam schritt er, das Rapier in der Hand, das Gesicht dem Mönchsknäuel zugekehrt, von dem noch immer Gefahr auszugehen schien, in die Nacht hinaus. Wie ein dumpfes, fernes Brausen zog das Stimmengewirr der Brüder ihm noch lange nach.

Bleich lag ein Streifen über dem fernen Meer. Durch die Ginsterzweige raschelte leise der Meereswind. Er trug den Duft der Bergkräuter durch die Nacht, deren hesperidischer Zauber das Grauen des Wahns zerrissen hatte.

In der Vigne bei San Pietro in Vincoli, in der schönen ebenerdigen Casina, saß Vanozza Catanei inmitten ihrer Gäste an der reichgeschmückten Tafel und ließ den Schmeichelfall der galanten Kardinäle mit fürstlicher Gelassenheit über sich ergehen. Sie hatte zu ihrem Namensfeste ihre Lieblinge geladen, von denen die meisten einst — ach, fünf Jahre war das schon her! — durch ihre Stimme ihrem Kardinal Rodrigo Borgia auf den Papststuhl verholfen hatten. Einige davon waren gestorben, andern hatte der römische Boden unter den Füßen gebrannt und sie waren längst Feinde des Papstes geworden.

Alexander selbst blieb solchen Gelagen fern. Er vertrug den Wein nicht und wollte sich auch nicht gerne öffentlich an der Seite der Vanozza zeigen, die er zuerst vergöttert, dann irdisch

geliebt, dann nur mehr als die Mutter seiner Kinder betrachtet hatte.

Der Papst hatte der Vanozza als Namenstagsfreude die lang ersehnte Ernennung ihres Gemahls zum Soldan von Torre di Nona überreichen lassen. Es war dies das Amt des Kerkervogts, wozu man einen schweigsamen, gefügigen Mann brauchte. Dazu taugte Carlo Canale.

Am Tisch rechts und links von der Venozza Catanei saßen ihre Söhne Cesare und Juan. Sie staken in dunkelvioletten Schlitzwämsern, aus denen die Bauschseide schneeweiß hervorquoll. Auf dem bernsteinfarbnen Purpurlatz der Brust Cesares blitzte eine goldne Schlange, sein Wahrzeichen, und auf jenem des Herzogs von Gandia ein herrlicher Smaragd, den ihm der König von Neapel bei der Ernennung zum Fürsten von Tricario verehrt hatte.

Gegenüber der Vanozza hatte man den jungen florentinischen Gesandten hingesetzt, einen fröhlichen Zechkumpan, der mit der Ungebundenheit eines freien Epikureers seine eigne Weinlaune an jener des neben ihm sitzenden Kardinals Riario im Zuge hielt. Der prächtige und prachtliebende Kardinal hatte sein liebenswürdigstes Gesicht aufgesetzt, und seine kräftige, schöne Mannesgestalt verbreitete ringsum strahlende Wärme in die Herzen, so daß selbst der griesgrämige und häßliche Ferrari, der neben ihm mit ungeschickten Fingern den comacchischen Aal zerteilte und mit seinen zitternden Händen bei jedem Schluck den dunklen Greco verschüttete, ein wenig von seiner Verdrießlichkeit verlor. Dann saß da der spanische behäbige Kardinal de la Porta mit dem großen Domitiankopf und dem breiten Quallenmund, in welchem die gelben Zähne wie große Walbarten lagerten. Er liebte die Sorglosigkeit und ein herzliches Lachen, las dabei aber trotzdem mit Ehrfurcht die Messe und liebte, wie fast jeder Kardinal seiner Zeit, auch die Frauen.

Neben Cesare glänzte die Erscheinung des jungen Kardinals Alexander Farnese. Man sagte ihm nach, daß er die in den Gruben der Wissenschaft emsig schürfenden Professoren auf seine Kosten hinaus in die Trümmer Albalongas sandte, damit sie die Inschriften römischer Denkmäler entzifferten und alte Vasen für ihn ausgrüben, während er bei ihren schönen Frauen die Philosophie des Herzens betrieb und ihnen oft recht lebendige Inschriften Amors hinterließ, vor deren Leserlichkeit die Herren Ehemänner entsetzt zurückprallten.

Dann lehnte altersmüd der fischäugige und fischstumme Kardinal de Castro in seinem Sessel. Er hatte aus dem Verkauf der Alaungruben von Volta soviel Geld gewonnen, daß er sich frühzeitig das Podagra herangezüchtet hatte. Der ironische

Giuliano Cesarini, ein lebendiger, derb zugreifender Landsknechtskardinal von aufrechter innerer und äußerer Haltung, soweit dies damals in der Kurie überhaupt möglich war, unterhielt sich mühselig mit dem spanischen Kardinal Bernardin Sprata, einem Hypochonder, der den Haß der Römer gegen die spanischen Kardinäle derart fürchtete, daß er immer mit einer Schar von Bewaffneten ausging und sich in einer gepanzerten Sänfte tragen ließ.

Weiter unten saß in sich zusammengeschrumpft der Palastprälat Adanoja, dessen Gespräch sich wie ein Darm wand. Man hatte den trägen Gesellen gerade neben Serafino d'Aquila gesetzt, der unter den mathematischen Problemen, die ihm der Prälat entwickelte, in Gefahr geriet, einzuschlummern.

Gegenüber dem Dichter lachte das Silengesicht des Kardinals Domenico Martini, der an der Entdeckerfreude über die alten Griechenfunde nur insofern Anteil hatte, als er alle Lieder sammelte, die auf den Kult des Dionys Bezug hatten. Er war ein schweigsamer Patron, der den Nektar aus großen Amphoren trank, bis endlich gegen Mitternacht sich seine Zunge löste. Die harmlose platonische Tafelfreude behagte ihm nicht; er wollte immer wie ein streitsüchtiger Thrazier ein Bacchanal beendet sehen. Böse Menschen sagten ihm nach, daß er bei der Messe das Saecula saeculorum in ein Pocula poculorum verwandelte.

An den unteren Tafelsitzen saßen mit gespannten Mienen einige Bischöfe und Prälaten. Ihr schleppenträgerischer Byzantinismus lachte kunstgerecht zur richtigen Zeit, wenn ein gesalzener Witz des Theaterprinzen Don Juan von Gandia über den Tisch flog. Zwei Ärzte, der Astrolog Cesares und drei Magister der Universität dienten noch als gelehrter Aufputz der geistig ziemlich unbeschwerten Tafelrunde.

Dafür hatte der Sekretär Cesare Borgias, der treffliche, gewandte und fürsorgliche Agapito de Amelia, für einen leckern Tisch und eine nektarische Auslese gesorgt und auch dem malerisch genießenden Auge einige Freude bereitet. Die Fenster standen weit offen, das Abendlicht über den Dächern Roms flutete in Rosenströmen über den Prunk des Gedeckes und über eine Fülle von Blumen, die auf der Tafel in Kelchgläsern dufteten. In muranischen Gläsern goldete und dunkelte der Wein, Sabiner, Sizilianer und Spaniens Erdglut. In der Mitte der Tafel stand eine Judith aus Marzipan, vom Papst gespendet, zwei Fuß hoch; ihr Kurzschwert und ihr Helm waren aus reinem Silber. Mit dieser geschmackvollen Stoffverschmelzung huldigte der Papst dem geringen Kunstsinn der Vanozza. Auf perlmutterschimmernden Schalen wurden eben Weichselkirschen in Sirup gereicht, während am Tisch der Prälaten und

Magister kleine Nonnenbrezeln und „Öhrchen“ aus Butterteig, mit türkischem Reis gefüllt, auf gläsernen Tassen die Runde machten.

Mit der zunehmenden Kostbarkeit der Speisen wuchs auch die Freude der Gemüter. An die anregenden Wechselgespräche, die von dem Mittelpunkt der Tafel ihre Strahlungen nach den Enden hinwarfen, hatte sich schon da und dort die Schlacke der Frivolität angesetzt. Die Stanzen des Bojardo, die neuesten Fresken des Pinturicchio in der Engelsburg, die Flucht des Herzogs von Pesaro, die neuesten Posaunenstöße des Savonarola, die Entdeckung der Apollostatue in Antium — das alles war schon durchgehechelt worden und man lechzte nach der Würze der Zote und nach homerischem Gelächter. Und als Cesare Borgia die Schönheit der Kurtisanen pries, die kürzlich im Evakostüm den spanischen Feldherrn Gonsalvo an der Porta Ostia bewillkommt hatten, da war für den lustigen spanischen Gesandten der Augenblick gekommen, in das seichte Fahrwasser der Unanständigkeit zu rudern, und bald plätscherten die Entenschnäbel der Kardinäle, Prälaten, Kammerherren und Magister mit Wohlbehagen in der Pfütze.

Raffaello Riario besah sich in heiterster Laune, aber mit festem Hirn die vornehme Runde. Sein scharfer, kritischer Blick hatte es bald heraus, daß Cesare Borgia heute eine ungewöhnliche Lustigkeit zur Schau trug, als wollte er jeden Augenblick die Zügel seines starken Willens aus der Hand geben und sich ganz in die Freudenarme Bacchus’ werfen.

„Du irrst“, sagte jetzt Cesare Borgia zu seinem Bruder, „Ascanio ist über die Führung seiner Tochter wohl orientiert. Drei reiche Patrizier haben sich in Venedig ihretwegen ruiniert. Der vierte Liebhaber — es war der Gesandte des Königs von Schottland — hat endlich das richtige Mittel für die Heilung dieser edlen Dame gefunden, er hat sie, als sie ihm ebenfalls untreu wurde, durchgeprügelt.“

Die Vanozza lachte schrill, daß ihre Saphire klirrten.

„Als Ascanio davon erfuhr, lachte er hellauf und schickte dem Gesandten zum Dank für die einzig richtige Behandlung seiner Tochter einen wunderschönen Rubin. Es sind nicht alle Väter so einsichtsvoll.“ Dann senkte er die Stimme, so daß das Folgende nur sein Bruder zu hören bekam: „Dieser alternde und doch so herzensjunge Ascanio streicht in der letzten Zeit lüstern um ein Haus herum, in dem eine gewisse Gräfin Amelia Mirandola wohnt, die ein gewisser Don Juan, Herzog von Gandia, verführt hat und deren Rächer vielleicht einstmals der brünstige Kardinal sein könnte.“

Der Herzog runzelte die Brauen. „Ich traue dem Kardinal eine solche Geschmacklosigkeit nicht zu, eine abgelegte Grafen-

tochter anzubeten. Wenn ich mir auch die Feindschaft des ehrenwerten Kardinals zugezogen habe, so bewahre ich mir die Gerechtigkeit meines Urteils." Er zog nachlässig mit dem silbernen Messer ein paar Weichselkirschen aus dem Sirup und ließ sie voll Andacht auf der Zunge zergehen.

Kardinal Farnese brach herzhaft einer Dianennymphe aus Marzipan beide Brüste ab, verschlang sie mit schmachtenden Blicken und sagte zum Sekretär Agapito, der ihm eben auf einer Achatschale die Milch der Muräne reichte: „Schade, daß Euer Zuckerbäcker es nicht zuwege gebracht hat, in diese Brüste Frauenmilch zu zaubern, sie würden noch pikanter schmecken."

Der klapperdürre Ferrari wehrte mit beiden Händen den Wein ab, den ihm Riario einschenken wollte. „Gebt mir leichtern römischen! Schade, daß heute Euer Bußprediger — wie hieß er nur —?"

„Sein Name ist mir entfallen", sagte Riario.

„Er würde heute, wenn er uns sähe, die Schleusen der höllischen Lava öffnen."

„Einige wollen ihn bei San Onofrio predigen gehört haben, vor der Grotte einer Art Heiligen."

„Ach die!" mischte sich der florentinische Gesandte ins Gespräch. „Wahrhaftig ein schönes Frauenzimmer —"

Das Wort machte Cesare aufhorchen. „Von schönen Frauen ist die Rede?" Sein erotischer Instinkt witterte Wild.

Der Gesandte erzählte von der Nonne bei San Onofrio, die er einmal bei einem Morgenritt gesehen, wie sie Kranke gesegnet hatte.

„Da muß man also das Glück haben, krank zu sein, um die schönen Hände dieser Nonne auf seiner Stirn zu fühlen?" fragte Cesare.

„Das wird bei Eurer Exzellenz nicht notwendig sein", schmeichelte der Ironiker Cesarini.

„Ich muß einmal Höhenluft auf dem Gianicolo atmen", sagte Cesare. Dann wandte er sich an Riario. „Kardinal, wie denkt Ihr über das Arrangement eines neuen Stiergefechts auf der Navona? Als Granada fiel, opferte der heilige Vater zehn Stiere dem Volke, und Ihr wußtet sie trefflich in der großen Pantomime zu verwenden, die Ihr in Szene setztet. Vielleicht könnte man jetzt einen echten spanischen Stierkampf dem Volke bieten, um es ein wenig empfänglich zu machen für die verhaßten Catalani."

„Es fehlt uns nicht an Toros, wohl aber an Toreros", lächelte Riario.

Cesare schien darauf gewartet zu haben. Mit der Eitelkeit des ersten Pikadors erhob er sich und sagte: „Ich selbst will den Toro reizen."

Die Gäste staunten den Kardinal an.

Der behagliche de la Porta zitterte in vaterländischem Stolz. „Was das für eine Freude wäre, den spanischen Ruhm vermehrt zu sehen! Don Cesare als Pikador!“

Die Vanozza sah ihren Sohn glückstrahlend an. „Seht, meine edlen Herren, es ist die wunderbare Blutmischung, die so tapfer und kühn macht. Spanisches und italienisches Blut rollt in Don Cesares Adern. Die Mischung erzeugt Kraft.“

„Es ist wahr“, begann der feile Honigmund des Palastprälaten Adanoja zu schmeicheln. „Ich glaube, Seine Herrlichkeit vermag mit diesen Muskeln Ankerseile zu zerreißen.“

Riario hatte die satte Behaglichkeit seines Wesens abgestreift und sich mit leichter Geschmeidigkeit erhoben. „Meine edlen Herren“, sagte er in seiner herzbezwingenden Aufgeräumtheit, „wer könnte den Ruhm des edlen Don Cesare Borgia besser künden als der Mund des Dichters?“

Sofort wandten sich aller Augen auf den stillen, vor sich hinbrütenden Serafino, der nun erblaßte. Die Fröhlichkeit der Tafel war an seinen Gedanken abgeglitten. Das Bild der unglücklichen Schwester schob sich in seinen verzweifelten Willen hinein, fröhlich zu scheinen.

Er sah nun die neugierigen Augen auf sich gerichtet.

„Serafino d'Aquila“, schmeichelte Kardinal Riario dem Dichter, „wird es sicherlich verstehen, den Wohlklang seiner Leier in Einklang zu bringen mit der Verherrlichung heroischer Kraft. Seine Ritornelle singt bereits das Sabinermädchen beim Tanz in der Osteria, seine Strambotti flattern von Mund zu Mund, seine Oden geben ihm das Recht, Horazens Manen zu grüßen mit gleichgestimmter Seele.“

Der Dichter erhob sich. Die Lobeshymne verwirrte ihn. Das Wesen der großen Gebärde war ihm fremd.

Ein Knabe der Vanozza hatte ihm die bebänderte Laute gereicht. Gleich darauf rauschte der Klang der Saiten durch den Saal, ein paar herb gegriffene Akkorde. Dann begann Serafino zu sprechen, zuerst mit dunkel gefärbtem, schwerem Klang, dann heller und wuchtiger werdend, dabei immer die Zügel seiner rhetorischen Kraft beherrschend. Er pries den Kondottierenmut des jungen Kardinals Cesare Borgia, seine kühne Entschlossenheit, um dann des Leibes Kraft, die Form des hohen Geistes in Bildern der Vergangenheit zu preisen.

Gesell' ich dem Adler, dem Wolkenflieger,
Den Geist, den unermüdlichen, zu,
So eifert die Stärke des herrlichen Leibes
Mit der Kraft des nemeischen Löwen. Und schöpfet
Sein Tatendrang aus Ruinen Karthagos

Hesperidische Fluren, so bricht die Gewalt
Seiner Sehnen zyklopische Mauern zusammen.
Wärst du in Athen geboren, es würde
Dein Leib in schimmerndem Marmor prangen.
Des Giganten trotzige Kraft, sie ränge
Den kretischen Stier dem Theseus ab,
Zwei Stiere dann prallten in herrlichem Ringen
Mit wuchtigen Hörnern gar wild aneinander.
Wer gedächte des Tags nicht, da du in der Rennbahn
Auf blumengeschmücktem achäischen Wagen
Den Preis gewannst mit fliegender Wucht!
Dem stürmenden Eurus glichst du, der brausend
Die Meerflut peitscht —

Da drang ein seltsamer Ton in die Ruhmeshymne hinein. Er schien von der Bergstraße zu kommen und glich einem fernen Murmeln und Brausen, das immer mehr wuchs und eine unheimliche Farbe bekam.

„Was ist das?" durchschnitt der Herzog von Gandia die Stille, die plötzlich im Saale eintrat.

Die Fenster waren der Schwüle wegen weit geöffnet. Draußen glänzte die Sternennacht über dem klumpigen Schatten des Weinhügels. Vor der Casina standen die zehn Leibwächter Cesare Borgias neben ihren Maultieren in Brustpanzern und Helmen, die Hellebarden in den Händen, und horchten gespannt auf den näher kommenden Lärm. Auf dem kleinen Kiesplatz waren die Maultiere und Sänften der Gäste aufgestellt. Die Knechte pokulierten beim qualmenden Fackellicht an einem plumpen Tisch bei etwas groben Weinen.

„Dort zieht etwas herauf!" rief Alexander Farnese und zeigte auf die Straße, die von der Suburra-Tiefe aufstieg. Alles drängte zu den Fenstern.

Von den Lichtzungen schwelender Fackeln umflattert, wälzte sich ein Menschenhaufe langsam die Straße daher und näherte sich der Casina. Undeutlich wuchs aus einem dumpfen Gemurmel eine Stimme heraus, die, wie ein Echo von der Bergwand hallend, klagende Wehlaute in die Nacht stieß, der Lärm wurde stärker, der Haufe rückte näher und die Leibwächter legten die Hellebarden in die Armbeuge.

„Haben wir Karneval?" lachte Cesare Borgia auf.

„Ein Trupp Betrunkener!" sagte Agapito.

„Der heurige Wein hängt noch am Stock! Sagt es ihnen!" rief lachend der Kardinal de la Porta.

„Es ist ein Zeichen der fröhlichen Herrschaft Alexander Borgias, daß Rom so lustig sein und sich scharenweise betrunken machen kann."

„Auch Frauen wanken mit!"
„Und da heben sie Kinder empor!"
„Das sollte nicht sein!"
Die Fackeln züngelten über hundert Köpfe dahin. Nun hielt die Schar vor dem Hause der Vanozza. Und aus dem Gemurmel erhob sich plötzlich die klagende, hallende Stimme: „Und er nahm den Kelch nach dem Abendmahl, segnete ihn und gab ihn seinen Jüngern mit den Worten: Nehmt hin und trinket alle daraus. Denn dieses ist der Kelch meines Blutes des neuen und ewigen Testaments, das Geheimnis des Glaubens, für euch und für viele vergossen zur Vergebung der Sünden."
Wie ein unheimlicher, aus fernen Welten kommender Johannesruf dröhnte es in die aufhorchenden Herzen der Schwelger. Es war, als wären die Geister des Weins beim Zusammenprallen mit dem Geisterhauch aus himmlischer Höhe jämmerlich zusammengebrochen. Die Kardinäle waren blaß geworden. Cesare Borgia stand bei seinem Tischplatz neben der zitternden Vanozza, die Arme über die Brust verschlungen, und sah mit unbewegter Gemütsruhe die Gäste der Reihe nach an. Ein noch halb verdeckter spöttischer Zug lag um seine Lippen. Der Herzog von Gandia fächelte mit seiner feinen Hand der Mutter Kühlung zu.
Serafino fühlte den Herzschlag stocken. Er kannte diese Stimme, aus der Tiefe eines qualvoll nach Gott ringenden Herzens geboren.
Da begann das drohende Tönen von der Weinbergstraße von neuem: „Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet wie diese! Diese aber rufen: wachet und trinket! Miserikordia!"
„Es ist der unverbesserliche Prophet von Genazzano!" flüsterte Riario dem Kardinal Ferrari zu.
„Sagte ich es nicht? Ihn ereilt sein Schicksal!" triumphierte der alte Geizhals.
„Armer, kleiner Savonarola!" sagte Riario nicht ohne Mitleid. „Daniel war sicherer in seiner Löwengrube als dieser Mensch jetzt inmitten seiner Freunde."
Und durch das Getöse bohrte sich die Prophetenstimme mühsam durch: „Es ist der Widersacher da, sitzet im Tempel Gottes und ist der leibhaftige Antichrist —"
„Hellebardenträger vor! Zermalmt das Volk und ergreifet den Schreier!" schrillte Cesare Borgias Stimme in den Ton der drohenden Posaune hinein.
„Ein lustiges Menetekel!" lachte angstdurchschauert de Castro.
„Verdunkelt die Wand!" höhnte Farnese. „Vielleicht erscheint die Flammenschrift."

Da hörte man das Getrappel der Maultiere. Die Leibwächter ritten gegen die aufheulende Menge. Man sah von den Fenstern die auseinanderstiebenden dunklen Haufen und hörte das Schreien der Weiber, dazwischen die schrillen, wie von verzweifelten Herzen ausgestoßnen Rufe: Miserikordia!

Da wurde der bisher stumme Kardinal Martini, der das kupferrote Schild Dionys' in Form einer plumpen Rübennase im Gesicht trug, lebendig, denn er schöpfte Verdacht, daß dieses unliebsame Zwischenspiel die frohe Zecherlaune mitten entzweibrechen könnte. Er pflanzte seinen schwammigen Leib auf dem Stuhl auf und rief mit Stentorstimme: „Vertauschet Zähneklappern mit dem Becherklappern. Mänaden herbei!"

Die schwüle Stimmung war gebrochen. Halb fröhliches, halb gequältes Gelächter riß sich aus dem Schweigen los und hallte von den Wänden wider. Die Gläser klirrten, die Diener liefen auf und ab, neue Silberschüsseln blitzten und der Geruch gebratener Krammetsvögel mischte sich mit dem Weindunst und dem Duft der Tafelrosen.

Da schrillte die Stimme des Kardinals Borgia durch den Saal: „Keine Angst, ihr Herren, daß ich aus dem Bacchanal einen Leichenschmaus machen lasse. Es hat kein Gigant eine Himmelsburg gestürmt, sondern nur ein Mönch den Verstand verloren. Das kommt in Rom öfters vor."

Cesare wandte sich rasch zu Agapito und flüsterte ihm einige Worte zu. „Seid beruhigt", sagte er dann zur Vanozza, „der Mensch ist unschädlich gemacht."

Riario hatte das Wort aufgefangen. Ich hatte dich gewarnt, Bruder!

Die Vanozza wischte sich den Angstschweiß von der Stirn. „Die Leute haben keinen Respekt mehr vor uns."

„Weil der Papst zu gütig ist, nehmen sie sich viel heraus", sagte Cesare kurz.

Der Herzog von Gandia rümpfte die Nase. „Ich denke eher, der Papst ist zu hart — im übrigen, es hätte doch mir als älterm Bruder vor allem zugestanden, diesen unsaubern Klosterbruder hinter Schloß und Riegel zu setzen."

„Wer zuerst zugreift, hat die Tat für sich", sagte Cesare überlegen. „Auch war ich dies meiner Kardinalswürde schuldig."

„Die du sonst nicht so eifersüchtig wahrst", höhnte Don Juan mit blassem Gesicht.

„Herzog von Benevent", sagte Cesare kalt, „du wirst beweisen müssen, daß es nicht die Schultern eines politischen Säuglings waren, auf die man die Last eines Herzogtums gewälzt hat."

Die Vanozza mischte sich angstvoll in die aufgeregten Bru-

dergemüter. „Kinder — eure Gäste — Riario beobachtet euch schon —"

Cesare beherrschte sich rasch. „Ihr edlen Herren", rief er, „Serafino d'Aquila hat in Tönen Apollos meine Kräfte gepriesen. Agapito, die Herren werden Euch sehr verbunden sein, wenn wir ihnen Beweise geben, daß wir vollführen können, was Dichter nur besingen. Wir haben weder nemeische Löwen noch lernäische Schlangen zur Hand" — die Kardinäle lächelten aufdringlich —, „aber den marathonischen Stier zu bändigen und zu töten wird mir vielleicht doch gelingen."

In diesem Augenblick tönte draußen auf dem Sandplatz Gebrüll. Alles drängte zum Fenster. „Der Wolf der Fabel hat sich in einen Minotauros verwandelt!" lachte Cesare zur Komödie, die er selbst arrangiert. „Platz da, Kardinäle!"

Die Monsignori beim Fenster gaben Cesare Raum. Er hatte ein altrömisches Schwert von Manneslänge ergriffen, das ihm Agapito gereicht hatte.

Auf dem Platz zwischen den Maultieren stampfte beim Fackellicht, von den Hellebarden umdroht, ein riesiger weißer Stier mit gesenktem Kopf umher. Auf ein Zeichen Agapitos wurde das Tier mit den im Kreise geschwungenen Fackeln gegen das Fenster gejagt. Im Nu schleuderte Cesare Borgia das Schwert mit Wucht in den Nacken des Stieres, so daß er aufbrüllte und dann zusammenbrach. Laute Bravorufe ertönten von den Fenstern. Dann wurde der Stier von fünf Männern bis knapp ans Fenster gezerrt. Cesare ließ ein Seil um die Hörner legen und zog nun den Stier ganz allein längs der Mauer hinan, bis er sich auf die Hinterfüße stellte und mit seinem ganzen Leibe an die Mauer gestemmt blieb, so daß es aussah, als wollte der Stier die Wand hinaufklettern. Das Schwert stak fest im Nacken und gab dem Bilde einen grausig-monumentalen Anstrich.

Die geschwellten Arme Cesares hielten so den Stier, während die Gäste unausgesetzt Beifall schrien, so lange, bis Farnese bis 60 gezählt hatte. Dann ließ Cesare unter neuem, tosendem Applaus den Minotauros auf den Boden fallen, worauf sich die Soldaten über ihn hermachten.

Das groteske Bravourstück des jungen Kardinals hatte alle Schatten, die des Mönches gespensterhaftes Erscheinen über das Gelage geworfen, verscheucht. Die vertriebene Zecherlaune kehrte stürmischer zurück. Nur zwei Leute hatten die Miene von Spaßverderbern aufgesetzt. Der Herzog von Gandia grollte noch immer und verschluckte den Ärger nur mühsam mit rotem Sabiner.

Der zweite Mißvergnügte war Serafino. Er saß mit der Leblosigkeit einer Statue da, und nur seine Gedanken führten ver-

zweifelte Tänze auf und stürmten ungezügelt in das Schicksal seines Bruders hinein.

Platos anmutiger Geist, der zuerst das Gastmahl beherrscht hatte, war längst von den rauhen Geistern satyrischer Lustigkeit abgelöst worden.

Als der sizilianische Wein in Amphoren aufgetragen wurde, erbat sich Riario von dem verdüsterten Serafino die Laute und präludierte ein paar Akkorde.

„Nicht will ich mich erkühnen, mit dem zünftigen Sänger Serafino d'Aquila in Wettstreit zu treten", sagte der Kardinal, indem er vor dem Dichter eine artige Verbeugung machte. „Aber die glücklichen Stunden beschwingen des Menschen Geist und machen ihn empfänglich für die Gnaden der Musen, die für den echten Diener ewige Rechte geworden sind." Er ließ wieder ein paar silberne Klänge auf den Saiten leise verhauchen. „Du, des Phöbus tönende Genossin, auf dem Parnaß klingt zwischen holden Frauen, von den sanften Fingern des Gottes berührt, deine zarte Seele. Freundliche Musen lauschen der göttlichen Stimme und tragen, was sie gehört, hinab in die träumende Seele der Dichter und vermitteln wieder, holde Kupplerinnen, zwischen Göttern und Menschen das ewige Sehnen."

Einige Hirne, von den Nebeln eines andern Geistes umwogt, waren der Anstrengung des aufmerksamen Lauschens nicht mehr gewachsen. Der Kardinal Martini wetzte auf seinem Sitz hin und her und verlangte laut nach einer Flasche Roccomadore.

„Beim Bacchus", stolperte Martini in das rührende Präludium des Kardinals hinein, „wollt Ihr jetzt Apollon oder Bacchus preisen?"

Riario warf ihm einen von höhnischer Zärtlichkeit erfüllten Blick zu.

„Singt ihm denn ein Bacchuslob, Kardinal, damit durch sein umnebeltes Gemüt die Sonne dringe", sagte Cesare Borgia mit Gönnerlaune.

Und Raffaello Riario begann:

> „Sohn der Semele und des herrlichen Zeus!
> Ach, dich zu preisen, nie alternder Gott,
> Wird die Leier zu schwach, es müßte Apoll
> Wohl selber die lesbischen Saiten rühren.
> Ihm gleichst du, wenn er im Xanthusstrom
> Sich die Locken badet; und tanzen ihm hold
> Im Sonnenflimmer gar liebliche Mädchen
> Entgegen, so schlingt um dich der Mänaden
> Wildjauchzende Schar den tönenden Reigen.

Du trinkst deinen Jüngern den Becher der Freude,
Und denen, die maßlos die hehre Vernunft
An deine Gabe verlieren, den Becher
Des Leides zu! Holofernes, der Große,
Verlor den Kopf, als er beim Fasse
Den Spatzenverstand schon längst verloren!"

Da glühten aller Augen nach Martini hinüber, der mit angestrengtem Geist den Bildern Riarios zu folgen suchte, jedoch sich nur schwer darin zurechtfinden konnte. Aber den Holofernes wußte sein Hirn doch noch zu verarbeiten. Und da seine verzwinkerten Äuglein, solange er noch nüchtern war, eine stattliche Judith aus Marzipan erblickt hatten, warf er ihr jetzt wieder einen vernichtenden Blick zu und schnarrte das Frauenzimmer an: „Rächet den assyrischen Feldherrn, Kardinal, und schlagt der hebräischen Schlange das Haupt ab!"

Dies besorgte im Nu lachend der Herzog von Gandia, der den süßen Judithkopf über den Tisch hinüber dem Kardinal Martini zuwarf. Augenblicklich verschwand die Beute im Rachen des grimmigen Zechers. Holofernes war gerächt. Und Riario konnte mit beschwingter Seele vor dem Altar Dionys' weiterbeten:

„Den Freien, so nennt man dich, doch unfrei
Wird der, der sich dir, Freier, verschreibt.
Den Listigen auch nennt dich der Verehrer.
Denn während er sitzt vor dem Faß, sitzt du,
Du List'ger, darauf und lachst deines Opfers
Und segnest mit Wassersucht die Sucht
Nach dem Wein! Drum hütet euch, sorglose Zecher!"

Martini machte ein saures Gesicht, das sich jedoch durch einen kräftigen Schluck aus dem Glase Roccomadore wieder zu einem leichten Schmunzeln verzog.

„Doch ihr, ihr achtsam nippenden Jünger
Des thyrsusschwingenden Gotts, seid gepriesen!
Denn Freude und Mäßigkeit bekränzet
Den sokratischen Becher! Zu euch gesellt sich
Der Weise selbst, der gestrenge Cato,
Und beim erlesnen Massiker besang
Horaz den geistbeschwingenden Gott,
Und selbst — ein Martini preiset gar hold
In glucksenden Klängen den Roccomadore —"

Ein Gelächter hallte durch den Saal. Martini, vom Wein erhitzt, torkelte auf Riario zu und umarmte ihn. „Bruder — Bruder —" lallte seine Negerlippe — „ich will dich — be-

glücken —" Und er schüttete einen Teller Konfekt über das Haupt des Dichter-Kardinals.

Aber Cesare Borgia war bleich geworden und sprang auf. Seine Lippen zitterten. „Brecht auf, ihr Herren, sonst versinken wir im Schlamm." Die gewöhnlichen Laster haßte er. Nur Eros warf ihn um. Er verabschiedete sich von der Vanozza. Zwei Kammerdiener brachten ihm den leichten veilchenfarbnen Mantel und das Barett.

Auch der Herzog von Gandia küßte die Mutter vor allen Gästen. Dann reichte er dem Bruder die Hand. Cesare sah ihm fest ins Auge. „Alles vergessen, nicht wahr?" fragte der Herzog.

„Alles", nickte Cesare, und er hatte wieder die frühere Herzlichkeit in den Zügen.

Don Juan lächelte freudig. „Du fährst heim?"

Cesare schüttelte das Haupt und lachte. „Wer fröhlich sein will, nütze heut die Stunden." Er summte das Florentiner Lied zwischen den Zähnen.

„Ich begleite dich bis zum Judenplatz", sagte der Herzog.

„Ei, ei", drohte Cesare mit dem Finger. „Die schönen Jüdinnen wachen am Sabbat, sie sollen keine Feuer anzünden in ihren Wohnungen, aber das Feuer in ihren Augen und Herzen können sie doch nicht verlöschen."

Die Gäste machten ihre tiefsten Verbeugungen vor der Vanozza, die für jeden ein freundliches Wort hatte.

Im Vorsaal winkte Cesare einen Mann heran, der im Schatten einer Säule seiner zu harren schien. Die Kardinäle sahen scheu nach dem strammen Burschen, der in einem einfachen schwarzen Wams stak, das im Latze mit Silberknöpfen geziert war. Er hatte ein hartes, eckiges Gesicht und stechende Augen, die eine verhaltene Kraft des Temperaments verrieten. Alles wich diesem Blick aus, der alle Wesenheiten des italienischen „mal occhio", des „bösen Blicks", trug. Es war der Leutnant Michelotto Coreglia, ein Spanier, der Cesare oft zur Jagd begleitete und auch sonst öfter in seinem Palast gesehen wurde, ohne daß man sagen konnte, welche Stellung er beim Kardinal bekleidete.

Cesare fragte laut: „Nun, Michelotto, hast du den Wechsel oder den Bau des Fuchses aufgespürt?"

Der Leutnant rapportierte: „Ich habe den Wechsel des Fuchses aufgespürt."

Da meinten die Kardinäle, daß Cesare Borgia noch heute auf die Fuchsjagd ginge.

Vor der Casina, wo die Knechte durcheinanderliefen, bestieg man die Maultiere und Sänften. Die Nacht lag warm und

samtweich über dem dunklen Weinberg. Zwischen den berittnen Fackelträgern zogen die Kavalkaden heim.

Aus dem Saal tönte ihnen noch die lachende, weinrostige Stimme des Kardinals Martini nach: „Reiht euch zum dionysischen Festzug — Brüder — schwinget — die Thyrsusstäbe —"

Da schwang hinter ihm die Vanozza ihren Thyrsusstab in Form einer biegsamen Weingerte und jagte den trunknen Silen heimwärts.

Lange hörte man noch das Klappern der Maultierhufe auf der Straße nach der Suburra hinab. Zwischen den Büschen leuchteten wie Irrwische die Fackeln auf.

Dann wurde es still im Weinberg.

Vor den nahen Titusthermen stand Serafino und ließ die Stimmen der Nacht in seine verdüsterte Seele dringen. Bleich lag der Sommerhimmel da, noch vom Nachschimmer des langen Tages erhellt. Das Sternbild der Leier trat aus dem dämmernden Glanz der Himmelsgeschmeide hervor. „Serafino war heimlich von der Gästeschar abgeschwenkt, um ziellos in die unberührte klare Hügellandschaft zu streichen. Und nun stand er bei den Mauerkolossen, deren zerrißne Gesichter wie Abruzzengrate aussahen. Serafino stand auf den Trümmern von Neros goldnem Haus. Ihn ekelte. Der Komödiant Cesare Borgia pflanzte sich vor seinem Auge auf. Oh, daß es ihm einfallen konnte, den geschickten Gaukler und Gewaltmenschen Cesare Borgia mit Augustus in einem Atem zu nennen! Serafino fühlte Seele und Leib besudelt durch die schmeichlerischen Verse, die er der rohen Kraft eines Zirkusmenschen gesungen hatte.

Am liebsten wäre er jetzt gleich zur Herzogin gestürmt. Aber wollte denn Giuliano überhaupt gerettet sein? Würde nicht Serafinos Hand, die sich versöhnend dem Bruder entgegenstreckte, wie das erstemal hohnvoll zurückgestoßen werden? Hatte nicht die Märtyrerglut längst Hirn und Herz dieses armen Menschen derart erfaßt, daß er das letzte Opfer, das er der heiligen Sache bringen mußte, mit einer Art Himmelbereitschaft ertragen wollte?

Aber trotzdem! Er war sein Bruder!

Und Daniela! Wenn sie erfuhr, daß der Bildner ihrer neuen Seele in Gefahr war, zwecklos hinzusterben! Die Tragik seines ruhmlosen Untergangs mußte ihren Sinn vollends verwirren. Vielleicht aber auch rüttelte sie ihr armes Herz zur dämmernden Erkenntnis auf, daß der Weg, den sie der Bruder gehen geheißen, nicht der richtige war.

Aus dem schlummernden Gemäuer der Thermen flog ein Nachtvogel auf. Sein Schatten strich lautlos über den bang verträumten Dichter hin. Es mußte schon tief in der Nacht sein.

Das Licht in den Fenstern der Casina da drüben war längst erloschen.

Und es war, als schauerte jetzt über Serafino der geheimnisvolle Flügelschlag der Mören, der Unheilsgöttinnen, hin. Er wußte nicht, was ihn antrieb hinabzueilen durch das Buschwerk des Hügels, am Gespensterturm der Suburra vorbei, durch die Fora der Cäsaren. Die Straßen waren dunkel, nur von Zeit zu Zeit flammte ein Windlicht auf, wenn eine Wache des Governatore durch die Straßen ritt.

Serafino schlich zurück und wandte sich dem Borgo zu. Der Palast in Porticu tauchte auf. Über das Herz des Dichters wehte es warm wie Maienwind. Fenster waren erleuchtet — tief um Mitternacht.

Serafino spielte mit dem Gedanken, daß dort oben der Geist einer schönen Herzogin im „Turnier des Medici" lustwandelte und sich lächelnd poetische Früchte brach aus dem Garten der allerschönsten Göttin.

Die Mören waren durch die Nacht geflogen. Serafino hatte sie gespürt. Sie schwangen sich über die sieben Hügel hinweg durch die finstern Straßen, flatterten um den Tiber und schreckten die Menschen aus dem Schlaf. Dort, wo die Nachtnebel zu weben begannen, über den unheimlichen Stromwellen, hätte derjenige, der mit verfeinerten Nerven in die Nacht gelauscht, die Flüsterstimmen der Dämonen vernommen. Und der hellsichtige Flötenbläser Gianandrea, der bei Leichenbegängnissen der armen Barkenschiffer von Trastevere die Trauermusik besorgte, hätte um die erste Stunde nach Mitternacht beim Hospital der Sklavonier Harpyiengestalten in den blassen Dünsten über dem Tiber gesehen. Aber Gianandrea schlief fest und träumte von einer fetten Leiche, der er die Himmelfahrt durch ein paar falschgeblasene Passeggi erleichtert hatte.

Aber einer schlief und träumte nicht. Wiewohl ihm alles, was er sah, wie ein Traum vorkam. Das war der Kohlenhändler Pietro Picco, ein glatzköpfiger, dicker Patron mit einem Fetthals und schwerem Atem, der ihn oft des Nachts nicht schlafen ließ. Drum saß er, das feiste Kinn in die Hand gestützt, grübelnd auf der Treppenstufe vor seinem Hause, das dem grämlichen Tiber geradezu in den gelben aufgedunsenen Bauch hineinblickte, und überdachte die Lieferungen für den morgigen Tag.

Da trabte es herauf von der Ripetta gegen das Hospital San Girolamo. Der Kohlenhändler horchte und schärfte das Auge. Aus der Sommernacht, vom fernen Morgengrauen leise umdämmert, schälten sich die Umrisse zweier Reiter los. Picco

saß im tiefen Schatten eines Torbogens und zuckte mit keiner Wimper.

Dann sah er etwas Furchtbares.

Gerade vor seinem Hause hielten die zwei Reiter. Sie hatten dunkle Masken vor dem Gesicht. Der erste Reiter stieg ab und sah in die Gasse zurück, aus der er gekommen war. Dort winkte er hinein. Da kam wieder ein Reiterpaar. Abermals saß ein Reiter ab und winkte in die Gasse. Jetzt erschien ein Goldfuchs, auf dem ein Mann saß, hinter dessen Rücken auf der Pferdekruppe ein Mensch befestigt war, dessen Kopf und Hände auf der einen Seite herabhingen, während die Füße auf der andern baumelten. Er schien tot.

Der Reiter auf dem Goldfuchs ritt mit seiner unheimlichen Last gegen den Fluß, in die Nähe eines Brunnens, wo gewöhnlich der Kehricht abgeladen wurde. Dort sprangen die übrigen Reiter ab und banden den toten Körper vom Pferd. Dann warfen sie ihn in das schlammige Tiberwasser, das hoch aufspritzte. Der Reiter auf dem Goldfuchs fragte: „Habt ihr ihn gut hineingeworfen?" Darauf antworteten die Knechte: „Ja, Herr." Der Goldfuchsreiter schien aber seiner Sache nicht ganz sicher zu sein, denn er sah, wie der Mantel des Leichnams obenauf schwamm. Darauf befahl er, Steine daraufzuwerfen. Das taten die Knechte, bis die Flut alles verschlang. Dann ritt die Kavalkade in das Gäßchen hinab, woher sie gekommen war.

Allmählich lösten sich die Glieder des Kohlenhändlers aus dem dumpfen Entsetzen. Er bekreuzigte sich und schlich an den Fluß heran. Der wälzte seine gelben Wellen träge vorüber, und was ihm da zum Fressen in den Leib geworfen worden war, war längst verschwunden. Eintönig plätscherten die Wogen an die Ufersteine.

Da kam der Alte zu sich. Rom ist groß, und der Tiber auch. Er wird nicht gleich anschwellen, wenn eine Leiche mehr auf dem Grund liegt. Und die Sturioni wollen auch leben und wir wieder von ihnen, denn die Fische sind gut. Das ist so ein ewiges Schnappen, eins nach dem andern.

Und damit machte er langsam kehrt.

Nun kam ein Holzverlader daher, den Picco vom Tiberhafen her kannte. „Habt Ihr das gesehen?" fragte ihn der Kohlenhändler.

„Was?"

„Wie sie einen Toten da hineingeworfen, fünf Reiter."

„Das kommt bei uns an der Ripa Romeo jede Woche einmal vor. Was geht es uns an, solange wir nicht selbst hineinfliegen? Betet zum Überfluß morgen in Santa Lucia della Pinta ein

Stoßgebet für die arme Seele." Er schlenderte gemächlich den Fluß entlang weiter.

Über dem Tiber graute die Nacht unheimlich weiter. Kalt wehte es aus den Wassern. Eine Barke schwamm wie ein acherontischer Schatten über den gurgelnden Grund — — — —

Beinahe um dieselbe Stunde lag der Papst im Sibyllenzimmer vor dem lebendigen Altar seiner Giulia Farnese und betete ein Gloria der Liebe. Neben dem Tisch brannten auf Kandelabern wohlduftende Flammen.

Giulia gestand ihm, daß sie sich wieder Mutter fühle. Da baten sie beide um den Segen des Himmels für das künftige Kind. Voll Inbrunst küßte Donna Giulia die Hostie, die der Papst wie einen Talisman an seiner Brust trug. Und er hing der schönen Geliebten einen funkelnden Halsschmuck um. „Du sollst nur Schönes in deiner Umgebung sehen, Giulia, damit das Kind schön wird. Ich will dir einen Paradiesvogel senden, Kardinal Pallavicini hat einen wunderschönen in Mailand gesehen, er soll ihn selbst holen. Das stolze, überlegene Gebaren dieses herrlichen Vogels wird deine Augen, die malerisch empfinden, erfreuen."

Die Lampe brannte im Schlafzimmer des Papstes bis zum Morgengrauen.

Einen Augenblick lang dachte die Favoritin an eine Karnevalsnacht, in der ein Sabiner Jüngling dem Papste mächtige Hörner aufgesetzt hatte. Und bei dieser Erinnerung geriet der Glaube Giulias an die künftige Vaterschaft des Papstes einigermaßen ins Wanken. —

Die Sonne schien hell in das Schlafzimmer des Papstes, als er erwachte. Giulia war nicht mehr bei ihm.

„Ist der Herzog von Gandia schon da?" fragte er den diensthabenden Kammerherrn, der eingetreten war, ihm das Morgengebet vorzubeten.

„Noch nicht, Eure Heiligkeit."

Der Papst lächelte. „Der Bursche hat gestern stark gezecht bei der Vanozza. Und wer weiß, welch zarte Bande ihn dann noch gefesselt haben. Lehrt mich meine Kinder kennen. Sonst niemand da?"

„Drei Bischöfe, der Datar —"

„Es ist gut." Der Papst war müde. In den Arterien floß noch das erregte Liebesblut der Nacht, aber es staute sich hie und da in den Adern und erzeugte Schwindel und Herzklopfen. Er verlangte Cesare und Jofré zu sprechen. Sie lägen noch müde im Bett, meldete der Kammerherr. Da begann sich Alexander zu ärgern. „Der Herzog von Gandia noch immer nicht da?"

„Der durchlauchtigste Herzog ist heute nacht nicht nach Hause gekommen."

Der Papst horchte auf. „Das werden wir Donna Enriquez berichten", sagte er verdrießlich. Insgeheim segnete er die Bullenkräfte seines Lieblings. „Nicht nach Hause gekommen! Hahaha! Am Ende sitzen sie bei der Vanozza —"

„Der Kardinal von Valencia ist zu Hause —" Der Kammerherr sah auf ein Geräusch hin in den Hof. „Da kommen Diener Seiner Hoheit des Herzogs." Er ging hinaus.

Nach einer Weile trat er blaß herein. „Eure Heiligkeit — der Stallknecht Seiner Hoheit des Herzogs — ist eben schwer verwundet auf der Giudecca gefunden worden —"

„Was sagt Ihr?"

„— in einem Winkel lag er — man hat ihn um seinen Herrn gefragt — er weiß von nichts — die Maultiere sind verschwunden —"

Der Papst saß aufrecht und regungslos. Er erblaßte. „Ist der Kerl trunken? Hat er nicht gestern seinen Herrn zur Vanozza begleitet?"

„Und ist mit ihm auch heimgeritten, sagen die Diener. Der Kardinal Cesare begleitete den erlauchten Bruder bis zum Palast des Kardinals Ascanio, wo er sich verabschiedete."

Der Papst fuhr in die Höhe. „Ascanio Sforza?" Der Name war ihm wie eine Fliege in der Suppe.

„Des Ascanio", nickte der Kammerherr. „Dann soll eine Maske an den Herzog herangetreten sein — so sagt der verwundete Stallknecht aus —"

„Weiter!" drängte der Papst.

„Die Maske begleitete den Herzog bis auf den Judenplatz. Dort traten beide in ein Haus — der Stallknecht mußte warten — der Herzog kam nicht heraus. Dann hätte der Stallknecht einen Schlag gefühlt — weiter könne er nichts angeben."

Da trat ein Diener ein und flüsterte dem Kammerherrn etwas zu.

„Eure Heiligkeit", sagte dieser nun gedrückt. „Der Stallknecht ist soeben seinen Wunden erlegen."

Der Papst sprang empor und fuchtelte wild mit den Händen um sich. „Hat er die Seligkeit nicht erwarten können? Hat er das Haus nicht angeben können, wo der Herzog verschwunden? Warum hatte er es so eilig mit der Höllenfahrt? Bringt ihn zum Leben? Ich will das Haus wissen." In der Augenweiße sammelte sich das gereizte Blut.

Der Kammerherr stürzte mit dem Diener ab.

Angst und Verbissenheit entstellten die Züge des Papstes. „Kammerherr de la Mana! Sofort die Schergen aufsitzen und alle Winkel der Giudecca durchsuchen lassen! Der Herzog von

Gandia ist irgendwo gefangen gehalten oder es ist ihm etwas widerfahren. Macht schnell, bei Gottes Zorn!"

Da ritt Cesare Borgia in den Belvederhof. Der Papst gewahrte ihn und rief hinab: „Komm, mein Sohn, mich verlangt so herzlich nach dir!" Seine Stimme bebte unter Tränen.

„Was ist Euch, allerheiligster Vater?" fragte Cesare nach einem Hand- und Mundkuß.

„Du, du schöner, junger Hengst — komm doch — o laß deine schöne Gestalt sehen, kein Spanier und kein Römer kommt dir gleich — komm an mein Herz. Wie dein Auge blinkt! Du hast einen Ritt gemacht?"

„Den Weindunst dampfte ich mir aus dem Kopf", sagte Cesare fröhlich. „Es war lustig bei der verehrten Mutter. Serafino besang mein Sehnen, und ich tötete einen Stier —"

„Mein herrlicher Sohn — aber weißt du — Don Juan ist noch nicht zu Hause —"

„Das dachte ich mir", lachte Cesare auf. „Ich ritt noch mit ihm bis zum Palast des Ascanio —"

„Ascanio? Du sagtest doch Ascanio!" fuhr der Papst auf. „Das sagte der Stallknecht auch — und dann kam die Maske —"

„Ich versteh Euch nicht, — ich sah keine Maske."

Der Papst redete verwirrt. Endlich stotterte er heraus: „Der Herzog ist verschwunden, sein Knecht tot —"

Cesare erblaßte. Dann lachte er schrill auf. „Man verschwindet gern für die Öffentlichkeit, wenn man geheime Herzensgeschäfte abzuwickeln hat. Er wollte in die Giudecca. Dort wohnen die schönen Töchter der Edelsteinhändler, man munkelt, daß eine solche Tochter vom Stamme Abrahams den Bruder seit Wochen maskiert im Vatikan besucht hat."

„Wer sagt das?"

„Man! Greift es doch, Vater! Es ist schlüpfrig wie eine Qualle. Der Herzog hat seine Lieblingsheilige, die schöne Agata, um seinen Hals hängen und wird sich mit ihrer Hilfe schon aus den Armen der braunen Esther befreien. Also beim Palast Ascanios soll eine Maske —?"

„Was denkst du — Cesare —?" Der Papst rüttelte an den Schultern des Sohnes. „Du — du — ich denke an die Orsini — du denkst — o —!"

„Ich erinnere mich nur, daß der Kardinal Ascanio allen Grund hat, dem Herzog von Gandia zu zürnen, und daß er vielleicht trotz seiner neutestamentarischen Würde recht alttestamentarische Grundsätze hat, wie zum Beispiel: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Und Knecht um Knecht!"

Alexander überlief es heiß. Seine Augen rollten, jede Fiber war gespannt. „Das soll er wagen! Das soll er! Ihm den Knecht

meuchlings niederstoßen zu lassen! Und das in Gottes Namen! Aber — der Herzog ist verschwunden!"

„Und wird wahrscheinlich mit Hilfe der heiligen Agata wieder zum Vorschein kommen." Cesare nippte ein wenig von der warmen Honigmilch, die der Kammerdiener für ihn aufgetischt hatte.

„Ich werde alle Audienzen absagen. Mich verlangt, nach dem Petrusgrab zu pilgern. Ich will die Mäler der Päpste sehen. Die Sache mit Ascanio geht mir nicht aus dem Sinn. Mein Sohn, laß mir die blaugestickte Dalmatica geben." Er warf allerlei Gedanken unruhevoll durcheinander. „Ich will in die Sixtinische Kapelle."

Eine halbe Stunde darauf ließ er sich, nachdem sich Cesare verabschiedet hatte, mit Jofré, der den Vater zu begrüßen kam, in der Sänfte durch den Wandelgang nach dem Petersdom tragen.

„Mein lieber, süßer Jofré", sagte er wieder voll überschwenglicher Zärtlichkeit zu seinem jüngsten Sohn, „dein Bruder Juan ist verschwunden —"

Der kleine Prinz von Squillace lachte fröhlich. „Der Schlingel! Das Venusgärtlein hat manchmal das Aussehen eines Labyrinths." Und er gestand dem Vater, daß auch er mit seinen sechzehn Jahren in fremden Revieren wildre und in manchem Hause — verschwinde.

Die Peterskirche war im Umbau begriffen. Der fünfschiffige Längsbau mit der großen Aula aus der konstantinischen Zeit stand noch fest, doch hatte schon Nikolaus V. den Neubau begonnen. An der Bronzestatue des Petrus kniete Alexander mit seinem Sohn zu einem kurzen Gebet nieder. Dann schritt er in die Grotten hinab, wo die Papstdenkmäler standen. Vor dem Ziborium der heiligen Lanze betete er lange, aber voll Unruhe. Er war so arm an wirklicher Liebe, denn er war sein lebelang mit soviel sinnlicher Liebe genährt worden, daß für die opferreiche, selbstlose Hingabe kein Platz übriggeblieben war. Um das Glänzen des Ziboriums legte sich jetzt ein feiner Nebel, die Formen des Gefäßes verschwammen darin und mählich stieg aus dem wallenden Silbergrau der Umriß einer weißgekleideten Gestalt hervor. Und der Papst erkannte den Heiland, wie er in der Sixtinischen Kapelle in der Schlüsselreichung des Perugino dargestellt war. Ein tiefes Weh war um den feingeschnittnen Mund des Herrn, der jetzt zu sprechen anhub: „Feind meines Wesens, nie wird dir die Absolution zuteil!"

Da vernahm der in den Knien schlotternde Papst ein dumpfes Gemurmel wie aus unterirdischen Tiefen, und er hörte das Gestöhne von Menschen und das Gebrüll von Löwen und sah

eine Arena, erfüllt von Staub und Hitze und Menschen und Geschrei, und Hunderte von Fackeln beleuchteten die Hetze auf Menschenleiber, die über Stierrücken gebunden waren. Und er vernahm tausendstimmiges Geheul: Panem et circenses!

Da blitzte es durch seine zerstückelten Sinne: er kniete über den Ruinen des neronischen Zirkus, und die Geister der zu Tod gemarterten Christen stiegen auf und tanzten einen fürchterlichen Reigen um ihn.

Plötzlich rissen ihn die Hände Jofrés aus der Vision heraus. „Allerheiligster Vater", rief der Sohn, „Ihr brecht ja zusammen — das Gebet erquickt Euch nicht — kommt — es ist Nachricht da — von Don Juan —"

Der Papst fuhr mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn. An den Armen Jofrés kletterte er gleichsam empor und richtete sich mühsam auf. „Nachricht vom — Herzog — o Gott!"

„Faßt Euch!" sagte Jofré gedrückt.

An den bronzenen Relieftüren des Doms erwartete den Papst ein Offizier des Governatore. Dieser meldete mit leiser, bebender Stimme: „Eure Heiligkeit, es ist heute nacht ein furchtbares Verbrechen begangen worden, das mit dem Verschwinden des erlauchten Herzogs von Gandia in Zusammenhang gebracht werden muß —"

„O schweigt — schweigt —" Der Papst streckte die Hände nach ihm aus.

Der Offizier wollte sich zurückziehen.

„Bleibt — redet!"

„Ein Kohlenhändler sagt aus, daß nach Mitternacht unbekannte Reiter einen toten Menschen in den Tiber geworfen. Er hatte kostbare Kleider und einen Bart — wie ihn der erlauchte Herzog —"

Der Papst brach lautlos in den Armen Jofrés zusammen. Die Diener trugen die Sänfte herbei. Die Glocken von San Pietro riefen in brausendem Schwall die Gläubigen zur Mittagsmesse zusammen.

Im „Saal des Marienlebens" hatte der Papst seine Sinne wiedergefunden.

Der Leibarzt des Heiligen Vaters, Gaspare Torella, Bischof von San Giusto, trat ein. Langsam legte man den Papst auf einen gepolsterten Ruhesitz an der Wand. Torella öffnete ihm das Gewand und das Hemd.

Alexander fühlte das erstarrte Leben in sich wieder in Fluß kommen. Er sprach leise, aber mit fester Stimme: „Alle Fischer auftreiben — jedem zehn Dukaten geben — sie sollen den Tiber absuchen — bei der Ripetta — ich will Gewißheit haben —" Dann betete er plötzlich ein verzweifeltes Credo. Mitten darin

brach er ab. „Die Genuesen bei der Porta Portese scharf ins Verhör nehmen — den Palast der Orsini bewachen — und dann Ascanio — nein, nein — noch nicht — das noch nicht — die Sforza sind hinterlistig und tückisch — Mein Sohn im gurgelnden Wasser, mit starren gläsernen Totenblicken — Ich will alles Gold verbrennen, wenn mein Sohn Juan lebendig wird! Mein Liebling, mein kleiner, süßer Liebling!" Sein Lallen erstarb in würgendem Schluchzen. —

Eine Stunde darauf saßen gegen fünfzig Personen in der Torre di Nona als des Mordes an dem Herzog von Gandia verdächtig.

An der Ripetta stiegen über hundert Fischer in das schlammige, schmutzige Wasser. Die Ripetta war voll neugieriger Massen. Heimlich freute man sich, daß den verhaßten Papst das Unglück gezeichnet hatte, wiewohl man den armen Herzog, den unschuldigsten der Papstsöhne, nicht ungern hatte. Der Satan sitzt neben Alexander und kraut ihm das Haar, raunten sich die Leute zu. Ganz Rom tummelte sich in einer Flut von Erfindungen und Gerüchten.

Inmitten des Hexensabbats sitzt seelenruhig der Zeremonienmeister des Papstes, Herr Burckhardt aus Haslach bei Straßburg, an seinem Schreibtisch und holt die Blätter seines Tagebuchs hervor. Er lehnt sein Pedantenhaupt in die linke Hand und schreibt mit harten Buchstaben das Ereignis des Tages trocken wie ein echter Chronikschreiber ins Heft. Und der Mörder? Er stockt. Er will weiterschreiben, lächelt, pfeift in seinen gebogenen Daumen hinein — hm — er kennt den Mörder — aber das Papier bleibt weiß.

Lukrezia Borgia sprang in der Torhalle ihres Palastes vom Maultier, warf die Zügel dem Stallknecht zu und reichte Serafino d'Aquila, der neben einer Säule stand, mit hellen Blicken die Hand. „Messer Serafino — Ihr habt trübe Augen, was führt Euch zu mir? Kommt, kommt, ich bin gleich für Euch zu sprechen."

Serafinos Augen verschlangen das liebliche Bild der Herzogin, die in einem eng anliegenden Reitgewand von dunkelgrüner Seide stak. Sie trug ein gebauschtes Barett, unter dem das goldne Haar, von Sonnenfunken durchblitzt, in wunderbaren Locken hervorquoll.

Hinter ihr schritt eine Hofdame.

Lukrezia winkte Serafino auf der Treppe zu sich. „Wir waren auf dem Monte Pincio. Wir müssen da einmal zusammen hinauf, um dort unter Pinien Petrarcas Sonette zu lesen."

Da kam ihr getreuer Sekretär Piccinio die Treppe herab.

„Hoheit, es ist eine Anfrage vom Papst da, ob der Herzog von Gandia nicht hier sei."

„Er kommt um diese Stunde nie in meinen Palast, das weiß man doch", sagte Lukrezia mißgestimmt und ließ Piccinio stehen.

Sie waren oben angekommen. Lukrezia ließ den Dichter im Zimmer warten und entschwand in einem Nebenzimmer.

Serafino blickte ihr nach. Er verglich sie mit der lieblichen Nymphe Amaryllis des Virgil.

Einige Augenblicke darauf trat sie wieder ins Zimmer. „Ihr bringt mir schon die Kanzone der Venusverehrung?" fragte sie mit heißem Auge.

Serafino erschrak. „Hoheit, Ihr habt mir Zeit gelassen —"

„Bis die Göttin Euch in ihren Bann zwingt, ja." Sie nahm eine Laute aus einem kostbaren Schrank. „Dann will ich Euch durch diese kleine Gabe aneifern, die Huld der Göttin zu erflehen. Es ist die Laute, die mir einst ein Mönch von Monte Cassino verehrt hatte, als ich noch ein zehnjähriges Mädchen war. Ich lag schwerkrank, und der Papst rief den heilkundigen Mann an mein Bett. Es war ein würdiger Greis. Neben seinem Balsam war es der Ton seiner Laute, der mich gesund machte."

„Edle Hoheit —" Serafino war über und über rot geworden. Sein Blick war voll kindlicher Freude auf das schöne Instrument gerichtet, das auf dem alten, tiefbraun verfärbten Holz fünf Saiten trug, die auf große eiserne Wirbel gespannt waren. Um den Hals hing ein großes, neues, feuerrotes Seidenband, in welches ein goldnes L gestickt war. Unwillkürlich hatten seine Finger leise mit den Saiten gespielt. Mit dunklem Wohllaut lösten sich ein paar schwere Akkorde los, die langsam verrauschten.

„Mein Bruder Cesare sagte mir, daß Ihr einen Orpheus auf dem Herzen habt. Er warnte Euch, daraus einen Morgante zu machen." Sie drohte ihm leise mit dem Finger.

„Schöne Romanzen sind wunderbare Heilmittel für schmerzerfüllte Gemüter. Die Gefühle werden bewegter, erhabener, wenn vor unsern Augen Helden kühn denken und handeln, wenn Liebende Hindernisse überwinden und uns zu Vorbildern werden, im Leben dasselbe zu tun."

Der Wohllaut seiner Stimme schmeichelte sich in Lukrezias Herz. „So schön sah ich der Dichtung noch nie auf den Grund."

Serafinos Mut entzündete sich an ihrer kindlichen Freude. „Und dennoch", sagte er, „die Romanzen eines Bojado und Pulci bleiben in der Abenteurerlust stecken. Sie raffen mit allzu schnellem Griff die Rosen in den wilden Gärten zusammen und flechten sie zum gefälligen Kranz. Eine Farbenwelt sonder-

gleichen schaffen sie uns, geben uns Helden und Schwächlinge, Kuhnheit und Feigheit, Feste und Traurigkeit, alles umspannen sie mit der Kraft ihrer Dichtung. Aber ist es nicht merkwürdig, daß sie ihre Gestalten Masken nennen? Es fehlt ihnen die Träne, weil Masken keine Träne weinen können. Warum reißt uns dagegen Lorenzo de' Medici mit seinen ‚Salve d'amore' mit, wenn er sich das Herz nach der Geliebten ausschluchzt? Er liebt wahrhaftig in dem Augenblick, und seine Dichtung ist der Spiegel seines Innern."

„Er ist bei Petrarca in die Lehre gegangen", sagte Lukrezia mit tiefer Andacht.

„Glaubt Ihr wirklich, Hoheit, daß Petrarca der Mann nach Eurem Herzen wäre?" Serafino lächelte fein. „Petrarca dichtete nicht aus seiner Liebe zu Laura heraus, sondern er liebte Laura, um zu dichten."

Lukrezia empfand das Wort wie einen Stachel. „Das wäre eine Unwürdigkeit."

„Nur für den ersten Augenblick. Petrarca trug seine Leidenschaft zur selben Stunde, da er Laura in den Himmel hob, in den Schoß einer andern Frau."

„Das wird immer schöner", empörte sich das unschuldige Frauenherz Lukrezias.

„Laura wurde ihm wahrhaftig zur Egeria", sagte Serafino lächelnd.

„Es ist also ein Mißklang in seinem Leben."

„Und nicht der einzige. Ein Mann, der Brutus verehrt und zu gleicher Zeit einen fremden Herrscher ruft, Italien zu befreien, ein Mann, der die Colonna liebt und zu gleicher Zeit verrät, ein Mann, der List und Gewalt nicht scheut, um seine persönlichen Vorteile zu sichern, muß auf einer andern Seite Liebenswertes besitzen, um in den Herzen der Menschen weiterzuleben als ein großer Mann. Er besaß die Kunst wunderbarer Gedankenformung. Und ist es nicht auch eine Kunst, ein Idol so ins Herz der Menschheit zu zaubern, daß sie ein Erdenweib dahinter wittert und vor der vermeintlichen Leidenschaftlichkeit einer Dichterliebe in ehrfürchtigen Schauern erbebt? Zürnt ihm deshalb nicht."

„Es schmerzt aber tief", bekannte Lukrezia ihr Herzeleid und ihre Enttäuschung.

Dann raffte sie sich zu frohen Gedanken auf. „Nun bin ich doppelt gespannt, Euern Orpheus kennenzulernen."

Serafino senkte das Haupt. „Nein, Hoheit — ich werde meinen Orpheus nicht weiterdichten. Denn nur ein — Liebender könnte des Mannes Liebe nachempfinden, der seiner Gattin bis zu den Schatten des Acheron folgte."

„Ach so — ich verstehe", sagte die Herzogin, und ihre Lider

schlossen sich fest über den dunkelblauen Sternen. „Euer Herz ist noch ungebunden —"

Er gab die Antwort in tiefem Schweigen.

„Wie glücklich Ihr seid. Ihr werdet nicht in Gefahr kommen, eine Eurydike zu beweinen. Und sagt man nicht, daß die Sehnsucht nach Liebe leichter zum Dichten treibe als die Liebe selbst?"

„Sicherlich. Aber das alles —" Er stockte verlegen. „Ich meine, wir liegen alle in der holden Göttin Hand, die schließlich einem gefälligen Paris die Helena gab."

„Und das alles hättet Ihr mir nicht nach der Siesta auch sagen können? Oder ist die Freiheit Eures Herzens ein so wichtiges Ding, daß Ihr davon der Herzogin von Pesaro augenblicklich Meldung bringen müßt?"

Serafino fühlte trotz des Lächelns den leisen spöttischen Unterton mitschwingen. „Verzeiht, Hoheit", sagte er kleinlaut, „ich habe jetzt den Mut verloren, Euch mein Herz in einer Sache zu öffnen, die nicht alltäglich ist."

„Soll Euch meine Sprache den Mut genommen haben?" fragte Lukrezia verwundert.

Er raffte sich auf. „Mein Bruder schmachtet im Gefängnis."

Die Herzogin fuhr empor. „Ein Bruder — von Euch?"

„Er wurde gestern in die Engelsburg abgeführt."

„Auf wessen Befehl?"

„Auf den Befehl des Kardinals von Valencia. Wenn ich der Kardinal gewesen wäre, ich hätte nicht viel anders handeln können." Serafino schilderte ihr das Schicksal von Bruder und Schwester.

Die Herzogin erinnerte sich der flüchtigen Bekanntschaft dieser beiden wunderlichen Heiligen, als sie mit Cesare am Pantheon vorbeigeritten war. Nun fielen ihr die schönen, sonnverbrannten Züge des Mädchens ein, das damals auf den Steinen gelegen hatte. „Euer gutes Schifflein hat ein böser Wind auf schöner Fahrt verschlagen. Trennt Euch wirklich soviel von Bruder und Schwester?"

„Ich teile die wahnwitzige Gottesverehrung beider nicht, aber Blutbande knüpfen mich an sie, und welcher empfindungsreiche Mensch könnte dies Gesetz einer weisen Natur durchbrechen und lieblos zusehen, wie zwei Menschen seines Blutes verblendet in ihr Verderben stürzen? Und darum, hohe Frau, helfet durch Eure Fürsprache, daß mein Bruder frei werde."

Die Herzogin ging zum Fenster und sah hinaus auf den hellen Platz, als wollte sie sich aus dem Sonnenlicht den Mut zu einer ebenso freimütigen Rede holen, wie sie sie eben vernommen. „Es tut mir leid, Messer Serafino", sagte sie beklommnen Herzens, „Euch nichts versprechen zu können, denn

Ihr könntet Euch leicht einbilden, ich hätte zu wenig für Euch versucht."

„Hoheit —" Gekränkt sah der Dichter zur Herrin auf.

„Lukrezia ist nur eine sehr kleine Herzogin, die jetzt weder einen Herzog noch ein Herzogtum hat, wohin sich zur Not Euer Bruder flüchten könnte, wenn er frei wird. Gar leicht schöpfte Cesare Verdacht, daß —" sie hielt plötzlich verwirrt inne. „Nein, nein, nein — das wäre so furchtbar gefährlich — oh, Ihr kennt Cesare Borgia noch nicht."

„Ich — kenne ihn — nicht, edle Frau, aber — ich glaubte Milde, Sanftmut und Erbarmen, drei schöne Christentugenden dieses edlen Frauenherzens zu kennen, und darum —"

In diesem Augenblick huschte Donna Lukrezia zur Tür und horchte. Dann sagte sie: „Ich will den günstigsten Zeitpunkt abwarten, den Kardinal zu sprechen. Saget ihm nichts, daß Ihr einen Bruder in der Engelsburg habt."

„Hoheit — wie soll ich danken —?" Serafino küßte in tiefer Rührung den Brokatsaum ihres Gewandes.

„Ihr müßt noch meine Sammlung von Handschriften sehen, meine eignen Sonetten lesen, die ich in italienischer, spanischer und französischer Sprache geschrieben — oh, Ihr macht strenge Augen, und Ihr habt ein Recht dazu. Ihr müßt auch meine Zeichnungen sehen, die Pinturicchio wohlgefällig gefunden hat. Ihr kennt Pinturicchio nicht? Ihr müßt ihn kennenlernen, den schweigsamen, verliebten, alten Knaben. Er ist häßlich wie ein Heupferd und gutmütig wie ein Schäflein von Santa Agnese." Sie lauschte wieder nach der Tür hinüber. „Ihr müßt wissen, jeder meiner Seufzer wird bewacht — Ihr müßt mich auf den Monte Pincio begleiten, Messer Serafino. Die Pinien haben weniger Ohren als diese Wände, das Wort verhallt in den Lüften, und wir brauchen nur einen Tag auszusuchen, wo der Wind nicht gegen den Vatikan schlägt." Sie blickte zum Fenster hinaus und erschrak. „Reiter ziehen durch den Borgo? Was wollen diese Wachen um meinen Palast?"

Da trat auch schon der Sekretär Piccinino ein. „Mit Verlaub, Hoheit, es gehen seltsame Gerüchte um. Der Herzog von Gandia soll verschwunden sein, und man vermutet ein Verbrechen —"

„Der Herzog?!" fuhr Lukrezia mit einem leisen Schrei in die Höhe. „Laßt die Sänfte bringen — ich will nach dem Vatikan."

Piccinino biß die Lippen aufeinander. „Es ist ein Kordon um den Palast gespannt. Auf Befehl Seiner Heiligkeit darf niemand den Palast verlassen."

„Ich verstehe nicht", sagte Lukrezia erbleichend.

„Ich glaube dennoch zu verstehen", sagte der Sekretär, „der allerheiligste Vater schöpft Verdacht, daß der Herzog von Pe-

saro bei dem Verschwinden des Herzogs von Gandia seine Hände im Spiel hat —"

„Ist man im Fieber?!" Lukrezia sprang empört auf. „Mein Gemahl? Das wagt man einer Herzogin zu bieten? Sagt, Piccinino, was ist geschehen mit dem Herzog?"

Der Sekretär erzählte, was man allgemein wußte. Donna Lukrezia war bleich geworden.

Plötzlich fuhr sie auf. „Giovanni Sforza war doch meinem Bruder nie feindlich gesinnt."

Der Sekretär zuckte die Achseln. „Es ist aber sicher, daß er ein Sforza ist und — Verzeihung, Hoheit — aber eine Hand wäscht die andere. Der Kardinal Ascanio, der alle Ursache hat, dem Herzog von Gandia zu grollen, mag sich vielleicht nach einem Henker umgesehen haben, der ebenfalls alle Ursache hat, sein Handwerk mit Liebe zu betreiben."

„Wieso? Sprecht ungescheut vor Messer Serafino."

„Seine Hoheit, der Herzog von Pesaro, will nicht in die Ehescheidung einwilligen. Man vermutet also, daß er aus Rache —"

„Aber das ist ja alles Wahnwitz." Lukrezia preßte die kleine Hand an die Schläfen. „Ach, ich muß Euch bitten, Messer Serafino, mit einem Zimmer meines Palastes vorlieb zu nehmen, bis man Euch die Freiheit geben wird, die Straße wieder zu betreten, die sonst jedem Bettler offensteht. Piccinio, sorgt für ein treffliches Mahl für Messer Serafino, er speist bei uns."

Der Sekretär entfernte sich. Serafino trat bewegten Herzens heran.

„Hoheit, es tut mir leid, Euch in Bestürzung zu sehen. Noch kann alles ein Irrtum sein."

„Nur mein Unglück ist kein Irrtum." Sie starrte in die Tropfen, die eben von der Decke herab in das Marmorbecken zu sprühen begannen und das Rosenwasser zum Wellenschlag brachten. Es plätscherte leise wie eine Waldquelle.

Serafino näherte sich seiner Herrin. „Hohe Frau, wehrt Euch gegen den Gedanken, unglücklich zu sein. Die Natur hat Euch alles gegeben, was Menschen beglücken kann. Und das Volk hat Euch im Gedächtnis als eine hehre Frau, der das Lächeln als ein Geschenk Gottes in die Wiege gegeben ward —"

Ein strenger Blick ihrer schönen Augen ließ ihn verstummen. „O dieses Volk!" sagte sie mit krampfhaftem Stolz. „Es sieht meine Kavalkaden, meine Spiele, meine pomphaften Aufzüge, meine Fahrten in die Berge, meine mühsamen Späße, meine Tänze, aber dieses Volk sieht nicht, wie meine Atemzüge bewacht, meine Gedanken beschnüffelt, meine Gemütsregungen vorgeschrieben werden von den Peinigern, die mit ihrem Willen den Draht mitten durch meine Seele ziehen. Es geschieht ja alles zum Wohl der kleinen Herzogin Lukrezia." Die Bitterkeit

des Herzens gab ihrem edel geschnittnen Gesicht eine wunderbare, stolze Herbheit, die eine ganz andre Lukrezia aus ihr machte.

Der Dichter wollte ihr Mut machen und raffte sich zu einem kühnen Wort auf. „Hoheit", sagte er leise, „ich zweifle nicht, daß Ihr Lebensstärke finden werdet, wenn — Ihr wissen werdet, daß Ihr einen festen Rückhalt habt — an dem Herzen eines treuen Gemahls, der Euch liebt."

Es war Serafino, als bräche plötzlich ein Lavastrom aus seinem Mark und schlänge sich brodelnd um sein Herz, es völlig mit seiner Glut versengend. Er sah empor — die völlig erblaßte Herzogin stand vor ihm und sah ihn mit dem Ausdruck unsäglicher Traurigkeit an.

Da stammelte er, indem er den Saum ihres Gewandes an die Lippen preßte: „Erlauchte Herzogin — wollt mir erlauben, daß ich auf mein Zimmer gehe — Euer Gefangner zu sein —"

Lukrezia versuchte ihre helle Heiterkeit wiederzugewinnen. „Es war nur ein Augenblick der Mutlosigkeit, in dem Ihr meine Seele ertapptet. Aber nun höre ich wieder fröhliche Lieder um mich singen, die Blüten duften, die ganze Pracht des Borgiahofes wird mir zum schönsten Gedicht, Feste rauschen an meinem Auge vorbei, Tänze umwirbeln mich — und ich tanze mitten im Höllenreigen —" Sie schüttelte ihren Leib wie im Grauen. „Messer Serafino, Ihr könnt dessen gewiß sein, auch wenn mein Bruder, der Herzog von Gandia, für immer verschwunden ist, so wird sich das Geschlecht der Borgia damit in gefälliger Weise abzufinden wissen, denn wir alle sind seelen- und herzlos, von Seiner Heiligkeit abwärts bis —" Sie blickte mit Entsetzen nach den Wänden, nach den Augen der Bilder, ob nicht Dolche von ihnen ausgingen. Dann wankte sie zum Tischchen und brach in dem rotseidnen Geflimmer eines Stuhles zusammen.

Serafino war bestürzt herangeeilt.

Da tönten Kommandorufe draußen auf dem Platz. Serafino eilte zum Fenster. „Gott sei Dank, Hoheit, die Wachen scheinen abzuziehen —"

Die Herzogin kam zu sich. Aber ihr Antlitz blieb verschattet. „Ob so oder so", sagte sie mit fatalistischer Müdigkeit, „ich bitte Euch, bringt nach dem Mahl meinen Geist in attische Gefilde. Ich möchte die römischen Wolken vertrieben haben, die Luft drückt hier, mir graut vor dieser Luft wie dem Schiffer vor der Wetterwolke."

Die Seide rauschte an Serafino vorbei. Blicke, hinter denen Geheimnisse zu lodern schienen, trafen ihn. Und er dankte insgeheim den Göttern, daß sie weise die Zukunft mit undurchdringlichen Schleiern verhüllt hatten.

Im halbverdunkelten Zimmer Cesare Borgias herrschte Grabesstille. Es war spätnachmittags. Der Sekretär Agapito saß allein bei dem schwarzen Ebenholztisch und studierte angestrengt in den Anklageschriften, die ihm sein Herr zur Durchsicht gegeben.

Die Gemächer Cesares lagen im zweiten Stockwerk über den Zimmern des Papstes. Wo jetzt die verruchtesten Gedanken eines neronisch gearteten, mit großer Verstandeskraft begabten Menschenhirns ihre Orgien feierten, schüttete wenige Jahre darauf die Kunst des größten Malergenies ein Füllhorn von Ewigkeitswerten aus, die die Erinnerung an die Entartung eines Menschenherzens aus diesen Räumen verbannten. Über den Titanenwahn eines Cesare Borgia siegte der schönheitgeweihte Geist eines Raffael, der zugleich für den Triumph der Menschlichkeit über die Nichtswürdigkeit zeugte. Der Lenker der Dinge schuf damals eine Zeit, die neben einem Borgiageschlecht einem Bramante zur Vollendung verhalf und einen Michelangelo groß werden ließ. Taten und Untaten wurden ins Höchste gesteigert, jene von ethischen Trieben, diese von dämonischen Mächten gefördert; Gebilde, vom Ruhmesglanz höchsten Menschengeistes umwoben, Mißgestalten, vom Pesthauch der Hölle umschauert; eine Kunst, hinaufgeadelt bis ins Göttliche, eine Seelenverderbnis, vollendet bis ins Teuflische; alles Tugendhafte zur Größe erhoben, alles Böse zum Monstrum verzerrt. Ringende Kräfte, Christentum und Heidentum, Kunst und Verelendung der Seele, Wissenschaft und Aberglaube, Persönlichkeitspflege und sklavische Massenknechtung, Schönheitsdrang und Freudeentsagung — eine Gärung der Menschheit, die zur geistigen und sittlichen Reife drängte. —

Agapito horchte auf. Er vernahm die Schritte des Kardinals. Sorgfältig glättete er die Papiere und verbeugte sich dann tief, als Cesare ins Zimmer trat, einen schwarzen Mantel um die Schulter geworfen, unter dem das weiße Reiterwams mit der goldnen Schlangenagraffe hervorschimmerte.

„Ihr habt die Papiere gelesen?" fragte Cesare ruhig.

Agapito nickte. „Es ist unverantwortlich! Der Bischof von Cosenza —"

„Ja, ja. Bartolomeo Florido, Geheimschreiber des Papstes! So sehen die Leute aus, auf die sich der allerheiligste Vater verlassen soll. Fälscht die Dispense und stellt ungebührliche aus, um die Gelder einzustecken. Wir werden ihm das Handwerk legen." Er nahm ein zweites Heft vom Tisch und blätterte darin. „Das zweite Exemplar eines Schurken."

„Ich habe die Anklage noch nicht gelesen", sagte Agapito sich entschuldigend.

„Sie betrifft den weißköpfigen Hausmeister des Papstes

Pedro de Aranda. Er wagt es, die Geschichte der Maranen, der getauften Juden und Mauren zu schreiben, und steht im Verdacht, selbst Marane zu sein. Für mich war es schon lange ausgemacht, daß der greise Fuchs mit seinem alten maurischen Glauben liebäugelt und nur die Gelegenheit abwartet, mit seinem Anhang vom katholischen Glauben abzufallen. Hat man die Mauren in Rom überwacht, wie es Seine Heiligkeit befahl? Wie kommt es, daß sie aus ihrem Bezirk außerhalb Roms beim Grabmal der Metella, wo man sie angesiedelt hat, nach Rom huschen?"

„Man hat sie überwacht und hat auch kundgetan, daß jede Römerin, die sich mit einem Maranen einläßt, von Haus und Heim vertrieben wird."

„Wie konnte es dann geschehen, daß in der Wohnung des Aranda des Nachts geheime Zusammenkünfte der Mauren stattfanden?" fragte Cesare mit ruhiger Strenge.

Agapito zuckte die Achseln. „Die Männer schleichen sich in Frauenkleidern ins Haus des Bischofs, meist als zerlumpte Bettlerinnen. Dort empfangen sie religiöse Tröstungen und geldliche Unterstützungen."

„Und geben auch Depots in seine Verwahrung. Man hat mehr als zehntausend Dukaten bei Aranda gefunden. Wir werden die Gelder brauchen können." Er warf die Akten beiseite. „Weiß man noch immer nichts von dem Schicksal des Herzogs von Gandia?"

„Die Leute arbeiten fieberhaft. Das Maultier des Herzogs wurde hinter der Porta del Popolo mit zerfetztem Steigbügel grasend gefunden. Das ist alles."

„Seine Heiligkeit ist untröstlich, mein Herz ist betrübt, aber ich hoffe auf Gottes gnädige Vorsehung. Der Palast der Herzogin von Pesaro ist bewacht?"

„Die Wachen wurden zurückgezogen, da Giovanni Sforza nicht in dem Palast ist."

„Es war niemand sonst im Palast?"

„Nur Messer Serafino d'Aquila, der bei der erlauchten Herzogin speiste."

Cesare horchte überrascht auf. Dann sagte er nur kurz: „Sonderbar." Und fragte weiter: „Der Palast des Kardinals Ascanio ist bewacht?"

„Vollkommen."

„Ruft mir Michelotto. Ja — habt Ihr diesen verrückten Augustiner —"

„Er sitzt im Turm der Engelsburg bei strenger Ration."

„Gut. Michelotto!"

Agapito nahm die Schriften und hastete in ein Nebengemach.

Cesare wühlte in Büchern, die seinen Schreibtisch bedeckten.

Als er Collenuccios Geschichte von Neapel in die Hand bekam, schlug er eine Seite auf und las nachdenklich einige Minuten darin. Es sind alles Stümper gewesen, murmelte er mit einer leisen Verachtung um die Mundwinkel. Man muß schon auf die römischen Cäsaren zurückgreifen, um außerordentliche Menschen zu begrüßen und ihnen zu sagen, daß man ihre Grausamkeit verstand. Heliogabalus. Mit dem ließe sich reden.

Seine Gedankengänge unterbrach ein weiches Klopfen. Dann trat Michelotto herein, der junge Leutnant mit dem verschlagnen Gesicht, der schräggeknöpften karmesinroten Kriegerjacke und den Reiterstiefeln, deren Schäfte bis zu den Knien reichten.

Cesares Gemüt wurde fröhlicher, als er den Leutnant erblickte. „Hast du Maske und Graubart?"

„Es ist alles im Badezimmer."

„Hör an. Du kennst das Kloster San Onofrio auf dem Gianicolo."

„Ja, Eure Exzellenz!"

„Dort, wo ein kleiner Zypressenhain sich an den Weinberg anschließt, in der Richtung nach San Spirito, liegt eine Erdhöhle. Hier haust eine Klausnerin. Zwei Mönche von San Onofrio wachen bei ihr. Es liegt mir viel daran, daß diese Nonne noch heute in meinen Palast im Ponte geschafft wird. Die Zelle der ‚heiligen Agnes' dort kennst du?"

„Es ist die mit den violetten Vorhängen?"

„Ganz richtig. Schmücke Bild und Betschemel mit den allerschönsten Rosen. Donna Anna soll alles aufs beste für das schöne Kind herrichten. Ich will, daß die Nonne sanft behandelt wird, auch wenn sie sich wehrt. Nehmt die besten Reiter mit, drei bis sechs —"

„Wir nehmen sechs."

„Die Mönche schaffst du mit Gewalt fort. Ja, noch eins: Im Palast findest du im gewissen Schrank die lange seidenschimmernde Decke mit dem blauen Rand. Die legst du auf das Ruhelager. Du schärfst der Nonne ein, daß sie in den treuesten Händen ist und daß die Entführung zu ihrer eigenen Sicherheit geschehe, denn es stelle ihr ein mächtiger Herr nach, der sie verderben wolle." Er griff in eine Truhe und zog einen Geldbeutel hervor; dann suchte er eine reichziselierte Reiterpistole aus einem Kasten heraus und reichte beides dem Leutnant. „Es ist der Vorlohn. Den Rest verdiene dir durch Geschicklichkeit."

Michelotto machte den Beutel platt und versteckte ihn unter dem Wams. Die Pistole betrachtete er mit glänzenden Augen. „Eure Herrlichkeit — wie soll ich danken?"

„Geh an deine Arbeit, damit dankst du mir am besten."

Es wurde still im dämmrigen Zimmer.

Cesare klingelte. Agapito erschien. „Das Verzeichnis der Kardinäle“, befahl sein Herr. Der Sekretär kramte aus dem Schrank eine Rolle hervor und entfaltete sie.

Cesare durchflog die Namen. „Ferrari hat wieder geerbt?“

„Er wird jetzt neben Ascanio und Riario der reichste Kardinal sein, wenn man Castelli nicht rechnet.“

„Hm —“ Der Kardinal spielte mit dem Gedanken, den reichen Castelli als Ersatzmann für den Fälscher Florido vorzuschlagen.

„Es ist Zeit zum Bade“, meldete jetzt der eintretende Hausmeister des Kardinals, der alte steifrückige Jakobus, der schon an die zwanzig Jahre im Dienste der Borgia stand.

„Habt Ihr die Milch der jüngsten Eselinnen genommen und mit Wacholder vermengt?“

„Und Akazienblüten“, betonte Jakobus.

Cesare sprang von seinem Rittlingssitz auf und begab sich, von Jakobus begleitet, in das Badezimmer, wo er in eine silberne Wanne stieg, in welcher die heiße Milch der Eselinnen, mit den Kräutern verwürzt, dampfte. An den Wänden hingen die Bilder der Donna Fiammetta und einer jungen Albanerin, deren Namen niemand kannte. Sie waren beide in arkadischer Gliederfreiheit abgebildet und in künstlerischer Ungezwungenheit, das sanfte Lächeln der Liebesgöttin auf den Lippen, auf weichen Fellen hingestreckt. Ein Riesenspiegel fing Cesares straffgespannte Gestalt auf. Das milchige, weiche Wasser dampfte an seinen Gliedern hinauf. Dann füllte er eigenhändig eine kleine, goldne Kugel mit einer scharf riechenden Essenz und steckte sie zu sich. Es war fünf Uhr, als er das Essen nahm. Denn er war gewohnt, die Nacht zum Tag zu machen. Er legte sich erst um das Morgengrauen zu Bett und stand um die zwölfte Stunde auf.

Nach dem Turteltaubenmahl ging er in die Sixtinische Kapelle, die unter seinen Gemächern lag. Er liebte es, dort sein verwildertes Gemüt ein wenig oberflächlich in Ordnung zu bringen.

Als es dunkel wurde, legte er eine olivengrüne Maske an und ging allein durch die Straßen Roms, um die Stimmung zu sondieren.

Der Papst lag in Schauern. Es war spät abends. Der Herzog war nicht gefunden worden. Alexander ließ den Lohn der Fischer verdoppeln.

Alexander umarmte Cesare und Jofré mit Herzzittern und Inbrunst. „Das Schicksal kann es nicht wollen!“ stöhnte er. „Wie sollte mir Gott solche Strafe senden wollen? Und wofür? Betet, meine Kinder, betet. Laßt alle Kirchen über Nacht offen

und schickt die Brüderschaften zu den Altären. Ja, ich habe gesündigt. Aber der Herr will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er lebe. Aber wie soll ich fortan leben? Wenn man sich an meinen Kindern vergreift, wird man auch vor meiner geheiligten Person nicht haltmachen. Wenn ich durch Rom ziehe, begleitet mich ein Wald von Lanzen. Das ist die Freiheit des Papstes."

Der Kardinal streckte sich aus seiner Dumpfheit auf. „Jofré wird heute die Güte haben, bei Euch zu wachen, allerheiligster Vater. Ich erwarte geheime Boten, die mir Nachrichten über den Kardinal della Rovere, unsern Feind, bringen sollen. Man sagt, er habe die Absicht, wiederzukehren. Und Ihr werdet Euch doch versöhnen mit ihm wie mit Ascanio."

„Nimmermehr!" eiferte der Heilige Vater.

Cesare klopfte dem jungen Jofré auf die Schulter. „Studiere ein wenig im Papageiensaal die Fresken, ich habe mit dem allerheiligsten Vater wichtige Dinge zu besprechen."

„Soll ich noch immer wie ein unmündiger Knabe draußen stehen, während hier Staatsgeschäfte besprochen werden?" brauste Jofré auf.

Cesare klopfte ihm zärtlich die Wange. „Bursche, du bist sechzehn."

Jofré verneigte sich demütig vor dem Heiligen Vater und ging, grimmige Blicke auf Cesare werfend, hinaus.

Der Kardinal ließ sich in einen violetten Seidenstuhl fallen. „Um auf den Kardinal Giuliano della Rovere zu kommen, Ihr wißt noch nicht, allerheiligster Vater, welchen Feind Ihr in ihm habt."

Dem Papst fuhr der Name wieder in die Glieder, daß er sich krümmte. „Ich soll nicht wissen, daß er sich von mir in seiner Burg Ostia vor fünf Jahren belagern ließ, daß er die Colonna und den Virginius Orsini gegen mich hetzte, daß er, kaum daß ich ihm zur Versöhnung die Hand gereicht, aufs neue gegen mich loszog —"

„Und daß er jetzt mit Hilfe der Franzosen alles tun wird, um Euch abzusetzen. Die Colonna, Savelli, Sforza unterstützen ihn. Rovere will selbst Papst werden, den Kirchenstaat mehren, um dann die Fremdlinge aus Italien zu vertreiben. Ich rate Euch nur, allerheiligster Vater, ihm zuvorzukommen und seine Pläne zu den Eurigen zu machen."

„Ich verstehe dich nicht, Sohn." Der Papst sah Cesare mit großen Augen an.

„Tu' ich nicht alles? Nennt man mich nicht das Echo der römischen Kaiserzeit? Das alte Rom wollte von seinen Cäsaren verhätschelt und gefüttert sein. Die Kaiser gaben ihnen Getreide, Öl, Bäder, Bildersäulen, Gladiatoren, Spiele, Rennen,

Feste, Pantomimen, ja die Kaiser wurden selbst Wagenlenker und buhlten so um die Liebe des Volkes. Tu' ich es denn anders? Sorge ich nicht durch Vermehrung und Verschönerung der Bauten, daß ihre Augen ergötzt werden?"

„Das tut Ihr", sagte Cesare ruhig.

„Glänzt nicht das Gold an den Altären und Wänden der Kirchen? Dampft der Weihrauch nicht sein Narkotikum in die Sinne? Sorge ich nicht dafür, daß das Volk seine Heiligen anbetet, seine geliebten Heiligen?"

„Ihr sorgt dafür", sagte Cesare ruhig.

„Das Volk kümmert sich um keine absoluten Wahrheiten der Religion, es will nicht mit dem Verstande, sondern mit den Sinnen zu Gott kommen. Dazu sind unsre Riten da. Sind sie nicht auf das beste ausgestattet?"

„Das sind sie."

„Der Glockenklang, der Weihrauch, die goldne Hostie, die herrlichen Bildwerke? Greifen die lieben Gläubigen nicht mit den Augen das Kreuz und die Ketten Petri? Und ist nicht die Messe da, Sinn und Herz zu erregen? Sie verstehen sie nicht, es ist wahr. Sonst würden sie vielleicht doch darüber zu klügeln beginnen. Aber der Anblick der goldstrotzenden Altäre, die Majestät der Domwölbung, die heilige Schönheit und Einfalt der Bilder zwingen sie in die Knie. Was wollen diese neuen Schwärmer, die allen Augenreiz, alle Lockmittel ausgeschaltet wissen und nur Klarheit und Wahrheit wollen? Nehmen wir der Kirche ihre Geheimnistuerei, so verliert sie ihre Kraft, ihren Einfluß auf die Gemüter. Siehst du, Cesare, tu' ich nicht alles, um meine Römer bei guter Laune zu erhalten?"

„Ihr tut es", sagte Cesare ruhig.

„Drücke ich nicht beide Augen zu, wenn sie aus den Abendmählern Bacchanalien machen? Drum lache ich auch des armseligen Savonarola, der sich sein Reich auf freudeloser, asketenstarrer Entäußerung der ewigen Menschenrechte aufbauen will."

Nun dauerte Cesare der Sermon denn doch zu lange. „Das ist alles sehr richtig, aber der Fußfall vor dem plebejischen Gott wird Euch nichts nützen, wenn Ihr Euch nicht rechtzeitig zu dem wichtigsten Element bekennt, das der Stier der Borgia verkörpert, zur Stärke."

„Bin ich nicht stark? Zittern meine Feinde nicht —?"

„Ihr irrt, allerheiligster Vater. Sie sammeln sich zu neuen Schlägen. Wer mächtig ist, nütze die Macht."

„Du sagst, ich nütze die Macht nicht? Soll ich einen Jüngling davon überzeugen, soll ich ihn Einschau halten lassen in die tiefen Räder meines Staatswerkes?"

Da hatte sich Cesare erhoben. „Allerheiligster Vater", sagte er mit seiner eissplitternden Stimme, „ich weiß, daß ich ein

hehres, hohes Alter vor mir habe, dem Ehrfurcht gebührt, daß ich ein junger Mann bin und — Euer Sohn und als solcher ein Recht habe, auf die Gestaltung Eures Staatsplanes einen gewissen Einfluß auszuüben, denn sonst könnte es leicht geschehen, daß ich auf Ruinen zu bauen gezwungen bin, deren Wegschaffung mehr Kraft und Zeit erfordern könnte als die Aufführung eines neuen Staatsgebäudes."

Der Papst hielt sich mit den Händen an der Sessellehne verkrampft. „Mein Sohn — ich glaube, du bist toll geworden, du maßest dir Rechte an, die ich dir noch nicht eingeräumt habe. Der Herzog von Gandia ist der Erstgeborne, er ist noch nicht tot — auf seinen Schultern ruht die Last des Hauses, wenn ich einst —"

„Fern steht es mir, ihm das Recht streitig zu machen", sagte Cesare mit Eifer und Wärme, „aber ich bitte Euch, allerheiligster Vater, um eine genaue Begrenzung der Macht und des Rechtes."

„Was gärt in deinem Hirn, Bursche?" Des Papstes Blick bohrte sich in die Seele des Sohnes. Ein Gefühl von Furcht und Bewunderung überkam ihn.

„Allerheiligster Vater, zählt meine Würden auf, es ist keine darunter, die nicht ein mittelmäßiger Kopf mit Annehmlichkeit tragen könnte. Ein papiernes Erzbistum in Spanien und eine Kardinalswürde, ohne daß ich die Fähigkeit hätte, ihren heiligen Sinn zu achten! Habe ich Anwartschaft auf die Vergrößerung meiner Macht? Der Herzog hat das Herzogtum Benevent bekommen, die Herrschaft über Viterbo, Terracina, Pontecorvo, Tricario — die Namen verpflichten zur Stärke. Wird er dessen eingedenk sein? Ihr denkt daran, allerheiligster Vater, den Herzog von Benevent auf den neapolitanischen Thron zu bringen —"

„Wer ließ dich so weit schauen, Knabe?" schreckte der Papst vor seinem Sohn zurück.

„Mein Talent, das Erbe meines allerheiligsten Vaters", sagte Cesare mit stolzer Liebenswürdigkeit. „Was aber bleibt mir?" Und mit gehobener, beschwörender Stimme drängte er an den Greis heran: „Gebt mir die Freiheit, die Gelder Eurer Macht zu gebrauchen, und Ihr werdet sehen, wie sie, die bei Euch eingekerkert in Truhen liegen, wunderbare Zinsen tragen, um die uns die Banken der Genueser und Florentiner beneiden werden."

Der Papst wackelte mit dem Oberleib hin und her. „Cesare! Wer gibt dir den Mut, die Vermessenheit, solche wirbelnde Pläne eines jugendlichen Gehirns in Worte zu kleiden!"

„Euer Blut, das in meinen Adern rollt, gibt mir den Mut, das Vertrauen zum Erfolg gibt mir die Vermessenheit. Und darum bin ich gekommen, Eure Entscheidung einzuholen."

„Jedes Wort aus deinem Mund läßt mich mein eignes Jugendbild wie in einem Spiegel sehen", sagte der Papst, in dessen Brust die Bewunderung über die stürmenden Gedanken des flügge gewordnen Nestlings die Oberhand über den Grimm gewann. Mit beinahe schreckhafter Bestürzung gewahrte er, daß diese Ideen dem Talent eines weitblickenden, kaltherzigen Rechners entsprangen. „Nörgler! Ahnst du denn, was für Kräfte in diesem Italien gegeneinander streben? Daß unsere Kirchenpolitik mit der europäischen verquickt und in Einklang gebracht werden muß? Daß man die Tyrannen in Schach halten, die Kardinäle befriedigen und —"

„Züchtigen muß, wenn es not tut", belehrte der talentierte Sohn den ungelehrigen Vater. „Seht diesen Aranda, diesen Schurken Florido. Hinter Eurem Rücken habe ich die Untersuchung heimlich führen lassen und Ergebnisse gezeitigt, die Euch die Sinne verwirren werden." Und er berichtete dem Papst von den Vergehen der beiden Sekretäre.

Der Heilige Vater war bleich geworden. Dann griff er mit den Händen nach den Armen seines lieben Sohnes. „O du, du! Braver Verfechter meiner Ehre — das hast du —?" Er umarmte in überquellender Freude den Sohn. „Meisterlich, meisterlich! Was da an Geld hereinkommt!" Er fuhr plötzlich verlegen mit der Hand über die Stirn. Der überlaute Gedanke der Habsucht trieb ihm ein wenig Scham ins Gesicht.

Aber Cesare lächelte. „Ich gestehe, daß ich den Mut hatte, auch daran zu denken, allerheiligster Vater. Wenn Ihr nun den gerechten Mut aufbringen könntet, die zwei Verbrecher in die Engelsburg zu werfen und sie langsam ihrem Schicksal zu überlassen, so könnt Ihr meiner Bewunderung für Eure Tatkraft sicher sein."

Alexander Borgia wurde von den Gefühlen der Eitelkeit, Habsucht, Wut und Schadenfreude durcheinandergerüttelt. Seine Hände flatterten erregt über den Tisch, wo die Anklageschriften lagen, die Cesare hingeworfen. „Meine Schatztruhen sind leer und hungrig", bekannte er aufrichtig.

„Das Geld der beiden Bischöfe soll sie füllen. Erinnert Euch, daß es ein Borgia, Euer Oheim, der Papst Kalixt III., zustande gebracht hat, die Tafelaufsätze, das Silbergeschirr —"

„Die Goldbeschläge der vatikanischen Bücher zu verkaufen, um Geld in den leeren Säckel zu bekommen", ergänzte der Vater den Sohn. „Ich könnte die Kardinäle zwingen, von den Altären ihrer Titelkirchen einen bestimmten Anteil abzuführen —"

„Trefflich, allerheiligster Vater!"

„Ich erinnere mich auch, daß Innozenz, mein Vorgänger, und sein Sohn Francesco Cibò die herrliche Idee hatten, eine

Bank zu gründen, an der gegen hohe Taxen der Freispruch für Mord und Totschlag zu haben war. Und es wird in Rom ziemlich viel gemordet —" Er schreckte zusammen. Die furchtbare Gier und die Dämonie des Sohnes hatten ihn das Schicksal Juans vergessen lassen. Er fuhr angstvoll auf. „Mein armer Juan!"

„Er ist noch am Leben, glaubt mir, Vater", tröstete Cesare in die plötzliche Gebrochenheit des alten Mannes. Aber dann wirbelte er mit seinen siedenden Gedanken über das Chaos des Vaterherzens hin: „Seht, es kommt nur darauf an, Großzügigkeit und Skrupellosigkeit in die Handlungen des Talents zu bringen. Nehmt Geld in Euren Sold, allerheiligster Vater, lebendig werdendes Geld, das nur für den Augenblick verschwendet erscheint, dann aber herrliche Früchte trägt durch die Anhänglichkeit der Kreaturen, an die man es verschwendet! Hört also: die Ablaßgelder verdoppeln, Kirchensteuern einführen, Kollektengelder machen wie in Venedig, die Kardinäle zur Konkubinatssteuer zwingen — wie wird Euch, allerheiligster Vater?"

Dem Papst rieselte der Schweiß von der Stirn. „Sohn! Sohn, diese Gedanken in dem Kopf eines Menschen, dem die Welt in ihren kostbarsten Freuden erst zu lächeln beginnt! Aus diesen geplanten Taten können Untaten werden!"

Cesare tat, als überhörte er den Angstruf des Vaterherzens. „Es kommt alles darauf an, daß unsre Freunde vor uns zittern."

„Du willst sagen Feinde."

„Ich sage Freunde. Man sagt Domitian nach, daß seine Freunde unter ihm bleich und alt geworden waren, weil sie stets in Furcht vor ihm lebten. Das ist das Geheimnis großer Tyrannen, allerheiligster Vater. Sich durch Bezahlung Freundschaften erwerben, Parteien schaffen, der mächtigsten davon den Wind abgewinnen, sich mit ihr verbinden, vereint mit ihr die andern schlagen und sich dann auf die Verbündeten stürzen. Zur Weisheit muß sich Kühnheit gesellen."

„Du bist fürchterlicher als ein Mensch, Cesare!" keuchte der Papst. Aber seine Augen glänzten wie die raubgierigen Leuchten der Hyäne.

„Richtet Eure Blicke nach Neapel", sagte Cesare rasch. „Ich werde als Legat Federigo krönen und trachten, Carlotta zu bekommen, wie Ihr es wolltet. Dann wollen wir höhere Ansprüche stellen. Seid skrupellos. Besonders mit den Kardinälen!"

Jofré klopfte an der Tür.

„Was ist's?" fragte der Papst.

Der Sohn trat ein. „Giulia Farnese erkundigt sich nach dem Befinden Eurer Heiligkeit."

Eine Welt voll Lasten fiel von des Papstes Brust, die Sonne lächelte aus dunklem Wolkenflor. Er zog die Kinder an sein Herz. „Nehmt es dem alten Vater nicht übel, wenn er den Schnee seines Alters zu vergessen sucht an dem Anblick des jungen Frühlings. Behandelt Giulia Farnese mit Anstand und Achtung, wenn ich nicht mehr bin. Sie ist eine Perle. Abraham war sechsundachtzig, als ihm Hagar den Ismael gebar. Sagt, habe ich nicht auch noch das Recht auf herzliche Erquickung in den schönen Armen einer Hagar?"

Die Söhne streichelten ihm das fette Kinn und den kahlen Scheitel und gaben ihm durch Blicke zu verstehen, daß sie Achtung hatten vor der unzerstörbaren Stierkraft, die aus ihm einen liebelustigen Tausendsassa machte.

Vom parischen Marmor hoben sich schwere violette Vorhänge ab. Der Mosaikboden der schönen Kammer flimmerte unter der Lichtkraft des fünfteiligen Lüsters, der von der reichgeschnitzten Holzdecke herabhing. Ein mit einem Seebärenfell bedecktes Ruhelager stand schräg in der Mitte des Gemachs. Das Fenster war mit einem schweren Seidenvorhang bedeckt. Gegenüber hing das Bild der heiligen Agnes von einem Schüler Signorellis. Es stellte dar, wie der Sohn des römischen Statthalters vor ihrer engelhaften Erscheinung zurückschreckt, geblendet durch den seraphischen Glanz, der ihr Haupt umstrahlt. Unter dem Bilde glimmte ein Öllicht in purpurner Glasschale. Davor stand ein Betpult mit einem Standkreuz, von Rosengirlanden umschlungen, daneben ein hoher geschnitzter Stuhl vor einem massiven Tisch, auf dem wieder Rosen in einer Porphyrschale glühten. In einem Kelchglas dunkelte granatroter Wein.

Auf dem Ruhelager lag regungslos wie ein schöner Leichnam der Leib Danielas. Die braune Tunika und die schwarze Palla umhüllten wie ein Bahrtuch ihren Körper, die schwarzen Haare hingen in Wellen gelöst vom Haupt herab, die Augen des leiddurchwühlten Gesichtes waren geschlossen, es schien, als zuckte die Herzensangst in ihre Bewußtlosigkeit hinein, denn ihre Mundwinkel verzerrten sich von Zeit zu Zeit und gaben der Bildsäulenstarre das einzige Leben. Wenn ein Demantreif ihre Stirne geschmückt hätte, sie würde einer aufgebahrten Pharaonentochter geglichen haben.

Vor dem Gemach stand der dunkle Michelotto Wache. Mit den Glutaugen seiner neugierigen Jugend starrte er auf die Freibeute seines Herrn.

Das Stockwerk enthielt noch andre ähnlich ausgestattete Gemächer, über die Cesare Borgias Wille verfügte. In einem solchen Zimmer befand sich seit Wochen ein halbverhungerter

Prälat, der den Aufenthalt seiner schönen Schwester nicht verraten wollte, nach der Cesare gelüstete. Dann saß in einer schönen Zelle eine junge Römerin namens Cursetta Celli, die einen Maranen zum Freund hatte. Als der Papst darauf kam, wurden die Römerin, die aus ehrbarem Hause war, und der Marane halbnackt durch die Straßen Roms gehetzt. Dann wurde der Mann auf einem Holzstoß verbrannt. Die Römerin Cursetta wurde von den Schergen Cesares abgeholt und in seinen Palast gebracht. Es war für den fürstlichen Sünder sehr reizvoll, eine gepeitschte Sünderin mit der Gefräßigkeit eines Raubtiers allnächtlich zu überfallen. Er säte seinen wilden Hafer in die kostbar schimmernden Gemächer einer Fürstin und baute in dem schmutzigsten Winkel eines Freudenhauses dem Gott Priap Altäre. Dazwischen spielte er den feinfühligen Dichter, Sänger, Mäcenas und Diplomaten.

Im Vollgefühl dieser Siegesgewißheit betrat er auch jetzt den Raum, in dem seine Gewalt schon die ersten Triumphe gefeiert hatte. In byzantinischer Kaiserkleidung, ein schiefergraues, von Brokatgold durchwirktes Wams, tropfend von Juwelen, um den herrlich gespannten Leib geschmiegt, das Beinkleid in der Doppelfarbe Gelb und Rot, in purpurnen, bis zu den Schenkeln reichenden weichen Reiterstiefeln, einen dunkelblauen Mantel mit den gestickten Drachenköpfen am Saum um die Schulter geworfen — so sah er einem aufgeputzten Komödianten des römischen Kaiserreichs nicht unähnlich, der mit seiner Eitelkeit vor einem eitlen Volke Triumphe zu feiern gewohnt war.

Der Geruch der Kerzen und Rosen, die strahlende Reinheit des Bildes der heiligen Agnes, die Nachtstille, der merkwürdige, das Licht dämpfende Farbenton der violetten Teppiche und die hilflose Schönheit auf dem Ruhelager erzeugte in seiner Brust jene Mischung von Gefühlen, die ihm Bedingung für ein verfeinertes Schlürfen der Sinne war.

Da lag der unversehrte Leib in der dunklen Hülle vor ihm, durchzittert von einem bangen Traum, der im Muskelspiel des scharfgeschnittnen Gesichtes zuckte. Cesare ließ die Erinnerung an den Frühlingsmorgen, da er diesen Leib frevelhaft genossen, durch seinen Sinn gehen. Die Kluft der Majella mit dem Jagdhaus, der Sonnenschein vor der Tür, die Dämmerung des Zimmers, das erhitzte schöne Mädchen, das Wehren und Sträuben — ei, nun war er gekommen, um zu zeigen, daß er auch zärtlich sein konnte, daß er Blumen sinnvoll zu genießen und mit schöner Empfindsamkeit zu behandeln verstand.

Er hatte sie gleich erkannt, als er heute früh in der Tracht eines einfachen Soldaten auf dem Gianicolo vor ihrem Gitter

gekniet hatte, die Maske vor dem Antlitz. Und er hatte beschlossen, sich wahrhaftig in sie zu verlieben.

Er ergriff leise, als wäre sie zerbrechliches Glas, ihre Hand und fühlte den Pulsschlag. Matt klopfte das Leben in ihr. Es bahnte sich wohl erst mühsam den Weg zur Herrschaft. Junge Nonne du, sann er in das totenhafte Bild, deine selbstgewählten Passionswochen haben harte Zeichen in deine Schönheit gefurcht. Wer hat dir das Büßergewand umgelegt, wer dich die Büßergebärde, die deiner sonnigen Blumenhaftigkeit in der Majella hohnspricht, gelehrt?

Leise zog er die Palla vom Leib, dann die Tunika — deutlich spürten seine Hände das Wogen der wundervoll geformten Brüste —

Da wurde das Opfer unruhig. Cesare hielt Daniela die Kugel mit der Essenz unter die sanft gehenden Nasenflügel. Die Atemzüge wurden milder, bald legte sich wieder tiefe Bewußtlosigkeit über die Sinne.

Da löste er langsam die Hemdspange.

Wie Sturmbrausen in Eichenwipfeln ging es durch sein Blut. Seine Glieder strafften sich, seine Nerven zitterten, in den Augen entzündeten sich gefährliche Gluten, ein brünstiger Atem hob und senkte seine Brust, alle Fibern des Raubtierleibes waren gespannt, und es war, als müßten im nächsten Augenblick alle Muskeln losschnellen und die Beute unter ihrem Druck ersticken.

Aber dann gewann sein zäher, ewig über die Sinne siegender Verstand die Oberhand. Er wollte nicht eine Wiederholung des Abenteuers in der Majella. Sein Glutblick erstarb. Ganz sachte, wie ein andächtiger Künstler, als wäre ihm jeder Gedanke der Unreinheit fern, drückte er einen Kuß auf ihre Stirn.

Der Leib lag in strahlender Schönheit vor ihm. Die Askese war noch zu kurz gewesen, um ihre Zerstörung auch schon in diesen gesunden Körper zu schleudern. Wohl trug das Gesicht ihre Schreckensspuren, aber ihre von Jugend gespannten Glieder hatten noch ihre Schwellung bewahrt, kraftvoll rundete sich das Fleisch um die Schultergelenke, legte sich in weichen Polstern um die Hüften und gab den herrlichen Beinen den Charakter edler Säulen, die den wunderbaren Tempel des Rumpfes trugen.

Cesare streute einzelne Rosenblätter langsam auf ihre Haut. Dann nahm er Blatt für Blatt, den Reiz der Berührung auskostend, wieder weg. Und jetzt goß er einen Tropfen des granatdunklen Weines auf ihre Schönheit und netzte die Stellen, wo sie hinfielen, mit den Lippen. Ihre gelösten Haare wand er um seine Hand und ließ prallgelbe Rosenblätter darunter durchschimmern, dann kämmte er mit den Fingern die schwe-

ren Flechten durch und hüllte ihr Gesicht damit ein, so daß ihr Leib gleichsam ohne Haupt vor ihm zu liegen schien.

Und nun nahm er aus dem geschnitzten Schrank einen weißschimmernden Chiton, auf dessen Saum blaßblaue Farren gestickt waren, und hüllte ihren Leib mit Vorsicht in das knisternde Gewand ein.

Plötzlich streiften seine Blicke das Bild der heiligen Agnes an der Wand. Auch dort blickte ihn ein dunkler römischer Lockenkopf an, der aber vom Strahlenkranz himmlischer Schutzmächte umleuchtet war. Vor der heiligen Jungfrau stand der erschreckte Ritter im Panzer, das Schwert war ihm entfallen, die Augen starrten das Wunder aus der Höhe an, der Leib, der sich noch halb im Angriffszustand befand, war zur andern Hälfte in sich zusammengeduckt, die Glieder waren kraftlos. Es war eine unwürdige Haltung. Wie konnte er, Cesare, nur so ein Bild, wo die Niederlage eines Liebenden greifbar deutlich zum Ausdruck kam, in dieser Venuskammer dulden?

Nun zündete Cesare noch die Kerzen auf den silbernen Kandelabern an, die rechts und links zu Häupten Danielas standen, und stellte sich dann in den Schatten eines Schrankes, der hinter dem Kopfende des Lagers stand. Hier harrte er regungslos ihres Erwachens.

Danielas Lider mühten sich schwer, den Bann des tiefen Schlafes zu brechen.

Aber endlich öffneten sie den Blicken den Weg ins alte und doch so neue Leben. Die Brust hob und senkte sich, doch die Glieder lagen noch in lethargischer Schwere, die Traumgespinste verwirrten noch die Gedanken, bis endlich die Lichtflut der Kerzen ihre Sinne für die Gegenständlichkeit der Umgebung weckte und sie mehr verwundert als erschreckt mit den großen schwarzen Augen in den Prunk des Gemaches starrte.

Sie hatte das Gefühl, als drückte ein unerklärliches Etwas auf ihr Gehirn. Da griffen in ihre Vorstellung plötzlich die Schreckensbilder der vergangenen Stunden hinein — sie hörte die barschen Stimmen im Ohr klingen — sah geknebelte Mönche — fühlte sich erfaßt, zu Boden geschleudert — dann eine Leere in ihrem Hirn — und wie ruhig arbeitende Wellen zog es hinter ihrer Stirne hin und her.

Cesare Borgia trat aus dem Schatten ins Licht der Kandelaber.

Daniela hörte die Bewegung — wandte langsam den Kopf — sah die schimmernde Gestalt — das Gesicht —

Da war ihr, als übersprudelte sich das glühende Blut in ihrem Leibe. Sie fiel mit dem Oberkörper wieder zurück. Die Augen wollten sich schließen — aber der Blick des Basilisken,

der Menschen in seinen furchtbaren Bann zwingt, hielt die Augen Danielas gefangen.

„Hat man Euch weh getan da draußen?“ fragte Cesare mit einem von Mitleid überfließenden Ton.

Das Klingen der Worte durch die Stille, dieses Zeichen des Lebens, mochte es gewesen sein, das Daniela Narni wieder zu sich selbst führte. Die Starrheit der Augen löste sich, ihre Blicke unterschieden Form und Farbe, ihr Geist zog ins Land des Erkennens ein.

Da griffen ihre Hände nach dem knisternden, weißen Stoff, der um ihren Leib —

Sie stieß einen schmerzvollen Schrei aus — und fiel dann kraftlos in das Fell zurück. Scham durchrüttelte ihren Leib. Das Gesicht in die Arme geworfen, zusammengekauert, die Knie angezogen, die feine schimmernde Hülle fest um den Leib gedrückt, lag sie, ein Häuflein Angst und Scham, vor dem Gewaltmenschen.

„Ich habe unmännlich an Euch gehandelt. Täppisch wie ein junger Bär fiel ich über meine Beute her. Ich war vor Gottes Antlitz strafbar. Und die Schande ließ mich seither nicht los. Die Schmach, die ich über Euch gebracht, ist meine Schmach geworden, Euer Name klingt mir noch wie eine leise, ferne Melodie: Daniela! Löset die Angst aus der Seele. Worte sind schwache Mittler des Herzens.“

Wie schwüler Südwindhauch wehte es über die Unselige hin, die zitternd zusammengekauert dalag, den Kopf in die Arme vergraben. Schwül dufteten die Rosen, schwer drückte das Schwelen der vielen Kerzenflammen die unbewegte Luft.

Da spürte Daniela das Streicheln einer Hand über ihr Haar. Dann brannte es wie glühende Nadelspitzen über ihre Wange hin. Ein ängstliches Wimmern löste sich von ihren Lippen los — die furchtbaren Augenblicke der Majella kamen heran —

Cesare kniete an ihrem Lager nieder und streichelte sanft über Haar und Nacken. „Schmerzt Euch der Druck meiner rauhen Hände? Seht, ich lasse nach und wehe nur mit zartester Berührung wie ein Windhauch über Euch hin.“

Er hielt plötzlich inne, denn er hatte die bläulichroten Male an ihren Handflächen bemerkt, die wie vernarbte Wunden dunkelten. „So müssen die Wundmale des Herrn ausgesehen haben“, sagte er nicht ohne Ergriffenheit.

Sie wand schwer ihr Haupt aus dem Knäuel der Arme. Und sie fühlte, wie sich auf ihren Lippen die Gedanken formten. „Heiland — deine Leiden — sind über mich gekommen —“ Da erschrak sie über den Klang ihrer Worte. Es war, als hätte jemand anderes gesprochen, so fremd und klanglos tönten sie an ihr Ohr.

Cesare zerbrach mit seiner hellen Stimme ihre verzweifelten Gedanken. „Nicht des Heilands unendliches Leid, der Erde selige Freude winkt Euch, Daniela. Diese bösen Male sind die Narben der Vergangenheit, aber auf Euren Wangen leuchten die Purpurmale, die kein Schmerz erzeugt, sondern die Freude. Wer hat Euch dort ans Kreuz genagelt? Wer konnte es wagen, die Blumenblätter Eures Wesens mit rauher Hand zu zerpflücken? Euch das Grablied zu singen und Totenkerzen an Eurem Leibe anzuzünden?"

„Ihr, Kardinal Borgia!" Wie krachendes, berstendes Eis schrillte ihre Stimme in den Schwall seiner gleißenden Worte.

Sein Antlitz verdunkelte sich, und um seine Lippen zuckte es. Aber um den schönen Ledaleib sinnenfroh wie ein Jupiter genießen zu können, galt es, alle Verstellungskünste anzuwenden und vor allem den reuigen Sünder zu spielen. „Mea culpa!" rang es sich von seinen Lippen.

Er warf das adonische Haupt mit verzweifelter Pose in seine Hände. „Ich sehe Euch zerbrochen, von Geistern des Unfriedens verfolgt! Sehe Euch im stammelnden Gebet nach dem Gekreuzigten greifen und das blasse Haupt um Entsündigung anflehen! Und doch ist mein die Schuld! Mein lechzender Sinn hat sich den reinsten Tempel, den Gott in einem Weib gebaut, für seine Gelüste erwählt, die Ruchlosigkeit meiner Sinne tötete die Lauterkeit meines Herzens, die Flammen schlugen auf, verbrannten mich — Euch! Daniela! Heilige, deren goldnes Gefäß ich zerschlug! Heilige, deren Geist ich zerstört, deren Herz ich gemartert! Laß die Rutenstreiche deines gerechten Zorns über mich ergehen!" Er riß die Edelsteinspangen von seinem Wams und entblößte die schuldige Brust für den Streich ihrer Rache.

Erschreckt fröstelte die Verängstigte zusammen. Das Rasen zu ihren Füßen war verebbt. Das Gleißen der Worte graute ihr tief in die Seele hinein.

„Kardinal —" das Wort erdrosselte fast ihre Kehle — „Ihr habt Elend über mich gebracht —"

„Meine Macht schafft aus Wüsten Paradiese, sollte sie nicht imstande sein, die Tränen eines Mädchens zu trocknen?" Schrill übertönte die Prahlsucht den Jubelklang des Herzens.

„Ich will für Euch bitten, daß Euch der Himmel die schwere Sünde vergebe", sagte Daniela mit unendlicher Milde.

Der Kardinal senkte das Haupt. „Wie dankbar werde ich Euch sein. Aber glaubt mir, der Himmel hört fröhliche Gebete lieber als die, die der Schmerz erhebt. Und was soll die Lilie den Schöpfer loben, wenn sie verdammt wäre, sonnenleer in einem Hofwinkel zu verschmachten? Setzt den Adler mit gebrochnen Schwingen zwischen Stäbe und heißt ihn Adler sein! Und kerkert Schönheit hinter Mauern —"

„Meine Schönheit ist mir zum Fluch geworden, aber nicht hinter Kerkermauern, Kardinal!“ rief Daniela verzweifelt.

„Der Himmel dieses Herzens blaut Euch schöner als der Eures Wahns!“ stürmte Cesare seinen Jubel heraus und warf seine Arme um ihren Nacken, der seinen Blicken in herrlichem Schwung die schimmernde Bronze bot.

Da stieß sie in verzweifelter Angst die gierigen Hände von sich.

Auf die Schmach war der junge Kardinal nicht gefaßt. Er schüttelte sich wie ein Füllen und trat dann mit keuchender Brust an sie heran. „Schöne Nonne, ich werde dich töten, nachdem ich dich geliebt!“ stieß er brünstig hervor und riß ihren zitternden Leib in seine Umarmung hinein.

Gleich eisernen Klammern fühlte sie die herkulischen Arme über ihrem Rücken zusammenschlagen. An ihrem Munde dampfte der Atem des jungen Stiers, der sie fast erstickte. „Schöne — wilde — braune Heilige des Herrn! Du wirst deine Altäre nicht zerbrechen, schöne Venuspriesterin, weil der stürmische Jüngling Cesare vor ihnen liegt. Noch schöner als die Wundmale an deinen Händen müssen die Wundmale deines Herzens sein, scharlachen und purpurn, der Liebe Farben, so lohen sie von deiner Brust — Daniela!“ Er wollte sich mit tierischer Brunst auf sie werfen —

Da biß sie ihn mit der Wut der Verzweiflung in die Stirn.

Der Schmerz schleuderte seinen Kopf zurück.

„Töte mich — du tötest zwei Leben — mich und dein Kind!“ schrie sie ihm entgegen. Die Heilige in ihr schien von der Wucht des Augenblicks zerschlagen.

Da vernahm der furchtbare Sünder den Damaskusruf in seiner Seele. Ihm war, als rissen sich von seinem Wesen Fetzen der Verruchtheit los und als hätte das Gebäude seiner titanischen Verderbtheit einen klaffenden Riß bekommen.

Danielas Kopf fiel schwer auf die Brust. Sie spürte der Engel Atem über sich wehen, nachdem sie kaum den Gluthauch der Hölle gefühlt.

Cesare hatte sich mit zusammengebißnen Zähnen in eine Ecke gedrückt, wo er sich das rieselnde Blut von der Stirn wischte.

„Ihr sollt mit aller Rücksicht behandelt werden“, sagte er mit gänzlich veränderter Stimme. „Habt Ihr einen besonderen Wunsch?“

„Ich möchte — in — meine Klause —“, sagte Daniela tonlos.

„Sammelt Euch — denkt an das Kind.“

„Meine Gebete sind davon erfüllt, die Gebete einer werdenden Mutter. Die Kirche mag sie verdammen, der Himmel wird sie erhören.“

„Und Ihr betet?“

„Daß der Himmel das Kind eines Cesare Borgia zu sich nehme."

Cesare schauerte zusammen. Dann sagte er leise und beinahe ehrfürchtig: „Ihr bleibt vorderhand hier und werdet von einer Dienerin betreut werden. Im übrigen" — er preßte die Lippen aufeinander — „wenn Ihr den Gedanken hegen solltet, zu entfliehen —"

Daniela sah ihn mit gespannten Blicken an.

„— meine Schergen haben angemeßne Befehle —" Er sah sie warnend an.

„Wenn Cesare Borgia befiehlt, befiehlt er fürchterlich", sagte sie.

„Habt Ihr noch einen Wunsch?" fragte er fremd.

Ein Verlangen brannte ihr plötzlich heiß bis in die bittenden Augen hinein. „Ich möchte —"

Der Kardinal versuchte mild zu blicken. „Sprecht ungescheut."

„Es wird Euch ein leichtes sein" — ihr Herz nahm einen Anlauf, ihre Lippen zitterten. — „Es ist gestern ein Mensch verhaftet worden, wie es scheint auf Befehl des Governatore. Walker aus Trastevere brachten es mir in die Höhle. Es ist ein armer, edler Mensch — er trägt das Priesterkleid, und seine Worte sind des heiligen Feuers voll —"

Cesare horchte auf.

„Er hat sich so weit vergessen, die Würde des allerheiligsten Vaters in den Staub zu zerren —"

„Ist es der Stürmer gegen die Weltfreudigkeit, der Nachäffer des Savonarola?"

„Ihr wißt davon?" bebte Daniela.

„Er ist auf mein Geheiß in die Engelsburg gebracht worden."

Da fiel Danielas Kopf wuchtig auf das Betpult. Ärmliche Trümmer von Hoffnungen stürzten in ihrem Herzen zusammen.

„Was ist es mit dem Menschen?"

„Er — ist — mein Bruder."

Cesares Gesicht erhellte sich. „Es tut mir leid", sagte der Kardinal ruhig. „Die Narrheit scheint bei ihm festes Quartier genommen zu haben. Nun begreife ich. Eure Askese ist wohl im Gehirn dieses himmelsüchtigen Zeloten geboren worden. Ich werde versuchen, ihm die Torheit seiner Gedanken um Euretwillen klarzulegen."

Auf den Knien bettelte sich Daniela an den Kardinal heran. „Dank!" Dann vergrub sie ihr Haupt in den Rosenblust des Betpultes.

Cesare warf den Mantel um und setzte das Barett auf die

noch leicht blutende Stirn. Die Blätter fallen zu ihrer Zeit, dachte er böse, mit unbewegter Seele.

Sie hörte kaum seine Schritte gehen. Es war, als huschte des leibhaftigen Bösen Tritt über die Fliesen.

Draußen rief Cesare den Leutnant. „Donna Anna soll warm für die Nonne sorgen. Was ist mit der Cursetta Celli drüben? Trauert sie noch immer um ihren Maranen?“

„Sie trauert nicht mehr“, sagte Michelotto ernst. „Sie hat sich vor einer Stunde mit einer Schnur erhängt. Sie war es müde, die Umarmungen Eurer Herrlichkeit zu ertragen.“

„Armes Weib! Sie war schön. Gewiß war sie schön.“ Damit ging Cesare Borgia, der König der Teufel, über das Ende seines feinfühligen Opfers hinweg.

Aber er verstand die Form zu wahren und hatte Gefühl für die kleinen Forderungen der religiösen Sitte. Denn er ließ sich sogleich die schöne Kapelle Nikolaus' V., die gleich neben seinen Gemächern lag, aufschließen und betete vor dem Bilde der Stefanuspredigt des Fra Angelico da Fiesole, wo gar liebliche Gesichter kniender Frauen auf ihn herabsahen, ein kurzes Gebet für das Seelenheil der verstorbnen Cursetta Celli und dann ein etwas längeres für die lebendige Daniela Narni.

In derselben Nacht rotteten sich um die leere Höhle von San Onofrio allerhand Weiberpack, Mägde, lichtscheue Wichte, Lumpengesindel und Diebsvolk zusammen. Alles starrte das Wunder an.

Eine Strickmacherin rief: „Der Teufel hat sie geholt.“

Ihre Tochter unterstützte sie: „Ich habe ihn selbst heranreiten sehen im schwarzen Wams und mit rotem Gesicht. Der Fuchs, den er ritt, hatte einen Schweif mit glühenden Zotten. Sechs kleine Teufel waren sein Gefolge.“

Sie wurde von einer Geflügelhändlerin niedergebrüllt. „Das ist nicht wahr. Sie ist in den Himmel hinaufgeflogen. Die Kapuziner haben es gesehen. Und ich habe einen schwefelgelben Lichtschein um die zehnte Stunde über San Onofrio gesehen. Und gleich darauf ist eine helle Kugel zum Himmel geschwebt, gerade über San Onofrio. Das war sie, bei der Madonna.“

„Sie ist eine Heilige!“ erstarrte in Ehrfurcht eine Olivenverkäuferin.

„Sie hat sich mit Hexensalbe eingeschmiert und ist auf den Monte Velino geritten.“ Das war die Meinung eines verkrüppelten Glasbläsers.

„Dann müssen wir in der Höhle den Geruch spüren“, meinte ein erfahrener Kräutermann. „Es riecht nach Teufelsdreck und Mäusemist, wenn eine Hexe auffährt.“

Die Leute rüttelten heftig an den Gitterstäben, bis es krachte und splitterte. Dann begann ein Geraufe um den kleinen Hausrat der als Hexe und Heilige ausgerufenen Nonne. Alles wurde zu Reliquien und Amuletten erhoben. Ein kleines Loch, durch welches sonst der Rauch abzog, wurde zum Flugloch der Hexe. Während ein Leichenträger mit einer gorgonenhäßlichen Dirne vor der Höhle einen wilden Saltorello tanzte, lagen ringsum ein paar Weiber auf den Knien und belferten ebenso wilde Gebete zur Madonna empor, die um Ersatz einer Nonne angegangen wurde.

Eine junge Buhldirne mit einem Zigeunergesicht verkroch sich im Gebüsch und wartete ab, bis sich alles verlaufen hatte. Sie wollte morgen hier ihr Geschäft als Wahrsagerin und Kräuterverkäuferin beginnen. Die Unke schnitt sich aus dem Ginsterholz einige Pfosten zu und errichtete sich einen delphischen Dreifuß über den Trümmern des Altars. Im Morgengrauen wehte bereits durch die Luft der Mischmaschgeruch von gerösteten Ziegenexkrementen, verbrannten Schlangenhäuten und Katzenhaaren, und an dem Gitter hingen die Warenmuster des Hexenladens an einer Schnur aneinandergereiht: Wolfszähne, Wundersteine, Katzensilber, Agavendornen, Sankt Andreasmünzen, Vipernköpfe, heilige Ölfläschchen, vertrocknetes Eidechsenblut und sonstige schöne Dinge, die die irdische Seligkeit frommer Gemüter sicher und schmerzlos zu vermehren imstande waren.

Die Heilige mußte der Hexe weichen. Ein Wahn vertrieb den andern.

Aber bald darauf saß auch in Rom der junge Michelangelo in seiner Bauhütte und meißelte seine gigantischen Gedanken in den toten Stein, aus dem sich das Wunder der Pietà zu ewigem Leben rang.

So kreisten Finsternis und Licht im Leibe der Welt, und er gebar schwer und langsam ein neues Zeitalter, auf dessen Stirn das Zeichen des göttlichen Geistes leuchtete.

Um die Mittagszeit des nächsten Tages schrie es durch die Straßen Roms: Der Herzog von Gandia ist ermordet! Seine Leiche im Tiber gefunden! Neun Dolchstiche in seinem Leib! Der Hals durchbohrt vom tödlichen Eisen!

Niemand kennt den Mörder.

Die Leute scharen sich haufenweise zusammen, gestikulieren, schreien, streiten, drängen nach der Ripetta, nach dem Vatikan, wo die Wachen des Papstes weitgespannte Kordons bilden. Die Karossen, Pferde, Maultiere und Sänften der geistlichen Würdenträger, die nach der Papstburg wollen, finden nur schwer den Weg durch die zusammengeknäulte Menge. Über-

all blitzen die Hellebarden der Stadtsöldlinge aus den farbigen Klumpen heraus, und ordnende Sbirren drängen die Leute an die Häuser, um die Gassen für den Verkehr frei zu machen.

Beim Klang der Mittagsglocken wurde der aufgedunsene, durch Blut und Schlamm entstellte Körper des Theaterprinzen auf einem Wagen nach dem Vatikan gebracht. Die Spaliere wurden durchbrochen, denn das lüsterne Volk wollte einen Toten aus dem Geschlecht der verhaßten Catalani sehen.

Der Papst stand entsetzensbleich im Saal der freien Künste, als ihm der Kardinal Farnese die Nachricht brachte. Er hob die Arme in die Luft und sank dann auf dem dunkelgrünen Teppich zu Boden. Mit seinem Leib bedeckte er gerade ein durch den Teppich verhülltes Loch im Fußboden. Dort lag eine Ebenholztruhe verborgen, die den wertvollsten Teil seines Goldschatzes enthielt. Selbst im Augenblick der schrecklichsten Ohnmacht seines Gemüts verließ ihn nicht der Gedanke an das Geld. Er tastete nach den Teppichfalten, als wollte er sich überzeugen, ob die Falltür noch da sei, und nach dem Geheimtäschchen in seinem Talar, um den Schlüssel zu fühlen. Dann erst ließ er seinen Schmerz so heftig toben, daß man das Geschrei bis auf den Hof hinab hörte. Er raffte sich empor und stieß Farnese von sich. „Geht, geht — ich will niemand sehen — niemand —“ Ein Lallen verschluckte die Worte.

Farnese ging. Der Leibarzt kam und gab dem Papst wohlriechende Essenzen. Alexander wehrte ihn ab. „Geht ... geht ... ich will niemand sehen ...“

Da stand Jofré in der Tür. „Allerheiligster Vater!“ Er fiel vor dem Papst nieder und küßte ihm den rotseidnen Pantoffel.

„Ich will niemand sehen —“ lallte der Papst.

„Wollt Ihr nicht wenigstens Giulia Farnese —?“

Da brach ein Strahl des Lebens aus dem Auge des zerschlagnen Greises. „Glaubst du — oh, so sende mir das schöne Spielzeug, es wird mich ablenken — oh — oh!“

Ein Flüstern und Raunen und Murmeln ging durch alle Säle.

Da hörte man wieder den Papst schreien: „Laßt mich allein mit meinem Schmerz, der ungeheuer ist!“ Die Tränen liefen ihm über die Backen, die Knie schlotterten, Stirn und Haare waren ganz naß von Schweiß. Er griff nach dem Brevier, nahm aber aus Versehen den Amadis in die Hand und schleuderte das Buch weit weg.

Jofré entfernte sich mit eisigem Gesicht.

Der zweite Zeremonienmeister Johannes Maria de Podio huschte herein und verbeugte sich. Der Papst schlug ihn heftig auf den Kopf. „Esel, seht Ihr nicht, daß mein Hirn für Zeremonien jetzt nicht empfänglich ist? In der Stunde des tiefsten

Schmerzes macht mir der Kerl seine Aufwartung. Schickt mir Burcardus her!"

Der alte Mann sprang so gut es ging davon. Im Nu trat sein Kollege, Herr Burckhardt, ein.

Der Papst wackelte ihm mit gebeugtem Rücken entgegen. Seine Gestalt schien gebrochen, ja abgemagert zu sein. „Burcardus, eine herrliche Leichenfeier zusammenstellen! Was ich sagen wollte. Ich höre, Ihr führt ein Tagebuch. Schreibt es hinein: dieser Tag war der unglücklichste im Leben des Papstes. Schreibt es getrost hinein. Denn es ist bei allen Heiligen wahr. Öffnet doch das Fenster. So. Ich will Luft, Luft!"

Er wollte in Wahrheit, daß man das Wehklagen seiner gläsernen Stimme vernehme. „Gebt mir dann kühlenden Salat zu essen", sagte er weiter. „Halt, bleibt noch einen Augenblick. Man hat eine Börse mit dreißig Dukaten in dem Wams des gemordeten Herzogs gefunden — o mein Sohn, mein Juan!" Er wimmerte seinen Namen von seinen Lippen.

„Die dreißig Dukaten sind wohlverwahrt beim Kardinal Ferrari —"

Der Papst stöhnte auf. „Er wird sie verspekulieren. Bringt sie mir noch heute. Er sorgt nur für sich, der Kardinal von Modena. Aber das ist ja gleichgültig in dieser furchtbaren Stunde, wo alles zusammenbricht. Nehmet Künstler zu Rate bei der Trauerfeierlichkeit. Viele Fackelträger und Rosen streuende Mädchen —"

„Gewiß, allerheiligster Vater", sagte Burckhardt. „Und alle Häuser werden schwarz beflaggt."

„Die spanischen Kardinäle sollen doppelte Trauer tragen. Vergeßt nicht, die Rosse schwarz zu drapieren!"

„Gewiß, allerheiligster Vater."

„Und daß mir die gesamte Dienerschaft durch acht Tage in schwarzen Mützen ausgeht. In allen Kirchen sollen von heute abend an Totenvespern gehalten werden. Die Kardinäle sollen in ihren Titelkirchen beten. Die Leiche wird heute abend nach Santa Maria del Popolo gebracht. Meinen Sakristeitabernakel tragt heraus vor den Katafalk und lasset ihn unbedeckt. Ich selbst will an die unglückliche Witwe Donna Maria Enriquez von Leon schreiben — oh, wird mir der Schmerz die Feder nicht entwinden, Burcardus?"

„Vielleicht sollte ich doch lieber an Eurer Stelle —"

„Tut das, tut das", fiel der Papst aufatmend ein. „Dieser spanische Ochs Podio findet ja doch nicht die richtigen Worte, und meine Geheimschreiber sind jetzt zu sehr beschäftigt. Kardinal Monreale soll die Trauerandacht in der Sixtinischen Kapelle halten. Die Sängerknaben sollen einen Gesang vortragen im Stil des Miserere, weich und wehklagend. Geht jetzt,

geht, niemand soll vorgelassen werden bis Sonntag. Ich werfe jeden hinaus, der meinen Schmerz stört, merkt Euch das und kündigt es in den Vorhallen an." Der Papst erhob die Stimme zu schneidender Schärfe. „Man soll nicht das einzige Recht des gemeinen Sterblichen, das Recht auf die Totenklage, durch zudringliche Audienzen zerbrechen. Laßt meinen Schmerz dahinfließen, Burcardus. Sonntag will ich die Gemächer wieder meinen Kardinälen öffnen und ebenso mein besorgtes Vaterherz. Aber bis Sonntag zehn Uhr vormittag laßt meinen Schmerz — o mein vielgeliebter Juan!"

Nachdem der Papst seinen redseligen Schmerz von Donnerstag bis Sonntag zehn Uhr vormittag befristet hatte, fielen ihm nochmals die dreißig Dukaten des toten Herzogs ein. „Und vergeßt nicht, dem Ferrari die dreißig Dukaten —"

„Gewiß nicht, allerheiligster Vater", sagte Burckhardt dienstbeflissen. „Es wird also niemand vorgelassen als —"

„Als Donna Giulia und Donna Lukrezia —"

„Und der Kardinal von Valencia?"

Der Papst fuhr grimmig empor. „Infamer Mensch, was untersteht Ihr Euch? Das Kind, das geliebteste Kind jetzt! Cesare soll sofort in meine weitgeöffneten Arme eilen, der herrliche, starke, schöne Sohn!"

Da hörte man eine weibliche Stimme im Saal der Heiligenleben.

„Lukrezia!" rief der Papst mit dreimal beschleunigtem Pulsschlag und wäßrigen Augen. Er tappte mit den Händen nach der Tür, jagte Burckhardt hinaus und schloß weinend die Tochter in die Arme.

Perlen, Perlen, seine geliebten Perlen leuchteten unter seinem Kinn, als er ihren blonden Kopf zärtlich an seine Brust drückte. Er küßte die Perlen, die er so liebte, weil sie sie liebte. Er sah jetzt nur das seidene Haar, in dem die Perlenreihen und Spangen ihre mattschimmernde Schönheit verschwendeten, und doch tröstete schon dieses Haar tief in sein greises Herz hinein. Er hatte sie so unsäglich lieb, diese Tochter, lieb ob ihrer Schönheit und Fügsamkeit und ihrem täubchenhaften Gebaren, ihrer Freude an Schmuck und ihrer süßen tugendhaften Scheu —

Er streichelte nun sanft über ihr Haar hin, das so duftete, als wehte der Wind aus einem Garten süßen Magnolienduft herüber. Er hielt immer lange, lange dieses Haupt an sein Herz geschmiegt, um seine Sinne in diesem würzigen Hauch zu baden. Und seine Ansprache war immer: Mein frommes Kind! Er wußte, daß in ihrem Kniefall vor den Altären der Kirchen Roms ein wahrhaftiges Stück Demut und Gottesglaube enthalten war, daß ihre Züchtigkeit keine Maske, ihre Schamhaftigkeit und Sprödigkeit keine Gefühlsfälschung war, und er war

stolz auf die Reinheit dieser Tochter, aber — tiefinnerst bohrte der Borgiawurm an der Freude, und es hatte Nächte gegeben im Leben des Papstes, wo seine Gedanken und Gesichte Formen angenommen hatten, die der natürlichen Menschenscham hohnsprachen.

„So viel hat der Himmel mir noch gelassen", keuchte der Papst jetzt, „so viel Schönheit und Tugend und Anmut, und ich klage noch? Hörst du, Lukrezia, dein Bruder ist tot, dein munterer, lieber Bruder, der mit den offnen Augensternen und dem frohen Sinn, der allen Schmeicheleien sagte und schon wie ein Böcklein sprang und zufrieden war, wenn man ihm selbst ein wenig artig begegnete."

Die Angst bebte in Lukrezia. „O allerheiligster Vater, wie sollen wir das alles verstehen?"

„Verstehen läßt es sich nicht, nur in Demut hinnehmen von Gott. Warf es mich nicht eben nieder, das große Herzeleid? Und nun bringt mich der Anblick meines eignen Blutes zur Kraft und Besinnung. Ich denke mir nun Juan selig unter den Gestalten des Paradieses wandeln, er lächelt dem Vater zu, und er bittet mich, ernst und würdig um ihn zu trauern. Ach Tochter, einziggeliebte Tochter! Wie versöhnt dein frommer Anblick mit den Schatten des Todes!"

Lukrezia war sich nicht ganz klar darüber, wieso ihre Erscheinung mit der besänftigten Trauer des päpstlichen Vaters zusammenhing. Aber die mildere Wallung des Vaterherzens benutzte sie wenigstens, um eine kleine Beschwerde vorzubringen. „Allerheiligster Vater, es liegt Schmach auf meiner herzoglichen Würde. Man hat meinen Palast umstellt, nach dem Herzog von Pesaro gefahndet, obwohl man wußte, daß ich allein im Palast war."

„Mein frommes Kind", rief der Papst bestürzt. „Man hat im ersten Eifer zu ratlos gehandelt. Wir müssen oft hart und ungerecht aussehen. Es hätte immerhin geschehen können, daß dein entflohener Gatte mit dem Mord auf dem Gewissen zu dir gekommen wäre — errege dich nicht, mein frommes Kind —" Er griff nach einem Schreiben, das in einer reichversilberten Ebenholzkasette lag. „Siehst du, dieser Brief des Herzogs von Mailand kam gestern in meine Hände."

„Vom Oheim meines Gatten?" fragte Lukrezia bestürzt.

„Von Ludovico dem Mohren. Er schreibt mir, daß er vergebens versucht habe, Giovanni Sforza zur Vernunft zu bringen, daß er ihn — erschrick nicht — mit dem Tode gedroht habe, wenn er nicht erklärt, daß er dich, meine geliebte Tochter, niemals als Gatte besessen —"

Die Tränen drängten sich in der Herzogin Augen. „Ich habe ihn — nie geliebt, aber ich habe — ihn achten gelernt. Und —

bin ich — jetzt nicht auch — unglücklich? Ohne ihn? Ich bitte Euch in dieser Stunde, da Euer Sohn auf der Bahre liegt —"

Der Papst tastete nach ihrem goldnen Scheitel. „Schone meinen Schmerz, meine Taube, mein frommes Kind —"

„Könnte er Regungen des Mitleids in Eurer Brust gebären, wie würde ich ihn preisen! Ach, laßt mich fortan mitbestimmen bei dem, was meines Herzens eigenste Sorge ist. Gönnt mir das Recht der freien Wahl, allerheiligster Vater, vergewaltigt nicht mein Herz zu einem neuen Staatsvertrag."

Der Papst verzog die Lippen. Sein Auge verdunkelte sich. Hier waren seiner Vaterliebe Grenzen gezogen. Nicht allein die politische Weitschau, auch die Habgier dämmte das freie Strömen herzlicher Gefühle ein.

„Du bist jung, sehr jung, mein frommes Kind", sagte er ernst. „Dein Herz kann unmöglich das Hindernis für die weltbewegenden Gedanken des ersten Fürsten Europas sein. Aber ich sagte dir schon einmal —" ein kaum merkliches, feines Lächeln kräuselte seine dicken Lippen —, „Fürstentöchter haben durch den bittern Zwang ihres Schicksals sich von jeher auch das Recht auf Freiheit ihres Herzens erworben."

Lukrezia war aufgesprungen. „Allerheiligster Vater —" Ihr Inneres fluchte der schamlosen Offenheit dieses Vaterherzens, aber es zitterte doch heimlich und bang ein Etwas in ihr, dem sie noch keinen Namen geben konnte. War es Freude über die offen erklärte Heiligung ihrer Herzensfreiheit? Ein bestimmtes, von gar heißen Flammen umlodertes Bild erschien ihrem geistigen Auge — aber es tauchte gleich wieder in das Dunkel zurück, aus dem es gekommen zu sein schien.

Dumpfe Glocken begannen zu läuten.

Der Papst fuhr zusammen. „Jetzt bringen sie ihn — o Gott!" Hilflos taumelte er in die Arme Lukrezias hinein, die ihn stützten.

Cesare Borgia trat ein. Ernst und bleich nahm er den Körper des Papstes aus den Armen der Schwester.

Über den Sand des Belvederehofes knirschten leise die Räder.

Der Abend verdüsterte sich in Nacht.

Alle Häuser trugen schwarze Flaggen. Vor den Toren in den Straßen, durch die der Zug ging, loderten Fackeln. In den Fenstern brannten Trauerkerzen. Die Leiche des Herzogs wurde in die Kirche Santa Maria del Popolo gebracht.

Von der Ripetta herüber wälzte sich der ungeheure Zug heran. Der Sternmantel der Nacht wurde zum Riesenbaldachin für den toten Herzog. Auf dem hohen Leichenwagen, unter dem glühenden Berg von Rosen lag die aufgebahrte Leiche. Zweihundert berittne Fackelträger und schwarz gekleidete Pagen

mit dem gestickten Stierwappen auf der Brust bildeten das marschierende Spalier. Die Kammerherren, Prälaten und allerlei Bedienstete schritten dem Zug voran. Burckhardt, der Zeremonienmeister, in schwarzem Wams und Mantel, schwitzte Blut. Er hatte der Feier eine düstre, künstlerische Färbung gegeben.

Vor der mächtigen Travertinfassade, die im Schein der Fakkeln geisterhaft aus der Nacht tauchte, wurde die Bahre vom Wagen gehoben. An den herrlichen Grabmälern der Rovere, an den Pilasterdekorationen Romanos, an den steinernen Kardinälen vorbei, deren stehende oder kniende Betergestalten unter den wehenden Lichtern gespenstisch aufleuchteten, trugen sie den Toten, dessen Körper noch kein Sarg umschloß, in die Sakristei vor den Altar Alexanders.

Neben einem Riesenkandelaber stand Cesare Borgia und grüßte im Auftrag des Papstes mit tiefgesenktem Haupt die Leiche. Keine Miene regte sich in dem schönen, statuenhaft geschnittnen Gesicht. Um ihn standen im Halbkreis die Kardinäle, hinter ihnen die Prälaten und andre Herren der Kurie.

In der Hieronymuskapelle des Domenico Rovere lag hinter dem Marmoraltar ein vornehmes, schönes Weib halb ohnmächtig in den Armen eines stattlichen Mannes, der mit finstern Blicken das schwach pulsierende Leben im Antlitz des jungen Mädchens verfolgte. Als sie die Augen aufschlug, küßte er sie zärtlich auf die Stirn. „Meine Tochter", sagte er leise. „Der Zug ist vorbei."

Das Mädchen richtete sich mühsam in seinen Armen auf.

Beide traten nun ins Schiff der Kirche. Bei einer Säule in der Nähe der Sakristei riß sich das Mädchen los und stürmte, laut jammernd, gegen den Borgiaaltar. Alle Trauergäste fuhren entsetzt zurück. Der Vater folgte ihr mühsam nach. Er sah ihre Hände wie weiße Schlangen in die Luft züngeln und hörte ihre gellenden Rufe.

Eine Wahnsinnige! ging es durch die Kirche. Alles verknäulte sich und drängte zur Tür. Die Menge um den Altar lichtete sich.

Cesare Borgia stand aufrecht im flatternden Licht der Fakkeln. Die kalten Augen spannten sich fest auf die schöne, jammernde Gestalt, die nun vor der rosenüberstreuten Bahre stillstand und, die Hände abermals in die Luft schleudernd, in die schrillen Rufe ausbrach: „Sei gepriesen, Mörder, der mich an dir rächte, Verführer!"

Sie wollte sich zur Bahre stürzen und den Flor vom Antlitz des toten Ehrenräubers reißen — da hielt sie der Vater zurück und drückte ihren Leib an sich. „Wahnwitzige, was willst du noch?"

In dem Augenblick winkte Cesare Borgia die nahestehenden Hellebardenträger heran. „Ergreift den Grafen von Mirandola und seine Tochter!“ sagte er schneidend.

Im Nu waren die beiden umdrängt. Durch die Kirche flüsterte, raunte und zischelte es sich fort: Maria von Mirandola verhaftet! Der Herzog von Gandia hat sie verführt! Sie hat sich gerächt! Sie ist wahnsinnig! Die Mirandola sind die Mörder!

Die Söldner machten Ordnung.

Gelbrötlicher Qualm dampfte in die Wölbungen empor, schwül drückte die Luft zwischen den Pfeilern. Die ganze Kirche, die bald ein Forum geworden wäre, summte in Erregung. Durch die farbensprühende Menge der Edelleute drängte sich der zweireihige Zug der schwarzen Brüderschaft zur Totenklage an der Bahre des Herzogs von Gandia. Süßer Weihrauch ringelte sich an den Säulen des Traueraltars empor und hüllte den Borgiatabernakel in silberne Gespinste.

Den harmlosesten der Borgiasöhne deckte der Gruftdeckel in Santa Maria del Popolo. Die Vanozza kniete jeden Abend an der Gruft und weinte sich die Augen aus über den armen Sohn, der in seinem Leben so viel gelacht und viele andere lachen gemacht hatte.

Im Torre di Nona saßen gar viele Verdächtige, Edelleute und gemeines Volk.

Der kühne Verhaftbefehl Cesare Borgias, der Vater und Tochter Mirandola in die Engelsburg warf, erregte ungeheures Aufsehen. Man hatte also den Mörder in der Partei des Grafen zu suchen. Da der stattliche Kardinal Ascanio Sforza, mehr als es einem Kirchenfürsten ziemte, im Hause der schönen Maria de Mirandola verkehrte, verdichtete sich das Gerücht, Ascanio sei der Rächer des verführten Mädchens geworden.

Aber der Papst wartete noch zu. Sein rasender Schmerz gestattete ihm noch nicht, vor Sonntag an etwas anderes zu denken als an seinen Sohn. Nur Giulia Farnese durfte mit den Madonnenhänden den herbsten Vaterkummer von seiner Stirn wegstreicheln. Es war nur ihren rührenden Worten zu danken, daß sich der Papst wirklich programmgemäß so weit erholte, daß er sich Sonntag mittags seiner nächsten Umgebung zeigen konnte: in der dunkelvioletten Dalmatika vor dem Betpult in der Nikolauskapelle kniend, deren Torflügel weit geöffnet standen, damit jeder, der im Vorraum Zutritt hatte, sehen konnte, daß der Papst dem Leben wiedergewonnen sei.

Nachmittags ließ sich der vom Schmerz befreite Alexander Borgia durch Schnelläufer die beiden Geheimkämmerer Florido und Aranda vorführen.

Der greise Hausmeister des Papstes war als erster zur Stelle. Ahnungslos und mit unschuldiger Seele stand er vor seinem allmächtigen Herrn.

Der Papst machte ein Duldergesicht und blinzelte den Greis, der mehr als fünfzehn Jahre in seinen Hausdiensten stand, freundlich an. „Ihr habt nicht viel Vertrauen in die katholische Seligkeit —“

„Allerheiligster Vater —“ Die Anschuldigung machte den Bischof erzittern.

„Ihr verkehrt sehr viel mit dem gelehrten Juden Abdias, der so viel Witz entwickelt, daß sogar deutsche Gelehrte in seine Schule gehen.“

„Allerheiligster Vater —“

„Man hat viele Maranen in Eurem Hause gesehen, und der Kardinal Monreale behauptet, daß Ihr die hebräischen Flüchtlinge segnet und ihnen Gelder verzinset —“

„Es ist wahr“, bebte der Greis, „daß ich ihnen Trost zuspreche und —“

„Wieviel Geld haben die Leute bei Euch deponiert?“

„Es dürften an die achttausend Dukaten sein.“

Der Papst fühlte das Blut wohlig durch den Leib rieseln.

„Auch schreibt Ihr eine Geschichte der Flüchtlinge, es wird darin nicht viel Lobenswertes über das Regiment der Päpste zu lesen sein —“

„Ich bin streng katholisch, allerheiligster Vater, und das Mitleid mit meinen einstigen Brüdern —“

Da schlug ihn der Papst auf die Wange. „Das Mitleid müßte mich dann auch zum maurischen Wicht machen, denn auch ich stamme von kastilischen Mauren ab. Unanfechtbare Zeugen sagen aus, Ihr hättet das mosaische Gesetz als ein gewaltiges, ehrfürchtiges Prinzip erklärt, Ihr hättet behauptet, Christus habe als wirklicher Gott unmöglich Qualen ausstehen können, und wenn Ihr im Gebete lagt, hättet Ihr das Gloria nur dem Vater gesungen, dagegen seien Sohn und heiliger Geist in Eurer Kehle steckengeblieben.“

„Das sind bösartige Verleumdungen“, zitterte der geschlagene Mann.

„Die Ablässe seien schmackhafte Bissen der Kirchenväter, den Karfreitag habt Ihr mit fetten Kapaunen gefeiert. So denkt in der Engelsburg darüber nach, ob es eine Hölle und ein Fegefeuer gibt. Kammerherr Barberini! Stärket den lieben Bischof und führet ihn dann in einer Sänfte zum Soldan der Engelsburg, er will sich die neuesten Arbeiten des Pinturicchio ansehen.“

Der Kammerherr schleppte den halb Ohnmächtigen fort.

Der Papst rief den im Saal des Credo harrenden Kardinal

Ferrari. „Das Vermögen des Bischofs Pedro de Aranda wird sofort eingezogen“, sagte er zu ihm. „Lasset sein Haus durchsuchen. Es werden sicherlich über zehntausend Dukaten bei ihm gefunden werden. Er wird im Vorhof von Sankt Peter alle Irrtümer seiner Seele abschwören und wird im groben Kittel, mit einem rotblauen Tuch behängt, mit einer Kerze in der Hand, vor dem Grabe des Apostelfürsten beten, dann barfuß durch die Gassen nach Santa Maria sopra Minerva wallen und dort das Tuch vor den Altar des heiligen Thomas von Aquino niederlegen. Ebenso werden es die bei ihm ertappten Maranen machen.“

Der arglistige Fuchs Ferrari verzog den Mund. „Vielleicht könnte man, allerheiligster Vater, die Maranen durch ein — Lösegeld von der Schande der Ketzerbuße befreien.“

Das Auge des Papstes durchzuckte ein fröhlicher Blitz. „Alter Geier, das steht Euch wohl. Wir werden die Sache überlegen. Ruft den zweiten Schurken, den Bartolomeo Florido, Bischof von Cosenza.“

Der stand wenige Augenblicke darauf vor seinem Herrn. Schwammig, bleich, mit krankhaftem Augenglanz. Das weiße Haar schoß in struppigen Stacheln hoch um die Tonsur auf.

Der Papst wollte hier kürzern Prozeß machen. „Ihr habt Dispense gefälscht“, sagte er rasch.

„Wer hat das gewagt —?“ Der Bischof schlotterte in den Knien.

„Ihr legt das geistliche Gewand ab. Dafür zieht Ihr die Kutte aus grobem weißem Doppeltuch an, die Klostersandalen, den grünen Talar, die weiße Sackmütze und bespiegelt Euch dann im Wassertopf, den man Euch in der Engelsburg reichen wird. Brevier, Vulgata und die Paulusbriefe sollen Euch mitgegeben werden.“

„Ich bin unschuldig, allerheiligster Vater“, beteuerte der Bischof.

„Die Inquisitoren werden Euch zum Geständnis bringen, daß Ihr die Brevi an den König von Spanien nach Eurem Gutdünken gefälscht habt, so daß sie Beleidigungen für Seine Majestät enthielten.“

„Eure Heiligkeit — es waren Eure eigensten Befehle — dem Wortlaute nach —“ stöhnte der entsetzte Sekretär.

„Ich hätte also befohlen, den König von Spanien zu beleidigen? Hört Ihr, Kardinal Ferrari? Aus meinen Augen, Schurke!“

Der Unselige wankte hinaus.

„Die Unschuld blickt ihm wahrhaftig aus den Augen“, wollte Ferrari den Geschlagnen verteidigen.

Der Papst blinzelte mit einem Auge heimtückisch seinen Vertrauten an. „Soll ich eine politische Verwicklung mit dem

König von Spanien auf mein Konto buchen? Ich war damals aufgebracht und habe vielleicht harte Worte dem Schreiber diktiert. Aber er hätte mit seinem Verstand es mildern sollen. Es ist doch schicklicher, daß man einen so großen politischen Fehler auf ein untergeordnetes Organ abwälzt, als selbst vor der großen Welt als tölpelhafter Diplomat dazustehen. Der gute Florido braucht nur in der Engelsburg ein Geständnis abzulegen, und ich setze ihn nachher wieder in Amt und Würden ein, wenn der König von Spanien die Schlamperei eines Sekretärs längst vergessen hat. So viel Aufopferung wird man doch von einem Geheimschreiber noch erwarten können." Er lächelte, die Finger um das satte Kinn geschmiegt.

„Und wer soll der Nachfolger dieses Florido werden?" fragte der Kardinal.

„Adriano Castelli. Er ist einer der reichsten Prälaten Roms." Die übrigen Gedanken verschwieg er und bedeckte sie mit einem listigen Lächeln, das der Kardinal begriff.

Ferrari wurde entlassen.

Alexander sperrte die Tür hinter ihm ab. Dann öffnete er die Falltür unter dem grünen Teppich. Eine Kiste kam zum Vorschein. Er hob den Deckel auf. In Rollen lagen die Goldmünzen, und in kleinen Etuis blinkten kostbare Edelgesteine. Klopfenden Herzens griffen Alexanders Finger in das Goldmeer, das schier an den Kistenrändern überzufluten begann. Der Papst besaß nicht nur das Gold, er war auch von ihm besessen. Nun wählte er wieder ein kostbares Gehänge für Giulia Farnese aus. Dann senkte er die Truhe wieder in die Tiefe, schloß ab und schob den Teppich darüber.

Der Papst rief den Zeremonienmeister Burckhardt.

„Schreibet für morgen ein Konsistorium aus in der Camera Papagallo. Alle Kardinäle erscheinen."

In glänzenden Glaskarossen fuhren am nächsten Tage die Kardinäle zum großen Konsistorium.

Alles gaffte den Pomp des Aufzuges an. Junge und alte Monsignori fuhren heran, gelassen in den rotschimmernden Polstern ruhend. Viel bestaunt wurde die Karosse des Kardinals Riario, auf deren Glasfenstern der Damaskusgang des Saulus und die Bekehrung der Purpurkrämerin gemalt waren. Und das schneeweiße Wageninnere trug die alttestamentarischen Bilder des Goliathkampfes und der Potiphar schöne Verführungskunst auf blauem Grunde mit Gold gestickt.

Mancher Kardinal ritt nach dem Vatikan, von seinen betreßten Dienern begleitet, auf feurigem Roß, das die reichverzierte Scharlachschabracke schmückte, und glich so eher einem kleinen Feldhauptmann als einem geistlichen Würdenträger.

Die Kardinäle waren verstimmt, nur Riario, von dessen Stirn der olympische Frohsinn und der behagliche Gleichmut nur selten wichen, ließ sich auch durch diese Unkenrufe nicht aus der Fassung bringen. Er scherzte über die verblaßten Mienen seiner Amtsbrüder und hänselte besonders den furchtsamen Kardinal Sprata, der die Besorgnis hegte, daß ihn der Papst des Mordes an dem Herzog verdächtigen könnte, da er um die kritische Stunde gerade von einem Bankett an der Ripetta vorbeigefahren war. Kardinal Cesarini ließ in die verfinsterten Gemüter ein paar heitre Späße fallen, die der witzige Florentiner Barbier Burocchiello in seiner Haarstube aus dem Munde von Künstlern und Gelehrten gesammelt hatte.

Da trat Cesare Borgia ein. Das schöne Gesicht schien heute noch um einige Grade weicher und sonniger zu sein. Die Trauer um seinen Bruder durfte ihm nichts von seiner bekannten Liebenswürdigkeit nehmen.

Da bat Burckhardt die Kardinäle, auf den Schemeln im Kreis Platz zu nehmen. Der rote Konsistorialsitz für den Papst erhob sich in der Mitte. Auf einem Schemel zur Rechten des Papstsitzes saß der Kardinal Ferrari.

Burckhardt erhob den Stab. Es wurde ruhig, die Türflügel sprangen weit auf.

Der Papst schritt langsam, auf einen Stock gestützt, herein. Er begrüßte die Kardinäle mit dem Kreuzzeichen und bestieg dann, jede Hilfe von sich weisend, den purpurnen Sitz. Sein Antlitz hatte nicht den gefürchteten Zug von Böslaunigkeit, sondern einen Ausdruck tiefen Grams. Er las von einer Rolle die Namen der Kardinäle ab. Er war nie ein Rechner gewesen hatte stets einfache Worte für seine Gedanken gehabt, aber wenn er in Affekt geriet, konnte er klagen wie ein Weib oder schimpfen wie ein Fuhrmann der Campagna.

Als er den Namen Ascanio verlas und sich der Kardinal nicht meldete, machte er eine heftige Bewegung.

Raffaello Riario stand auf. „Er ist krank. Das Fieber plagt ihn."

„Ich höre immer nur von der Erkrankung des Kardinals", sagte der Papst.

Cesare Borgia erhob sich. „Allerheiligster Vater, die Erkrankung ist mehr als sonderbar. Was für ein Fieber rüttelt den Kardinal?" Cesare wandte sich an Riario.

„Der Arzt ließ mich nicht vor. Dem Kardinal ist bekannt, was für schwere Gerüchte die Stadt durchlaufen. Man hat seinen Palast umstellt."

„Auf meine Anordnung", zitterte der Papst. „Was ist in diesen Tagen alles geschehen! Gott hat mich schwer belastet, und nur mein gutes Gewissen erträgt die Prüfung des Herrn. Beim

Erlöser, ich bin ein unglücklicher Mann, mit Wunden ist meine Seele bedeckt. Kardinäle, welches Herz empörte sich nicht bei dem Gedanken, daß Nichtswürdige die geheiligte Person des Papstes zu treffen suchten, indem sie —" Tränen erstickten seine Stimme — „steht mir bei, Kardinäle, gebt mir eure Talente, laßt mich mit euch den Mörder suchen, der meinen Sohn aus dem blühenden Leben riß."

Es ging eine jähe Bewegung durch die Versammlung.

„Ich verlange keine Trauer von euch, aber Mitleid mit dem Sünder. Ich beuge mich ganz mit der Demut eines Hiob unter des Herrn Rute. Laßt mich im Gebet meine Sünden bekennen." Er warf seinen Kopf in die gefalteten Hände. Die Kardinäle taten desgleichen.

Nach einer kurzen Versunkenheit kehrte der Papst wieder zur gegenständlichen Beratung zurück. Seine Stimme nahm Festigkeit an. „Ist niemand da, in dessen Seele ein Verdacht zittert? Geschlechter lagen in Rom in Feindschaft und Hader seit Jahrhunderten. Kein Mensch ist sicher vor des andern Neid und Eifersucht. Ich zürne aber meinen Feinden nicht. Doch sagt mir, Kardinäle, wer unter euch würde an meiner Statt die Selbstüberwindung haben, das Absolvo te demjenigen zu geben, der mich so ins Herz getroffen. Zur verzeihenden Tat fühle auch ich mich hingezogen mit Hilfe Christi, unseres Seligmachers, aber ich muß den Mörder sehen und hören, warum er mich schlug, indem er jenen erschlug."

Da sagte der Kardinal Piccolomini, ein Greis, einer der wenigen Kardinäle, die bei der Papstwahl Alexanders keine Bestechungsgelder angenommen hatten: „Allerheiligster Vater, die Geschlechter der Colonna und Orsini lagen sehr lange im Kampf. Sie sind auch jetzt nur oberflächlich versöhnt. Bald neigten sie sich dem Papst, bald seinen Feinden zu. Es wäre ratsam, die Reihen ihrer hervorragendsten Männer zu mustern."

Im Nu zog der hochgewachsene Kardinal Orsini, dessen strenggeschnittner Kopf mit dem echtrömischen Adlerprofil schon manchen Maler entzückt hatte, die Aufmerksamkeit der Kardinäle auf sich. Er sah Piccolomini mit durchbohrendem Blick an. „Wir haben von fast allen Päpsten so viel Gutes erfahren, daß wir es nicht nötig haben, den meuchlerischen Dolch nach des Papstes Sohn zu zücken."

Der Papst gebot mit der zitternden Rechten Ruhe. „Lieber Orsini", sagte er mit bissigem Unterton, „ich möchte Euch an die Haltung Eurer Vettern erinnern, die dem König von Neapel Geist und Waffen liehen, mich zu bekriegen. Und soll ich's verwinden, daß die Orsini einst meinen armen Bruder Don Pedro aus Rom verjagten! Diese Orsini haben ebensowenig meinen rächenden Arm vergessen, der ihnen noch vor einem

halben Jahr alle Güter konfiszierte. Oh, wenn es nach ihren Köpfen ginge, würden sie mich stürzen und selbst einen Papst ihres Geschlechts wählen."

Der Kardinal Orsini war blaß geworden. „Niemals, allerheiligster Vater, war das das Streben meines Geschlechts."

Da erhob sich wieder Cesare Borgia. „Der Orsinipalast auf dem Monte Giordano ist seit fünf Tagen von mehr als hundert Bewaffneten besetzt. Wenn ich nicht den Befehl gegeben hätte, den Palast durch zweihundert Mann zu umstellen, so hätten die Orsini die Verwirrung der letzten Tage benutzt, sich auf die Engelsburg zu stürzen."

Die Enthüllung wirkte. Alles blickte bestürzt auf Cesare Borgia.

Der erblaßte Papst erhob sich. „Das sind furchtbare Dinge, die sich noch unter Schleiern bergen, die aber doch so durchscheinend sind, daß — Kardinal von Valencia!" Der Papst wandte sich seinem Sohn zu. „Wer hat noch ein Interesse daran, unser Haus vom Stuhl zu jagen, unsere Kinder zu vernichten, die spanischen Catalani auszurotten?"

„Allerheiligster Vater", sagte Cesare mit klägerischer Wucht, „die Gräfin von Mirandola und ihr Vater sind freigelassen, denn ihre Unschuld ist erwiesen. Die Orsini leugnen jede Schuld. Dann bleibt in Rom nur noch ein Mann übrig —"

Alle Blicke spannten sich auf den Kardinal.

„Und dieser eine ist derselbe, der sich vor drei Jahren treulos in die Arme Frankreichs warf, um Euch mit seiner Hilfe abzusetzen, derselbe, der die einstige Freundschaft des Papstes vergaß, sich mit Neapel und Frankreich verbündete und überall dort zu suchen ist, wo das Wappen der Borgia geschändet wird, derselbe, der es nicht vergessen kann, daß er schon einmal als Treuloser in der Engelsburg saß, es ist der Mann, dem mein armer Bruder den Kammerherrn in gerechtem Zorn gerichtet hat, weil er sich unterstanden hat, den Fürsten in seiner Ehre anzugreifen, es ist —"

Der Name schwebte auf aller Kardinäle Lippen: Ascanio Sforza.

Da stieß ihn Cesare mit anklagender Wucht heraus.

Alles schien sich in der Erregung von den Sitzen erheben zu wollen. Doch der Papst blieb unbeweglich.

Und Cesare Borgia ließ Schlag auf Schlag auf den abwesenden Kardinal niedergehen. „Eifersucht und Rachsucht könnten leicht die Triebfedern des raschen Herzensentschlusses gewesen sein, den Herzog zu töten. Es werden in Rom Morde aus weit geringeren Ursachen begangen. Darum versteht meine jugendliche Empörung über einen solchen Mann, Kardinäle, und begreift aus ihr heraus den Verdacht, den ich gegen ihn hege, um

so mehr, als er sich an dem Tage verbirgt, wo er sich von dem Verdachte reinigen könnte."

Da erhob sich neuerlich Riario. „Der spanische Gesandte ist Zeuge, daß Ascanio an dem Abend der Mordtat in fröhlichster Laune bei ihm selbst zu Gast saß."

„Eine fröhliche Laune ist noch kein Beweis für die Unschuld."

Riario verzog etwas verärgert die Lippen, als er sagte: „Es gibt allerdings Menschen, die zur selben Stunde lächeln können, da ihre Handlanger scharfe Arbeit machen. Aber ich rechne Ascanio nicht zu diesem Abschaum der Menschheit."

Nun erhob sich der Kardinal de Castro. „Im Namen aller spanischen Kardinäle bitte ich den Kardinal Cesare Borgia, alle Schritte zu tun, um den Mord an dem Herzog von Gandia zu rächen, der selbst jeden Spanier aufs tiefste betroffen hat."

Der Papst sah mit Tränen in den Augen umher. „Ihr lieben Kardinäle, Kinder meines Herzens! Seit Donnerstag liege ich im tiefsten Schmerz. Sieben und mehr Papsttümer wollte ich hingeben für das Leben meines Sohnes. Aber seht, vielleicht war dieser Herrgottsschlag ein Gewissensruf für mich. Ich war zu lau und vergaß über der weltlichen Macht mein Hirtenamt."

Cesare machte eine Gebärde der Verwünschung, die der Papst nicht bemerkte.

„Ich will mehr zu Gott aufsehen als zu den Menschen herab, das wird fortan mein Bestreben sein", klagte der Papst plötzlich im Jeremiaston. „Ich will Vermittler sein zwischen dem Gewissen der Menschheit und Gott. Ihr sollt mir helfen, Kardinäle. Erfüllt eure Aufgaben gerechter und freudiger, bringt mehr kirchliches Leben in das Volk, scharet die Besten zusammen und lasset sie Nachfolger Christi werden. Der Bettelmönch in Florenz, der meine Kirche in Trümmer schlagen will, ist ein Frevler, aber eines aus seiner zelotischen Wut greift mir ans Herz: Das Manna des Herzens findet nur der, der aller Eitelkeit entsagt. Er schreit nach Reformation der Kirche! Er soll sie haben, nicht so, wie er sie wünscht, aber doch von einem Gedanken getragen, der aus der Erkenntnis der eigenen Sündhaftigkeit stammt."

Die Kardinäle sahen einander bestürzt an. Aus dem Programm schienen ihrer Wohlbehaglichkeit Gefahren zu erwachsen.

Der Papst erhob seine Stimme zu mahnender Stärke. „Ihr müßt sorgen, Kardinäle, daß der Purpur nicht von euren Handlungen entweiht werde. Ich will nicht, daß ihr mehr als sechstausend Gulden an Einkünften habt. Jesus hatte nichts, sein Haupt niederzulegen — und ihr? Was donnert ihr mit euern Karossen über die Via Flaminia? Und hinter euch Hundert-

schaften an Trabanten. Seid ihr Salomone? Ich dulde nicht mehr als höchstens achtzig Personen am Hof eines Kardinals. Wollt ihr mich an Pracht und Prunk überflügeln?"

Eine Bewegung ging durch die Versammlung. War der Papst schwachsinnig geworden? Strafte er sich nicht selbst mit der Abtötung der Freude?

Cesare Borgia erfaßte schnell die Situation. Er konnte jetzt billig als der Schützer derer erscheinen, die er später verderben wollte. „Allerheiligster Vater, wir wollen gern gehorchen, nur gebt uns Zeit zur Überlegung. Eine Reform der Kirche kann schwerlich über Nacht geschehen."

Der Papst sah den kühnen Sohn drohend an. „Ihr seid nicht berufen, für viele zu sprechen. Die Einschränkungen werden in Kraft treten, wenn es mein Wille erheischt."

Insgeheim spielte er schon mit dem Gedanken, die Reformen möglichst hinauszuschieben und sie milde zu gestalten, denn — sein Sohn tat ihm leid, der ja mitbetroffen schien. „Ich will sechs Kardinäle bestimmen, die sich mit der Reform der Kirche befassen sollen. Geht heim, Brüder in Christo."

Die Kardinäle hatten sich erhoben. Ihre Gedanken spannten sich jetzt nach dem mutmaßlichen Mörder aus. Kein Zweifel, Ascanio hatte harte Arbeit, sich rein zu waschen.

Es gab aber auch einen unter den Kardinälen, dem die Seele unbewegt blieb. Das war Raffaello Riario. Als der Papst das Konsistorium verließ und die Kardinäle fortgingen, musterte er seine geistlichen Brüder, die, in geschwätziger Weise das Versammlungsergebnis besprechend, hinausdrängten. Seine Phäakenbehaglichkeit verließ ihn nicht, als er jetzt als letzter aus dem Saal schritt und in sich hineinmurmelte: Eines ist sicher. Der Papst wird den Mörder finden. Und es wird niemand so sehr belohnt werden wie dieser Mörder.

Im Palast der Lukrezia Borgia salutierten die Wachen vor einer hagern, ältern Frau, die steifrückig, stolz erhobnen Hauptes über die Treppe hinauf in die Gemächer der Herzogin schritt. Es war Adriana de Mila Orsini, die Schwiegermutter der Giulia Farnese, die als Hofdame alle äußeren Ehren einer kleinen herzoglichen Mutter empfing. Ein Weib, über die besten Jahre hinaus, aber noch immer von einer strengen und ungebeugten Haltung, über das gewöhnliche Maß fraulicher Verstandeskraft hoch hinausragend, von einer Weite des Gewissens, die es allein schon verständlich machte, daß sich Alexander von dem scharfen Geiste dieser Frau gern beeinflussen ließ.

Als Adriana de Mila in das Zimmer der Herzogin trat, sah sie vor dieser den Dichter Serafino d'Aquila stehen, der mit

der einen Hand in der Mähne eines schwarzen Schnürenpudels wühlte, während seine andre Hand das Schopfgefieder eines zahmen silbergrauen Kakadus kraulte, der in einem großen Käfig schnurrige Männchen machte.

Serafino verneigte sich ehrfürchtig vor ihr. Lukrezia reichte der eng vertrauten Hofdame die Hand.

„Ich möchte Messer Serafino die Bilder Pinturicchios in der Engelsburg zeigen, Donna Adriana", sagte Lukrezia etwas beengt, „damit er dem Maler Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Sonne steht hoch, wir haben noch Zeit bis zur Cena." Sie war rasch aufgesprungen.

„Ich kann Euch nicht daran hindern, erlauchte Herzogin", sagte Adriana mit dunkler Stirn. „Aber der allerheiligste Vater wird vielleicht Erkundigungen einziehen und ungehalten sein, wenn er erfährt, daß Ihr in den Tagen tiefster Trauer nach Zerstreuungen sucht, die —" Sie hielt respektvoll inne.

Lukrezia rollte die schönen Augen. „Man sollte doch meine Gefühle nicht auch da noch lenken wollen, wo sie niemand schaden können als mir selbst. Mein Bruder, dem ich ehrliche Tränen nachweine, wäre der letzte gewesen, der mich gezwungen hätte, an seinem Sarge zu versteinern."

Donna Adriana warf beziehungsvolle Blicke auf den Dichter, die andeuten sollten, daß es wenig schicklich sei, in Gegenwart eines Fremden über seelische Regungen mehr als notwendig zu disputieren. Aber die Herzogin tat, als verstände sie den Blick nicht, und sagte: „Messer Serafino, ich werde ein Maultier für Euch satteln lassen, wir reiten in die Engelsburg."

„Für diese kurze Strecke genügt wohl eine Sänfte", hofmeisterte Adriana.

„Das Maultier ist mir lieber", trotzte die kleine Herzogin. „Donna Gambarez soll uns begleiten, damit meine Ehrenhaftigkeit nicht Gefahr laufe, in Trümmer zu gehen."

„Wollt das Trauerkleid mit den Halbmondperlen anziehen", sagte Adriana de Mila.

„Ich werde in wenigen Augenblicken bereit sein. Nehmt unterdessen meinen Rolando auf die Knie." Lukrezia tätschelte des Hundes weiche Flanken ab und huschte dann mit Anmut davon.

Adriana gebot dem Dichter, Platz zu nehmen.

„Die erlauchte Herzogin ist zu Tode betrübt", sagte Adriana im seichtesten Hofton.

„Es ist ihr ein trefflicher Bruder geraubt worden." Der Dichter ließ formgewandt dieselbe Saite anklingen. Da eine Pause entstand, versuchte er, etwas freier zu reden. „Man hat noch nicht gewagt, Ascanio verhaften zu lassen."

Donna Adriana ging darauf nicht ein, sondern fragte sehr

neugierig: „Wie ist es Euch gelungen, so schnell zu Donna Lukrezia zu gelangen?“

„Der Kardinal von Valencia sprach so warm für mein Talent, daß er mich der erlauchten Herzogin für ein paar Kunststunden zur Verfügung stellte.“

„Man ist sehr bedacht darauf“, sagte Adriana mit gewichtiger Miene, „daß sich die erlauchte Herzogin nicht in Sphären verirre, die auf die Entwicklung ihrer Gefühle nachteiligen Einfluß ausüben könnten. Die Herzogin ist leicht empfänglich für Anschauungen, die mit Idealen spielen. Nur kommt es dann meist zu heftigen Zusammenstößen mit den Wesenheiten der gemeinen Welt. Ein Hang zur Unzufriedenheit könnte sie leicht zu Unbesonnenheiten verführen, die auch große Gefahren für den Mitschuldigen mit sich führten.“

„So meint Ihr, edle Frau, daß es nicht ratsam wäre, das Herz der erlauchten Herzogin mit den dichterischen Schönheiten eines Horaz zu erquicken, mit den lesbischen Tönen —“

„Ich möchte Euch nur bitten, ihr Gemüt nicht zu verwirren und das Blütentreiben einer gefährlichen Kraft nicht zu fördern, die sie von Natur aus ihr eigen nennt, der Einbildungskraft. Donna Lukrezia ist harmlos und gutmütig; aber ich fühle mich verpflichtet, Euch vor der Ausnützung dieser Tugenden zu warnen.“

Serafinos Geist fühlte sich wie von dunklen Nebeln umbraut. Er sah nicht klar in die Warnung dieser Frau hinein. Was bezweckte diese geheimnisvolle Wortmacherei?

Da riß die Herzogin die Tür auf. Sie stak in einem dunklen Gewand, dessen Saum silberbrokatne Arabesken schmückten. Auf dem Brustsamt schimmerten halbmondförmig Perlen. Das Gold ihrer reichen Locken, von einem haubenförmigen Flor bedeckt, fiel mädchenhaft über die Schultern herab. Über der Stirn bändigte die Flut ein glitzernder Reif mit großen Perlen, mattschimmernde Trabanten eines großen Saphirs, der in der Mitte leuchtete. Ein schwarzer, goldgestickter Mantel fiel ihr leicht von der Schulter.

Hinter ihr stand Donna Gambarez, die schweigsame Hofdame, mit einem recht nüchternen, ausdruckslosen Gesicht, in dem nie eine Leidenschaft gewütet hatte, das aber auch nicht den Stempel einer besonderen Tugend trug.

Wenige Augenblicke darauf ritten die drei Menschen nach der Engelsburg. Das Volk lief zusammen. Aus den Gärten, die sich bis zur Porta Castelli hinzogen, eilten die lustwandelnden Römer herbei, die Herzogin zu sehen.

Und da ritt der stattliche, schöne Dichter Serafino neben ihr, dessen Ruhm knospenhaft aufgesprungen war. Wie ritterstolz

saß er auf seinem Tier! Oh, die Herzogin hatte sich einen trefflichen Kavalier zum Begleiter gewählt.

Donna Lukrezia ritt mit gewohnter Unbefangenheit an dem Gegaffe der Leute vorbei. „Ich habe mit Absicht die Maultiere gewählt", sagte Lukrezia zu Serafino, während sie der Hofdame einen Wink gab, etwas rückwärts zu bleiben. „Wir wollen nämlich mühelos auf den Monte Pincio reiten."

Serafino sah sie verwundert an.

„Ja, ja", lächelte sie, „es ist ein Überfall auf Eure Sorglosigkeit. Ich habe die Cena heimlich auf acht Uhr bestellt, Donna Adriana wird sich wundern. Aber der Ritt auf den Monte Pincio mußte einmal geschehen, ehe Ihr mir entweicht."

Sie ritten in die Engelsburg. Der Vogt des Gefängnisses empfing die Herzogin im Hof, wo die Maultiere bei einer Zisterne von den Burgknechten in Empfang genommen wurden.

„Ihr habt einen Gefangenen hier, einen Augustinermönch", sagte die Herzogin.

Der Hauptmann nickte.

„Ich möchte ihn sehen."

„Ich habe den Befehl, niemand zu dem Gefangnen zu lassen."

„Und wenn ich Euch inständig bitte?" drängte die unerfahrne Herzogin an den Burgvogt heran.

„Ich kann ohne Erlaubnis des Kardinals von Valencia nicht die Tür öffnen."

„Das ist unerhört!" zürnte Lukrezia, und ihre schönen Nüstern bebten. „Ihr könnt leicht meine Macht zu spüren bekommen, Soldan!"

„Ich müßte auch die Macht des Kardinals Cesare Borgia zu spüren bekommen." Der Hauptmann verneigte sich in größter Verlegenheit.

Lukrezia zeigte die weißen Zähne. Ihre Machtlosigkeit brachte ihr Blut in Wallung. „Dann dürfen wir wohl auch Pinturicchio bei der Arbeit nicht sehen?"

Der Vogt beeilte sich, das Gegenteil zu versichern. Er zeigte den Weg zu den obern Gemächern.

Lukrezia sagte leise zu dem beschämten Dichter: „Euer Bruder lebt, das wissen wir wenigstens jetzt. Nächstens wollen wir doch mehr durchsetzen."

Bald standen sie im ersten Gemach, wo die Kunst des Pinturicchio ihre Befreiung aus der Einförmigkeit biblischer Stoffe versucht hatte. Der Jünger Peruginos war ein unsteter, verschloßner Sonderling, aber seine Kunst war inmitten der Lasterwirtschaft Roms keusch und sonnig geblieben. Immer sprach aus seinen Bildern das sanfte Behagen der umbrischen Schule,

die Freude an unschuldigen, gottergebenen Gestalten, denen der Himmel vorbehaltlos seinen Segen gab.

Aber in der Engelsburg hatte der Meister mit einiger Anstrengung die Gefilde der Heiligen verlassen. Der Vogt führte die Gäste in den Gartenturm, wo sich vor ihren Augen inmitten reichverzierter Grotesken das politische Leben Alexanders VI. entrollte. Hier begann sogar schon die Porträtkunst zu triumphieren, denn die Köpfe der katholischen Isabella, eines Grafen von Pitigliano und des Cesare Borgia prangten hier in ausgebildeter Charakteristik.

Plötzlich hielt Serafino in Andacht seine Schritte an. Er stand vor dem Porträt Lukrezias.

Eine heitere Anmut und Unbefangenheit und der ganze süße Schmelz ihrer Jugend lächelten ihn an. Und darüber lag die Sonnenklarheit Italiens. Serafino wollte nicht von der Stelle, bis sich die Reitgerte der Herzogin leise auf seine Schulter legte. „Versinnt Euch nicht", sagte Lukrezia leise. „Das Urbild steht neben Euch."

Da erwachte er.

Historische Szenen blickten von den Wänden. Eine bunte, farbenprächtige Menge von Personen, alles von Gold und Sonne durchleuchtet, aber die Gestalten noch etwas nüchtern, nur vom Farbenschimmer ihrer Tracht zu Königinnen und Fürsten erhoben. Aber schon arbeitete neben Pinturicchio ein Jüngling in Rom, der vom höchsten Geiste begnadet war, die titanische Kraft eines Künstlergenies zu entfalten, das in der Natur die heilige Erkenntnis aller Dinge erkannte: Michelangelo. Aber da der Größere noch im Werden war, nahm man den Kleineren für groß. Man verhätschelte ihn und trieb ihn von Kirche zu Kirche. Es gab fast keinen Gottestempel, wo Pinturicchio nicht eine Ausschmückung besorgen mußte.

Aber da sahen sie ihn selbst, als der Vogt jetzt die Tür zu einem neuen Gemach aufmachte. Im befleckten Talar, das Haar bis zur Schulter herabwallend, die melancholischen Augen voll Erstaunen auf die Tür gerichtet, stand der umbrische Meister auf einer Leiter vor einer fast vollendeten Groteskmalerei. Nun stieg er verwirrt herab und verneigte sich vor der Herzogin.

Lukrezia reichte dem Maler, dessen Gesicht wie ein Truthahnkopf verfaltet war, die Hand und sagte mit einem scherzenden Unterton: „Messer Bernardino, dieser Dichter hatte gelinde Zweifel gehegt ob Eurer weltlichen Kunst. Es ist Serafino d'Aquila, auf dem Parnaß gar wohl zu Hause."

Wortlos, mit einer leisen Gekränktheit um die Lippen, reichte der eitle Maler dem Dichter die Hand.

Dieser lächelte sich mit feiner Lebensart über die Verlegenheit des Augenblicks hinweg. „Was ich bisher von Euch sah,

machte mir Furcht, daß Ihr aus allzu großer Liebe zu der Heiligeneinfalt die Schönheit der irdischen Welt vergessen könntet. Aber nun ich gesehen, bin ich gläubig geworden; verzeiht also, Meister Pinturicchio."

Zwei Männer standen einander gegenüber, denen die zarten Genien liebliche Kränze ums Haupt gewunden hatten.

Lukrezia sagte, das Bild betrachtend: „Man versteht vor Euern Bildern, daß Ihr Neider habt."

Pinturicchio errötete. Aber mit geschwellter Brust entgegnete er: „Keine Anerkennung ist mir so Beweis meines Ruhmes als der Neid. Man wirft nicht mit Steinen nach Bäumen, die keine Früchte tragen."

Der junge Serafino sagte sehnsuchtsvoll: „Ich beneide Euch um den Neid. Er folgt dem Ruhm wie der Schatten dem Menschen."

„Soll ich Giulia Farnese einen Gruß von Euch ausrichten?" fragte Lukrezia mit einem etwas arglistigen Lächeln.

„Ich würde Euch sehr dankbar dafür sein, erlauchte Herzogin", sagte der Maler verschämt und versenkte sich in eine neue Farbenmischung.

Lukrezia wußte, wie tief das Bild der Favoritin des Papstes in dem Malerherzen saß. „Wir müssen gehen", sagte sie rasch und verabschiedete sich von Pinturicchio.

Als sie auf den Gang kamen, eilte gerade eine Frauengestalt an ihnen vorbei, die sich ins Dunkel drückte. Aber dann hörte man ein leises Kichern, und Serafino sah, wie die Herzogin mit dem Seidenfächer der maskierten Gestalt auf den Haarschmuck schlug. Im nächsten Augenblick huschte die Gestalt in Pinturicchios Zimmer.

„Habt Ihr sie erkannt?" fragte Lukrezia.

„Ich vermute — aber — ich habe mich wohl getäuscht." Serafino sagte es ganz verwirrt.

„Ihr habt Euch nicht getäuscht. Sie sitzt Pinturicchio jeden Tag. Aber es soll niemand davon wissen, denn es soll eine Überraschung für den Papst sein. Der Frauenkopf wird für ihn eine Art Huldigung des Meisters bedeuten."

Da wußte der Dichter, daß es Giulia Farnese war.

Sie bestiegen wieder die Maultiere. Als sie über die Engelsbrücke ritten, lag der Borgo in schwerer Sonne. Hölzern wie eine Mumie folgte die Hofdame der Herzogin und dem Dichter.

Der Tag war golden. Vom Tiber strich ein kühlendes Lüftchen herüber. In der Pinciana, der großen Ebene am Fluß, die sich gegen den nördlichsten Hügel der ewigen Stadt hinzog, mit hochschäftigem Türkenkorn bebaut, duftete es warm wie nach lindem Honig. Lustig trabten die kleinen graubraunen Tiere vorwärts, die Herzogin schlug mutwillig wie ein Kind öfters

mit der Gerte drein und freute sich an den Sprüngen der erbosten Maulesel. Serafino bewunderte ihre Sattelfestigkeit und ihre sichre Hand.

Mit verhängtem Zügel ritten sie die Weinberge hinauf, die sich gegen den Monte Pincio streckten. Immer dichter wurde das Geranke rechts und links. Aus dem Grün leuchteten die Gemäuer der Aqua Virgo, die sich gegen die auf dem Hügel liegende lukullische Gartenwildnis hinzogen.

Nun hielten sie in der Nähe des einspringenden Winkels der Aurelianischen Stadtmauer. Sie stiegen von den Maultieren. Die schweigsame Hofdame mit dem kerzensteifen Rücken band die Zügel zusammen und befestigte sie an dem Stamm einer Pinie. Sie schien sich aus dieser männlichen Hantierung nichts zu machen.

„Da habt Ihr das schöne Rom!“ sagte die Herzogin mit verschleierter Stimme.

Serafino stand neben ihr. Er sprach kein Wort. Seine Augen sogen die architektonische Pracht, die mit den lieblich grünen Hügelwellen zu wunderbarer Harmonie verschmolz, dürstend ein. Überall dunkles Grün um leuchtende Türme und Mauern, da und dort die flachen Kuppeln der Gottestempel über das Geschiebe der Dächer emporragend, die nadelspitzen Obelisken und alten Säulen, die grauen Trümmer versunkner Kaiserpracht, in verzackten, gratartigen Formen aus den dunklen Macchieninseln aufsteigend.

Weit hinter der Stadtmauer vom Hügelland herüber klang der weiche Ton einer Zampogna, einer Hirtenschalmei.

„Ein armer Hirte dort“, erklärte Serafino. „Hier könnte Apollo die Kühe des Admetos geweidet und seine Leier dabei gegriffen haben.“

„Der Gedanke ist schön“, lächelte die Herzogin. „Podokatharo hat mir, wenn er mit mir nach Hellas floh, nie die Schönheit des Gedankens zum Begleiter gegeben, sondern nur seine geschichtliche Richtigkeit. Dort lag eine berühmte Stadt, hier saß ein Heros auf der Trümmerstätte, in der Straße fuhr Tullia über den Leichnam ihres Vaters, und dort stand Numa Pompilius und lauschte den Auguren. Und nun ist mir ganz wundersam zumute, und Ihr habt doch auch nichts anderes gesagt als: ‚Hier könnte Apollo die Kühe des Admetos weiden‘.“

„Wie dankbar muß ich dem Schicksal sein, daß es mir vergönnte, die Einbildungskraft einer Herzogin von Pesaro in sanfte Bewegung zu bringen und die Lehrkunst eines Potokatharo zu verdunkeln.“ Serafino lächelte.

Die Herzogin hatte sich auf einen zerborstnen großen Mauerstein gesetzt. „Lagert Euch neben mich hin. Donna Gambarez wird so freundlich sein, uns an der Stadtmauer einige Akan-

thusblätter zu sammeln, daß wir unsere Maultiere schmücken können. Oh, seid so gut, Donna."

Die schalkhaft bittenden Kinderaugen erreichten beim spanischen Argus alles. Auch die Herbeischaffung der Zierde für die Mauleselsköpfe. Donna Gambarez machte sich auf den Weg.

„Nehmt auch Efeu mit!" rief Lukrezia nach. Dann machte sie eine rasche Wendung nach dem Dichter, der sich voll Befangenheit ins Gras niedergelassen hatte, und sagte leise: „Nun verratet mir, was Donna Adriana de Mila von mir geplaudert." Ihre Augen verlangten gebieterisch die Wahrheit

Serafino flüsterte ebenso bewegt: „Sie riet mir, alle Verrücktheiten, die die Einbildungskraft eines Dichters leicht gebären könnte, von Euch fernzuhalten."

Lukrezia machte dunkle Augen. „Und wenn ich Euch bitte, Donna Adriana nicht zu gehorchen und nach wie vor meinen Wünschen gerecht zu werden?"

„Hoheit — Euer Vertrauen macht mich zum glücklichsten der Menschen."

„Nennt mich, wenn wir allein sind, nur Donna Lukrezia. Hört, Donna Adriana ist die Falschheit selbst. Man will mein Unheil." Sie sah sich schnell nach der Mauer um, ob nicht Donna Gambarez käme. „Sie wollen wahrhaftig alle mein Verderben. Ich möchte es so gern von meiner Brust wälzen, was mich alles quält. O Messer Serafino, wie schlecht sind die Menschen! Wie schlecht ist dieses heilige Rom!" Sie warf das Gesicht in ihre Hände, als wollte sie den Schimmer der Träne verbergen.

„Hoheit — Donna Lukrezia —" Der heißhorchende Dichter stotterte den Namen heraus, der ihm in den letzten Tagen wie silberner Harfenschlag in die Seele getönt hatte.

Die gelöste, gedrängte Seele der Herzogin warf ihre Last unbedacht und ungestüm von sich. „Messer Serafino, ich brauche einen Menschen, der mich an das Gute im Menschenherzen glauben läßt, sonst versinke ich in der Gemeinheit, die mich umgibt. Ich weiß, warum sie die Tröstungen der reinen Dichtung von mir fernhalten wollen. Damit sie mit der verödeten Seele leichteres Spiel haben. So hat man mich auch von meinem Gatten losgerissen, gerade als ich versuchte, ihn lieben zu lernen. Die erwachende Lukrezia paßte ihnen nicht, sie wollen nur eine Frau für ihre Staatsverträge haben."

Er sah ihr tief in die Augen. Die Sonnenstrahlen brachen sich darin und ließen ihre Angst und ihren Schmerz hell aufleuchten. Er wußte vor Verwirrtheit kein Wort zu stammeln. „Fürstin — Donna Lukrezia — ich binde mich in unsäglicher Herzensergebenheit an die süßeste Kette, die je ein Sterblicher

trug. Sagt, was ich tun kann, Euch zu erheitern, Euch Mut zu geben?"

Sie sah sich wieder vorsichtig um. „Ich will vorderhand nichts von Euch als eine Art Trost, will nur die Stärkung empfinden, die das reine Dichterwort zu geben vermag. Die Stunden, die Ihr bei mir seid, sollen eine Weihe ausströmen auf mich. Mir ist die Dichtkunst nicht fremd, ich sagte es Euch schon. Lächelt nicht über die Unbeholfenheit meiner Verse, mit denen ich Attikas Gestade pries —"

„Die natürliche Wärme, die in der Schöpfung pulsiert, entschädigt für den schwächern Ausdruck. Die Form findet —"

„Dort naht Donna Gambarez", sagte Lukrezia ärgerlich. „Ich hätte Euch so gern gebeten —"

„Sprecht, Donna Lukrezia!" flehte der ermutigte Poet mit leuchtendem Auge.

„Daß Ihr das Versprechen einlöst, das Ihr mir jüngst gegeben."

Serafino erriet. „Ich trage die Verse bei mir."

„Dann muß Donna Gambarez auf alle Fälle fort", brauste die Herzogin in hellem Eifer auf. Und als die Hofdame kam und das dunkle Gewinde von Efeu und Akanthusblättern übergab, sagte Lukrezia mit erkünsteltem Schreck, der einem altrömischen Pantomimen alle Ehre gemacht hätte: „Donna, ich bin trostlos, die Schulteragraffe, die mir vor einigen Tagen der Papst gab, muß ich auf dem Wege verloren haben, durchsucht den Weg bis zur Aqua Virgo. Nehmt das Maultier mit, damit Ihr leichter bergauf könnt."

Die Hofdame keuchte mit dem Maultier und einer heimlichen Verwünschung ab.

Donna Lukrezia lachte sich ins Fäustchen. „Das ist auch ein Füchslein, das unschuldig tut und doch zuschnappen wird, wenn es sich einmal lohnt. Eine bezahlte Kreatur der Donna Adriana. Heute verklagt sie mich sicher bei ihr und die mich beim Papst. Aber es ist ja gleich." Sie jubelte ihre helle Stimme noch in die Höhe und streckte die Arme aus, als wollte sie den blauen Ozean über sich mit ihrer Sehnsucht durchschwimmen. „Heute will ich einmal dem leuchtenden Tag ein leuchtendes Herz entgegenschlagen lassen! Ah! Heute will die arme Herzogin von Pesaro Bettlerin vor Sankt Peters Tür werden! Und jetzt laßt die Verse hören."

„Es sind Oktaven, gesetzesstrenge Zeilen, auf daß ich Poliziano mit gleicher Waffe bekämpfe im lieblichen Wettstreit."

Und während er im Grase lagerte, die Augen wie in einer holden Vision in das Wipfeldach der Pinie erhoben, und die Verse sprach, saß die Herzogin, mit ihren Blicken an seinen

Lippen hangend, auf dem Steinblock, den Oberkörper leicht nach vorn geneigt, das Kinn auf die Hand gestützt.

Und die Verse fluteten leichttönend von seinen Lippen und schwangen sich wie Lerchenjubel ins Blau.

Im Schatten von Tibur beim süßen Weine,
Bekränzt von Rosen, lag ich träumend da
Wie einst Horaz, als er im Tempelhaine
Das Bild der heißgeliebten Chloe sah.
So stieg auch mir ein Bild im goldnen Scheine
Des Morgens auf: Venus Urania.
Aus Empyreumshelle schwebt' sie nieder
Und löste mir die traumbeschwerten Glieder.

Ich tauchte in die Gluten, die sie hüllten,
Und sog den Reiz der Schaumgebornen ein,
Es brannte mir das Herz, der Holdgewillten
Auf dem Altar des Liedes Gold zu streu'n.
Die Töne, die das Herz mir jubelnd füllten,
Schmolz ich in Silberlauten preisend ein,
Die Leier klang, und aus Kytherens Hainen
Hört' ich die Klage um die Göttin weinen.

Sie war geflüchtet, einen zu beglücken,
Der sie ersehnt, doch niemals noch ersah,
Und der sein Herz mit staunendem Entzücken
Hingab der reizenden Egeria.
Nicht wollt' ich mir den delph'schen Lorbeer pflücken,
Da mir der Gottheit Wunder selbst geschah,
Und doch — mit Pindars Kunst sie hoch zu ehren,
Konnt' mir die Himmlische nicht ganz verwehren.

Wo hast du, Göttin, deinen holden Knaben,
Der deine Opfer trifft mit strengem Pfeil?
Die holden Grazien mit ihren Gaben?
Du zürnst, du fliehst? O süße Göttin, weil'!
Laß mich an deinem Bild mein Herz erlaben!
Es pries des Sängers Mund das höchste Heil,
Als du dich gnädig dem Adonis zeigtest
Und deine Lippen zu den seinen neigtest.

Was war und ist und sein wird, dankt der Liebe,
Dankt dir, o Göttin, seine Wesenheit.
In diesem herrlichsten der Göttertriebe
Erstand der Welt Gewähr für Ewigkeit,
Und stürzten Erden ein im All, es bliebe
Dein hold Geschenk für eine neue Zeit,
Aus Chaosschlünden, aus Vernichtungsfluten
Entstieg die Liebe mit erneuten Gluten.

Entfliehst du jetzt zu den olymp'schen Höhen,
So laß dein Abbild, Göttin, mir zurück,
Soll um mein Haupt der Erde Schauer wehen,
Laß deine Schönheit meinem trunknen Blick.
Dein Paris durfte Helena erflehen,
Begnad auch mich mit freundlichem Geschick
Und gib, auf daß dein Sänger treu dir bleibe,
Ihm deinen Liebling weihevoll zum Weibe.

Da blaßt' der Glanz, die holden Schleier schwanden,
Und ich erwacht' aus trunkner Harmonie —
Und vor mir stand —

Serafino hielt verwirrt inne und senkte den Blick. Sein Auge war verschimmert, die Glut der Verse hatte seine Fibern entzündet, die große Empfindung bebte in ihm. Nun kam es wie ein wirkliches Erwachen aus „trunkner Harmonie" über ihn. Er sah die Augen Lukrezias auf sich gerichtet, halb in Bängnis, halb in froher Erwartung schimmernd, ganz hingegeben dem Gefühlsschwall, der sich über sie ergoß, und er vermeinte den jagenden Atem ihrer Brust an seinen Lippen vorüberhauchen zu spüren.

Da hörte er ihre bange Stimme klingen: „Das ist kein Ende. Das Lied muß ein Ende haben. Weiter! ‚Aus trunkner Harmonie — und vor mir stand —'"

Und Serafino, hingerissen durch die Begeisterung der Herzogin, legte ihr in heftigster Bewegung die feierlichste Huldigung zu Füßen, andachtvoll, mit der Glutinnigkeit eines Beters:

Und vor mir stand, als sich die Sinne fanden,
Ein Erdenweib — mein Aug sah Schönres nie!
Vor dem Geschenk aus hehren Götterlanden
Beugt' ich beglückt, anbetend jetzt mein Knie!
Der Venus Reiz, geweihet dieser einen —
O fließt, ihr Zähren, die mein Glück beweinen!

In der Aufgelöstheit seliger Gefühle warf er das Haupt in die Knie.

Lukrezia zitterte heftig. Das Herz, bedrängt von einem ungekannten Glück, durchzittert von der reinsten, heiligsten Empfindung, wußte sich nicht mehr zu helfen. Leise hob sie die Hand und streichelte zärtlich, als ob sie Kinderlocken kosen wollte, über den seidenweichen hellbraunen Scheitel hin, der gesenkt vor ihr lag. Ihre Herzensergriffenheit bannte ihre Lippen in Schweigen.

Serafino wußte nicht, wie ihm geschah. Er glaubte, in die Weihe des Venustraumes zu versinken. Jetzt, jetzt, meinte er, müßte den seligen Endymion der Kuß Selenes wecken und er

in die Arme sinken, die seiner begehrten. Langsam hob er unter dem Druck der sanften Hände sein Haupt. Ein wehmütiger Blick traf sein Auge. Ungestüm griff er nach der duftenden Hand. Sie entglitt ihm nicht, schwand nicht aus seinen Händen, blieb Fleisch, vom warmen Lebensstrom durchpulst, und er fühlte den stärker werdenden Druck der feinen Knöchelchen, der lautlosen Boten geheimnisvoller Gefühle, und er tastete zärtlich zurück und wies seinen eigenen Blutströmen den Weg zum Herzen der Herzogin.

Hand in Hand, wortlos, von hesperidischer Einsamkeit umwoben, tauchten die Seelen von Fürstin und Dichter ineinander.

Da lösten sich die Hände, nicht die Augen voneinander. Ohne Reue blickte die Herzogin auf das wunderbare Erleben dieses Augenblicks zurück, der ihr Bürgschaft für den künftigen freien Atemzug inmitten der Stickluft des päpstlichen Hofes war. Von diesem heißen, keuschen Begebnis sollten wie von einer wärmenden Sonne die Strahlen ausgehen in ihr Herzensleben und dort alles Eis auftauen, mit dem dieses Rom sie umkältet hatte.

Zu ihren Füßen erglühte eben der schöne Steinhaufe Roms im Abendstrahl. Wie zerfließender sidonischer Purpur ergoß sich der Schein über die Ewige Stadt, in deren Leibe das Gift der Verderbtheit kreiste. Die ganze Stadt zu ihren Füßen schien ein festtäglich Kleid umgeworfen zu haben, die alten Tempel badeten sich in der Glut, als wollten sie sich verjüngen, die zerbrochnen Mauern der Konstantinthermen hielten ihre sterbende Schönheit wehklagend der Sonne entgegen, und um die Mark-Aurel-Säule, die wie eine versteinerte Ruhmeshymne ins Blau ragte, begann das Licht rosige Girlanden zu weben.

Ein Meer von Schönheit lag vor den Augen der Lukrezia Borgia, und sie glaubte, daß ein Festesjubel frohgestimmter Menschen aus diesen Gassen zu der Seligkeit ihrer Brust aufsteigen müßte, glaubte, daß die alten Venusaltäre Romas sich wie durch Zauberkraft mit Maienlaub und Rosen schmücken müßten.

Und diese Gefühle fanden jetzt bei der Herzogin zuerst den Weg zu den Lippen. „Serafino — Ihr habt das Herz mir gelöst mit Eurer reinen Kunst —“

Er warf seine Lippen auf den Samt ihrer Hände, der weichen Nardenduft ausströmte.

„Ich bin das arme Bettelkind, das nach Liebe lechzt, wie sie die Schönheit Eurer Verse birgt. Es würden Schrecken über mich hinfahren, wenn Ihr wieder die Herzogin in mir sähet. Nehmt mich als Blüte hin, die Ihr zur Reife bringen sollt

durch die reine Kraft Eures Wesens. Seid mir der Tau, der meine mähliche Entfaltung bewirkt, die Sonne, die meine Blutenblätter mit ihrer Wärme tränkt, der sanfte Regen, der mein Wachstum zum wirklichen Weib beschleunigt, und selbst dem Wetterstrahl, der zürnend aus Eurem Auge entspringt, rufe ich mein Willkommen zu, wenn er mich mahnend zur Stärke erzieht."

„Holde Dichterin!" jubelte das Herz des Dichters. Und er trank verliebt den Sonnenstrahl, der aus ihren Augen schoß.

„Es werden harte Tage kommen, Serafino", begann plötzlich ihre Angst zu zittern. „Man hat meine Ehe zerbrochen, aber man wird mich in andre Ketten legen wollen Schon wird der zukünftige Gatte in den Zimmern des allerheiligsten Vaters erwogen."

„Oh, daß ich Euch helfen könnte mit ausgiebigen Waffen!" klagte Serafino. „Ist die reine Empfindung meines Herzens die Waffe, um ein ganzes Rattennest von Teufelei zu bekämpfen? Kann ein Borgia erzittern vor der heiligen Einfalt eines Dichters? Ein Mensch demutig in den Staub sinken, der nicht einmal gewohnt ist, vor Gott zu erbeben?"

„Die Zweige knistern — seid still —" Lukrezia war zusammengeschreckt.

„Ein Vogel fuhr aus dem Traum. O Lukrezia! Wann wird heilige Einsamkeit uns zuteil werden — wann werden wir ungestört —?"

Hastig sprudelte es von ihren Lippen: „Vielleicht gelingt es mir, einen Ritt nach Nemi durchzusetzen. Es brauchte nur mein getreuer Piccinino mitzureiten. Die Jagd wird dort schon lange nicht mehr betrieben. Vielleicht gelingt es dann —"

Die Zweige rauschten in der Ferne.

„Wenn Ihr mich morgen wieder zu Hause in die Gefilde Kytherens entführt, werde ich Euch Näheres auf einem Zettel aufschreiben. Denn ich traue meinen Hofdamen ein allzu feines Gehör zu." Eben tauchte die groteske Steifheit der Hofdame zwischen den Stauden auf. Lukrezia fuhr mit sichrer Unbefangenheit fort, während sie Serafino einen beziehungsvollen Blick zuwarf: „Ich will morgen in San Giacopo die Messe hören." Dann sagte sie im Ton ärgster Betrübnis, den ihre List aufbringen konnte, zur heranpustenden Donna Gambarez: „O allerärmste Donna, denkt nur, die Agraffe lag einige Schritte von meinem Maultier entfernt, und ich sandte Euch bis dorthin, wo Admetos' Kühe grasen. Verzeiht mir."

Die Hofdame grinste ein freundliches Lächeln, hinter dem die Wut glimmte. Das Hirn der Hüterin gerechter Sitte machte sich allerlei Gedanken.

Man bestieg die Maultiere.

Der Tag verschied. Das Firmament war über dem Monte Mario zu einem orangefarbnen Meer verglüht. Über dem Sabinergebirge lagen rotviolette Wolken und schienen unbeweglich wie selige Inseln zu ruhen.

An dem Altar des Apollo Musagetes kniete heute kein Beter. Serafino d'Aquila wälzte sich ruhelos auf den allerweichsten Daunen. So von Seligkeit und Bängnis überströmt dachte er sich die festlich gestimmten Hellenen, vor denen die Schauer des eleusischen Festes lagen.

Cesare Borgia ließ sich in die Zelle des Fra Giuliano führen. Es war ein Rattenloch, in dem der Pesthauch aus allen feuchten Winkeln zu strömen schien. Auf einer Bank schlief der Mönch, neben ihm stand auf einem Tisch ein irdener Wassertopf, daneben lag ein Stück Brot.

Der Kardinal sah lange auf die Gestalt, die der Hunger zum Skelett abgemagert hatte. Kein Heiligenschein wob sich um die bleiche Stirn, durch die wohl ein Traum ging. Der Kardinal rüttelte leicht an den Schultern des Schlafenden.

Fra Giuliano erwachte. Seine Nerven waren durch die Schrecken der Kerkertage noch empfindlicher geworden. Ein Erblassen ging über das abgemagerte, von Nachtwachen ermüdete Gesicht des Augustiners.

Der Fackelträger, der Cesare Borgia begleitet hatte, steckte die Leuchte in einen Mauerring und entfernte sich.

Die Nässe sinterte zu glitzernden Tropfen an den Wänden, und im Fackelschein kroch träges Gewürm und Asselgezücht umher, in den Ecken leuchteten schwammartige Gebilde, der rohgezimmerte Tisch hatte Sprünge, und auf der Pritsche, die faules Stroh bedeckte, klebte der Schmutz alter Speisereste.

Cesare durchbeutelte ein Gefühl des Ekels. Er schämte sich aber, das Mitleid unnötig anwachsen zu lassen. „Wißt Ihr, wen Ihr vor Euch habt?" fragte der Kardinal mit dem Ton scheinbarer Güte.

„Den Mann, dessen Vater ganz Rom erbarmungslos an einen entsetzlichen Abgrund führt, Exzellenz", sagte Fra Giuliano anscheinend ohne Furcht vor dem Tiger, der ihm noch kein Raubtiergebiß zeigte.

Cesare flößte der Mut des Augustiners keine Achtung ein. „Daß man in Eurem Zustand noch den Mut aufbringen kann, so schwere Anklagen aufrechtzuerhalten, überrascht mich, aber ich bringe deshalb kein anderes Gefühl für Euch auf als das des lebhaftesten Mitleids. Ihr seid aus Genazzano entflohen, der Prior sucht Euch, die päpstlichen Sbirren sind hinter Euch her, weil Ihr die Verwegenheit hattet, das Kirchenregiment zu verdammen."

‚Zu dieser Verwegenheit hat mich Gott geweiht wie einen Propheten des Alten Bundes.“ Seine Stimme klang zerbrochen.

„Ich sehe schon, Euch wird man schwer von Eurem Unrecht überzeugen können, denn Ihr schwärmt in Sphären herum, wo die Philosophie eines gewöhnlichen Sterblichen nicht recht zu Hause sein kann.“

„Darf ein Kardinal nicht dort zu Hause sein, wo Gottes Stimme ruft?“ fragte Fra Giuliano gedrückt.

Cesare ging über den Ton des Vorwurfs ohne Kränkung hinweg. „Wer sagt Euch, daß Gott Euch ruft?“ fragte er wie ein Torquemada.

„Wenn die Gesichte des Johannes, der auf Patmos saß, groß und schrecklich waren, so waren es die meinen nicht minder. Ich sah das ganze Rom wie einen Käferleib von Ameisen zerfressen und sah, daß diese Ameisen Gewänder von phrygischem Purpur trugen und die Hostie küßten, während an ihrem Halse das Edelsteinkränzlein der Venus hing.“

Cesare verbiß ein Lächeln. „Ich habe keine Lust, Träume scholastisch auszulegen.“

„Die Gesichte wiederholten sich bei Tag und Nacht und ließen die Gluten in mir wachsen, bis alles flammte. Und ich nahm die Schrift und verglich das Wort des Propheten mit meinen Gesichten und war neuerlich der Erkenntnis voll.“

„Und vor allem bekennet: Ihr habt Savonarola gehört!“ sagte Cesare scharf.

„Wie ein gut gepflügtes Feld nahm ich die Samenkörner seiner Gedanken auf und ließ sie keimen. Er ist ein großer Sämann, und wohl den Menschen, die seine Saat verarbeiten.“

„Das wäre noch zu bezweifeln“, sagte Cesare gelassen und nahm auf der Pritsche Platz. „Ihr habt die Bücher von ihm gelesen, die Sachen von der ‚Demut‘, von der ‚Witwe‘, vom ‚Gebet‘?“

„Alles, Exzellenz. Und dann griff ich in den Pfuhl des Vatikans hinein mit meinem Retterwillen und zog den Schlamm auseinander. Ach, Exzellenz, was will der Papst mit dieser Anbetung des Bösen?“

„Das zu verantworten überlaßt ruhig dem Heiligen Vater selbst. Glaubt Ihr, daß Eure Bußpredigten den Papst bestimmen werden, das Schifflein Petri nach Eurem Kopfe zu steuern?“

„Wenn Savonarola und ich allein gegen ihn kämpfen, nein. Aber die Macht der Wahrheit ist ansteckend.“

„Dann wird man Mittel finden, die Ansteckung zu verhindern. Auch verkennt Ihr die Stellung des Papstes. Päpste haben nicht die Anlage zu Volksheiligen, die auf Tavernenschwellen und auf Berggipfeln Buße predigen. Sie haben nicht die Auf-

gabe, in Mönchssandalen einherzugehen und dem Gotteswort neue Wege zu bereiten. Sie haben recht weltliche Missionen zu erfüllen."

„Das haben sie nicht!" flammte Fra Giuliano auf. In ihm streckten sich die schlaffen Sehnen, von der Triebkraft der Überzeugung geschwellt.

Cesare ließ der Eifer kalt. „Ich leugne nicht, daß wir unter den Priestergestalten auch Heilige brauchen. Ich neige mich voll Ehrfurcht vor einem Bruder Angelico da Fiesole, der zuerst betete, bevor er den Pinsel ergriff. Aber ein Priester, der zuerst vor dem Papst ausspeit, bevor er ihn beschimpft, ist deshalb noch lange kein Heiliger. Ich könnte, wenn mir die Sache nicht so nichtig wäre, Euch mit allerhand Beweisen dienen, daß Ihr im Unrecht seid, aber ich überlasse das dem Konsistorialgericht. Ihr irrt Euch darin, wenn Ihr glaubt, daß Savonarola aus religiösem Eifer handelt. Der Mann will Florenz beherrschen, wenn nicht mehr. Wodurch unterscheidet er sich also von dem Papst, der die Welt beherrschen will? Nur durch die Kleinheit seines Ziels, nicht im Gegenstand selbst. Er bedient sich staatskluger Mittel, um seine sittlichen Ideen durchzusetzen. Aber er wird nicht mehr lange sein Spiel treiben. Das Volk selbst wird innewerden, daß er weniger ein Heiliger als ein Politiker ist. Und dann weg mit ihm! Der Papst lacht seiner Schwärmerei, weil er weiß, daß Savonarolas Richter das Volk sein wird."

„Exzellenz! Savonarola zeigt den Weg zur Buße, zum Himmel —"

„Es kommt darauf an, den Weg zur Kirche zu weisen. Dort wird das Volk die Befriedigung schon finden, die ihm nottut. Und das ist Euer Beruf, Priester. Nebenbei könnt Ihr ja getrost in Eurer Askese verharren, für die Ihr ein angebornes Talent besitzt. Aber der gesamten Menschheit dürft Ihr dieses Talent nicht zumuten. Doch gesteht es freimütig: nicht das Mitleid mit dem verkommenen Menschengeschlecht läßt Euch zum Rededolch greifen, sondern der Ehrgeiz, als religiöser Brutus dereinst gefeiert zu werden —"

„Kardinal!" Die Verzweiflung der verkannten Seele schrie aus ihm.

Cesare Borgia blieb ungerührt. „Mönch, du spielst furchtbar mit dem Feuer, dessen Gewalt du nicht kennst."

„Ich habe sie kennengelernt", ging es nun wie Donner aus dem Munde des Eifrers, dessen Antlitz bleich wie Linnen wurde. „Und an dieser Gewalt des Stärkeren wirst du selbst zugrunde gehen, Kardinal Cesare Borgia. Und es wird die Gewalt der Gerechtigkeit sein, die dich richtet. Deine armselige Gewalt konnte eine unschuldige Blume brechen, zer-

pflücken, verunehren, konnte einen jungfräulichen Tempel zerstören —"

„Nur weiter, Bruder!"

„Aber Gott wird den Zahltag senden, Gott wird rächen all den Jammer, den du über das Haus der Narni gebracht —"

Der Name blitzte nur so durch Cesares Gehirn. Hieß nicht auch sein Dichter Serafino so?

„Die ganze Papstrotte wird in ihrem Frevel ersticken, der sich jetzt noch in Rosenglut hüllt und das Volk besticht. Deine Gebeine werden schlottern vor Angst, Kardinal, wenn der Rächer naht, bei lebendigem Leib wird dein Gebein zerfallen, die Wollust wird das schöne Gefäß zerfressen, und aus Balsam werden deine Glieder in Pestmoder fallen. Kehr um, Kardinal, noch ist es Zeit!"

Über die Prophetenwucht stürmte Cesare Borgia hinweg: „Phantast! Soll ich dich endlich aus dem Traum taumeln lassen? Dich mit bittern Wirklichkeiten speisen? Deine Schwester Daniela ist in meiner Gewalt."

Des Mönches Pupillen weiteten sich. Aber er riß sich aus der Atemnot heraus. „Wer wäre es nicht?"

Cesare dämpfte wieder seine Stimme. „Ich habe Daniela Narni ausheben lassen. Sie befindet sich in meinem Palast."

Dem Bruder graute. „So schändest du die, die ihre Gebete für deine Entsündigung zu Gott aufsteigen ließ Nacht für Nacht? So lächelst du über Magdalenentränen? So greifst du die Unschuld an, über die Gottes Engel ihre Fittiche breiteten?"

„Wir wollen sehen", entgegnete der Kardinal, „ob die Glorriole über ihrem Haupte stark genug ist, einen Cesare zu blenden und zurückschrecken zu lassen wie jenen Ritter vor der heiligen Agnes? Der Triumphgedanke der Heiligen wurde einst durch das Schwert eines Henkers durchschnitten. Wenn die Augen gebrochen sind, erblindet auch der Spiegel der Eitelkeit, der das gekrönte Bild zurückstrahlt. Wenn Daniela Narni den frommen Eifer haben sollte, erst im Jenseits glücklich sein zu wollen, so will ich ihr kein Hindernis in den Weg legen. Aber ich will — Euch selbst zum Retter oder — Verderber dieses schönen Leibes machen."

„Kardinal!" Der „Teufel" erstickte ihm noch rechtzeitig in der Kehle.

„Wenn Ihr mir versprecht, Eure Zunge zu zähmen, reuig in Euer Kloster zurückzukehren, dann —" er senkte seine Stimme in schauspielerischer Berechnung — „könnte es leicht geschehen, daß wir in der römischen Kurie Platz für Euch finden, denn wir haben Ämter, in denen man das Talent und den Eifer eines Mannes, wie Ihr seid, brauchen kann."

„Ihr wollt —?" Der Mönch wich entsetzt zurück.

„Aus einem armen Bettelmönch einen brauchbaren Diener der Kirche machen, der sich mit der Zeit mit den Greueln, die der Purpur verhüllt, befreunden dürfte."

Fra Giulianos Antlitz verblaßte bis zur Totenfarbe. „Nie will ich den Fußfall vor der Nichtswürdigkeit des Versuchers machen! Vor meiner apostolischen Armut sollen Papst und Kardinäle erzittern."

„So zerbrich dich, Mönch!" flammte jetzt Cesare empor, dem die Ungeduld die Nerven zerrissen hatte. „Und zerbrich ein zweites Herz! Nicht mit dem Damast der Kurtisane schmück' ich den herrlichen Leib, sondern ich zerre ihn vor den dunkelsten Venusaltar und bereite der Göttin ein Opfer, bei dem die Kandelaber der Sinne wie sodomitische Fackelbrände auflodern sollen."

Furchtlos schleuderte der arme Mönch dem reichen Kardinal den letzten Prophetenruf ins Gesicht. „Schlangenarme sind Eure Glieder und sie können zermalmen. Euer Atem ist Basiliskengift. Und dennoch — zieh dein Eisen, Kardinal von Satans Gnaden, und durchstoße Schwester und mich — aber mit dem Stoß triffst du den Geist Gottes, der aus mir spricht, nicht! Mein Leib fällt, aber der geläuterte Gottesgedanke wird sich aus ihm erheben und die Menschheit aufrufen zum letzten Kampf wider dich! Des Johannes Haupt fiel, aber der Herr kam! So werde ich sterben, und Roms Erlösung wird kommen durch den Herrn. Die Freunde Christi haben ihm gedient in Wachen und in Gebet, in Hunger und Durst, in Mühsal und Pein, in Verfolgung und Hohn, denn sie haben das Leben gehaßt in dieser Welt. Ich will ihm dienen durch meinen Tod und biete Trotz dem Teufel, der mich um die Süßigkeit des Todes bringen will." Wie der Glutatem einer Gigantenlunge wehte es den fürchterlichen Feind an.

Cesare Borgia war aufgestanden. „Ist dies der letzte Liebesgruß an Eure Schwester?"

„Zum glorreichen Sieg sind ihre Glieder gesalbt", rief der Schwärmer verzückt. „Und wolltest du ihr, ein zweiter Quintanius, die Brüste ausreißen, so werden deine Finger zu Eis werden und die Wunden ihres Fleisches werden sich mit Balsam decken."

Cesare wandte sich mit jähem Schwung zur Tür. In der violetten Soutane hob sich seine Gestalt zu herkulischer Gewaltgröße. Ein eisiger Hauch des Vernichtungswillens schien von seiner Erscheinung auszugehen, und er überwehte den armen Gottesnarren, der sich mit der ganzen Kraft des Märtyrertums gegen die Schauer wehrte.

Von der Zinne der Engelsburg schnarrte schwer der Glockenschlag; der Mittag rief.

Der Kardinal öffnete die Tür. „Michelotto!" hallte es in das schaurige Dunkel.

Der Leutnant trat lautlos ein. Kalt wehte es durch die Tür, in der seine Gestalt wie ein stygischer Schatten dunkelte. Cesare flüsterte ihm einige Worte zu. Michelotto nahm die Fackel. Dann dröhnte der Schlag der Tür.

Fra Giuliano war allein.

Er wollte sich auf die Pritsche legen. Aber ihn ekelte vor der Strohfäule. Fahl schimmerte der Tagesschein durch das kleine Fenster knapp an der Decke. Wie ein grauer, schmaler Balken legte sich das dämmernde Licht schräg über die Zelle. Die Einbildungskraft des Mönches verwandelte es zu einem langgezogenen Schwert. Oder war es die Strahlenbrücke, auf der jetzt der Engel Gottes niederschreiten mußte, der einst dem Petrus aus der Kerkernacht leuchtete? Er horchte, ob nicht der Ruf an ihn ergehen würde: Gürte dich und nimm Schuhe und Mantel und folge mir nach! Aber es blieb still. Nur draußen auf dem Gang tappten die dumpfen Schritte des Söldners.

Gott ließ sich Zeit — viel Zeit.

Fra Giuliano starrte tief in seine Seele hinein. Ob sie sich weite und schmücke, den Herrn zu empfangen, der in geheiligten Schauern kommen mußte, bevor der Sieg des Satans vollendet war.

Die Kerzen im Saal der freien Künste wurden angezündet. Der Papst klingelte. Sein Kammerdiener Perotto erschien. Ein strammer, bildschöner Junge mit schwarzem Haar und grauen, seltsam verschleierten Augen, biegsam wie eine Gerte. In dem sonnenverbrannten Gesicht lag eine Fülle von Lebensfreude.

Der Papst hatte seine Lust an dem Jungen, der jetzt aus Spanien zurückgekommen war. „Holt Donna Adriana de Mila aus der Bibliothek", sagte er zu ihm. Perotto eilte ab.

Bald stand die treue Frau vor dem Papst. Zur selben Zeit trat Cesare über die Schwelle der Tür, die zum Saal der Heiligenleben führte.

„Auch für dich bin ich gleich zu haben, lieber Sohn", sagte der Papst freundlich. „Unterhalte dich unterdessen mit den trostlosen Berichten des Governatore."

„Ich will mich lieber in die Frauenschwärmerei des Pinturicchio vertiefen", sagte Cesare. Er pflanzte sich vor einer Lünette auf, wo eine schöne Frauengestalt die Rhetorika allegorisierte. Nur mit halben Klängen schlugen die gemeßnen Worte der Adriana de Mila an sein Ohr, die jetzt von einem Ohnmachtsanfall berichtete, den Lukrezia Borgia gestern erlitten

hatte, als sie von einem Spazierritt mit dem Dichter Serafino d'Aquila heimgekehrt war.

Der Name Serafino ließ Cesare das Ohr spannen.

„Das seltsamste war, allerheiligster Vater, daß sich die Herzogin in dem Augenblick entfärbte, also Perotto, Euer Kammerdiener, in ihr Zimmer trat und ihr die Gedichte Serafinos überreichte, die Eure Heiligkeit zu durchblättern geruht hatten, bevor Donna Lukrezia sie in die Hände bekam. Zweifellos argwöhnte sie, daß in den Gedichten Dinge enthalten sein könnten, die — wie soll ich sagen — für das Gehör Eurer Heiligkeit nicht taugten."

„Ihr wißt", sagte Alexander, „daß wir vor Donna Lukrezia nie dergleichen verheimlicht haben. Sie hat gemeinsam mit ihrer Schwägerin Sancia den derben Valla gelesen, und eine wissensdurstige Frau muß man auch in jene Literatur blicken lassen, die einen Spiegel der liebenswürdigen Untugend darstellt. Aber ich glaube nicht, daß Messer Serafino Meister des lustigen Spottes ist. Was sagst du dazu, Mäcenas des Dichters?"

„Serafino scheint von den heidnischen Schwärmereien des Lätus mehr als nötig angesteckt zu sein", erwiderte Cesare. „Ja — und — Ihr sagt, er ritt mit Donna Lukrezia allein auf den Monte Pincio?"

Der weibliche Mentor nickte mit gewichtigen Augen. „Die Herzogin verschob die Vesper um eine Stunde."

Cesare runzelte die Stirn. „Man muß von nun an das schwesterliche Kleinod besser bewachen."

Der Papst nickte ihm zu. Um seine Stirn hatten sich in den letzten Tagen Gramfalten gezogen. Er zürnte dem Governatore von Rom, Pietro Isuagli, der den Mörder Don Juans nicht finden konnte, und mißtraute seinen Sbirren. Er wollte auf eine seiner Burgen gehen, um vor etwaigen neuen Anschlägen seiner Feinde sicher zu sein.

Da meldete man ihm das Erscheinen des genesenen Kardinals Ascanio Sforza.

Cesares Augen leuchteten wie die eines Raubtieres.

Adriana wurde ins Sibyllenzimmer beordert, doch der Sohn durfte verweilen, denn der Papst fürchtete einen Ohnmachtsanfall. Er wußte, daß der schwer gekränkte Kardinal, der größte Feind der Borgia, alles dransetzen werde, um sich für die erlittne Schmach des Verdachtes zu rächen.

Man hörte Bewegung draußen. Der Kardinal kam.

In schöner männlicher Lebensreife, hager und sehnig, stand er vor dem Papst. Strenge Züge milderte der offne Blick, der keine Kriechernatur verriet. Sein Leib war festknochig, die Haut von einem sehr warmen Umbraton, das bartlose Kinn schmal und edel geformt, die Nase etwas groß und gekrümmt,

ohne daß sie das Ebenmaß des Antlitzes gestört hätte. Man konnte es verstehen, daß der Kardinal noch immer ein Liebling der Frauen war.

Der Papst reichte dem Kardinal mit gesenktem Blick die Hand zum Kuß.

„Ihr wart krank. Es freut mich, Euch genesen zu sehen."

Ascanio neigte ein wenig das Haupt. „Allerheiligster Vater, ich will keine andre Behandlung, als es meine Unschuld verdient."

„Kardinal", zitterte der Papst in einiger Unbeholfenheit, „ich mußte mich zu der Maßregel entschließen —"

„Allerheiligster Vater, wäre ich Papst, ich würde auch den ersten Verdacht auf diesen wildherzigen Kardinal Ascanio geworfen haben, auf den ehrgeizigen Borgiafeind."

„Der es verstanden hat, mir auf den Päpstlichen Stuhl zu verhelfen, und es wieder verstanden hat, mir die Regentschaft darauf sauer zu machen. Ihr gabt mir Grimm statt Dank. Ihr zieht Euch zurück, umgebt Euch mit einem Ring von Soldaten, spielt Euch als kleinen Papst auf, achtet meine Brevi nicht und macht bald einen weltlichen Fürsten aus Euch."

„Es wurden meinem Ehrgeiz nur allzu verlockende Beispiele gegeben", sagte der Kardinal furchtlos.

Cesare biß in seinem Winkel in heimlicher Wut die Lippen aufeinander. O wenn ihm der Papst jetzt freie Hand gegeben hätte!

Alexander, der bleich geworden war, hielt an sich. „Ich verzeihe Euch diese Antwort um Christi willen. Ich will Euch nicht Anlaß geben zu neuem Groll — aber — ich bitte Euch mit aufgehobnen Händen — was hat Euch mein Sohn getan?"

Ascanio sagte mit verrunzelter Stirn: „Er hat mir meinen besten Kämmerer getötet, hat ein Mädchen verunehrt, das sich unter meinen Schutz gestellt. Eure Heiligkeit! Ich hätte zum Rächer der Gräfin Mirandola und meines Kämmerers werden können, und hier vor Eurem Angesicht bekenne ich es: ich habe Tag und Nacht mit diesem Gedanken gespielt. Aber als die Wogen meines gerechten Zorns am höchsten gingen, nahm mir ein — andrer die Arbeit und die Sühne ab, einer, dessen Gemüt wohl noch schwerer von den Sünden des Herzogs belastet war als das meine. Meine Gedanken hoben die Waffe auf, aber ein andrer stieß sie ihm ins Herz. So wahr ich die himmlische Seligkeit zu erlangen hoffe — ich weiß nicht, wer den Herzog mordete."

Warum hast du ihn nicht gemordet? klagte jetzt leise des Papstes verzweifeltes Herz. Dann wäre das nervenpeitschende Gehetze nach dem Mörder zu Ende.

Unkluger, zaudernder Papst! bebten die Gedanken Cesares

im Winkel. Den herrlichsten Augenblick der Tat so verstreichen zu lassen! So zertritt man keine Nattern, die selbst eingestehen, daß sie beißen wollten. Wenn ich noch länger zuhöre, erfahre ich, daß er diesen Ascanio mit einem Fürstentum belehnen wird zum Dank für die Aufrichtigkeit seines Hasses.

Der Mailänder hatte sein Antlitz verfurcht. „Allerheiligster Vater, ich bitte, Rom wieder verlassen zu dürfen. Es ist mir peinlich, immer vor den spanischen Kardinälen auf der Hut sein zu müssen, die insgeheim doch in mir den Mörder sehen, solange nicht der wirkliche entdeckt ist. Darum will ich mich nach Grotta Ferrata zurückziehen."

Der Papst nickte zustimmend.

Der Kardinal küßte den Ring des Papstes.

Alexander segnete mit gezwungener Friedfertigkeit das geneigte Haupt.

Als Ascanio fort war, schoß Cesare aus seiner Ecke wie ein Hecht aus seinem Raubloch heraus. „Erlaubt, daß ich mich entferne, allerheiligster Vater, gleich diesem Schwätzer, um fern von Rom mein Dasein zu beschließen."

„Es war vielleicht ein Fehler, ihn ziehen zu lassen, aber ich hatte nicht die Kraft, seine Ehrlichkeit durch eine Gemeinheit zu schlagen." Der Papst bebte. „Ich bin nicht mehr so jung wie du, ich habe nicht die Gewissensweite, einen Unschuldigen schuldig werden zu lassen."

„Zu denken, daß dieser Mailänder sich jetzt ins Fäustchen lacht, Eure Schwachheit für Dummheit ausposaunt, Anhänger wirbt, die Colonna gegen Euch aufhetzt, Unruhe stiftet und die Spanier in Atem hält —"

„Cesare! Noch mehr Feuer in mein brennendes Herz?!" rief der Papst in Angst vor der Anklagegewalt des Sohnes aus. „Willst du mich lehren, solche Verbrechen, wie du sie mir einflüsterst, zu verantworten?"

Da richtete sich Cesare mit Kraft vor seinem Vater auf. „Taten, die der Größe eines Staatsgedankens dienen, werden nicht mit Tugendmaßstäben gemessen. Spannt Eure Gedanken in die Weite, allerheiligster Vater, wenn Euch die Zukunft Eurer Hausmacht lieb ist. Wozu habt Ihr die Orsini gebändigt? Wozu mußte Giovanni Sforza fallen? Damit Ihr jetzt haltmacht vor den andern, aufhört, nachdem Ihr kaum begonnen?"

„Entsetzlicher — ich stehe vor dem Ende meines Lebens —"

„Ich vor dem Anfang des meinen! Gebt dem jungen Adler die Weihe, daß er flügge wird!" Der brennende Ehrgeiz jagte das Feuer in seine Augen.

Da raffte sich die Vaterwürde aus Hilflosigkeit und Schmach empor. „Unreifer Knabe! Mein Zorn schlug die Paläste der ersten Geschlechter Roms zusammen, wenn sie mächtiger sein

wollten als ich. Soll ich mir von meinem Sohne die Macht aus den Händen reißen lassen?"

„Will das Euer Sohn, allerheiligster Vater? Ich will Euch diese Macht vergrößern helfen, die Ihr im Begriff seid zu verlieren. Gebt mir Raum, laßt mich die Tatzen ausstrecken nach den gesegneten Landstrichen Italiens, krönt mich mit Würden, die zu Taten verpflichten, der Weg ist frei — Benevent, Terracina und Pontecorvo liegen verwaist, seit Don Juan tot ist, ein Halbmond von festen Burgen schließt so Neapel ein, wir brechen aus dem Schutzwall hervor und überfallen den neuen König. Die Geschichte wird Erfolge buchen und die Wege, die dazu führen, auch dann segnen, wenn sie durch Blut und Schlamm gehen. Vor dem vollendeten Werk vergißt man Mühe und Arbeit. Und die Größe des Verbrechens adelt die Schmach, die daran haftet."

„Cesare", sagte der Papst endlich in einem Tone, in den sich die Sorge um das Seelenheil seines Sohnes mischte, „wie willst du das alles vor Gott verantworten?"

„Mit dem Hinweis auf die Schuldgröße eines andern Menschen, der mir Vater, Vorbild und Erzieher gewesen ist", sagte Cesare mit großartiger Vermessenheit.

Der Papst fuhr empor. „Sohn — mir willst — — du —?"

„Den größern Teil der Schuld an diesen noch ungebornen Taten aufhalsen." Mit dem Stolz eines selbstsichern Prahlers und Bösewichts warf er seinem Vater die Anklage ins Gesicht. „Es war keine kleine Sündenleiter, auf der Ihr einst zum Papstthron emporgestiegen, denn die Stufen waren die Bestechungsgelder für fast sämtliche Kardinäle; es war keine kleine Sünde, als Ihr vom Todfeind der Christenheit, dem Sultan Bajazet, zweihunderttausend Dukaten entgegennahmt, um Euch mit dem Gelde für die Tötung des gefangenen Sultansbruders Djem bezahlt zu machen. Und es war mehr als eine kleine Vergewaltigung, daß Ihr meiner eigenen Mutter zwei Gatten aus dem Weg schafftet und der Donna Giulia Farnese das Los einer fröhlichen Strohwitwe bereitetet, indem Ihr ihren Gatten verbanntet. Und werft die von Euch verkauften Benefizien und Ämter auf die Waagschale des ewigen Richters, die verschacherten Ablässe, die Verbannung der Adelsgeschlechter und die Vertreibung des Herzogs von Pesaro, und Ihr könnt auf eine stattliche Reihe von Taten zurückblicken, die imstande waren, nach dem ewigen Naturgesetz in Euern Kindern zu einem entsetzlichen Sündenmeer anzuschwellen. Danket Gott, wenn ich Eure Sünden, allerheiligster Vater, nicht nur gedankenlos im Blut übernehme, sondern in ein Gewand der Größe kleide und in Eure wahllos hingeworfnen Missetaten einen Zug von eigner Schöpferkraft bringe, die aus diesen Sünden systemvoll ein Werk

gewaltiger Tyrannis schmiedet." Der fürchterliche Kläger atmete hoch auf. Über die keuschen Kunstgebilde Pinturicchios zog der Gifthauch entmenschter Gedanken.

Der Papst saß starr. In seiner Brust drängte sich das Entsetzen zusammen. „Sohn — Sohn — wie gnädig — muß Gott sein — daß er — mir Kraft gibt — das zu ertragen —"

„Allerheiligster Vater", sagte er jetzt mit ungewohnter Wärme, „laßt mich nur eines bitten: Der Herzog von Gandia ist tot, gönnt mir sein warmes Nest in Eurer Brust und gebt mir sein Herzogtum Benevent nebst Terracina und Pontecorvo, die Regierung im Patrimonium und über Viterbo."

Da durchzuckte ein fürchterlicher Gedanke des Papstes Hirn. Wie ein Fledermausschatten schwirrte es fast sichtbarlich an seiner Stirn vorüber. Aber dann formte es sich in ihm zu einem schwarzen knotenhaften Gebilde, von dem unheimliche, verdunkelnde Kräfte nach allen Richtungen des Gehirns auszugehen schienen, so daß alle Gemütsmächte unter dieser innern Finsternis zu vergehen drohten. Dann streckte sich sein Oberleib langsam, wie von äußern Kräften gestoßen, in die Lehne zurück, die Lippen öffneten sich weit zu einer marmornen Starre. So blieb er Herzschläge lang erstarrt.

Dann tropften endlich mühselig bleischwere Worte über die Lippen. „Du — du — sieh mir — ins Gesicht —"

Jetzt senkte sich Auge in Auge — Seele in Seele.

Da gurgelte es aus dem schnappenden Munde des Papstes wie irre Worte. Und nun riß sich der zermalmende Donnerruf von seiner Lippe los: „Kain!"

Cesare stürzte sich in die von weicher Seide umfluteten Knie des Vaters.

Und des Papstes Oberleib fiel auf das Bekennerhaupt hin wie ein zusammenbrechender Waldbaum.

Im Hof raunte der Springquell sein feuchtes Lied in die Schwüle der Stille hinein. Mit schläfrigem Unmut wehrten päpstliche Soldaten beim Hoftor neugierige Bettlergesichter ab.

Die Stimmen der Außenwelt brachten das gestockte Blut Alexander Borgias in Gang. Die Augen bohrten sich in gräßlicher Angst in das braungoldne Wellenhaar, über dem der Blutschein des Brudermords seine fürchterliche Aureole zu spinnen schien.

Da fieberte es von den welken Lippen: „Das — kannst du — nicht getan — haben — mein Cesare!"

Das gräßliche Schweigen antwortete: Doch!

Da strich der Atem des Vaters über den Sohn: „Warum?"

„Ich neidete ihm die Erstgeburt."

„Dein unseliger Ehrgeiz!"

Der Papst fühlte, wie in ihm alles vor Jammer überfloß.

Nun sah er die verstörten Augen, die einem fremden Menschen anzugehören schienen. „Und Roms Mauern fallen nicht über dich?!"

„Laßt die Wachen kommen und führt mich in die Engelsburg", sagte Cesare leise. Die Wucht der Stunde war vorbei. Die Verdammung des Papstes war ausgeblieben. Nicht der Schmerz um den toten Sohn, sondern die Angst um den lebendigen zerwühlte seinen Leib. Diese Angst mußte nun Cesare mit kühler Verstandeskraft ausnützen.

Entsetzlich müde, ein Bild des Jammers, lehnte der Papst im scharlachnen Stuhl. „Flieh in die Welt des Kolumbus, arbeite im Schweiß deines Angesichts die Schuld ab, wirf den Purpur weg und zieh das härene Gewand der Buße an, entsage in der Kartause von Trisulti der Welt."

„Ich — kann — es — nicht! O Vater! Mit dieser Schuld wollte ich den Grundstein legen — für das Gebäude — meiner Herrschaft — über ganz Italien."

„Dieses Gebäude stürzt unter dem Fluch Gottes zusammen."

„Kain erschlug den Abel, Romulus den Remus, und nach den Taten schuf sich die Welt neu um."

Der Papst schüttelte heftig das Haupt. „Aber Kain blieb gezeichnet von dem Herrn, und Romulus wurde erschlagen und zerstückelt."

„Ohne seinen Brudermord wäre Rom nicht gegründet worden", rief Cesare leidenschaftlich, „denn es konnte nur die Macht eines Menschen so großes Werk vollbringen. Juan, der Unfähige, hätte aus Eitelkeit die Herrschaft in Händen gehalten und seine Barone hätten sie ihm entrissen."

„Wer ist sicher vor deinen ehrgeizigen Plänen, wenn du den Dolch selbst nach deinem eignen Blute zückst?" Mit verzerrtem Antlitz saß der ohnmächtige Borgia da und wurde von den Gewaltgedanken seines Sohnes hin und her geworfen wie das schwache Astwerk einer Wettertanne vom Orkan.

Cesare fühlte, wie sich der geschwächte Tiger entnervt in seinen wuchtigen Verstandeskrallen wand. „Allerheiligster Vater, laßt das Opferblut, das fließen mußte, der Quell sein, aus dem sich die Kraft Eures zweiten Sohnes neue Stärkung schöpft. Juan mußte auf dem Altar des Vaterlands fallen, sein Tod wird der Anfang neuen Lebens sein für das aus tausend Wunden blutende Italien. Begreift, welche Aufgaben uns erwachsen. Frankreich und die italienischen kleinen Tyrannen zerschlugen das Land. Mailand seufzt unter der starken, aber regellosen Gewalt Ludovicos, Florenz liegt im Krieg mit Pisa und in den Händen dieses papstfeindlichen Savonarola, ohnmächtig wie Puppenfürsten sitzen die romagnolischen Herren da, Aragon bedroht Rom — und den Jammer sollte ein Freund

des Vaterlands mit ansehen können, ohne zu erröten über die Schmach? Ein Mann schmiede das Ganze zusammen zum eisernen Block. Laßt mich, allerheiligster Vater, der größte Tyrann sein, der die Gewalt bewältigt, die List überlistet! Ich will mit Kraft Ordnung schaffen in diesen unfähigen Staatengebilden. Ist es nicht lohnend für so große Ziele, seine persönliche Tugend zu opfern? Untreue wird zur Tugend, wenn sie der Größe der Nation dient. Wehe dem Fürsten, der zum Sklaven seiner Bundestreue wird und diese Tugend über die Wohlfahrt des Staates stellt. Brichst du nicht dein Wort rechtzeitig, brechen es die andern."

Der Papst preßte die Hände an die Stirn. „Wer rettet mich — vor diesem Sohn?" Er rang nach Luft, stöhnte, die Augen quollen ihm aus den Höhlen.

Cesare sprang herzu und drückte den kraftlosen Leib in seine Arme. „Vater — allerheiligster Vater!" Er streichelte mit den Händen über die schweißbedeckte Stirn. „Ihr dürft nicht sterben — Ihr müßt die Größe Eures Sohnes erleben!"

Alexander riß noch einmal den Kopf des fürchterlichen Sohnes an sich. „Cesare — ich hasse dich und liebe dich zugleich! Wird Gott dir und mir diese Frevel verzeihen?"

Der Kardinal fühlte sich in der Weichheit des Augenblicks unbehaglich.

„Gebt Befehl, allerheiligster Vater, daß man die Nachforschungen nach dem Mörder einstellt, und sorget dafür, daß Ascanio Rom nicht verläßt. Er muß im Notfall herhalten."

Der Papst drängte den entsetzlichen Bedränger seines Gewissens zur Tür. „Geh, geh — die Nacht bricht an. Morgen will ich dem Volke einen vollkommnen Ablaß erteilen und die heilige Lanze den Römern zeigen."

Cesare brauste darüber hin: „Oder ladet Ascanio auf einen Versöhnungstrunk ein und gebt ihm Zypernwein mit Kardamom gewürzt zu trinken. Dahinter läßt sich mancher bittre Geschmack verbergen."

Der Papst verhüllte sein Haupt. Der Sohn schritt mit der Ruhe eines Dämons zur Tür.

Im Papageiensaal sah Cesare zwei Kammerherren mit bleichen Gesichtern stehen. „Was ist los?" fragte er rasch.

Die Herren zögerten mit der Antwort. Dann sagte der eine: „Eure Herrlichkeit, die Türsteher vor der Sala ducale sind eben entflohen —"

„Warum?"

„Sie verbreiten im Vatikan die Mär — der tote Herzog von Gandia sei eben in weißem Talar über den Korridor geschritten — den Degen in der Hand —"

„Laßt die Hunde peitschen und in den Turm werfen. Und

sorgt dafür, daß die Narrheit nicht zu den Ohren Seiner Heiligkeit komme, sonst schädigt man das geängstigte Herz."

Er schritt kaltblütig über die hellbeleuchtete Treppe in seine Gemächer hinauf. Ihn konnten weder Lebende noch Tote schrecken. Er stand auch da außerhalb der Grenzen menschlicher Wesenheiten. Herz und Nieren trugen das Siegel der Hölle.

Aber auf des Papstes Brust saß der furchtbare Alp bis tief nach Mitternacht. Er krallte seine Finger in die mitschuldige Seele. Die Kerzen schwelten um das bleiche, eingefallne Gesicht. Der Atem pfiff aus der Brust.

Auch er sah das Gespenst aus der Tiberflut schlammbedeckt aufsteigen und mit wehen, halb geschloßnen Augen vor die weichen Daunen treten.

Der Papst rang nach Luft. Der junge Perotto eilte herbei und trocknete ihm die Stirn mit einem Schwamm und tauchte seine Hände in heißen Wein.

In der Nacht mußte der Kammerdiener ganz in der Nähe weilen. Er hatte helle Freude daran. Wenn der Papst schlief, eilte Perotto daneben in den Saal der Heiligenleben, stieg auf eine kleine Leiter, die in der Wand verborgen lag, und küßte das Goldhaupt der heiligen Katharina ab, die Lukrezia Borgia war. Dieses Haupt hielt so wunderbar still ... stiller als damals in der durchtaumelten Februarnacht, wo er seine Sinnentrunkenheit gewaltsam in den herrlichsten Frauenschoß Roms geworfen hatte ...

Pomponius Lätus hatte hohen Besuch. Der Kardinal Riario saß im violetten Gewand in einem verschlißnen Lederstuhl mitten im Bücherwust des Latinisten. Sie hatten akademische Streitreden über einen Torso geführt, und nun lenkte der Kardinal mit liebenswürdiger Gewandtheit wieder auf das ursprüngliche Thema hinüber, das ihn hierhergeführt: auf die Rollenbesetzung beim nächsten platonischen Abend.

Des Gelehrten leichter Eigenbauwein funkelte rubinhell in einem Glase. Auf einem Majolikateller lag appetitlich eine Fischpastete. Auf prächtig gemusterten Begonienblättern blauten herrliche Feigen.

Die Namen der Akademiker waren auf einem Zettel aufgeschrieben. Mit feinem Urteilsvermögen suchten sich der Kardinal und Lätus die schauspielerischen Begabungen der platonischen Jünger heraus und wiesen jedem eine Rolle in Platos „Gastmahl" an, das im Hof des Riario-Palastes demnächst aufgeführt werden sollte. Es war Sitte geworden, daß vor allem lateinische Komödien in den Höfen und Sälen der Kardinalspaläste, in der Engelsburg und im Vatikan zur Aufführ-

rung gelangten. Der Dialog Platos sollte zum ersten Male in gefälliger Wechselrede mit verteilten Rollen vorgeführt werden. Der Gelehrte streichelte über die Handschrift hin, die er selbst eingerichtet hatte. „Wir müssen das Werk mit den besten unsrer Sprecher zum Klingen bringen."

Der Kardinal schmunzelte. „Und Ihr habt ausgezeichnete darunter. Das ganze bildsame Rom drängt sich zur Eloquenz des alten Pomponius Lätus. Ihr habt einen leuchtenden Schweif von Jüngern, sie erhalten aber nur das Licht von Euch."

„Habe doch auch ich mein Licht von Cicero", sagte Lätus bescheiden. „Aber ich muß doch meine Zöglinge verteidigen. Die Leute wetteifern mit Florenz. Ihr werdet staunen, wie geschliffen der junge Gallus spricht. Und Mitelliani muß den Phaidros erhalten, denn er ist nicht nur Meister der Sprachreinheit, sondern hat auch Bewegungsfreiheit im Organ. Wir brauchen für die erste Rede einen guten Sprecher, das ist er."

„Sagt einmal, denkt Ihr nicht, Serafino den Prolog schreiben zu lassen?" fragte Riario.

Des Alten Gesicht überzogen freundliche Schimmer. „Im ersten Augenblick sprang auch mein Herz ihm zu für diese Aufgabe; aber ich fürchte, sein Gefühl könnte ihn von dem Gegenstand abdrängen und ihn zum Lyriker machen, wo er mehr Didaktiker sein soll."

„Ihr mögt recht haben. Nebenbei gesagt, Serafino verdrängt bereits den steifen Uberti, der aus seiner stolzen Pose gar nicht mehr herauskommt und sich selbst zum Narren macht. Serafino hat reine Empfindung in den Versen. Es ist schade, daß er sich von Cesare Borgia fesseln ließ. Ich nähme ihn gleich an meinen Hof, wenn er sich von Cesare lossagen wollte."

Lätus drückte dem Kardinal die Hand. „Darf ich ihm Hoffnung machen?"

„Ich würde, das könnt Ihr ihm sagen, ihm völlige Ideenfreiheit geben, er möge den Zustand seines Gemüts als den einzigen Gebieter seines Schaffens anerkennen."

„Das würde ihm gerade genug sein, dem braven Schwärmer."

„Nur nebenbei", sagte Riario mit leichtem Stirnrunzeln, „ich freue mich auf Plato, aber wollt Ihr es nicht doch einmal wagen, einen christlichen Dialog auf meine Bühne zu bringen?"

Das sonnige Heidengesicht bekam einen weinerlichen Zug. „Guter, bester Kardinal, da würden alle meine Schüler lange Gesichter machen."

„Und Ihr selbst wohl das längste", lächelte der Kardinal und drohte mit dem Finger.

„Ganz Rom macht Eurer vornehmen Toleranz in geistigen Dingen seine Reverenz. Aber es hieße gegen unsre eigene Erkenntnis arbeiten, wollten wir dem Christentum in unsrer Aka-

demie Zugeständnisse machen, die unsre Geistesfreiheit verletzen. Nehmt meine Aufrichtigkeit nicht übel —"
„Alter Heide!" sagte der Kardinal und schlürfte behaglich von dem prächtigen Heidenwein. „Sagt, könnt Ihr nicht öffentlich das bekennen, was Ihr im Grunde durch Eure Tugend beweist: daß die Wirklichkeitsphilosophie des Aristoteles und die Idealphilosophie des Plato noch einer Ergänzung bedürfen, die in der lebendigen Tat besteht?"
„Wie meint Ihr das?"
„Ihr werdet niemals das Volk mit dem sittlichen Gesetz, das aus Vernunftschlüssen entstanden, überzeugen können, daß es göttlichen Ursprungs ist. Das kann nur ein Leben, hineingestellt in das unsre, das Fleisch gewordne Wort Gottes selbst. Wo habt Ihr in Eurer Philosophie die rettenden göttlichen Bilder des Lebens? Ein Weib, das unter dem verzeihenden Liebesstrahl aus dem Auge Jesu unter ihrer Sündenlast zusammenbricht, ein barmherziger Samariter, der eine Liebestat vollbringt, an der Weise und Gesetzeskundige scheitern, ein Mensch, der den Ärmsten dienet, sich aufopfert für seine Brüder am Kreuz, den Feinden vergibt und das Reich Gottes auf diese Erde verpflanzt — sagt, könnt Ihr das mit einem Sittlichkeitsgebot durchsetzen?" Der Kardinal erwärmte sich an seinem Gegenstand.
„Und dennoch haben Sokrates und Plato den höchsten Tugendbegriff in ihrem Leben dargestellt und haben durch Geistesschlüsse ihre Erkenntnis des Göttlichen erlangt."
Riario, der sich erhoben hatte, lächelte. „Alter Ketzer! Ihr habt das Recht, die Gottheit zu loben, die im schönen Menschengebilde ihre herrlichsten Geheimnisse webt, sie zu erkennen im zerbröckelten Stein, im Rauschen der Pinie und in den Knospen auf einsamen Gräbern, in den tiefen Gedanken eines Weisen und im ehrlichen Willen eines Maultiertreibers." Riario war zur Tür geschritten. Lätus begleitete ihn ins Freie.
Das Rebengelände, das dem Gelehrten gehörte und das er selbst bewirtschaftete, streckte sein Grün beinahe bis an die Schwelle des Hauses. Zierliche Wege durchschnitten es in geschlängelten Linien. Hier wandelte Lätus während des Tages in der Sonnenglut, den Livius in der Hand, Freude im Herzen, die Augen auf den werdenden Segen Bacchus' gerichtet. Die süßen Geschenke der römischen Gluterde hingen noch in Trauben im Grün.
„Es war eine sokratische Sitte", sagte Pomponius Lätus, „daß der Weise nach einem herzerquickenden Gespräch mit einem Jünger den Göttern für die erlebte Gnadenstunde dankte. So wollen auch wir dem göttlichen Genius danken, der diese Stunde der friedlichen Disputation segnete."

Der Kardinal drückte ihm dankbar die Hand.

Über Rom spannte sich die Klarheit des italischen Abendhimmels. Schönheit bedeckte liebevoll die seelische Häßlichkeit, die zwischen den Mauern wucherte. Der Kardinal bestieg sein Maultier. Der schlecht gekleidete Gelehrte im spiegelnden Talar, die Sandalen an den Füßen, sah wie der arme Lazarus neben dem reichen Prasser aus. Mit freundlichem Gruß lenkte der Kardinal sein Tier den quirinalischen Hügeln hinab in den Abend, dessen Schatten schon in der Suburra zu grauen begannen.

Lätus ging ins Haus zurück und zündete die Kerze an.

Da scheuchten ihn hastige Schritte auf. Serafino d'Aquila stand in der Tür, verstört, blaß, schweißbedeckt, gänzlich verändert. Er hatte zwei Mäntel umgeworfen, stak in hohen ledernen Stiefeln und trug ein Bündel in der Hand, als wäre er reisefertig.

„Was ist Euch?" fragte bestürzt der Gelehrte. „Ihr seid nicht vom Furor divinus erfaßt."

Serafino warf sich auf einen Stoß aufgetürmter Steintafeln hin. „Habt Ihr einen Augenblick Zeit für mich?"

Der Greis setzte sich angsterfüllt neben den hilflosen Menschen. „Ihr seht ja aus, als wären Euch des Papstes Reiter auf den Fersen."

„Der Borgia Reiter — ja, ja — das sind sie auch!"

„Oh! Oh! Trinkt von dem Wein!" Lätus hielt ihm die neu gefüllte Amphora hin.

Serafino schlürfte gierig den duftenden Trank.

„Haltet Euch im Unglück das Herz im Gleichmut", predigte der Weise wie ein richtiger Philosoph. „Hat Äolus die Backen voll genommen und bläst Euch scharf an?"

„Kennt Ihr die Nonne von San Onofrio?" fragte Serafino plötzlich.

Der alte Philosoph sah den Dichter verdutzt an. „Hört mir mit Nonnen auf, Freund."

Aber Serafino erzählte ihm von der Nonne von San Onofrio, zu der die Leute wie zu einer Heiligen pilgerten.

„Was geht Euch eine verrückte Heilige an?' fragte Lätus.

„Sie ist — meine Schwester." Der Dichter warf den Kopf in die Hände.

Der Gelehrte fuhr betroffen in die Höhe. Dann streichelte er mitleidig über den jungen Scheitel hin. „Da hab' ich Euch wohl verwundet mit meinem Wort", sagte er betrübt. „Oh! Ist Euch das liebe Wesen aus den Händen geglitten? Ihr spracht mir nie davon." Er zündete die Öllampe an, rückte den Wein näher heran und stellte Oliven und Pistazien auf den Tisch.

Und nun begann der Dichter die Geschichte von Bruder und

Schwester zu erzählen. Bewegt hörte Lätus zu. Das Schicksal der Entgleisten, die schon auf Erden den Vorgeschmack des Himmels kosten wollten und dabei vor den selbstgeschaffnen Kreuzstationen wimmernd zusammengebrochen waren, ging ihm tief zu Herzen. „In der Engelsburg liegt Euer Bruder gefangen?" fragte er.

Serafino nickte. „Seine Halsstarrigkeit mußte sich endlich die verdienten Schläge holen." Er sah sich scheu um. „Ich bitte Euch, schließt das Fenster, daß kein lauschend Ohr uns überrascht."

„Ihr seid ja ganz außer Euch! Eben wollte ich Euch mit der frohen Botschaft erfreuen, daß Kardinal Riario sich um Euch bemüht —"

„Gott lohne ihm die Guttat, aber sie kommt zu spät. Ich war heute früh bei der Erdhöhle von San Onofrio. Meine Schwester ist fort — entführt —"

„Was sagt Ihr?"

„Eine Zigeunerin sitzt an ihrer Stelle. ‚Die Nonne ist aufgefahren in den Himmel oder hinunter in die Hölle', sagte sie mir. Und dann erfuhr ich, daß Reiter in den Farben der Savelli die Höhle gestürmt, die Mönche niedergeworfen und die Nonne entführt hätten. Die Angst um meine Schwester jagte mich nach Rom hinab. Ich klopfte beim edlen Savelli an. Er und seine Söhne wissen von nichts. Es müssen maskierte Reiter gewesen sein, die absichtlich falsche Farben getragen, meinte er. Wir beide machten gleich die Anzeige beim Governatore. Als ich nach Hause gehen wollte, wartet vor dem Tor des Palastes eine Bettlerin auf mich, arg vermummt, als hätte sie den Aussatz. Aber mir kommt das Gesicht bekannt vor. Sie plappert mit großer Zungenfertigkeit ein Bettelgewäsch daher, aus dem ich nicht klug werde. Endlich wirft sie mir mit bittenden Augen ein Briefchen vor die Füße, da gerade niemand vorbeikam. Ich hob es auf und las im Torweg die Zeilen. Ich erschrak bis ins Mark."

„Eure Schwester schrieb Euch?"

Serafino zögerte mit der Antwort. „Darf ich Euch vertrauen?" fragte er dann bangen Herzens.

Der Alte zog die Stirn in Falten. „Mißtrauen einem Mann, zu dem man in Bedrängnis flüchtet?"

Mit Heftigkeit streckte Serafino ihm die Hand entgegen. „Verzeiht, ich tat Euch weh. Doch dieser römische Wind bläst einem den Sand des Argwohns in die Augen. Ich bitte Euch, schützt, was ich Euch vertraue, mit der ganzen Lauterkeit Eures Gemüts vor der Luft des Alltags wie eine kostbare Perle vor dem zersetzenden Essig."

„Geheimnisse sind unter Umständen auch für den gefährlich, der sie vernimmt. Aber redet frei."

„Der Brief, von dem ich sprach, war von — Lukrezia Borgia."
Der Alte fuhr bestürzt auf. Dann schob er das Licht näher heran. „Von Lukrezia Borgia?" Es war, als wehten Schauergefuhle durch den Namen.

„Denkt nichts Schlechtes von mir und — von ihr, der Narzisse im Sumpfe Roms." Die Angst des Dichters schien entspannt zu sein. Aber er blickte wieder nach der Tür. „Sind wir wirklich sicher?"

„Die Alte ist taub und der Diener schläft schon. Mich dünkt, Eure Aufregung zaubert Euch Schreckgespenster vor."

Da warf Serafino dem Greis sein ganzes junges, brennendes Geheimnis in die Freundesseele. Mit dem Ungestüm des herzbedrängten Liebhabers schleuderte er das Vulkanfeuer seiner Liebe aus der Brust und erzählte ihm von den Flammen, die auf dem Monte Pincio in den heißen Sommertag aufgelodert waren. Die Egeria der musischen Empfindung Serafinos hatte sich über Nacht zur Venus Amathusia verwandelt, und sie hatte sich zu ihm herabgebeugt, ihn zu beglücken — da zückten die neidischen Olympier das Schwert.

„O Lätus, Ihr habt auch einst geliebt und wisset, was es heißt, der Schönheit Altäre bauen im Herzen der Geliebten. Seht, Meister, ich wollte heute zum lieben alten Herrgott beten für meine Schwester und ging in die kühle Dämmerung des Pantheons, wo die frommen Schauer schon manchen in Zerknirschung und Reue geworfen. Aber aus den Nischen bröckelten meine Augen die Altäre los und pflanzten die schlanken Göttinnen aus des Phidias Händen an ihre Stelle, mit Maien schmückte ich ihre weißen Lenden und warf brennende Rosen in ihr Haar, und statt des Weihrauchs stieg der Opferrauch meiner heidnischen Liederseele zu ihnen empor."

Pomponius Lätus lächelte wehmütig über den verzückten Schwärmer hin. Vorsichtig tastete er an Serafino mit sanfter Mahnung heran: „Vergeßt nicht die Schergen der Borgia —"

Serafino war aufgesprungen. Er lauschte an den geschloßnen Laden in die Nacht hinaus. Der Wind ging leise in den Reben und überdeckte jedes andre Geräusch.

Serafino zog den Brief Lukrezias aus dem Wams. „Das Unheil scheint im Gange zu sein. Hört!" Und er las mit angstgejagtem Herzen: „Ihr müßt fliehen — noch diese Nacht. Euer Bruder ist in großer Gefahr. Cesare Borgia hat sich auch Eurer Schwester bemächtigt. Ich habe es aus seinem eigenen Munde. Von ihrer Aufopferung hängt es ab, ob Euer Bruder am Leben bleibt oder in der Engelsburg verschmachtet."

„Oh, über das Gehirn dieses Teufels!" rief Pomponius entsetzt aus.

„Hört weiter! ‚Daniela befindet sich in seinem Palast. Ich

flehte ihn an, sie und Euren Bruder freizulassen. Die Liebe jagte mir mehr warme Worte aus der Brust, als es notwendig war, ich war nicht mehr Herrin meiner selbst. Aus der Innigkeit meines Flehens schöpfte Cesare Verdacht, er drohte mit dem Schrecklichsten, er wolle die ganze Familie Narni verderben, um vor allen Rachegedanken sicher zu sein. Ich beschwöre Euch um Euret- und meinetwillen, flieht noch diese Nacht, denn wer weiß, was der Morgen bringen kann. Unterhalb Nemi, knapp am See, gerade unter der Orsiniburg, liegt unser Jagdhaus. Dort seid Ihr fürs erste geborgen. Ihr werdet die Bettlerin dort finden, eine verschwiegene Albanesin, die ich noch heute voraussende. Sie hat den Auftrag, so lange in dem Hause zu bleiben, bis Ihr kommt, dann aber auch weiter für Euch zu sorgen. Sie wird das Essen für Euch bei den Campagnuolen zusammenkaufen.' Das übrige ist herzinnigste Glut des süßesten Herzens —"

Serafino hielt inne und hob den Blick.

„Ist es wirklich die Schrift der Herzogin?" fragte Lätus argwöhnisch.

„Eine Falle ist ausgeschlossen. Der Name des Nemisees bürgt mir dafür."

„Ihr seid doppelt glücklich und unglücklich. Aber meine Philosophie wetzt sich bei einem flammenden Vesuv vergebens das Maul wund."

Da brach der Schmerz aus der Brust des Dichters. „Schwester und Bruder gefangen in den Händen eines Teufels, zur fürchterlichen Schändung verdammt, zum grausamsten Tod! O treuer Freund, Ihr warntet mich vor ihm! Und ich schlug's in den Wind."

Lätus trippelte in Unmut an den schäumenden Apollo heran. „Braucht lieber des Hermes göttliche List! Helfen könnt Ihr hier gar nicht mehr, nur Euch verraten. Nehmt eines meiner Maultiere und reitet noch um Mitternacht zur Porta Pränestina hinaus."

„Ihr wollt sagen San Sebastiano —"

„Verliebte sind doch die einfältigsten Vögel, sie flattern jedem Vogelsteller ins Garn. Wißt Ihr denn, ob nicht die Torwachen Weisung haben? Reitet also nur zur Porta Pränestina hinaus, als wolltet Ihr ins Sabinergebirge. Wenn Ihr die Campagna erreicht habt, biegt Ihr über das Grab der Helena nach Süden ab auf die Via Appia. Wenn die Morgensonne über Rom liegt, habt Ihr Albano erreicht. Von dort findet Ihr linker Hand leicht den Bergsteig nach Nemi."

Er führte hastig den wie von Atlaslasten befreiten Flüchtling über den dunklen Hof nach dem Stall, wo sie beide bei Kerzenlicht das Maultier rüsteten. In die Satteltasche packte der

Gelehrte kaltes Büffelfleisch und Weizenbrot. Das lag nun friedlich neben der unentbehrlichen Laute, die ihm Lukrezia geschenkt. Sie sollte sein Talisman sein auf der Flucht ins albanische Gebirge. Dann gab ihm noch Lätus zwei Flaschen seines Weins dazu und steckte ihm einen Sarazenerdolch in den Ledergurt.

Die einsame Nacht lag über dem Quirinal, als sie gerüstet vors Haus traten. Der Halbmond, umfunkelt von unzähligen Sterndemanten, silberte im Zenit. Er goß ein feuchtdämmerndes Licht über die Hügel von Rom, so daß man deutlich die Fußsteige sehen konnte. Im Westen über dem Meer leuchtete noch der verblaßte Streifen des längst verloschnen Abends herüber. Aber der Dichter lenkte jetzt seinen Blick unwillkürlich nach Süden. Nur wie feine Schattengebilde, von einem grünlichsilbernen Nebel umsponnen, streckten sich die sanft geschwellten Albanerberge am Horizont hin, dessen tiefdunkler Samt sich langsam, in bläulichen Dämmer übergehend, gegen den Zenit zu lichtem Sphärenglanz erhellte.

„Wir wickeln noch die Hufe mit Tuch ein", sagte jetzt der Gelehrte. „Damit Ihr nicht die Sbirren aus den Gassen heranlockt."

Auch das war bald getan. Das Tier wurde noch gefüttert und an einem Olivenstamm angebunden.

„Kommt noch einen Augenblick herein, ich will Euch auch geistige Labung mitgeben. In der Einsamkeit von Nemi könnt Ihr sie brauchen." In der Stube holte Lätus vom Regal einen Horaz herab, den Liebling Serafinos. „Der Psalmist der Natur soll Euch ein herzlicher Tröster sein."

„Edler, alter Freund! Ich will ewig der Hand gedenken, die mir den Weg nach dem Hain der Diana bereitet." Seine Stimme zitterte.

Der Greis, dessen Auge feucht wurde, zog ihn ans Herz.

Serafino riß sich gewaltsam los. Wie zum Abschied streichelte seine Hand noch über einen Stein, der an der Tür lag und in welchem eine moosüberwucherte Inschrift ihre Furchen gezogen hatte.

Im Monddämmer schwang er sich auf das Maultier und ritt nun vorsichtig mit gestrafftem Zügel zwischen den Weinreben in die latinische Nachtlandschaft hinaus.

Pomponius Lätus stand noch lange an der Schwelle. Er hatte das Gefühl, einen teuern Sohn gesegnet zu haben.

Die Nacht war süß und milde. Lätus ließ sich müde auf die Steinbank vor seinem Hause nieder und senkte leise das Haupt. Das Geschehnis des Abends hatte ihn erregt. Nun kam die Entspannung durch die wohltuenden Geister des Schlafes. Sie tänzelten um seine Stirn in der Gestalt frühlingsschöner Oreaden. Aus den Reben stiegen die leichten Halbgöttinnen auf und

wirbelten neckend allerlei Traumgedanken durch sein Hirn. Er sah sich vor der Statue des Marforio stehen und erklärte ihm mit lächelnder Miene seine Abstammung von dem witzigen Herrn Nardus Marfoli, der neben ihm wohnte und ihm die ersten Epigramme um den Hals geheftet hatte. Und er hörte im Traum, wie Pasquino zu seinem gelehrten Kollegen rief: Flußgott Marforio, warum ertränkst du nicht den Papst mit deiner Flut? Und der antwortete: Lieber Pasquino, genug habe ich des eignen Schlamms, der Fluß ging über, lägen die Laster des Papstes darin! Und auf einmal war Lätus, als stünde er am Grabe der prachtliebenden Zeit der Cäsaren. Er fühlte, wie sein Blut kälter wurde und mit schwächerem Druck durch die Adern rann, und die Schwüle der Luft drückte nicht mehr auf seine Schläfe, sondern er spürte um seinen Kopf nur ein Hin- undherwogen eines ätherartigen Stoffes. Und plötzlich füllte sich sein Körper mit körniger, kristallinischer Gesteinsmasse, seine Haut straffte sich unter dem Druck eines innern Härter- werdens, er fühlte die Muskeln erstarren, und plötzlich stand Meister Lysippos vor ihm, formte ihm die Haltung einer schö- nen Grabstatue zurecht und meißelte schmerzlos mit einem luf- tigen Hammer an seinem Leib herum, bis er schön und ehr- würdig aussah, wie es einem Fürstensohn geziemte. Da hielt Pomponius Lätus mäuschenstill, ganz still, sinnend, das Auge klar geöffnet wie ein alter Seher, der die Geheimnisse der Gottheit schaut.

Nach Mitternacht kamen zwei Sbirren des Cesare Borgia herangeritten. Sie blieben vor der Casina stehen und sahen den Alten auf der Steinbank schlafen. Der eine von ihnen saß ab und ging näher heran. „Vielleicht hat er sich doch hierher ge- flüchtet", murmelte er zu dem andern. „He, Alter —"

Aber Messer Pomponius saß traumlos und steif da.

Da sagte der andre Reiter: „Seht doch nur, der Mond scheint den Alten an. Er sieht wahrhaftig aus wie ein Grabmal, so friedlich und still. Hahaha! Ist das nicht der alte Narr, der in den Straßen die schmutigen Scherben sammelt?"

„Und der in den Thermen die Wände abkratzt. Ja, das ist er. Bei dem ist nicht viel zu holen."

Sie ritten davon.

Pomponius Lätus regte sich nicht mehr. Statuenstarr saß er auf der Bank, vom zarten Mondesdämmer umwoben, ruhevoll, wie ein schönes Denkmal vor dem Atrium seines Hauses, in dem sein Fleiß Schätze über Schätze zusammengetragen hatte, die die Rätsel untergegangener Welten gelöst hatten.

Es war aber nicht Lysippos gewesen, der dieses Denkmal im Mondlicht geformt hatte, sondern der ernste Gott Thanatos, der die Lebensfackel der Menschen löscht.

Vom Vatikan flog die Nachricht in die Stadt: der Mörder ist entdeckt! Er hat sich in seiner Zelle im Torre di Nona erhängt! Ein römischer Strolch, der um der reichen Beute willen den Herzog ermordet und in den Tiber geworfen! Die Geschichte mit den Reitern und dem Kohlenhändler, hieß es, sei eine Phantasie des braven Mannes gewesen, der einen Rausch gehabt habe. Der Mörder habe alles auf einem Zettel eingestanden, den man in seiner Zelle gefunden. Seine Leiche sei gleich in den Tiber geworfen worden.

In den Kreisen der Kardinäle und Barone schüttelte man ob der einfachen Lösung den Kopf. Wie liebenswürdig half doch dieser schlichte Mann aus dem Volke dem Papst aus der Verlegenheit. Er erhängte sich rechtzeitig. Man lächelte, lachte und munkelte. Bis es sich endlich auf den Straßen herumsprach: Der Mann in der Zelle sei eine Strohpuppe gewesen, und der Papst habe Gründe, den wahren Mörder zu verheimlichen. Wenn der Papst aber Gründe hatte, mußte es ihn schmerzen, wenn der Name des Mörders an den Tag käme, dachte das grübelnde Volk. Und was schmerzte den Papst mehr, als wenn der Himmel über einen Borgia Schmach verhängte? Also mußte ein Borgia, ein Catalano, der Mörder sein, folgerte das Volk mit stark entwickelter Einbildungskraft. Und welcher von den Catalani hätte mehr Interesse daran gehabt, den Herzog von Gandia tot zu wissen, als eben — —

Kein Mensch sprach den Namen aus. Aber jeder las ihn von des andern Lippen ab. Der Schrecken vor der Verfolgungsgewalt des Papstes lähmte, wenn nicht schon die Gedanken, so doch die Zunge.

Dann sprach man von einem neuen Ereignis: Der Dichter Serafino war seit drei Tagen verschwunden. Cesare Borgia schäume, sagte man, und Lukrezia Borgia, die man einmal mit dem schönen Musenliebling hatte ausreiten sehen, habe traurige Augen.

Dann sprach man von dem wunderschönen Leichenbegängnis des lieben alten Narren Pomponius Lätus, um dessen Seele sich Orkus und Himmel gestritten hätten. Man habe ein Testament bei ihm gefunden, und darin sei verfügt worden, daß seine Leiche in einem alten Sarkophag in einem Grabe an der Via Appia begraben werde, doch hätte der Papst auf eigene Verantwortung, wahrscheinlich, um die heidnische Seele zu retten, die Bestattung in Araceli angeordnet. Vierzig Bischöfe, viele fremde Gesandte und das wissenschaftliche Rom hatten ihm das letzte Geleit gegeben. Und die Monsignori ließen das Gerücht verbreiten, daß unter den nachgelassenen Schriften des Gelehrten auch ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria und eine Epistel über die Unsterblichkeit der christlichen Seele ge-

funden wurde. Man wollte den Heiden auf alle Fälle der Nachwelt als reuigen Sünder übergeben.

Der Papst mit dem Adonisblut hatte seine Kräfte schwinden gesehen. Das ungeheure Geheimnis brannte sein Herz aus, da er es mit niemand teilen durfte als mit dem Enthüller. Er ging auf Krücken, die Ärzte verschrieben ihm Stärkungsmittel, der Bischof von San Giu to erinnerte sich wieder, daß Innozenz VIII. zur Hebung seiner Kräfte Frauenmilch zu trinken begann und daß ihm am Sterbebett auf Anraten seines jüdischen Arztes das Lebensblut dreier Knaben zu trinken gegeben worden war. Der Bischof wollte das Experiment auch bei Alexander versuchen, aber der Papst wehrte sich dagegen. Doch war er wenigstens für die Frauenmilch leicht zu haben.

Als Alexander jetzt in seine Gemächer emporgetragen wurde, sah er sich die Gesichter der Lakaien an. Er witterte hinter jedem Auge Falschheit und Untreue. Nur der schöne Perotto, der ihm voranschritt, hatte die Miene eines bis zum Tode ergebnen Schildknappen

Der Sekretär legte Schriften vor den Papst hin. Es waren die Ehescheidungsakten der Lukrezia Borgia.

Die unreinliche Scheidung machte ihn etwas froher. So war nun alles kirchlich geordnet, und Lukrezia konnte als politischer Luxus- und Gebrauchsgegenstand in die Hand eines aragonischen Prinzen gegeben werden. Wenn es Giovanni Sforza einfallen sollte – und er saß jetzt, beschützt von den Venezianern, wieder in Pesaro –, trotz seiner schriftlichen Versicherung, daß er „unfähig" war, eine richtige Ehe zu vollziehen, sich wieder in den Besitz Lukrezias zu setzen, dann würde Cesare –

Cesare! Der Name erfüllte den Papst mit Schaudern. Wohl war der Fluch über den Sohn noch nicht über des Papstes Lippen gekommen, aber er saß da, um jeden Augenblick in das Herz des fürchterlichen Kindes wie ein Falke hineinzustoßen. Der Papst beschäftigte sich unausgesetzt mit Sühnegedanken um sein Kind. Er hätte am liebsten die Schuld auf sich genommen – und am Ende war er ja auch der Schuldigste.

Dem Papst graute. Ein düstrer Tagesschein lag über seinen Papieren, in die er gedankenfern starrte. Cesares kühner Adlergeist, der sich auf den Schwingen der Ruchlosigkeit in die Höhe hob, flog dem Stuhl Petri zu.

Und ich? bangte der Papst. Meine Kreaturen gelten nicht mehr. Cesare schuf sich mit jüngerer Kraft andre, gehorsamere, durch die Furcht gebändigte. Ich muß ihm dienen, ihm beistehen, ihm zu seinen Taten verhelfen, meine Talente in den Dienst seiner Sache stellen, seinen Ehrgeiz fördern. Alles Geld muß für Cesare zusammengerafft werden. Wenn er sieht, daß

mein Vaterherz für ihn sorgt, wird er mich, den talentvollen Geldfischer, am Leben lassen, mich als eine Notwendigkeit empfinden. Es ist so süß, das Leben! Frauen machen es so süß. Giulia Farnese!

Dann krallte das Geld wieder nach ihm. Warum habe ich den Kardinälen eine strenge Reform der Kirche versprochen? Das war ein Unding. Ich muß sie mir heranzüchten wie junge Masthühner, bis sie dick und fett werden, und dann — Geld her! In Rom ist es das größte Unglück, kein Geld zu haben.

Ascanio muß zuerst dran glauben. Er haßt mich. So groß ist sein Abscheu vor mir, daß er den Silberbecher, aus dem ich einmal bei ihm trank, in den Tiber werfen ließ. Ich werde Cesare die Rache überlassen, dem jungen, kräftigen, frisch zupackenden Jungen.

Und sein greisenhaftes Gehirn spielte mit der Schönheit dieses entsetzlichen Kindes und vergaß seine Teufelei. Man wird ihm einst noch Statuen errichten, und die Maler werden nach ihm lechzen, wenn sie einen Erzengel malen. Und die Frauen — ach, die Frauen! In Rocca di Papa haben sie drei Tage lang ein Rosenfest gefeiert und ein Bauernmädchen, das Cesare in seinen Armen gehalten hatte, im Triumph durch die Gassen getragen und beinahe als heilige Venus verehrt. Den Venuspriester nennen sie ihn, einen Sybariten des Herzens. Ach, Eros, Eros, vor deinen Gnaden bekreuzigen sich die spanischen Stiere.

Perotto kam und fragte, ob er die Milch bringen dürfe.

„Was hast du heute für Augen, Knabe? Du hast geschwärmt diese Nacht?"

„Ein wenig, allerheiligster Vater", bekannte der Kammerdiener.

Der Papst drohte mit dem Finger. „Perotto, laß die Weiber."

Da gingen weiche Schritte draußen. Im nächsten Augenblick stand Cesare auf der Schwelle. Seine Züge verrieten eine heftige Gemütsbewegung. Er küßte dem Vater Hand und Mund. Dann schnaubte er Perotto an: „Wo warst du heute nacht?"

Der Kammerdiener war totenbleich. Der Papst sah in Schrecken auf seinen Sohn. Was wollte er von seinem Kammerdiener? Was ging ihn Perotto an? Ei, mengte sich der Sohn schon in die Garderobeangelegenheiten des Vaters?

Als Perotto mit seiner Armesündermiene dastand, trat Cesare näher. „Ich will dir sagen, wo du warst. In der Taverne ‚Zur Sonne' beim Wein."

„Ja, Eure Herrlichkeit."

„Und was hast du da gesagt?"

„Ich weiß nicht, Eure Herrlichkeit."

„Deine Augen leuchten noch vom Wein, und dein Hirn weiß

freilich nicht mehr, was es für Prahlereien ans Licht gespien angesichts der Dirnen von Trastevere. Sagtest du nichts von einer ägyptischen Maria, die im Tempel der Fortuna virilis verehrt wurde?"

„Nein, Herr", stotterte der wachsbleiche Jüngling.

„Du sagtest davon", sprach Cesare und gab ihm einen Backenstreich.

„Cesare!" rief der Papst in Angst. „Was tust du meinem Jungen an? Perotto, Perotto — was hat er denn verbrochen?" Es klang bald wie ein Kinderwimmern. Der Papst fürchtete Ärgeres.

„Was er verbrochen hat? Seht sein kreideweißes Gesicht, allerheiligster Vater. Das ist ein Bekennergesicht. Ich werde dich lehren, eine gewisse Frau mit der ägyptischen Maria zu vergleichen, ich werde dich lehren, dein Prahlmaul aufzutun und zu sagen: ‚Ich habe diese gewisse Frau unter meinem Leibe gehabt.' Ich werde dich lehren, zu lügen: ‚Diese gewisse Frau trägt ein Kind von mir unterm Herzen!' Ich werde dich lehren, solche Aufgeblasenheiten zu verlernen!"

Und mit einem katzenartigen Sprung warf er sich auf den Kammerdiener, der sich an das Herz seines zitternden Herrn geflüchtet hatte, und umarmte ihn mit seinen wilden Riesenarmen. In seiner Hand blitzte es einen Augenblick auf.

Der Papst schrie. Seine Augen wurden glasstarr. Er sank in den Stuhl und warf sein Gesicht in die Hände. Seine Brust röchelte.

Wie ein Stück Holz lag Perotto zu Füßen seines Herrn. Aus seiner Brust sickerte dünn und träg das rote Leben.

Cesare riß eine grünseidene Draperie von einem Postament und bedeckte damit den Körper Perottos. „Verzeiht, Vater, allerheiligster Vater — aber es geht nicht an, daß ein solcher Schurke am Leben bleibt."

„Mein armer, schöner Perotto!" jammerte der Papst in seine vertrockneten Hände hinein. „Mörder! Mörder! Was hat dir der getan? Teufel, ärger als Teufel!"

Cesare ließ den Papst toben, bis ihn die Schwäche von selbst wieder in den Polsterstuhl warf. Dann sagte er gelassen: „Daß ein Lakai am Leben bleibt, der sich brüstet, Lukrezia Borgia besessen zu haben, werdet Ihr doch wohl selbst nicht als eine Annehmlichkeit empfinden."

„Lu —?" Der Greis taumelte empor und starrte auf den grünen Klumpen zu seinen Füßen. Der Name der vielgeliebten Tochter blieb zerbrochen in seiner Kehle hängen.

Cesare hatte sich rachesatt an den Kamin gelehnt. „Natürlich ist es ein Wahnsinn, eine erbärmliche Lüge. Aber ganz Rom fängt den Schimpf, der einer Borgia angetan wurde, mit Scha-

denfreude auf, und jedermann gibt noch sein Teil dazu, um die Schmach zu vergrößern. Ich lasse die Römer ihre Mäuler wetzen, solange sie meine Sünden durchstöbern, aber vor den Namen meiner Schwester halte ich meinen Eisenschild, allerheiligster Vater." Er öffnete, als ob er eben das Selbstverständlichste von der Welt getan hätte, die Tür und rief den Zermonialkleriker de Podio herein. „Laßt die Leiche dieses Unholds in die Totenkammer bringen."

Der bestürzte Geistliche rief zwei Kammerdiener herbei, die den Körper samt der Decke davontrugen.

Der Papst saß wie tot in seinem Sessel.

Cesare ging mit großen Schritten durch das Gemach. „Es tut mir selber leid, Euch den Schmerz bereitet zu haben, aber hier ein betrunkner Halunke, dort der beleidigte Stolz einer Frau. Die Wahl war nicht schwer. Es ist nicht meine größte Sünde, daß ich solche Ehrabschneider mundtot mache."

Die Plötzlichkeit der Tat hatte dem Papst das Blut gerinnen gemacht.

Da kam Cesare schon mit neuen Schlägen über ihn. „Es geht bei Lukrezia etwas vor, allerheiligster Vater."

Alexander hob die erschreckten Augen. Sein Hals streckte sich, daß sein Kopf etwas Hahnenartiges bekam. Leise pfiff sein Atem.

„Lukrezia ist jung. Das entschuldigt aber nicht alles", sagte Cesare. „Mein Hausdichter Serafino, den ich ihr für ein paar Feierstunden der Kunst zur Verfügung gestellt hatte, ist seit drei Tagen verschwunden."

„Serafino d'Aquila?" fragte der Papst wie geistesabwesend.

„Lukrezia will von einer Mitschuld an der Flucht dieses Poeten nichts wissen. Doch sprechen ihre Augen eine andre Sprache. Sie weint viel, und es scheint, wir haben eine verlaßne Ariadne vor uns, die um ihren Theseus weint. Solche Anwandlungen erniedrigen eine Borgia, auch bilden sie in dem Entwicklungsgang ihres Charakters einen Sprung. Es stünde zu befürchten, daß Lukrezia an solchen schwärmerischen Einfällen Geschmack bekäme, und eines schönen Tages läuft sie uns davon, um sich irgendeinem Meister der Theologie an den Hals zu werfen."

„Ich habe — nicht — die Kraft — deinen Ausführungen zu folgen, Sohn. Aber — rede nur — rede nur — ich will mich anstrengen —" Die Laute stolperten gleichsam über die Instrumente der Sprache hinweg, als wollten sie ihr Klingen ohne deren Hilfe durchsetzen.

Cesare war gewohnt, größere Erschütterungen mitleidslos mitzuerleben. „Sie besitzt einen Hang zur Nachdenklichkeit, sie ist empfindsam und leicht beweglich, und das alles sind

Vorbedingungen für eine unheilvolle Schwermut, die wir auf dem Gewissen hätten, wenn wir nicht rechtzeitig durch Ablenkung auf irdische Dinge Sorge tragen wollten. Man umgebe sie mit froher, kräftiger Sinnlichkeit, die die Phantasie davon enthebt, eigene Wege zu gehen. Schafft Feste, Schauspiele, Tänze für sie, die ihre Sinne emporwirbeln lassen und ihre Seifenblasen zerstören, die ihr aus den Trugbildern des Ideals heraushelfen in die sinnenfrohe Welt unseres Daseins."

Der Papst hatte mit jedem Wort das starre Eis der Bewußtlosigkeit splittern gehört. „Du — beengst den Atem —", keuchte er, „du mordest — und gleich darauf — formen deine Lippen süße Besorgnisse — um das Heil deiner Schwester." Er fiel wieder in die Polster zurück und schloß die Augen. Es schien, als senkte sich ein bleierner Schlaf über ihn.

Cesare sah auf das unruhevolle Bild dieses Schläfers. Er wußte nicht, ob dessen Gehirn noch empfänglich war für Töne der Außenwelt. So sprach er denn mit gleichgültiger Klangfärbung in den alten Papst hinein: „Ihr seid ermüdet, Ihr sollt Euch stärken, verjüngen, allerheiligster Vater. Paulus Lukas, der Arzt des Königs von Frankreich, hat im Tal von Damaskus ein Kraut gesammelt, das er ‚Serquis' nennt. Es soll mit dem heißen Saft des Flieders genossen einen wunderbaren Verjüngungstrank geben."

Der Heilige Vater öffnete die Augen. Seine Lippen kräuselten sich leicht, als wollte er lächeln. „Ja — das müssen wir — haben. Laß dem Lukas — schreiben — noch heute — ein Eilbote soll — den Trank mitnehmen."

„Ich will es besorgen, allerheiligster Vater." Dann öffnete er die Tür. „Die ärztlichen Wachen Seiner Heiligkeit!"

Zwei medizinkundige Kleriker traten ein und stellten sich wie Leibgardisten rechts und links von dem Stuhl auf, in dem der müde hingestreckte Papst lag. Ein trüber Flor lag über den Dächern Roms, als Cesare durch die Fenster des Korridors blickte, den er jetzt durchschritt. Mittag war vorbei. Cesare hatte noch viel Zeit bis zum Abendmahl. Er wollte die Stiere mustern gehen, die man aus den Pontinischen Sümpfen für das nächste Spiel auf der Navona geholt hatte. Nach der Vesper wollte er Sancia einen leidenschaftslosen Besuch machen, wenn sie dafür zu haben war. Und wenn die Nacht schon über Rom lag, wollte er die braune, schöne Heilige zur Kapitulation zwingen.

Alles das plante er mit einem neuen Mord auf dem Gewissen. Und gleichzeitig überlegte er mit großer Verstandeskraft die Art und Weise, wie auch der nördliche Teil des Kirchenstaates um einige Burgen der Tyrannen vergrößert werden könnte. Herrliche, in der Geschichte des Papsttums hell klin-

gende Namen summten durch seinen Kopf: Faenza, Rimini, Forli, Urbino, Bologna, Imola — eine stolze Reihe festumgürteter Städte, um die sich die reiche Ackererde der Romagna unter dem himmlischen Blau Italiens hinlagerte und ihren Schollendampf zur Sonne strömen ließ. In diese fetten Bissen verkrallte sich der Adlergedanke Cesares. Oh, er wollte die Römer noch verblüffen! Vor seinen kleinen Sünden wetzten sie ihre Mäuler, vor seinen großen würden sie in starrer Bewunderung stehenbleiben.

Donna Anna, eine Matrone mit grauen Haaren, goß Rosenöl in die Kandelaber und zündete sie an. Die Flammen beleuchteten die aus dem Schlaf geschreckte Daniela.

Donna Anna verneigte sich vor ihr. Dann band sie Rosen über das Betpult und tröstete zärtlich wie eine Mutter das erschreckte Täubchen: „Fürchtet Euch nicht, edle Frau. Cesare Borgia ist so gut und gnädig. Er lohnt ja jede Liebkosung mit reichen Ehren."

„Tut er das?" sagte Daniela mit toten Augen, während sie schlafbefangen ihre dunklen Haare vor dem Spiegel in Ordnung brachte.

Es war spät in der Nacht. Das Gemach lag in den Farben der Liebe und Eifersucht. Scharlachrote Draperien waren von einem Pagen während des Tages über das Ruhelager geworfen worden, und an den Wänden wallten breitgefaltete gelbe Schleier herab, in denen rote Tulpen gestickt waren. Um das Bild der heiligen Agnes wand sich eine purpurrote Draperie aus schwerem Damast mit Goldbrokat durchstickt. Ein scharlachroter, von goldnen Eidechsen durchflochtner Teppich bedeckte den Boden und dämpfte jeden Schritt. Kindische Spielzeuge standen auf dem Marmortisch, um die zukünftige Kurtisane bei guter Laune zu erhalten: ein kleiner chinesischer Sonnenvogel, der sein schönes Pfeifen hören ließ, eine gelbe Wüstenspringmaus, die mit Känguruhsprüngen und flüchtigen anmutigen Bewegungen das Herz der guten Daniela ergötzen sollte, und ein sich selbst schaukelnder Harlekin, der in die Arme einer Kolumbine fiel.

Daniela hatte in diesen Tagen den Herrn um ein starkes Herz gebeten. Sie fastete, bis sie vor Schwäche umfiel. Da labte sie die Alte auf Befehl Cesares mit Wein. Dazu mußte sie ein Gericht essen, das aus schmackhaften Flamingozungen bestand.

Heute kam der Page mit den Draperien. Da wußte Daniela, daß ihre Schicksalsstunde schlagen werde.

Sie schlang die weiße, weite Tunika fest um den Leib und warf sich auf das Lager. Donna Anna flüchtete hinaus.

Cesare trat rasch ein. Wie in einem Käfig, den der Löwenbändiger betritt, schlugen die Türflügel hinter ihm zu.

Daniela sprang jäh auf.

Da sah sie einen Mann vor sich stehen, der nicht mehr Cesare Borgia war. Wohl trug er ein fürstliches, silberdurchwirktes Gewand, die schwarze Mantella um die Schulter geworfen, den mit Edelsteinen beschlagnen Dolch im Gehänge, das zartgebauschte violette Barett auf den Locken; aber das Gesicht war bleich, die Stirn verdüstert, die Augen wie von Trauer verhängt, die Haltung schlaff und unbeholfen, fast demütig. Der große Komödiant hatte eine neue Maske angelegt. Er spielte den verzweifelten Liebhaber. Diese Verelendigung gab Daniela sogar die Kraft, ihre Angstgefühle zu überwinden und zuerst das Wort an ihn zu richten. Mit ihren dunklen, glanzerfüllten Augen sah sie ihn tief an: „Exzellenz — ist mein Bruder — frei?"

Da ging eine Wolke über sein Antlitz. „Ich will Euch nicht belügen, Daniela. Euer Bruder ist nicht frei."

Sie wollte vor ihm in die Knie brechen.

Aber er kam ihr zuvor und warf seine ganze Herrlichkeit vor ihr nieder, raffte des Gewandes Saum in seinen Händen zusammen und stieß mit schmelzendem Weh ihren Namen aus seiner Brust: „Daniela!"

Da fühlte das Abruzzenkind Mitleid mit dem Sünder. Die heiligen Himmelsgluten waren schon längst in ein milde glimmendes Feuer übergegangen, der schöne Kerker hatte ihr ein wenig Erdgefühl wiedergegeben, mit dem sie alles Gegenständliche um sich herum betastete. Nun hatte sie auch wieder Sinn bekommen für die Regungen einer andern Menschenseele. Mit schwacher, rührender Stimme bat sie jetzt: „Ihr werdet uns beide freilassen, edler Kardinal."

„Ich werde Euch nicht freilassen", erwiderte Cesare mit arger Zärtlichkeit. Wie ein spielendes Kind streichelte er sanft, fortwährend auf den Knien liegend, über den schwarzen Samt des Tunikasaums hin, und in heißem Geflüster brachen die berechneten Worte über seine Lippen: „Ich werde Euch nicht freilassen, Daniela, denn es wäre mein Tod, wenn ich Euch das Leben schenkte fern von mir, in den Bergen von Aquila. Ich habe viele Rosen in meinen Händen zerpflückt, viele Herzen zerbrochen, und ich weiß, daß die Mütter von Rom ihre Töchter mit Angstschauern in ihre Arme drücken, wenn der Falke Cesare Borgia vorbeifliegt. Aber meinst du nicht, daß unter der Berührung einer Engelshand die Sünden dem ärgsten aller Sünder vergeben werden können? Daß unter dem Hauch dieser Engelslippen die wilden Begierden ersterben, und daß aus den Trümmern frevlerischer Gedanken sich der Phönix der Tugend

zur Sonne erhebt? Wenn mich Rom jetzt sieht, reißt es mir den Tyrannenmantel von meinem Wesen und erniedrigt mich zu einem trauernden Daphnis, der vor seiner Chloe vor Herzeleid vergeht. Cesàre Borgia im Staube! Und du kannst die Tränen zurückhalten vor dem Bilde inbrünstiger Reue? Sende deine Skorpione des Hasses über mich, Grausame, aber ich will unter ihren Stichen noch im Tode dich doppelt heiß lieben."

Daniela hörte die Verführerworte wie ferne Bergströme an ihr Ohr rauschen. In ihrem Innern wollte es sich lösen und zerbröckeln wie brüchiges Gestein, das die Fluten am Ufer zerstören. In ihrer rührenden Hilflosigkeit erschien sie Cesare noch schöner und begehrenswerter. Er steigerte seine Künste und warf Gluten von seiner Zunge, die nicht sein Herz, sondern sein Kopf geboren hatte.

„Aus dem Himmel dieses Auges flammt der vernichtende Strahl, und doch glaube ich, daß diese Lippen mir den Becher mit dem Honigseim der Verzeihung reichen werden. Soll ich wie Herakles das Spinnen lernen, um mich in Sanftheit und Geduld zu üben? Soll ich deinen Ruhm, deine Schönheit in lesbischen Versen auf dem Forum zu den Sternen heben und dich auf dem Triumphwagen durch die Straßen Roms ziehen, eine strahlende Aphrodite, und das Volk vor dir in die Knie sinken lassen? Ich will dich in der Lilienweiße des karrarischen Marmors als heilige Agnes in meiner Kapellennische zu Santa Maria del Popolo neben der Madonna sehen, und das Volk soll vor dir knien. Pinturicchios prunkende Kunst soll deinen Leib als Kleopatra unter den Strahlen der afrikanischen Sonne für ewig festhalten. Ich lege den Kardinalspurpur ab und werfe mir den arkadischen Mantel um. Indiens Balsam will ich über deinen Leib gießen und in dein Haar den Reichtum florentinischen Goldes und den Glanz arabischer Perlen flechten. Du sollst mit mir in der Prachtkarosse der Borgia nach Tiburs Höhen rasen, in die Berge Aquilas ziehen und nach des Liris lieblichem Strand flüchten, wenn hier heiße Sonne drückt, und huldigen soll ganz Rom dem neuen Cäsar, wenn er auf goldnem Phaeton wieder in die alten Mauern zieht, ganz Rom soll huldigen in fressendem Neid der ersten Geliebten —"

Wie unter dem Stich der Viper schnellte Daniela von ihm los.

Jäh durchblitzte ihr Hirn der Gedanke an die Schande. Von der Heiligen emporgeadelt zur Kurtisane des Kardinals Cesare Borgia! Sie flüchtete zum Betpult und klammerte sich dort an dem dahinter aufgepflanzten Kreuz an.

Cesare sah seine Schlingen entdeckt. Mit verdunkeltem Angesicht erhob er sich.

„Dann ist alles zu Ende", sagte er tonlos.

„Mein Bruder?“ jagte ihre Angst aus der Brust hervor.

„Es scheint eine Familie der Narren zu sein, mit der ich es zu tun habe“, sagte Cesare. „Euer Mönchbruder ist ein Rebell. Euer Bruder Serafino —“

Sie schlug die Hände empor und riß die Augen weit auf. „Was ist's mit ihm? Er diente Euch —“

„Diente mir so gut, daß er alle Hebel in Bewegung setzte, seinen gefangnen Bruder zu befreien. Seit drei Tagen ist er geflüchtet. Wir wollen sehen, ob ihn seine Engel schützen werden.“

Cesare ging mit Schritten, die Steine schrecken konnten, auf sie los und riß ihren Leib in seine Arme. Dann ging der Sturmhauch seiner Worte über ihre wie zum Beißen geöffneten Lippen hin: „Du weißt nicht, was du tust, schönes Kind! Du bist meine Blume, die ich zu meiner Freude an meine Brust stecken, aber auch zerpflücken, zerreißen, zertreten kann. Ich möchte dich bei aller Verehrung daran erinnern, daß in der Region Ponte gewisse Häuser stehen, in denen gewisse Mädchen, die mein Wille gezeichnet, zur ewigen Schmach gezwungen werden; dich daran erinnern, daß in dieser Zelle hier, wo der Scharlach der Liebe glüht, schon einmal ein Mädchen von gleich hartem Kopf wie du zehn trunknen Ruderknechten des Tibers in die Arme geworfen wurde, ach, Nönnlein, diese roten Lippen werden die meinen küssen —“

Grauen überrieselte sie. Die Hände, die Schiffstaue zerrissen, brachen langsam ihren Leib, die Knochen splitterten, die Sehnen verloren ihr Gefüge, sie glaubte wieder die Auflösung ihres Leibes unter der Brunst dieses Königs der Ungeheuer zu spüren — da wuchsen plötzlich ihre Kräfte ins Riesenhafte. Mit einer Art Wut und Verzweiflung rang sie ihre Lippe von dem Druck der seinen los. Ihren schönen Kopf weit zurückbeugend, riß sie ihren rechten Arm aus seiner Umklammerung und zog blitzschnell den Dolch aus Cesares funkelndem Gehänge.

Wie eine stoßbereite keusche Lukrezia stand sie hoch aufgerichtet, die Klingenspitze nach ihrer Brust gewendet, vor ihrem Sextus Tarquinius. Die assyrische Bronze in ihrem Antlitz verdichtete sich zu drohender Glut. Ihre Augen stellten den Würger vor die letzte Wahl: Freiheit oder Tod!

Vor der selbstmörderischen Verzweiflungskraft dieses Weibes verließ den Tiger der Mut zur Grausamkeit. Der Unhold Roms erlebte seine Gnadenstunde.

Cesare ließ langsam seine zum Würgen bereiten Hände sinken, schloß die Augen und heuchelte nun nicht, als er leise und heiser sagte: „Ich habe — Ehrfurcht vor Euch, Daniela — verderbt mich, wenn Ihr wollt und — könnt.“ Dann hob er die

im Ringen herabgefallene Mantella auf und warf sie mit einem Schwung über die Schulter. Er schritt zur Tür, schob mit herrischer Gewalt den Riegel zurück und öffnete. „Michelotto!" rief er, daß es beinahe gellte.

Der dunkle Henker erschien in der Tür.

„Das Mädchen darf ungehindert die Wachen passieren. Fra Giuliano in der Engelsburg ist — freizulassen!"

Daniela ließ mit jubelndem Schrei den Dolch fallen.

Michelotto schrak zusammen. „Eure Herrlichkeit — es ist — zu spät —"

„Er ist —?" wandte sich Cesare bestürzt nach ihm um.

„Auf Euern Befehl —", stammelte der Leutnant verlegen.

Da senkte Cesare den schönen Kopf und verbiß die Lippen. „Die Raschheit in Ehren, aber dein Kopf soll denken, bevor du handelst."

„Eure Herrlichkeit!"

Cesare warf ihm einen vertraulichen Blick zu, der sagen sollte: schweig vor diesem Weibe! Er verbeugte sich vor Daniela Narni, die mit weit geöffneten Augen dastand und groß nach ihm starrte.

„Hebe den Dolch auf, Michelotto!" befahl Cesare.

Der Leutnant ging ins Zimmer, hob die blitzende Klinge zu Füßen des lebenden Monuments auf und brachte sie seinem Herrn, der sie in den Gurt steckte.

Da fiel die tragische Maske von Danielas Gesicht. Lautlos brach sie in die Knie, und ihr Haupt sank mit den schwarzen Flechten dumpf auf das Betpult, mitten in das Gewinde rotflammender Rosen hinein.

Durch die Nacht Roms wankte die Dulderin den dunklen Weinhügeln des Gianicolo zu. Ihr Schritt hallte durch die leeren Gassen. An den mondbleichen Mauern zeichnete sich scharf ihr taumelnder Schatten ab. Ihre Gedanken zerrannen wie Schaum unter ihrer Hirnschale.

Als die Häuser endeten und eine Rebenmulde sich von der Straße nach rechts wie eine schwarze Zunge in die mondumdämmerten Hügellande hineinlegte, ging sie in diese Schatten und empfand hier zum erstenmal mit ihrem Atem das reine Strömen der Luft. Die Bergkräuter trieben würzigen Duft in ihre Sinne.

Schwer setzte sie den Fuß auf den verwachsenen, ansteigenden Boden. Als sie ein wenig emporgestiegen war, erfaßte ihr Auge das Bild der gelben, schlammigen, wie starr daliegenden Tiberschlange, die sich an San Spirito vorbeikrümmte und dann ihren Leib gerade gegen den Ponte Sisto zustreckte. Und vor ihr erhob sich der Klotz der Klostermauern von San Onofrio.

Und da war die Klause.

Mit zerstückelten Gedanken näherte sie sich ihr. Cesare, der Palast, die Betpultrosen, die heilige Agnes, der Dolch — Donna Anna — ihr Bruder — ihr war, als hörte sie, wie sich die Bilder in ihrem Hirn bewegten, als knisterten sie durcheinander. Jeder Halmschatten, der sich bewegte, ließ sie zusammenschrecken. Nur der Blick ins freundliche Mondlicht gab ihren Sehnen wieder Kraft. Sie schritt wie eine Mondsüchtige mit weitgeöffneten Seheraugen der Höhle zu.

Da stand sie nun im alten Gewand, Tunika und Palla, vor dem zerbrochnen Gitter, vor dem gestürzten Altar. Die Kräuterkrämerin hatte nur tagsüber ihre Waren dort liegen, die sie abends wieder hinunterschaffte. Doch sah Daniela, daß hier jemand gehaust hatte. Die Tür zur kleinen Nebenkammer war abgesperrt, ein Dreifuß und ein grobgezimmertes Tischchen standen davor. Hatte es jemand gewagt, ihr Asyl zu zerstören? Als ob es nicht eine Selbstverständlichkeit gewesen wäre, daß sie einmal zurückkehren mußte, um weiter zu leiden, weiter zu sühnen, weiter zu beten bis an das Ende ihrer Tage. Und nun hatte sie doch dem Tod so nahe ins Gesicht gesehen. In völliger Unerschrockenheit.

Warum hatte sie dem dunklen, harrenden Engel nicht die Hand gedrückt? Es hatte doch nur an ihr gelegen.

Die Sünde! Das große Gebot Gottes: du sollst nicht töten! Auch nicht dich! Das entwand ihr den Dolch.

Und doch nicht die Sünde. Der Sieg, den sie über das Teufelsgemüt errungen, ließ sie stark sein. In diesem Augenblick war ihr ganzes Wesen von einem ursprünglichen, durch keinen Gedanken entstellten, hochbrausenden Gefühl durchzittert. Es war ein Kraftbewußtsein ohnegleichen, das ihre armselige Mädchenseele zu Heldenhöhen emporgetragen hatte. Gott hatte sie groß gemacht in diesem Augenblick. Aber die Lebendigkeit der Stunde war jetzt verrauscht. Das Grauen der Nacht, das Leid der kommenden Tage, die Schauer der Einöde, die körperliche Kasteiung ohne Hilfe des Bruders —

Hier überschlugen sich ihre Gedanken wieder und wirbelten wie in einem Fieberreigen durcheinander. Sie gebaren die Angst um das verlorene Seelenheil, und eine neue Geierkralle packte ihr Herz an: wenn sie sich aufgeopfert hätte, gleich am ersten Tage, als Cesare zu ihr kam, wäre ihr Bruder gerettet gewesen. Ihr Kuß wäre das Signal gewesen, daß sich seine Kerkertür öffnete. Die allzu hohe Einschätzung ihrer Ehre, die ja im Grunde schon früher verloren war, hatte das große Lebenswerk ihres Bruders vernichtet.

Sie besah den umgestürzten Altar und begann ihn mit ihren schwachen Kräften wieder aufzurichten. So arbeitete sie ge-

dankenlos, bis der Mond bleichte und fern über dem Sabinergebirge das fahle Licht des Morgens aufschimmerte.

Da stieß plötzlich ein Gefühl mit der Wucht des Adlers in ihre Gedankenleere hinein: sie trug einen Borgiasproß unter dem Herzen. Das Kind des verruchtesten Mannes von Rom. Das durfte nicht Gottes heiligen Atem trinken. Durfte nicht ans Licht, mit dem Erbkeim größter Sündhaftigkeit im Herzen. So mußte sie sorgen, daß das werdende Leben in ihr erlosch. Sie konnte es nur, indem sie auch ihr Leben —

Über das Entsetzen siegte im Augenblick ein anderes Gefühl. Wie konnte sie denn anders aus dem Grauen herausfinden, als indem sie den Weg zum Himmel suchte, den Weg, den die vom Körper erlöste Seele fliegen mußte, um in die Arme Gottes zu fallen, die sich weit öffneten, sie zu empfangen. Den Weg mit aller Beschleunigung suchen, konnte doch nicht Sünde sein. Den Erdenpfad abkürzen, um den ewigen Frühlingssphären des Paradieses zuzueilen, das war doch eine natürliche Lösung der Bedrängnis.

Und sie lauschte in dieses ferne, mit ihren Sinnen mühsam gebildete Frühlingsreich Gottes hinein. Die Saat des Schwärmerbruders ging auf. Daniela bekam himmlisches Gehör, himmlische Augen. Sie hörte den leisen Ton der singenden Seraphim und sah den Rosenschimmer heiliger Haine, um die ein Halbkreis goldener Engel eherne Wacht hielt, daß kein Unberufener nahe. Und die Klänge verdichteten sich zu schwellenden, feierlichen Posaunen und Zimbeln, und die Rosen des Ostens flochten sich zu glühenden Girlanden zusammen, zur heiligen Pforte des Gartens Gottes.

Und sie schritt mit vestalischer Hoheit in das vom Morgen umbleichte Grün hinaus, gerade den Himmelsrosen entgegen —

Sanft stieg ihr Weg, den keine Gedanken mehr, nur unirdische Gefühle gingen, den Hügel hinan, wo Trümmerhaufen alter Tempelpracht in die treuen Arme der Natur zurücksanken und sich mit ihr zu einem einheitlichen Gebilde verbanden, an dem das Werk der Menschenhand kaum mehr zu erkennen war. Und ihr Fuß setzte sich schrittweise vorwärts über die Trümmer, die sich, übereinandergewürfelt, zu einem kleinen Berge häuften. So kletterten Seele und Körper in die Höhe, himmelan. Bis die Trümmer des Tempelberges jäh in die Tiefe stürzten — — da hielten Seele und Körper einen Augenblick still — und mit verzückten Augen, die die goldne Herrlichkeit schauten, schritt das sehnsüchtige Kind Gottes weiter — in die Leere —

Da trennten sich Körper und Seele.

Und die Seele schwang sich auf schwanenweißen Fittichen,

die ganz nahe herangekommen waren, und flog, sanft beschwingt von den Lüften des dämmernden Morgens, in die rosenroten Tore hinein — und die Engel öffneten den schließenden Ring: Komm!

Über den Sabinerbergen begann die Gloriole des Morgens zu glühen, und bald darauf ergossen sich die Rosenfluten über das römische Land, das in neuen Farben geboren wurde.

Der ermattende Druck der Schwüle war vorbei.

Serafino lag hingestreckt im sonnenversengten Rasen der Bergwildnis. Um ihn herum grünten die dunklen Farne, schlang sich das Dickicht wilder Lianen und rangen sich ein paar Ölbäume mit den feingefaserten silbergrauen Stämmen und den durchsichtigen Kronen aus dem Ginster empor. Und der Duft purpurner Zyklamen schmeichelte sich in seine für Blumen so empfindsame Seele. Zwischen den Stämmen der alten Steineichen zu seinen Füßen kletterten die Häuser von Nemi herauf.

Des Dichters Auge trank die Sonnenflut, die die latinische Küste vom Kap der Circe bis nach Ostia zu einem purpurvioletten Königsgürtel wandelte, den das italische Land um seine Hüften trug.

Serafinos Erinnerung an die Vergangenheit Roms griff in die traumhaft schöne Landschaft hinein und hob Schätze von Geschichten und Gestalten aus ihr heraus. Konsuln, Tribunen, Imperatoren, Feldherren, Päpste, Kardinäle, Gelehrte, Künstler und Dichter erhoben sich aus den Gräbern und brachten seine Gedanken in Bewegung. Das alte Antium da drüben dunkelte an der Küste, die Geburtsstadt Klaudius' und Neros, die Todesstadt Koriolans. Und Serafino sah im Wachtraum die blauen Wogen an die Marmortreppen der Kaiservillen und Paläste branden und meinte die bacchanalischen Klänge der Seefeste Neros, den Lärm der Zimbeln und Tuben und das Lachen wollüstiger Buhlerinnen zu hören, und sah Mäcenas und Lukullus in der hellen Toga am Strand lustwandeln, wo sie ihre Villen hatten.

Über dem Nemisee zu seinen Füßen sah Serafino schon die Abendschatten dunkeln. Am andern Ufer des Sees kletterten wieder Häuser empor zum alten Bergnest Genzano. Wenn der Dichter den trunknen Blick nach rechts schweifen ließ, schauerte sein Gemüt zusammen. Denn dort drüben, über den Lilatönen der Campagna, lagen die Mauern Roms, vom Goldschleier des Abends noch friedsam umsponnen.

Rom! Lukrezia!

Aus dem finstern Nachtgewölk der Einsamkeit brach das Licht der Erinnerung und erhellte die Seele des leidenden Mannes. Da ward ihm die holde Vergangenheit zur Gegen-

wart, und in ihrem Zauber erstarb der Schmerz der Verlassenheit, die Furcht vor der Gefahr.

Rom!

Jeden Tag musterte das Auge die Reiter, die auf dem Wege von der Heiligen Stadt nach Albano gezogen kamen, und versuchte, eine geliebte Gestalt darunter zu erkennen. Aber es kam nichts von Rom geritten, was einer Lukrezia Borgia ähnlich gesehen hätte. Da gingen dichterische Klagen durch die Lüfte hinüber nach Roma aeterna; sie wurden durch die Leidenschaftlichkeit des Temperaments rhythmisch bewegt. Gar oft wollte Serafino das endlose Meer seines Liebesleids in den Saiten Apollos ausströmen lassen, aber die Verse zerrannen, die Gedanken zerstäubten wie Springbrunnfluten.

Heute ging die Sonne zum siebentenmal unter, seit er Rom verlassen.

Und kein Liebeszeichen Lukrezias kam.

An seinem Aussichtspunkt zogen die Mädchen von Nemi vorbei, die schlanken Gazellen der Berge, mit den brennend roten oder blauen Röcken, dem weißen Mieder und dem gelben Fransentuch über dem schwarzen Haar, das in dichten Knoten auf den bronznen Nacken fiel. Er achtete ihrer nicht. Und sie waren doch auch für Dichteraugen so schön, diese Mädchenköpfe mit den olivendunklen Gesichtern und den blitzenden Silberspangen und roten Rosen im Haar, wenn sie den Berg hinabstiegen, mit Fruchtkörben auf den Schultern, sich leicht in den Hüften wiegend, und mit munterem Geplauder durch die Dorfgassen drängten.

Er kümmerte sich auch wenig um die Männer von Nemi, die ihre Maultiere nach Rocca di Papa hinüberführten. Auch sie waren stattliche Abkömmlinge des alten Latinervolks von Albalonga, und wenn sie dahergingen in ihrer lässigen Haltung, die amarantrote Jacke über den schwarzen Kniehosen, die Beine in Lederschäfte gehüllt, den breiten Gurt mit Waffen und Amuletten bespickt, so hätte man jeden einzelnen für einen selbstzufriedenen Herrscher halten können.

In strahlendes Gelb und Smaragdgrün zerfloß jetzt das Karmin des Westens. Die purpurvioletten Töne der Marina gingen in verschwommene Lilaschatten über. Kastelle und Sarazenentürme versanken in nichts. Nur das warmgelbe Gestein des Monte Cavo leuchtete noch aus den Schatten hervor.

Die süße Ruhe der Nacht breitete sich über eine hesperidische Natur. Wie ein dunkles, geheimnisvolles Auge blickte der Kratersee von Nemi herauf.

Jetzt verfärbte sich der Himmel über dem Sabinergebirge zu gelbrötlichen Tönen. Der Mond ging auf. Er wälzte sich schwer und feierlich über den lilafarbnen Kamm.

Serafino machte sich auf den Weg. Gedrückte, schmutzige Gassen nahmen ihn auf, in denen es kühl aus kleinen Löchern wehte. Das Bergvolk von Nemi schnatterte, lärmte und tobte durch das Labyrinth der Gäßchen.

Da kam er zur Besinnung. Morgen ist Pfingstfest!

Aus den Fensterlöchern wehte der Geruch von Büffelkäse, Fischen, Zwiebeln, Mais und siedendem Öl heraus, Krämer, Winzer, Bauern, Hirten drängten durch das klatschende Weibervolk, das mit Schmuck und Gehänge durch die Gassen schwärmte. Herdfeuerschein fiel aus den Toren in die Nacht, die in die Häusertiefe dunkelte, während in der Mauerhöhe hinter verschwommenen Schattengrenzen der grüne Dämmer des Mondes zu weben begann. Alles sorgte und lebte für das morgige Fest. Die Schönen von Nemi hatten Granatbaumblüten und Nelken im Haar und prangten in ihrem Kleiderstaat. Über ihre Köpfe flogen Blumen, Blumen, Blumen; Kanzonen im weichen, Höhen und Tiefen umspannenden Klang des Südens sangen sich von Mund zu Mund; aus den von Girlanden geschmückten Fensterlöchern hingen auf Schnüren Amulette und Heiligenreliquien, die im Mondenschimmer wie fratzenhaft verzerrte Gebilde herabbaumelten.

Serafino drängte sich durch die Menge nach dem Orsinischloß, das über dem See festgequadert wie eine Festung ruhte. Durch das Mauertor schritt er dem See zu, dessen Spiegel in stahlschwarzer Glätte heraufdunkelte.

Zwischen den verknorrten Steineichen am Ufer schimmerte das bleiche Mauerwerk des Jagdhauses der Borgia herauf, das Asyl der verfolgten Liebe. Als der Dichter über den Felssteig herabstieg, sah er im Fenster des ersten Stockwerks, wo sein Schlupfloch lag, ein Licht schimmern. Zanza, die Albanesin, deckte wohl den Tisch für ihn. Er hatte ihr aber ausdrücklich verboten, des Abends Licht zu machen, ohne das Fenster zu verschließen, damit nicht Verdacht erweckt werde. Nun hatte sie es richtig vergessen.

Das Haus war ein viereckiger einstöckiger Steinbau aus dicken Peperinmauern gefügt. Zu ebener Erde befanden sich zwei Zimmer und eine kleine Küche, im obern Stockwerk, das eine Loggia auf den See hinaus trug, waren drei Zimmer, von einem gemeinschaftlichen Korridor zu betreten, aneinandergereiht. Unter der Loggia befand sich ein dreisäuliger Portikus. Das Haus rahmte ein kleiner, von Zypressen und Platanen bestandner Garten ein, den wieder eine dicke krenelierte Travertinmauer burgartig umfriedete, so daß man von außen keinen Einblick in Haus und Garten hatte.

Serafino schritt in der Mondblässe an das Mauertor heran. Er klopfte mit dem schmiedeeisernen Hammer an. Da hörte er

die huschenden Tritte auf dem Rasen hinter der Mauer. Gleich darauf ging schwer die kleine Tür, und Zanza, ein Tuch um den Kopf, stand vor ihm. Er konnte ihr Gesicht nicht deutlich sehen, da sie es im Schatten der Mauer, die den Gang zum Haus begleitete, verbarg.

„Warum hast du den Laden nicht geschlossen? Man sieht das Licht", schalt er sie sanft aus.

Sie schob den Kopf nur noch tiefer in den Schatten und sperrte das Tor zu. „Ich habe vergessen", sagte sie furchtsam in ihrem gebrochnen Italienisch.

Er ging auf die kleine Tür los. Über ihr hing ein Strauß roter Levkojen.

„Wer hat das da hinaufgetan?" fragte er wieder mißtrauisch.

„Es ist Pfingsten morgen", sagte die Kleine verwirrt und wandte wieder das Gesicht ab.

„Ach ja —" Er sagte es mechanisch vor sich hin. Pfingsten! Da loderten einst Flammen des Geistes, dachte er.

Mit verdüsterter Miene stieg er die Treppe zum Korridor empor, wo an den Wänden Jagdtrophäen hingen, die jetzt im Widerschein des Mondschimmers phantastische Formen angenommen hatten. Serafino beutelte einen kleinen Fuchskopf, dessen Schattenriß sich komisch verzerrt hatte, bei den Ohren und öffnete dann die Tür zu seinem Zimmer.

Da blieb er erschreckt an der Schwelle stehen.

In dem kleinen, von braungoldnen Tapeten geschmückten Raum beleuchtete die Steinöllampe nur spärlich die Gestalt eines regungslos auf dem Ruhebett hingestreckten Mädchens. Es war in der Festtracht der Albanerinnen gekleidet. Der scharlachfarbne weite Rock lag in groben Falten über dem Leib, das weiße Mieder war von einer roten Jacke umschlossen, um den Kopf lag ein weißseidenes, mit Fransen und Blumen verziertes Tuch, das das Gesicht völlig verhüllte. Die Füße steckten in rotledernen Schuhen. Es schien, als schliefe das Mädchen.

Serafino trat leise mit angehaltenem Atem näher und hob das Öllicht in die Höhe.

Da weiteten sich seine Augen in frohem Schreck — die scharlachumhüllten Glieder bewegten sich — er erkannte diese Glieder — ein Freudenschrei wollte sich von seinen Lippen reißen — aber er erstickte ihn, warf sich mit seinem Leib über das flammende Rot und bebte seine Freudenschauer mit glühenden Küssen in ihre Glieder hinein. „Lukrezia! Lukrezia!"

Mit jähem Ruck riß sie das blinkende Tuch vom Kopf und sprang empor. Die Arme in die Luft geworfen, die Brüste sehnsüchtig gespannt, den schönen Leib wie zu einem Flug in

himmlische Höhen ausgestreckt, schleuderte sie sich in seine Arme.

Da erschrak er. Der zarte Lichtschimmer des Madonnengesichts war von einer wehen Schmerzhaftigkeit verdunkelt, und aus den schönen Augen zitterte der Widerschein ihrer unruhigen Seele. Serafino streichelte mit den Händen wie segnend über sie hin, küßte sie zart und sanft, bog ihren willig ergebnen Kopf zurück und zauberte mit seinen wunschvollen, flehenden Blicken die verlorne Weichheit in ihr Antlitz zurück. Wie rosigbrauner Samt fühlten sich die lieblichen Wangen unter dem Streicheln der Hände an, und die in ihnen aufgespeicherte Glut drängte nach der feinen, leise bebenden Lippe zu, die, eine schöne Sommerrose, unter dem Hauch seines Mundes lag, um von ihm wie vom zärtlichen Zephir umschmeichelt zu werden. Dann zog er ihren zitternden Leib an das Ruhelager hin. Er löste leise die goldnen Knoten von ihrem Scheitel und hüllte mit dem Haarschleier ihr Antlitz ein, daß nur da und dort das samtne Fleisch rosig durchschimmerte und die blauen Augen wie sanftglänzende Seespiegel hinter Roggengold hervorblinkten.

Und nun taten sich seine Lippen zum erstenmal zu einem gedanklich bewegten Wort auf. Er bebte leise: „Sprich nicht von Rom, Lukrezia! In diesem Augenblick himmlischer Gnade nicht! Laß mich nur ausschöpfen, was die Götter an Reiz und Schönheit in diese Form gelegt, sich selbst zum Preise."

„Komm!" hauchte Lukrezia, „die Luft drückt hier matt in die Glieder — draußen kühlt die Nacht —"

Wie trunkne Kinder Bacchus' taumelten sie in die Halbschatten der Loggia hinaus, wo sie ihre Körper in die rundgebogne Travertinbank warfen, die an der weißen Mauer zwischen zwei Pilastern stand, gerade unter dem Freskobild der Diana, die Göttin darstellend, wie sie Schwäne vor den Pfeilen jagdlüsterner Latiner schützt. Hier nahmen des Dichters Arme wieder das zärtliche Spiel mit seiner für ihn erblühten Rose auf. Oh, wie gelüstete es ihn, sie unschuldig zu genießen, wie ein verzückter Maler, der in der irdischen Form die Gottheit anbetet und ihren fleischgewordenen Gedanken zum Idol erhebt.

Über sein Herzeleid breitete sich süßes Vergessen. Freude, olympische Freude zog unter dem Schall von Syringen und Lauten ein. Er löste die Rosen von Lukrezias Brust und entblätterte sie und ließ sie wie rosige Schneeflocken auf ihre Stirn fallen.

Sie hielt still wie ein eingeschläfertes Kind.

Und das Blut rauschte weiter und wurde zu Worten, Bildern, Gesängen und Hymnen. „Lukrezia — weißt du, wo du ruhst?" fragte er sanft, als spräche er im Traum.

Sie flüsterte, mit ihrer Seele unbewußt zur Egeria werdend, in sein Herz hinein: „In deinen Armen am Ufer des Nemisees."

„Sag, daß du mich liebst!"

„Wie lieb' ich dich!"

„Nie können diese Lippen lügen."

„Doch, wenn ich sage, daß ich Serafino hasse", spielte sie lächelnd in Schalkheit hinüber.

„Lukrezia!"

Die Mondnacht ließ ihr Silber zwischen die Säulen fließen. Der Scharlach des albanischen Mädchens begann zu leuchten. Sie, die nie geliebt, empfand zum erstenmal die Seele der Liebe. Aus den treuen Spiegeln seines Herzens blickte sie der Widerschein der eignen Seligkeit an.

„Wie einsam war ich!" sagte Serafino. „Ich haderte mit Gott. Wußte ich doch nicht, ob du kommen würdest —"

„Ich mußte kommen — so oder so!" Ein wilder Trotz jagte aus ihren Worten. „Es wäre sonst eine Saite in meiner Brust gerissen und mit ihr das Leben. So reiste ich zu dir, von Gefahren umstellt. Der Papst erfuhr von unserem Ritt auf den Monte Pincio. Er ließ mich mit Argusaugen bewachen. Cesare selbst umkreiste mich wie ein Habicht die Taube. Am sichersten war ich noch bei Tage, wo der Argwohn, daß ich entweichen könnte, geringer war. Damit rechnete ich endlich und warf mich zur Zeit der Siesta in die Albanertracht, die ich mir schon früher durch Zanza verschafft hatte. Dann ließ ich mir ein Maultier zäumen und sagte Adriana, ich ritte zu einem Maler namens Uberto, der mich als Albanerin malen wolle. Ich ritt bei der Porta San Paolo hinaus, um die Verfolger von der Spur abzulenken —"

„Mit dieser List arbeitete auch ich", sagte Serafino fröhlich.

„Rom sprach von deiner Flucht und wird von der meinen sprechen." Wie mit Fängen griff sie in sein Handgelenk. „Serafino — die Menschen hetzen mich zu Tode — und wenn ich den Tod erleiden soll, dann soll es nur an deiner Seite geschehen."

„Liebste!" Er wußte sich nicht zu fassen.

„Italien ist groß, Neapel ein glückliches Land — Federigo nimmt uns auf —"

„Träume ich, Lukrezia —?" Er taumelte unter Tränen in die süße, kleine Hand hinein.

Ihre Herzschläge jagten, aber die Vernunft legte mit kindlicher Einfalt die brockenhaften Pläne vor des Geliebten Herz hin. „Laß dir vertrauen", sagte sie, „ich habe Angst — vor meinem Bruder." Sie vergrub plötzlich den Kopf in seine Arme und schluchzte.

„Du willst mir etwas anvertrauen —" Plötzlich leuchtete es durch seinen Sinn. Er fuhr zusammen. „Mein Bruder —?"
Es zuckte durch ihre Glieder.
Da wußte er es. Kein überwallender Schmerz, nur tiefes Mitleid erfaßte ihn über das Schicksal des Bruders. Serafino wußte, daß er so enden mußte. Und doch nicht so! Ein Zorn über den Mörder stieg in ihm auf.
„Lukrezia — das hat der Kardinal — wagen können?"
Sie senkte das Haupt. „Könnte ich deinen armen Bruder zum Leben zurückrufen!" Mit der ganzen Trostlosigkeit, die in ihrer Ohnmacht lag, rang es sich von ihren Lippen. „Ich habe ja nie etwas in Cesares Augen gegolten. Drum bat ich auch vergebens. Das Blut band uns nicht —" Sie stockte und ihre Augen bekamen einen unheimlichen Glanz. „Vielleicht — bin ich wohl selbst — keine Borgia — wer will das sagen bei den Borgia? Und nun — weißt du auch — warum ich vor diesem Bruder — Angst habe. Denn seine Blicke sind manchmal — Küsse gewesen." Die Worte schienen allmählich auf ihrer Lippe zu erstarren.
„Stürzt nicht der Himmel über diese Flut von Greueln ein? Diesem Tier soll ich das herrlichste Juwel ausliefern, diese süßen Knospen der Berührung eines Teufels überlassen? Der seine Wollust in dem schwellenden Gewoge badet? Oh, Cesares Küsse wirken wie Gift und werfen das Opfer in einen Zauberschlaf, aus dem es ein fürchterliches Erwachen gibt. Ich will Gott bitten, daß er mir das rote Herz des Geiers zur Zielscheibe meiner Dolchspitze setze, und lächelnd werden Engel das Werkzeug Gottes segnen, das die Erde von ihrem größten Bösewicht befreit. Oh, wecke meine Sanftmut nicht, jage alles Blut in mir zum Herzen, daß es dem Gehirn die Vernunft nimmt und nur im Gefühl nimmersatter Rache die Tat vollbringe, die einzige, wo Reue Sünde wäre. Cesare mordete meinen Bruder —" Er warf plötzlich das Haupt in die Luft und starrte Lukrezia an. „Sieh mir ins Auge — meine Schwester —??"
Da hielt abermals ihr Atem still. Sie riß sich aus seiner eisernen Umklammerung. „Wilder, Wilder!"
„Meine Schwester!?"
„Ich weiß ihr Schicksal nicht", sagte Lukrezia leise. „Aber sie wurde von Cesare — freigelassen —"
„Freige —?"
„Und Cesare Borgia — läßt kein Mädchen — ohne Kaufpreis frei —"
Da sprang Serafino empor. Mit der schäumenden Wucht eines Ebers bäumte er sich auf.
Lukrezia warf sich an seine Seite. „Aus solchem Blut hast

du dir — dein Liebchen — genommen —" sagte sie tränenerstickt. „Aus so sündigem, schrecklichem Blut."

„Du sollst nicht leiden unter eines andern Schuld." Er liebkoste ihr goldnes Haar mit seinen Fingern. „Engel, Engel du! So rein und unbeschwert von Sünde! Nun lechzt der Fürst des Bösen nach dem Letzten der Narni, der noch übrigbleiben könnte, die Schmach der Familie zu rächen! Das las ich aus deinen warnenden Zeilen heraus, Lukrezia. Und so warf ich mich noch in der Nacht auf das Maultier des alten Freundes —"

„Pomponius Lätus!" Sie warf es wie einen Schrei heraus. „Muß ich die Seligkeit meiner Liebe mit Botschaften des Grauens erkaufen? O Serafino —"

„Was ist das? Auch Pomponius —?"

„Tot." Sie warf sich an seinen Hals und zerbrach mit ihrer Hast seinen schrecklichen Verdacht. „Nein, nein, nein — hier wenigstens wütete Cesare nicht. Pomponius Lätus schlief sanft hinüber, in derselben Nacht, da du flohst."

„Ein Füllhorn von Unheil schüttest du, Gott, über mein Herz herab!" stammelte Serafino in seine Hände hinein.

Dann erzählte er ihr von seinem letzten Besuch bei dem Greis.

Der Balsam der italischen Nacht legte sich kühlend in den Seegrund und auf ihr Gemüt. Aus Genzano züngelten jetzt Freudenfeuer in die Nacht. Das Gebirge troff von niederrinnendem Licht, das sich in den Kraterkessel senkte bis tief in den See hinab, wo sich das Mondlicht zu flüssigem Silber verdichtete, das aus der dunklen Flut wie ein unruhiges Geschmeide funkelte, emporgehoben aus der Wassertiefe, von den Nymphen der Diana geheimnisvoll getragen. Um den See lag auf steilem Hang der heilige Hain der Göttin, tiefschwarz und rätselvoll. Nur auf den erstarrten Wipfelwogen schimmerte sanft der lichte Dämmer der Nacht.

Serafino trat mit Lukrezia an die Brüstung der Loggia, den Arm um den Nacken der Geliebten geschlungen. Sie horchten in das erhabene Schweigen hinaus.

„Morgen sind wir hier noch sicher", sagte sie, „dann aber müssen wir fort. Wir reiten die Nacht durch in Saccotal, bis wir den Liris erreichen. Dann haben wir neapolitanisches Land vor uns, tausendmal holder blaut der Himmel, heiterer spinnen die Parzen dort den Menschen die Gewebe, die Göttin des Überflusses hat ihr Füllhorn über die Fluren gestreut. Dort wollen wir leben. Ich habe Geld mitgenommen fürs erste, daß wir geborgen sind. Dein Maultier tauschen wir in Ferentino für einen guten Renner um."

„Wie sorgsam du alles erwogen hast, kühne Albanerin! Komm, die kleine Zanza soll uns den Nemiwein auf den Tisch

stellen. Sie ist ein kluges Kind gewesen und hat für mich aufs beste gesorgt."

Gleich darauf stand auf dem Steintisch der dunkle süße Wein und auf einem Teller lagen Erdbeeren und Pfirsiche. Und die Lippen Lukrezias kosteten gierig und hungrig von den Früchten. Serafino netzte ihr mit dem Nektar Nemis die Lippen, und sie trank, vom Ritt ermüdet, durstig das warme Naß.

Dann holte er ihre Laute, und sie küßte die Saiten, auf denen sein Schmerz und seine Freude erklungen waren. Und leise lösten sich die Klänge der Venushymne von dem Holz und schwebten über den See hinaus und wurden zu silbernen Tropfen, die im Mondlicht zu versprühen schienen.

„In unseren Küssen trinken wir wie aus Lethes Flut", sagte Serafino. „Mit ihnen nehme ich alle Schmach von dir, die sie auf dich gehäuft haben, Lukrezia."

„Nimm sie von mir, Liebster! Trinke, trinke!"

Er ließ ihre Lippen kaum los. „Nun rasten wir vor unsrer Flucht vor dem Tempel einer holden Göttin. Durch dieses Walddunkel schreitet ihr Fuß, wenn sie mit ihren Nymphen das Wild tötet."

„So ist sie auch eine Göttin der Vernichtung?"

„O nein, Kind. Diana schützt die Frauen in ihren schwersten Stunden, die Venus über sie verhängt hat, und gibt der Ehe strenge Gesetze, sie wacht über Frauentugend und Keuschheit."

Höher schwebte das Licht der Artemis, breitete seine fließenden, grünsilbernen Schleier über Genzano und seinen See. Immer seliger tranken sich die Liebenden in die Wonnen des Augenblicks hinein, immer höher schlugen die Herzen, immer tiefer sank die Welt um sie in einen schönen schaurigen Abgrund, über den sich die Nebel des Vergessens lagerten.

Losgelöst von aller Erdenschwere flüsterte Lukrezia: „Nun glaube ich die ewigen Frühlingsdüfte des Parnaß zu spüren — es weiten sich grüne Auen — und der goldne Hochzeitswagen fährt durch die blühende Flur —"

Sie lag unter seinen starken Armen, bedrängt von Eros' ungestümen Gewalten, und doch ganz von junonischer Reinheit erfüllt, nur gewillt, dem geliebten Manne in Treue ans Herz gebunden zu werden und durch den Gott, zu dem sie beten gelernt hatte und dessen Wesenheit sie jetzt im heidnisch-mystischen Rausch der Gedanken und Gefühle in olympische Höhen versetzte.

Serafinos Mund lechzte den vollen Lippen zu, den glutenden Brüsten, die das blinkende Mieder sprengten, und in ihrem Gewoge tauchten seine Sinne unter, stürzte der Vorsatz seiner

idolischen Anbetung zusammen. Sinnenfroh, ein griechischer Gott, dem nach Leda-Schönheit dürstet, löste er die albanischen Hüllen vom Leib und versank in den Gliederreiz des irdischen Weibes.

Kupidos Pfeile schwirrten über den See der Diana. Ihre wilden Nymphen liefen im Hain zusammen, lechzend nach dem Gekose ungestümer Silene, und sie jauchzten es sich zu, daß es in den Wipfeln klang wie der Widerhall eines fernen trunknen Evoe: Liebe! Liebe! Liebe!

Die Nacht rauschte in den Sinnen der Liebenden vom Klang des Hymenaios. Auf ihren Schwingen senkte sich Aphrodite herab in die mondschimmernden Gestade Nemis und breitete den schützenden Mantel über die opfernden Erdenkinder aus, die in seligem Entzücken ihre Liebe verrasten. Noch hielt der Schild der schönen Göttin die dämonischen Gewalten ab, die aus Rom wie wolkenschweres Unwetter nahten. Geblendet von den purpurnen Gluten Aphroditens, verschlossen sich Auge und Ohr der drohenden Unheilsgöttin.

Unter dem Wipfeldunkel des Hains von Nemi reckte sich der Riesenleib des schlafenden Virbius zum Erwachen. Die alten Latiner hatten dem greulichen, einem Zentauren ähnlichen Dämon aus Angst vor seinen zerstörungslustigen Streichen ein Heiligtum gebaut und ihm viel Ziegenfleisch geopfert.

Er holte einen tiefen Riesenatem aus seiner verhaarten Brust und schnaubte ihn heiß gegen Norden aus, daß es wie ein Tubenstoß in die Bergnacht von Albano dröhnte, wie ein Gruß aus des Orkus dunklem Tor. —

Scharf galoppierende Reiter auf der Straße von Rom her fingen den Gruß auf und deuteten ihn. „Der Südwind bläst uns Heil zu!“ sagte einer der Reiter. Er ritt ganz vorn im dunkelvioletten Wams, die schwarze Maske vor dem Gesicht. Wie ein Ritter Belials war er anzuschauen und hatte eherne Sehnen, die das Roß unter seinem Leib zu zerhetzen schienen.

„Eure Herrlichkeit“, sagte der zweite Reiter neben ihm im braunen Wams mit dunkelgrüner Maske, „die Pferde sind vom Galopp ermattet.“

„Sie werden sich bald ausruhen“, gab der schwarze Reiter zurück und lachte mitleidlos. „Roß und Mann, Lungen auf!“ Er kehrte sich zu den übrigen fünf Reitern um, die mühsam nachjagten, und trieb sie mit der winkenden Peitsche zur höchsten Eile an.

Die Nacht bekam in den obern Lüften einen grauen Ton. Kühl strich es jetzt von dem Sabinergebirge herüber, während der Süd manchmal mit schweren, warmen Stößen den Reitern ins Gesicht schlug.

„Es riecht nach Morgen", sagte der schwarze Reiter. „In einer halben Stunde sind wir am Ziel. Um welche Stunde ritt das albanische Mädchen aus der Porta Paolo?"

„Es war die vierte Nachmittagsstunde, Eure Herrlichkeit."

„Dann konnte sie bei Anbruch der Dunkelheit in den Albanerbergen sein. Der Häscher hat sich nicht getäuscht."

„Er sah die Reiterin, die er bestimmt als die Herzogin erkannte, auf die Appische Straße einbiegen und dann den Weg nach Marino nehmen."

Der schwarze Reiter gab dem Pferde einen harten Zügelriß. „In der Richtung liegen nur die Jagdhäuser von Grotta Ferrata und Nemi. Wir können beide mit einem Ritt nehmen."

Die dampfenden Rosse galoppierten in das Grau hinein, als wären sie zum Rennen vor achäische Wagen gespannt. —

Das erste Glück war verrauscht, die liebestrunknen Glieder lagen in dem Gemach beim Schein des Öllämpchens, dicht aneinandergeschmiegt wie erzgegoßne Göttergestalten unter der dunklen Hülle eines fürstlichen Jagdmantels. Halb wachend, halb träumend, das genossene Glück durchtaumelnd und mit der Fülle ihrer Phantasie zu schwelgerischer Opferfeier vor Junos häuslichem Altar verklärend, lagen sie in der Losgebundenheit ihrer Gefühle da und hätten wahrscheinlich des Todes ernsten Blick verhöhnt, wenn er ihnen jetzt in irgendeiner Weise mahnend in die Seele gedrungen wäre.

In ihrem Atem schlürften sie die süße Nachfreude der nächtlichen Feier. Kein Sündenschauer wehte durch ihre Gefühle. Wie mit einer von Gott gewollten Selbstverständlichkeit, von der Liebe geheiligt und zu einem Altardienst erhoben, sahen sie auf die sündenlose Verschmelzung der Seelen und Leiber zurück.

Der Mond verblaßte. In dem Zimmer bekamen die Gegenstände Umrisse, Lichter und Schatten.

Lukrezia löste den Blick von dem Geliebten und sah in das Schwarzblau der scheidenden Nacht. Genzano begann sich mit zarten grauen Dämmerfarben zu kleiden, die Bergwände mit den Eichen- und Olivengipfeln bekamen wellige, gezeichnete Formen, der Himmel über dem Kamm lichtete sich zu blaßblauen Tönen empor, in die die weiße Mondscheibe hineinschwebte.

Da tönte ein leiser Schrei in die elysische Stille. Wie der Wehlaut des zu Tode getroffnen Schwans drang er an Lukrezias Ohr. Sie sprang auf.

Serafino straffte die matten Glieder. „Was war das?"

Lukrezia schwieg und starrte mit leeren Augen in das dämmernde Weben.

„Es war ein Vogelschrei", sagte Serafino.

„Ein Menschenschrei!" schauerte Lukrezia zusammen. Sie warf mit angstverzerrtem Antlitz die Scharlachdecke, die über eine Gewandtruhe lag, über ihre arkadisch freien Glieder.

Beide standen in starrer Erwartung, eng aneinandergeschmiegt, Statuen der Niobiden.

Da knisterte, knatterte und polterte es durchs Haus. Dumpfe Schritte hallten.

Das Entsetzen verglaste die Augen — zerriß die Gedanken — durchraste die Leiber, die in Eiseskälte erstarrten.

Mit einem donnernden Schlag flog die Tür auf.

„Cesare!" gellte der Wahnsinnsschrei Lukrezias auf.

Der Würger nahm die schwarze Maske ab. Mit einem pfeifenden Schwung hob er das Rapier in seiner Rechten zum Stoß und senkte es kurz und schwer in die Brust Serafinos.

Es war, als bohrte sich der Stahl nur mit ächzendem Knirschen in den adonischen Leib, der lautlos zu Boden taumelte.

„Man bezahlt die Liebe einer Borgia mit roter Münze", sagte Cesare kalt.

Da brach der Leib Lukrezias ohnmächtig zusammen. Der Scharlach war halb herabgefallen. Die edlen, hingegoßnen Glieder blendeten wie kostbarer Marmor das Auge des Menschen, der mit fürchterlichen Titanenschritten von Tod zu Tod raste, die Triumphe der Hölle auf seinem schaurigen Banner. Über die von der Hülle befreiten Brüste ging wie ein versengender Wüstenhauch die Glut seiner Blicke. Hemmungslos brachen Schmerz, Qual und Leidenschaft über die Lippen. „Schwester! Schwester! Hörst du mich? Ahnst du nicht, welches Gefühl nach diesem warmen Blut gelechzt hat? Er mußte fallen, mußte — — mußte! Denn Cesare Borgia betet vor diesem Tempel der Schönheit seine — wilden — wilden —" Die Qual vergurgelte in seiner Kehle.

Die grausige Klage rauschte ungehört über Körper und Seele des lieblichen Frauenkindes hinweg.

Cesare kam zu sich. Mit Wucht riß er an dem Zügel seines Herzens Die Leidenschaft gehorchte. Von dem Wunder keuscher Gefühle überströmt, kniete er nieder, und zart und feierlich wie ein Priester vor dem göttlichen Mysterium, breitete er den Scharlach über Lukrezias Leib. Dann schritt er zur Tür.

„Michelotto!" rief er gedämpft. Seine Sehnen strafften sich, seine Muskeln lagen gespannt, das Antlitz verhärtete sich wieder. Der Titan erwachte.

Schritte gingen über die Treppe. „Bleibt stehen!" rief Cesare ihnen zu. Da schnitt das Gepolter scharf ab. „Die Kardinals-

sänfte her! Meldet Seiner Heiligkeit in meinem Auftrag: die Herzogin von Pesaro, Donna Lukrezia, hat den Wunsch geäußert, im Kloster San Sisto ihr Herz für eine Zeit ganz Gott zu weihen. Ich selbst bringe sie in die heilige Stätte. Reitet ab!"

Er trat in die Loggia. Dort weitete er mit mächtigen Atemzügen die Brust.

Über den grauen Terrassen von Genzano entzündete der Widerschein des Morgens goldgelbe Flammen. Die römische Landschaft atmete, wie von dämonischem Alp befreit, die ersten Wonnen des göttlichen Lichts.

ZWEITES BUCH

Der Stern des Orsini

Wintergewölk umbraust die Berge von Bracciano. Vom Tyrrhenischen Meer zieht die Wetterhexe übers römische Land; sie faucht aus ihren kalten Backen den Seewind auf die Erde, die dem grauen Abend entgegendämmert. Aus dem dunklen Bergkranz, der im Sturm erbebt, ragen die fünf massigen Rundtürme des Orsinischlosses in den fahlen Dämmer. Immer dunklere Wolkenberge wälzen sich heran, angefüllt von Verderben und Unheil. Der Sabinersee zu Füßen der Baronalburg wallt auf.

Öde, baumlos, schwermütig strecken sich die Tuffhügel in die tuskische Campagna vor, und zerrissene Berggesichter starren westwärts den heranschnaubenden Wolkenrossen entgegen, die Kälte und Regen in ihren schwarzen Bäuchen bergen.

Von dem Schatten der in dichte Dämmerung gehüllten Hügel hebt sich der wilde Galopp eines kleinen Reitertrupps ab. Durch den Sturm klingen dumpf die jagenden Hufe. Sechs Reiter sind es in den Farben der Orsini. Die weißen Pferde keuchen den Landweg nach Norden hinauf, ihre Mähnen flattern wie weiße Flammen durch das dunkler werdende Abendgrau des Dezembertags. Die Blicke der Reiter spannen sich nach vorn, wo der Weg um eine Felsnase biegt und die Häuserklumpen von Manziana wie Gespenster aus den grauen Dünsten herüberäugen.

„Wir haben sie!" rief der jüngste der Reiter, der schlanke Fabio Orsini, und trieb seinem Roß die Sporen in die Weichen.

„Da — es sind Colonnafarben!" Ein Reiter wies auf vier in derselben Richtung vor ihnen trabende Gestalten.

„Lanzen fällen! Vor!" befahl der Jüngling. Er zog die Sturmhaube fester in den Nacken und griff nach dem Degen, während die Rossehufe das Feuer aus dem Boden schlugen.

Da schälten sich aus den windgepeitschten Regenschleiern die vier Reiter los. Das wilde Schlagen der Hufe machte die Verfolgten stutzig.

Jetzt hatten die Reiter das vierfache Wild eingeholt. Sie warfen sich mit ihren eisernen Leibern auf die Gehetzten heran, mitten im freien Feld. „Colonna und alle Teufel!" schrie der ergrimmte Fabio und schwang den Degen über einem Pferdekopf. Im Nu ward der Feindeshaufe umzingelt. Die

Waffen schlugen aneinander, ein Klirren und Sausen zerbrach die Gewalt der Tramontana, drei der feindlichen Reiter stellten sich, der vierte kam mit dem schwarzen Roß zu Fall und blieb wie tot liegen. Zwei von ihnen fielen endlich wundenüberdeckt vom Pferde und blieben gliederstarr liegen. Da blies der letzte die Hoffnung in den Wind und schrie grimmig: „Satanskerle — da nehmt mich!"
Fabio riß dem gefangenen Reiter die Haube vom Kopf. „Was habt Ihr vorgehabt?"
Der Kriegsmann wischte sich den Kampfschweiß von der Stirn. „Wir sind keine Colonnaschufte, wir tragen nur die Farben der Sippschaft."
„Den Kniff kennen wir!" Fabio überlachte das Sturmheulen. „Wer wollt Ihr sein?"
Der Reiter zeigte auf den Klumpen Leiber auf der Erde. „Fragt diese. Von mir kriegt Ihr nichts heraus." Er trottete schwerfüßig nach einem Felsen, wo ein Menschen- und ein Pferdeleib miteinander verklumpt lagen. Dort tastete er mit der Eisenhand hilflos nach der reglosen Masse.
Fabio schnellte herum. „Es scheint Euer Führer zu sein — sieh nur — das feine Wams —"
„Feines trägt Feines. Schade um das Leben!" Dem feindlichen Alten kollerten die Tränen in den Bart. „Hebt ihn auf und singt ihm das schönste Totenlied, dem Reiter da!"
Ein Reiter holte aus dem Sattelsack die Leuchtstange.
Fabio tastete nach dem Arm der noch immer unter dem Pferde liegenden Gestalt. Dann fuhr er zurück. „Bei Gott — das ist — kein Männerarm!" Er blickte näher. „Bei der Madonna — ein Weib!" Das Windlicht jagte seinen wild flackernden Schein über das Gesicht und verlöschte dann in der nächsten Sturmwelle. „Packt an, Reiter!" befahl der Orsini. Zwischen seinen Fingern spürte er die Seide des Gelocks fließen. Das zerrissene Barett knisterte, das Wams war noch trocken, aber der Mantel fühlte sich wie ein vollgesogener Schwamm an, das Rapier lag fest in der Scheide, als wüßte es nichts von Klingentanz und Blut.
„Wohin wolltet Ihr?" fragte Fabio den Reiter.
„Nach Viterbo."
Fabio legte sein Ohr an des Weibes Brust. „Das Leben läuft. Wir bringen sie aufs Schloß. Koppelt die Pferde zusammen Macht aus den Armen eine Tragbare. Was ist mit den Knechten dort auf dem Boden?"
„Sie hören keinen Hahnenschrei mehr", meldete ein Knecht des Orsini.
„Wir holen sie morgen ins ehrliche Grab. Vorwärts."
Der Zug setzte sich nach der Burg in Bewegung. Fabio warf

seinen Mantel über das erstarrte Weib, dessen verhüllter Kopf in seinen Armen lag. Aufwärts ging es an zerzaustem Gebüsch vorbei. Die Haut der Knechte dampfte im Schweiß.

Wie klagender Geisterruf klang durch das Brausen der Wetter das Aveläuten der Burgglocke. Bald war der Fels erreicht, auf dem sich das Riesengemäuer in die Höhe türmte.

Auf dem still gewordenen Kampfplatz hoben sich schwerflügelige Krähen aus dem Dunkel.

Zur selben Stunde jagte auf schnaubendem Roß ein einsamer Reiter von Südosten her gegen die Burg. Auch er schien von Rom herübergeritten zu sein. Die Nacht verdunkelte sein Gesicht, der lange Mantel verhüllte die jugendlich geschwellten Glieder, der fliegende Atem kämpfte mit dem Meerwind, und Roß und Reiter schienen der völligen Erschöpfung nahe zu sein. Wenn ein Blitz die Nacht erhellt hätte, er hätte die angstverzerrten Züge eines jungen Menschengesichts bloßgelegt, das mädchenhafte Weichheit trug. Doch der Jüngling dankte der Nacht, daß sie mitleidig den Blitz in ihrer winterlichen Tiefe verschlossen hielt, denn so konnte seine Flucht einem Feindesauge verborgen bleiben.

Seit zwei Tagen hetzte er unter dem Schutze der Nacht flüchtend durch das Gebirge. O Sermoneta! klagte sein zerrissenes Herz. Kühlende Bergbäche! Wo ich den Schmätzer schoß und die Eule in den Ruinen fing, wo ich meine kindischen Abenteuer in das Land der Herniker trug! Ihr Berge von Cora mit den Kirschbäumen und schönen Mädchen! Ihr Hügel von Ardea, wo ich mein Roß in der Schlacht mit den Jugendgefährten herumtummelte und die toten Helden der Äneide des Nachts ihre Geisterkämpfe noch einmal vor den Augen der schwärmerischen Jungen kämpften! Unwiederbringlich verlorene Jugend! Sermoneta!

Aber der junge Reiter hatte auch einen ermordeten Bruder, einen gefangenen Oheim und das ungewisse Schicksal einer teuern Mutter zu beklagen, und vor ihm lag das hoffnungslose Nichts, eine streng verhüllte Zukunft, von keinem Sternenschimmer erhellt. In ihm aber loderte wie ein heiliges Himmelsfeuer der Rachebrand seines Herzens, und die Flammen schlugen dem Wüterich entgegen, der alle Schuld an der fürchterlichen Zerstörung seiner Lebensgüter hatte, dem schönen Tyrannen des Kirchenstaates, dem die Teufel dienten und der Christum mit jedem Atemzug aufs neue kreuzigte, dem gräßlichen Vampir, dem Papstsohn Cesare Borgia. Und in seiner Brust lag der Name des Mannes eingegriffelt, an dessen Schwelle er jetzt wie ein irrender Ulysses um ein Obdach flehen wollte, der Name des Kardinals Giambattista Orsini.

Müde keuchte das Roß die Steine zur Felsenburg hinan. Die Türme stießen wie Gigantenfinger in das Grauen der Nacht. Aus einigen Fenstern gloste Licht. Es glich den gespenstischen Augen eines höllischen Ungeheuers.

Der Torwächter sprang beim Klang des Hufschlags zu dem verrammelten Tor.

„Gebt Namen und Herkunft!" hallte der Wächterruf aus dem Dunkel.

„Gaetani, Herr auf Sermoneta!" klang es stolz zurück. Hinter ihm fiel polternd das eiserne Flügelwerk ins Schloß.

In einem Turmgemach des Schlosses, weitab von den Frauengemächern, saßen zwei Herren der Orsini an dem intarsierten Tisch, auf dem mehrere Rötelzeichnungen nahe in Gefahr waren, von dem verschütteten Frascatiwein durchnäßt zu werden. Vorsichtig schob sie nun Herr Jacopo Galli, der Freund schöner Künste und Wissenschaften, aus dem nassen Bereich des Bacchus.

„Dieses häßliche Faungesicht hier scheint doch mit dem Wein schon Bekanntschaft gemacht zu haben", sagte der mohrendunkle Feldhauptmann Pagolo Orsini mit dem weißen Fetthaar und dem mächtigen grauen Knebelbart. Er saß breit und faul wie ein ruhebedürftiger Rüde nach dem Fraß. Das Kriegswetter hatte seine Haut gegerbt und ihm eine frühverrunzelte Stirn verschafft, unter der die kühn gebogne Hakennase der Orsini ein trutziges Profil zeichnete.

Neben ihm saß der Kardinal Giambattista Orsini, das Haupt in die feine Gelehrtenhand gestützt, und besah sich ernst prüfend den gezeichneten Faun. In seinen beseelten klaren Augen spiegelte sich die Freude an der kunstvollen Linienführung, die dem Faun ein halb possierliches, halb sinnliches Aussehen gab. Dann nahm er die Studie eines Männerarmes zur Hand. „Ich möchte mich nicht gerne täuschen lassen wie der Kardinal Riario, dem ein blutjunger Florentiner Künstler vor Jahren eine selbstverfertigte Statue für antik verkaufte."

„Es war ein Meisterstreich eines seiner Kunst sichern Menschen", entschuldigte Jacopo Galli den beschuldigten Bildhauer und warf einen flüchtigen Blick auf einen jungen Mann, der im Dunkel des Gemaches in bescheidener Zurückhaltung mit der Betrachtung eines Ornamentes beschäftigt war. Ein schlichtes Wams engte seine dünne Gestalt noch mehr ein, und der Überrock aus weinrotem, schillerndem Taft hing ihm schlottrig über die etwas schief gewachsenen Glieder. Ein nach oben sich verbreiternder Kopf, der dem unschönen Gesicht eine dreieckige Form gab, und eine breite Stierstirne hoben noch die Gedrungenheit der sehnigen Gestalt, die von aller durch-

schnittlichen Menschenanmut verlassen gewesen wäre, wenn nicht das beseelte, geistvolle blaue Auge und die energisch gespannten Gesichtszüge mit all der Häßlichkeit versöhnt hätten, zu der auch noch eine spitze, an der Wurzel gewaltsam gebrochene Nase nicht wenig beitrug. Bartlos und trotz seiner Jugend schon faltenreich, ähnelte er fast ein bißchen dem Faunkopf, den der Kardinal mit kritischen Blicken untersuchte.

„Habt Ihr noch mehr solcher Zeichnungen?" fragte jetzt dieser den mißgestalteten Gast.

Der Bildhauer wurde durch den warmen Ton aus seiner Verträumtheit gerissen. „Exzellenz, ich werde meine Kammer nach andern durchstöbern."

„Ich höre, Ihr arbeitet schwer, Messer Michelangelo", sagte Giambattista Orsini.

„Wenn ich meine Gedanken in Stein haue, schlägt mir der Meißel ihre Formen zu langsam aus."

Da mischte sich der Feldhauptmann Pagolo wieder ins Gespräch, während er die Kerzenstrahlen im Pokal funkeln ließ. „Ihr solltet Kriegsmann werden, da hättet Ihr bessern Zeitvertreib als Eure schweren Gedanken. Kommt mit nach Imola. Ich reise morgen dahin zu Cesare Borgia, um mich neu anwerben zu lassen von ihm. Es gilt, die Burg Imola und ihre Verteidigerin, die Löwin Katharina Sforza, in die Klauen zu bekommen. Dann rollt uns Cesare die ganze Romagna bis zu den Marken auf. Es wird ein lustiger Tanz werden."

„Ein Tanz, edler Herr, bei dem Menschen bluten", sagte Michelangelo mit verdüsterten Brauen. „Meine Seele leidet den Tod andrer viel zu tief mit."

Pagolo machte lachend mit seinem Rapier einige Hiebe durch die Luft. „Sind Euch so viele Freunde gestorben?"

„Erst die Toten wurden mir zu Freunden. Ich habe in Florenz —"

„Ihr seid auch Florentiner?" fragte Pagolo spöttisch.

Der geringschätzige Ton reizte Buonarroti. „Ich weiß, die Florentiner waren in der Kriegskunst nicht die Ersten, aber in den edlen Künsten —"

Dem Feldhauptmann gurgelte das Naß in der Kehle vor Ärger. „Ei, junger Fant, die Kriegskunst sollt Ihr mir nicht verachten. Sie ist ein vornehm Ding und mächtiger als alle sieben freien Künste."

„Wir kennen deine sieben freien Künste, Vetter", sagte der Kardinal gutlaunig, indem er Pagolo wie ein störrisches Roß abklopfte. „Hinterhalt legen, dreinhauen, morden, plündern, trinken, Weiber verschandeln und dem, der am besten zahlt, die Treue halten."

Da lachten die übrigen, und Pagolo mußte mitlachen. „Nichts

für ungut, Steinschläger, aber alle Gelehrtheit läuft mir wider den Strich. Versteh' nicht den Cicero zu lesen, Rhetorika und Eloquenz erzeugen bei mir Stuhlverstopfung, und ich rieche lieber Pferdemist als den Staub alter Handschriften, die jetzt die römischen Kopisten überall durchschnüffeln, als wäre salomonisches Tempelgold darin verborgen. Vor Wissenschaft und Weibern behüte uns ein Heiliger nach dem andern."

Alles lachte, denn man wußte, daß der Feldhauptmann vor seinem eigenen Weibe übermäßigen Respekt hatte. Wenn sein Degen feierte, arbeitete um so eifriger das Zungenschwert seiner keifenden Frau Simona, und böse Menschen erzählten, daß die roten Kriegernarben auf des Pagolo edlem Haupt nicht von den Klingen der Feinde, sondern von den Wurfgeschossen seiner Frau herrührten. Trotzdem hatte der Graukopf seine grobe Gefährtin nicht unlieb, und er hatte auch pflichteifrig für den Nachwuchs der Orsini gesorgt, drei stattliche Söhne verteidigten das Schloß Galera und die Feste Cervetri im Süden des Sabinersees gegen alle Angriffe der neidischen Colonna, darunter auch sein Lieblingssohn Fabio, der heute mit ihm nach Bracciano gekommen war, um einem der verhaßten Trupps aufzulauern, den seine Spione signalisiert hatten.

Galli wäre heute beinahe diesem jungen Kampfhahn bei der Reise in die Marmorbrüche in die Hände gefallen, wenn sich nicht der Irrtum bald aufgeklärt hätte. Der edle Kunstfreund hatte dann mit dem Bildhauer vor dem Unwetter Schutz im Orsinischloß gesucht, dessen Herrn er mehr liebte als das Schloß selbst. Denn finster und trotzig streckte es seine Türme und Zinnen aus dem Felsenklumpen heraus, und es glich einem Streithans, vor dem man auf der Hut sein mußte.

Durch Gallis Vermittlung gelangte Rom zu dem Ruhm, das erste der Meisterwerke aus den Händen des Bildhauers zu besitzen, die ergreifende Gruppe der Pietà in der Kapelle der französischen Könige im Sankt-Peters-Dom, die versteinerte Hymne auf die hehre Göttlichkeit des Todes.

Seine Kunstfreundlichkeit als römischer Mäcenas band ihn auch fester an den feinsinnigen Kardinal Giambattista Orsini, den Herrn auf Monterotondo, der gegenwärtig nur vorübergehend die Herrenrechte auf Bracciano ausübte, da dessen eigentlicher Besitzer Giangiordano Orsini bei dem französischen König weilte. Giambattistas Leben war im Gegensatz zu jenem der Kardinäle seiner Zeit weniger prunk- und geräuschvoll gewesen. Er liebte Talente und war selbst talentiert, den Wissenschaften und Künsten ergeben, eine seltene Ausnahme im Geschlecht der kriegswilden Orsini. In Monterotondo, auf einer Vorhöhe der Sabinerberge gelegen, hatte der Kardinal Giambattista Orsini sich sein Tuskulanum angelegt, das mit

würdevoller Einfachheit und künstlerischem Geschmack den Hausherrn pries. Dort verlebte er zurückgezogen den größten Teil des Jahres mit seiner alten Mutter Ginevra.

Er war groß, schlank, sehnig und kraftvoll, und auf dem schön geschnittenen Gesicht lag ein edler, durchaus nicht trauriger Ernst. Das geistvolle dunkle Auge hatte den Glanz der Nachdenklichkeit, aber wenn ihn ein großer Gegenstand hinriß, flammte in seinem Blick die leidenschaftlich bewegte Seele. Mit seinen Gedanken war er seiner Zeit vorausgeeilt und hatte für den sehnsüchtigen Herzschlag freier Geister ein aufmerksames Ohr und ein feines Empfinden. Er kannte den sittlichen Unrat, der sich hinter den vatikanischen Mauern aufgestapelt hatte, nur allzu gut, und ihn graute vor der Tatsache, daß sein Geschlecht, im Dienste der Kirche großgezogen, sich dazu hergab, auch einem Papst Alexander skrupellos Gefolgschaft zu leisten. Er sah die Orsini in den schimpflichsten der Ketten liegen, aber nicht minder die Kirche selbst.

Auf den stillen Tastwegen nach künstlerischen Zielen war er auch Jacopo Galli begegnet, der ihm heute den jungen Michelangelo Buonarroti zugeführt hatte. Der Künstler hatte ihm eine wahllos zusammengestellte Sammlung von Rotstiftzeichnungen vorgelegt, die er nun mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. „Ihr habt gründliche Studien gemacht, habt Modelle gehabt, die —"

„Kein einziges lebendiges, aber viele tote", war die kurze Antwort.

„Wo nahmt Ihr sie her?"

„Der Prior des Klosters San Spirito in Florenz verschaffte mir den Eintritt zu der Totenkammer. Dort machte ich anatomische Studien und zeichnete nach der Natur."

Da wurde es laut auf dem Gange. Im nächsten Augenblick stand ein durchnäßter, schweißtriefender Reiter auf der Schwelle.

„Rainero, was bringst du?" Der Feldhauptmann riß den Leutnant mit seinen Bärenfäusten ins Licht der Kerzen.

„Um den See ist's nicht geheuer", meldete der von Kälte durchschauerte Kriegsmann. „Ich hörte Schwertergerassel durch die Nacht. Es müssen Colonna mit den Unsern im Kampf liegen."

„Hei — so hat mein Fabio doch Arbeit bekommen."

„Ich sah ihn nicht. Doch bringe ich herrliche Botschaft: Imola ist gefallen."

Pagolo fuhr mit einem Freudenschrei in die Höhe. „Und Katharina Sforza in den Händen Cesares?"

Der Reiter schüttelte ergrimmt den Kopf. „Die Tigerin hat sich wie durch ein Wunder mit ihren Jungen des Nachts nach

Forli gerettet. Wir fingen die römischen Boten Cesares auf, die es uns berichteten."

„Die Katharina entwischt!" rief Pagolo mit Ingrimm aus. „Das wird dem Cesare üble Nächte eintragen." Er rief auf den Gang hinaus: „Laßt die Burgglocke läuten! Imola gefallen! Alles Schloßgesinde in die Kapelle zum Dankgebet!"

Der Reiterleutnant setzte eine gewichtige Miene auf. „Noch etwas. Rom ist in Aufruhr."

Alle Herren erschraken.

„Papst Alexander war beinahe daran, vergiftet zu werden."

„Erzählt", rief Pagolo und drückte den Reitersmann in einen Sessel.

„Ein Musikus aus Forli namens Tommaseo brachte vorgestern im Auftrag der Gräfin Katharina Sforza einen Bittbrief an Seine Heiligkeit. Der Papst übernimmt den Brief, aber die seltsame Farbe des Umschlags beunruhigt ihn, er läßt den Brief durch einen Kammerdiener öffnen, dessen Hände plötzlich kreideweiß werden. Kein Zweifel — der Brief ist vergiftet! Der Papst läßt den Tommaseo festnehmen, der erbleicht und gesteht, daß ihm der Astrolog der Katharina den Brief mit genauen Weisungen übergeben, wie er ihn in Händen zu halten und dem Papst zu überreichen habe. Wenige Augenblicke darauf fühlte der Papst sich einer Ohnmacht nahe, und der Diener, der den Brief geöffnet, stirbt vor seinen Augen. Man ist einer Verschwörung auf die Spur gekommen — die Verwandten der Katharina —"

„Die Riario?"

Der Leutnant nickte. „Kardinal Riario ist seit vorgestern aus Roms Mauern entwichen."

Keine Bewegung in Giambattistas Antlitz verriet, daß ihm die Nachricht ans Herz ging. Der Kardinal hielt seit gestern auf seiner Burg Monterotondo den verfolgten Riario verborgen, und es schien, als wären die Verfolger bereits auf falscher Fährte.

Rainero labte seine vertrocknete Kehle mit Wein. Dann schnaufte der Reiter laut auf und rückte mit seiner dritten Neuigkeit heraus: „Sermoneta ist in den Händen Cesare Borgias."

Wieder sprang Pagolo wie ein erschreckter Frosch in die Höhe. „Sermoneta? — Die Gaetani?"

„Das Haupt des Hauses, der greise Giacomo Gaetani, wurde vom Papst mit List nach Rom gelockt und in die Engelsburg geworfen."

Der Kardinal erblaßte. „Der edle Giacomo? Und sein Bruder?"

„Soll entkommen sein. Aber Cesare veranstaltet eine Treib-

jagd auf die Neffen des Giacomo. Den jungen Bernardino ermordeten die Söldlinge des Cesare bei Sermoneta, er fiel in den Pontinischen Sümpfen in ihre Hand —"

„Das ist zuviel!" unterbrach plötzlich der Kardinal den Unglücksboten. „Erträgt das noch die Güte Gottes?"

Der Feldhauptmann sah den Kardinal verwundert an. „Trink, Kardinal", sagte er. „Was schauderst du? Haben die Gaetani nicht längst gewußt, was ihrer harrt? Sie hatten sich mit uns nicht vertragen und waren ein schwaches Geschlecht obendrein, aber zu stolz, sich nach Bundesgenossen umzusehen."

Wieder wurde der Kardinal von der Wärme seines Herzens bedrängt. „Feldhauptmann, das Schicksal der Gaetani geht mir persönlich nahe. Mein Vater fand einst in harter Bedrängnis ein Asyl bei dem edelherzigen Niccola Gaetani, als wir in Fehde lagen mit Papst Innozenz. Damals versammelte er seine Kinder um sich und nahm uns den Schwur ab vor dem Jesus der Schloßkapelle zu Sermoneta, wenn einmal ein Gaetani in Not sei, ihm beizustehen und der Politik bösen Zwang über der Dankesschuld zu vergessen. Und nun sind die Gaetani in Not, und wir stehen fern und sind ohnmächtig, weil wir des Papstes treue Vasallen sein — müssen. Rainero, habt Ihr von dem Bruder des Ermordeten, dem jungen Marcello Gaetani, nichts gehört?"

„Er soll glücklich entkommen sein."

„Laßt Euch noch einen Becher Wein füllen, Rainero", sagte Pagolo gnädig. „Morgen reitet Ihr mit mir zum Herrn Vitellozzo Vitelli, dem Oberbefehlshaber Cesares, nach Forli."

Der Leutnant hatte sich erhoben. Mit einer tiefen Verbeugung schritt er aus der Stube.

Jacopo Galli, der sich mit Michelangelo zum Kamin zurückgezogen hatte, wo sie beide eifrig Dante kommentierten, kam nun wieder zum Eichentisch zurück. „Seit Cesare die Hilfe König Ludwigs von Frankreich besitzt und Herzog Valentino geworden ist, glückt ihm so ziemlich alles."

Pagolos Kondottierengeist glühte mit. „Es gibt keinen edleren Kriegsherrn als den Herzog Valentino."

Der Kardinal hatte sich von dem Kriegsjubel seines Vetters nicht mitreißen lassen. Er blieb versonnen, stand nun auf und näherte sich den beiden Gästen. Galli mit dem purpurroten Kopf fuchtelte mit den Händen vor der Nase Michelangelos herum. Des Künstlers Augen hatten erhöhten Glanz, seine verfaltete balkenbreite Stirn leuchtete hell, und alle Häßlichkeit schien mit eins verflogen.

„Seht", sagte Galli, „dieser Springinsfeld will sich einbilden, die Natur übertrumpfen zu können."

Michelangelo zupfte verlegen an seinem Wams. „Ich sagte,

die Griechen ahmten die reine Natur in ihrer schönsten Erscheinungsform, im menschlichen Körper, nach. Aber mich dünkt, sie haben noch immer nur die Natur gegeben und nicht sich selbst. Und das soll, meinte ich, der Künstler."

„Ihr habt nicht unrecht. Wie alt seid Ihr?"

„Fünfundzwanzig Jahre, edler Herr."

„In solchen Jahren denkt man als Künstler gewöhnlich noch nicht so reif. Messer Galli teilte mir mit, daß Ihr im Hause des Lorenzo de Medici, des großen Kaufmanns, öfter zu Gaste gewesen seid."

„Mein Freund Granacci führte mich in die Gärten des Medici ein. Unser edler Herr Lorenzo gewann mich lieb, und ich genoß die Ehre, an der Mittagstafel mit ihm und seinen Söhnen zu sitzen, mit ihnen über Philosophie, Altertum, Kunst und Schönheit zu disputieren. Poliziano, der Erzieher der Söhne des Medici, munterte mich zu meiner ersten großen Basreliefarbeit auf und stand mir bei, wenn ich mich, recht ungeübt, in Platons Weisheit vertiefen wollte."

„Habt Ihr sonst noch Führer gehabt in Eurer Geistesbildung?" fragte der Kardinal voll Anteilnahme an dem Geschick des jungen Menschen.

„Drei Menschen traten bisher wegweisend in mein Leben: Dante, Platon und Savonarola."

„Ein disharmonisches Dreigestirn. Aber es strahlt von jedem Stern ein eigenartiges Licht aus. Und wer war Euch Führer in Eurem Beruf?"

„Masaccio in der Malerei, Donatello in der Skulptur."

Galli rieb sich vergnügt die Hände. „Gebt ihm Aufgaben, Kardinal."

Dieser dachte nach. „Monterotondo ist noch aus mehrfachen Gründen für Euch nicht zugänglich. Denkt unterdessen über eine Madonna in Marmor nach, die das Portal der Schloßkapelle zieren soll. Ich möchte aber nicht die trauernde Mutter der Pietà haben, sondern die sanfte Trösterin der Betrübten."

Man hörte Bewegung auf dem Gang. Dann wurde die Tür geöffnet.

An der Schwelle stand im Licht eine halb gebrochne, todesmatte Jünglingsgestalt. Der nasse Mantel umhüllte knabenzarte Glieder, die Hutkrempe verschattete die Augen. Aber jetzt hob sie der Fremdling ins Licht und sah die Männer mit dem Ausdruck hilfloser Verzweiflung an.

Da erschrak der Kardinal.

Im nächsten Augenblick warf sich der Jüngling zu seinen Füßen nieder.

Mit einem stummen Blick bat der Kardinal die übrigen, daß man ihn mit dem Jüngling allein lasse. Da polterte der verwunderte Feldhauptmann, gefolgt von den Gästen, zur Tür hinaus.

Als sie allein waren, riß der Kardinal den knienden Jüngling empor. „Ihr seid Marcello Gaetani."

Des Edlen Kehle würgte ein verzweifeltes Ja heraus.

„Cesare Borgia verfolgt Euch."

„Mein ganzes Geschlecht vernichtet, die Burgen in Sermoneta und Anagni zerstört! Durch die Schluchten des Sabinergebirges rettete ich mich und suchte Monterotondo zu erreichen. Die Schreckgespenster saßen mir im Nacken: das Bild meines ermordeten Bruders, die jammernde Mutter —"

„Wo ist sie, die edle Eleonora Orsini?" fragte der bestürzte Kardinal.

„Sie floh auf neapolitanisches Gebiet. Borgiareiter schnitten mir den Weg zu ihrer Straße ab, ich wurde von allen Seiten eingeschlossen, fand mühevoll eine Lücke bei Nacht, schlug mich durch und erreichte heute nachmittag Monterotondo, wo man mir sagte, Ihr hättet vorübergehend Herrenrechte auf Bracciano ergriffen."

„Wer wies Euch an mich?"

„Meine Mutter hat uns Kindern ans Herz gelegt, wenn wir in Not wären, sollten wir des Kardinals Orsini gedenken, dessen Vater einst bei dem unsern ein freundlich Asyl gefunden. Ich formte mir ein Bild von Euch in meinem Herzen zurecht, sah Euch hochherzig, edelsinnig, erfahren und kunstliebend —"

„Laß das, Knabe —"

„Und zwischen den Tugenden bildete sich mein Geist auch die Gestalt. Und als ich jetzt an der Schwelle stand, schlug mein Herz unter allen Männern Euch als meinem Retter entgegen."

Der Kardinal sah mit leiser Verwirrtheit über das Haupt des Jünglings hinweg in die Nacht, die mit undurchdringlicher Schwärze vor den vergitterten Fenstern lagerte. Giambattista ergriff die Hand des Knaben. „Ihr seid willkommen", sagte er mit dem Ernst eines Mannes, der eine schwere Verantwortung auf sich lädt. „Du weißt, daß die Orsini jetzt mit dem Papst versöhnt sind, daß sie die erste Stütze der Kirche unter den römischen Baronen sind. Mein Vetter, den du eben aus dem Zimmer gehen sahst, hat bei Cesare Borgia Kondottierendienste genommen, Pagolo geht morgen ins Feldlager bei Forli, Giangiordano, der Herr dieses Schlosses, zieht eben im Gefolge des französischen Königs heran und unterstützt die Politik des Papstes, alle Orsini stehen mit gezogenem Degen an der Seite Cesare Borgias, desselben Mannes, der dein Geschlecht ge-

brandschatzt hat. Ich wage viel, wenn ich dir heimlich ein Asyl biete. Doch Menschlichkeit und Dankesschuld fordern von mir eine Handlung, die mein Gewissen ruhig schlafen läßt. Aber ich bitte Euch, sinnt vorderhand nicht auf Rache, solange Ihr in des Friedens Bezirken lebt. Gott wird wissen, wann er das Schwert über Eure Feinde zu schwingen hat und wen er als Schwertschwinger wählt. Spielt in Monterotondo den harmlosen Besucher und Freund — und —" er besann sich — „ich will Euch unter dem Namen eines sizilianischen Edelmannes Marcello Chiaversa bei meiner alten Mutter einführen —"

„Die Schuld erdrückt mich, Kardinal —", stammelte der Gerettete.

„Schaut Euch in meiner Bibliothek, in meinen Schätzen des Geistes um. Ihr habt in Bologna studiert, nützet die Weisheit, Ordnung in mein Schriftenchaos zu bringen. Daneben könnt Ihr Befestigungskunst treiben, den Verteidigungszustand des Schlosses heben —"

„Wittert Ihr Gefahr von den Colonna?" fragte der Jüngling.

„Wer will den Wetterwinkel in Italien bestimmen? Armer Knabe! Was hat Gott mit dir vor? Ich kannte dich gleich, als du eintratst, wiewohl ich dich nur als kleinen Knaben gesehen, als du mit dem Vater gegen Neapel rittst, die schöne Fürstin von Squillace einzuholen. Wann warst du zum letztenmal in Rom?"

„Vor zwei Monaten — mit meiner Mutter — meinem unglücklichen Bruder —" Marcello schloß die Augenwimpern über den hervorquellenden Tränen. „Mein armer Bernardino — ermordet!"

Giambattista fuhr tröstend über den sonnengoldnen Scheitel des Gastes. Dann ließ er durch einen Diener ein Abendbrot für ihn bringen. Er rückte den stärkenden Wein an den Jüngling heran und fragte: „Ist's wahr, Euer Oheim Giacomo soll in der Engelsburg —"

„Er hat sich durch den listigen Papst nach Rom locken lassen, hörte ich in den Sabinerbergen."

Ein polterndes Geräusch wie von schweren Tritten setzte ein, das der heulende Wind sogleich verschlang. Giambattista öffnete die Tür. Spärlicher Fackelschein erhellte ein wenig den finstern Gang, in dem sich jetzt ein Knäuel von Gestalten heranschob. Aus ihm riß sich der junge Fabio Orsini los und eilte auf den Kardinal zu. „Beute, Beute, Beute!" jubelte er seinem Oheim zu.

„Wer ist es?" fragte der Kardinal.

„Das birgt sich noch in den Falten der Nacht."

An die Schwelle schleppten die Söldlinge ihre Last heran.

Pagolo war herbeigeeilt. Die Türflügel des Turmgemaches flogen auf und in den Schein der Kerzen setzten die Bahrenträger den sonderbaren Raub nieder.

Der Kardinal hob den Mantel von der Gestalt. Ein Weib! Da ward es still im Raum, als hätte sich der heilige Name der Mutter Gottes in ehrfürchtig stillem Gebet aus den Brüsten gerungen. Alles starrte nach der Gestalt, die in Wams und Mantel einen Jüngling vortäuschen wollte und nun halb enträtselt den zudringlichen Blicken der neugierigen Burginsassen preisgegeben war. Schwarzes, vom Regen durchnäßtes Haar quoll unter dem Barett hervor und floß, losgelöst von Sturm und Wetter, über die Griffe der Tragbahre herab.

Da schnellte der junge Fabio empor. „Das Geheimnis ist entzwei!" rief er bewegt. „Knechte hinaus!" Das Gesinde trampelte über die Schwelle. „Wir werden gut tun, morgen den Reisewagen zu rüsten. Ich selbst will der edlen Frau das sicherste Geleite nach Rom geben."

„Wer ist es?" fragte der Kardinal, die Blicke unverwandt auf das marmorbleiche Gesicht geheftet.

„Als ich im Sommer die Herzogin Lukrezia Borgia in ihre neue Stadt Spoleto begleitete, erschien dort an ihrem Hof eines Tages eine Ehrendame, die in wenigen Tagen der Liebling der Herzogin wurde. Es ist kein Zweifel, daß vor unsern Augen der edle Leib der Ehrendame Lukrezia Borgias liegt. Graukopf! In des Teufels Namen!" — er wandte sich verärgert an den gefangenen Dienstmann —, „gesteh, die schöne Beute ist Donna Tiziana de' Calvi!"

Der Alte warf den Kopf grimmig zurück. „So handelt edelmännisch an ihr, Herr, sie ist aus dem Geschlecht der Calvi von Trevi, verwitwet nach dem Kapitän Brancaleone, gewesene Ehrendame der Herzogin Lukrezia Borgia. Und nun haut mich in Stücke, ich bin ihr treuer Knecht gewesen vier Jahre lang, und es soll nicht heißen, daß Pietro Tolomei seine Herrin verraten hat. Sie war gütig, wie Gottes Engel, und mein Schwert hätte für sie zehn Euresgleichen von der Erde weggemäht, wenn Eure Klinge mir nicht zuvorgekommen wäre."

„Du sollst leben", sagte der Kardinal, den die Haltung des Knechtes rührte. „Niemand ist hier Feind. Ein unseliger Zufall warf dir diese Beute in den Arm, Fabio. Schickt um Monna Rosaura und um den Astrologen Lorenzo."

Die Orsini sahen einander in einiger Verlegenheit an. Der Hauptmann Pagolo fand sich zuerst wieder. Seine grauen Haare behüteten ihn vor allzu großer Verwirrung. Er hätte lieber einen Colonnareiter unter seine Fäuste bekommen. „Fabio, das war kein Meisterstreich", sagte er beinahe gekränkt zu seinem Sohn.

„In der Nacht sind Kühe und Weiber schwarz", entschuldigte sich der Wildling mit einem verlegenen Gesicht.

Unterdessen hatte Galli die dunkle Haarflut auf dem edlen Haupte bewundert. „Seht, Michelangelo, Ihr liebt keine Modelle. Aber dieses scheint auch für einen Kostverächter beachtenswert."

Michelangelo antwortete mit einem düstern Schweigen. Seine Augen waren in neugieriger Gespanntheit auf das bleiche Antlitz gerichtet, das sich jetzt unter dem Hauch der Wärme mit Rosenschimmern bedeckte. Auch das gehemmte Leben unter den Brüsten, die das unnatürliche Wams spannten, schien leise in Bewegung zu geraten und bannte nun des Künstlers Auge in sanfter Gewalt.

Der Kardinal wandte sich an den gefangenen Knecht: „Was suchtet Ihr mit der Herrin bei Nacht und Wetter auf der gefährdeten Straße?"

„Fragt sie selbst, Herr. Die alte Schnauze bellt nur, wenn es die Herrin gebeut."

Pagolo hatte die Faust zum Schlage geballt.

Der Kardinal hielt ihn zurück. „Entwürdige dich nicht, Pagolo. Seine Treue rührt. Da bringt uns ein Abend zwei Fremdlinge ins Haus. Hier ein verirrter Edelmann aus Taormina, Marcello Chiaversa, aus seiner Heimat durch König Federigo vertrieben. Er sucht Schutz beim Gonzaga in Mantua. Der Sturm ließ ihn nicht weiterkommen. Er soll morgen mit mir nach Monterotondo, vielleicht erspart ihm die Bekanntschaft mit meiner Burg die Reise nach Mantua. Still — sie bewegt sich —"

Die Gestalten drängten zur Bahre hin. Dort begann das Leben die starren Fesseln der Ohnmacht zu lösen. Über das Antlitz zuckte ein leiser Schmerz wie aus einem Traum heraus.

Tolomei hatte sich jetzt ungestüm in die Nähe der erwachenden Herrin gedrängt. Mißtrauisch rollten seine Augen von einem zum andern.

Nun öffnete Tiziana de' Calvi die Augen. Schwer und beinahe feierlich, als wäre ihr Erwachen die Neugeburt ihres eigenen Lebens auf einem andern Stern des Alls. Der Kardinal hob leise ihren Kopf und schob als Stütze seinen zusammengefalteten Mantel darunter. Die Berührung brachte sie zu sich. Nachtdunkle, glanzerfüllte Augen blickten verloren in das fremde Reich. Tastend suchte das Leben nach seinem Recht. Aber wie in müder Entsagung schien es sich wieder in den Kerker der Bewußtlosigkeit zurückziehen zu wollen, die Lider zitterten leise, und bald darauf legten sich die großen Wimpern wie ein schützender Mantel über den Glanz der Sterne.

Seltsame Wirkungen hatte dieses kurze Leuchten des Lebens erzeugt. Der Kardinal sagte tief bedrückt: „In diesen Augen schlummert viel Leid."

„Es sind Augen, die man dem Bild einer Kleopatra geben möchte", sagte der kunstsinnige Galli.

Michelangelo schwieg. In seinem Innern aber rührte eine tiefe Bewegung an seiner Seelenharfe und ließ sie halb andachtsvoll, halb schmerzlich erklingen. Sie sang ihm das Lebenslied der Entsagung.

Der alte Kampfhahn Pagolo spürte einen leisen Sprung in seinem Herzen und sagte verlegen: „Mein Fabio hat selbst in der Nacht Geschmack. Oder es hat ein Hecht im Schlaf eine Fliege geschnappt."

Marcello Gaetani aber starrte unverwandt auf das feingeformte Frauenantlitz, das unter dem nähern Schein der Kerzenflammen wie von einem warmen Bronzeschimmer umsponnen schien. Eben als die Tür aufging und Donna Rosaura, die Frau des fernen Giangiordano Orsini, mit blassem Antlitz hereintrat, schlug Tiziana das Auge auf. Donna Rosaura, eine steife Frau mit kerzengeradem, fleischarmem Leib und einem Bildsäulengesicht, das die Gabe des Lächelns nie verschönt hatte, war erst aus ihrem Bette geholt worden. Der Kardinal begrüßte sie mit formvollendetster Höflichkeit. „Diese Samariterhand wird nicht zögern, Hilfe zu leisten. Unser Fabio hat in seinem Ungestüm eine Unschuldige zur Gefangenen gemacht. Das Leben kehrt hier neu zurück, nehmt Euch der edlen —"

„O — es ist Tiziana de' Calvi", sagte Donna Rosaura ohne innere Bewegtheit, nachdem sie einen Blick auf die Tragbahre geworfen. „Es ist die Braut des Luigi Savelli."

„Savelli?" fuhr Pagolo empor. „Dann hätten wir ja den Teufel richtig im Haus."

„Du siehst schwarz, Haudegen!" besänftigte ihn der Kardinal.

„Haha! Die Savelli! den Colonna aufs Blut verschworen! Ein ritterlicher Bräutigam! Sitzt auf seinem Schloß Arignano bei Turteltauben und Falerner, und seine Braut jagt angstverhetzt bei Sturm und Wetter über die tuskischen Straßen. Trabanten der Colonna! Spielen wir den Savelli einen Streich, so juckt den Colonna das Schwert in der Scheide. Und hier, scheint es, haben wir ihnen einen Streich gespielt."

Ein Diener schleppte den halb blinden alten Lorenzo Nani herein, der die Schicksale des Schlosses Bracciano seit urdenklichen Zeiten aus dem Planetenstand gelesen und die Nativität jedes neuen Bärensprößlings — denn vom Ursus leiteten die Orsini ihr Geschlecht ab — auf die sorgfältigste Weise zu ergründen hatte.

Lorenzo neigte nun sein Ohr an die Brust der reglos daliegenden Frau und horchte gespannt den Atemzügen. Das blaue Auge des Alten leuchtete warm. „Nur Ruhe, nichts als Ruhe!" sagte dann seine beruhigende Stimme. „Tragt die Bahre in das Schlafgemach." Und er ging voraus, seine Verbände zu holen.

Weit öffneten sich die herrlichen Türflügel, und alle Umstehenden machten der Bahre Platz.

„Zur Ruhe, ihr Herren, der Tag war bewegt." Der Kardinal drückte den Gästen die Hand. Auch die Orsini verabschiedeten sich vom Kardinal und nahmen den grimmen Tolomei mit sich, um ihn im Knechtesaal bewachen zu lassen.

„Laßt mich rufen", bat der Kardinal die müde Rosaura, „wenn Donna Tiziana nach mir fragen sollte." Dann gab er ihr den Gutenachtgruß.

Als Giambattista mit Marcello Gaetani allein war, legte er ihm die Hände auf die Schultern. „Es wird gut sein, wenn Ihr die Nacht benutzet zum Ritt nach Monterotondo. Die Schergen Cesares sind wachsam."

Der Jüngling schritt mit einem heißen Dankgefühl im Herzen auf den schwach beleuchteten Korridor hinaus, wo ihm ein Knecht die Stube des Kastellans zeigte.

Der Kardinal suchte sich zu sammeln. Die seltsam verrauschte Abendstunde warf ihren Schein noch in seine Brust.

Da war also noch ein Weib in die Mauern der Burg gekommen. Ein halb totes, fremdes, vielleicht auch gewöhnliches Weib. Noch hatte das Leben in ihr kein deutliches Zeichen gegeben, und doch glaubte der Kardinal Giambattista — nein, er wollte nichts glauben. Unter dem Schein der Kerzen lag eine Schrift des eben verstorbenen Marsilio Ficino, des berühmten platonischen Philosophen von Florenz. Der Kardinal setzte sich zum Tisch und blätterte darin. Der Sturm hatte sich gelegt, nur wie fernes Rauschen klang es an die Fenster, als tönten die unruhigen Wellen des Sabinersees herauf. Da war vom Tode die Rede, daß er keine Trauer in dem erkenntnisreichen Gemüt erzeuge. Ein liebes Wort leuchtete in des Kardinals warmes Herz hinein: Die Gottheit hat alles um der Schönheit willen geschaffen. Er wurde unruhig. Warum rief man ihn nicht schon? Verlangte sie noch nicht nach dem Schloßherrn?

Er schlug das Buch unwillig zu. Mit den sonstigen Geheimnissen der Erde und des Himmels hatte er sich sein Leben lang genugsam befaßt, aber mit den Geheimnissen der Frauenseele nicht. Er fand der Frauen Tugend für achtenswert und ihre Untugenden verzeihlich, aber er hatte die Notwendigkeit nie empfunden, die Wesenheit Weib zu analysieren, und was er davon verarbeitet hatte, war die Lese aus den Werken der

Alten und das wenige aus den Reichen neuer Kunst. Selbst in früherer Zeit, da er noch mit leicht beweglichem Blut das Leben durchstöbert und wie mancher andre jugendliche Kardinal an der Prunkentfaltung und dem weltlichen Gehaben ein Ergötzen gefunden hatte, stieß ihn das Vergnügen am Weibe ab, dem fast die gesamte Prälatur hemmungslos frönte. Auf Monterotondo vergrub er seinen unruhigen Geist in Wissenschaft und Kunst. Seine alte Mutter sorgte für ihn und seine Behaglichkeit im Schloßrevier. Wenn er von seinem Fenster auf die latinische Welt zu seinen Füßen blickte, auf die stillen Berghänge und den melancholischen Tiberstrom, dann hörte er leise das Mutterwort an sein Ohr klingen: Sind wir nicht glücklich, Kardinal? Und dann küßte er voll Ehrfurcht und Dankbarkeit diesen verwelkten Mund, der so bewegt die Gefühle der Herzenszufriedenheit aussprach.

Eine eiserne Welt bewegte sich rings um ihn, in der ein Mensch mit dem Drange nach Mitleidübung, Gerechtigkeit und Sittenvervollkommnung schwer zu ringen hatte. Die Mitleidlosen, Ungerechten und Verkommenen siegten, und auf allen Lebenswegen lag die Tugend verdorrt, die Menschenliebe zerknickt. Die mahnende Posaune Savonarolas war verstummt, ihr Nachhall wurde übertönt von dem Jubelschrei des sinnlos schwelgenden Rom.

Der Kardinal wollte sich eben wieder in seinen Marsilio Ficino vergraben — da näherten sich Schritte der Tür. Und er wunderte sich, daß ihm das Herz schneller schlug. Ein Diener rief ihn an das Lager der Tiziana de' Calvi.

Um diese Stunde sann Michelangelo Buonarroti mit verquälter Seele in die Augenblicke zurück, die er eben durchlebt. Das Weib auf der Bahre — eine tote Madonna. Dem grübelnden, bohrenden Sinn seiner Künstlerjugend gefiel dieser Gedanke, den noch kein Maler oder Bildhauer vor ihm durchgearbeitet zu haben schien. Er dachte an den toten Leib des Herrn, den er im Steinbild der Pietà im Schoß der jugendschönen Mutter gebettet hatte. Das war noch immer ein gewöhnlicher Vorwurf der Bildhauer gewesen; aber an die tote Madonna, die noch nicht dem Himmelreich entgegenfuhr, an das einfache Weib, das der Natur seinen Tribut im Sterben zollte, hatte noch niemand gedacht.

Aber da zogen sich Spinnwebnetze um seine Seele. Nicht schaffen können, was in der Seele nach Gestaltung rang! Sich plagen müssen mit den einförmigen Statuen ausdrucksloser Madonnen, wo das Leben ringsum Gottes herrlichste Schöpferkraft in irdischen Leibern offenbarte, die, umgeformt durch den eigenen Schöpferwillen, das Loblied des Künstlers singen

würden! Hei, da lag so ein schönes Weib vor ihm, das noch in seiner Totenstarrheit den lebendigen Meister pries, und er war verdammt, diesen Ausdruck des Erdenleidens, um den sich mehr als ein Hauch von Schönheit spann, nur mit fiebernder Seele durchsinnen, aber nicht gestalten zu dürfen. In jedem Marmorblock, in jedem Stein sah er das aus seiner Seele gegrabene Werk bereits enthalten, er brauchte nur den Meißel anzulegen und das überflüssige Steinwerk abzubröckeln, und vor seinen Augen hob sich aus der starren Masse der verlebendigte Gedanke seines Künstlerhirns heraus.

Du hast dich belogen! rief er sich selbst zu. Nicht der künstlerische Schöpfergedanke lockt dich zur Auferstehung — das Weib selbst war's. Das Wunder dieser stillen Schönheit. Und du wolltest das liebearme Herz an diesem Wunder erquicken. Laß ab, Tor! Spiegel her!

Und er stellte sich mit einem halb erstickten Fluch vor das silberumrahmte Glas und grinste sein Spiegelbild an: den dreieckigen, breitstirnigen Kopf, die farblosen Augen, die Riesenschultern, die den Körper drückten, die abgeplattete Brust, die unförmigen Hände, die sich zu Metzgerfäusten zusammenballten, und im Gesicht die zerschlagene Nase, den Denkzettel des brutalen Kameraden in Florenz, des wilden Pietro Torrigiano, der ihm mit der Roheit eines Henkersknechtes in der Brancaccikapelle im Streit das Nasenbein zertrümmert hatte. Der Neid, der häßliche Schatten der Künstlernatur, hatte die Faust niedersausen lassen auf das arme, schon von der Natur geschlagene Gesicht des Buonarroti. Und der schwächliche Bursche hatte sich schmachbedeckt mit zusammengebißner Lippe und zuckendem Herzen in einen Winkel der Kapelle zurückgezogen und seine Tränen der Scham verschluckt. Und als er seine entstellte Nase sah, krampften sich seine Finger zusammen, und er wollte fürchterliche Vergeltung üben. Aber da erinnerte er sich der Wunderblüte seiner christlichen Erziehung, die ihm sein Vater hatte angedeihen lassen, und sein Gemüt erwärmte sich plötzlich an des Nazareners Wort: Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden. Der Meißel wurde ihm das Werkzeug für seine rastlos arbeitenden Gedanken, der Tröster im Leid.

Eine hypochondrische Bangigkeit vor den bevorstehenden Arbeitsstunden überschlich ihn. Er wollte sich noch jetzt in der Nacht dieses Gefühl von der Brust wegschreiben. Dem Vater wollte er sein Herz ausschütten. Wenn seine Gedanken nach Florenz schweiften, wurde er gewöhnlich die eingebildeten Sorgen los. Aber die Feder sträubte sich heute gegen seine eigenen Gedanken. Da rief er sich's mit Ingrimm und gelinder Verzweiflung zu: Ein Weib hat dich verwirrt! Wirst du nicht wie-

der den göttlichen Willen anklagen, der dich so erbärmlich schuf? Vermagst du nicht die Hoffnung auszudenken, daß du einmal den Widerwillen eines andern Menschenkindes gegen deine Häßlichkeit niederringen wirst durch die Kraft deines Genius? Nein, ewig wirst du Mitleid auslösen, Liebe nie! Drum richte weiter die Bollwerke deines Menschenhasses ringsum auf und ringe dich weiter deinem Ziele zu, die Natur zu übermeistern durch die Schöpfung des marmornen Edelmenschen!

Neben dem selbstquälerischen Künstler bangte ein andres verwirrtes Herz.

Marcello Gaetani stand klopfenden Herzens in seiner Stube am Fenster. Der Sturm war vertost. Wolken kämpften mit Sternen, und durch wallende Nebel düsterten die Flecken des Sees herauf. Marcello sah sich wieder durch das Sabinergebirge irren, von den schrecklichen Erinnerungen der zerstörten Heimat verfolgt, er sah die Schergen Cesares in den Hütten lauern, und er pries die Nacht, die ihn in ihren Schutz genommen hatte. Und er sah die Mutter durch das Saccotal flüchten und ihre noch immer goldnen Haare im Sturmwind wie lichte Fahnen flattern. Überall lauerte der Verrat. Wer war vor Cesare Borgia sicher? Der unheimliche Natternkönig stach nach allen Seiten. Die unzähligen Schreckbilder, die sich an die Gestalt des Herzogs Valentino hefteten — so nannte man ihn nach seinem neuen Herzogtum —, leuchteten mit Höllengluten in die angstverhetzte Seele Marcellos. Der Papstsohn, der sich statt des Kardinalspurpurs den Herzogsmantel umgeworfen hatte, um jetzt über Leichen seinem Thronziel zuzuschreiten, hielt wie ein Traumdämon seinen Sündenzettel mit Glutbuchstaben geschrieben in der herrisch geballten Faust. Dort stand der Brudermord an dem Herzog von Gandia verzeichnet, dann der Mord an dem jungen Schwärmer Serafino d'Aquila, dessen dichterische Liebesklagen für Lukrezia Borgia samt seinem Leibe in den Fluten des Nemisees begraben lagen. Und Bruder und Schwester des schönen Dichters fielen in den dunklen Abgrund des Todes, ohne daß sich ein rächender Arm erhoben hätte. Und der ermordete Kammerdiener des Papstes, eine nichtige, kleine Leiche, grub seinen Namen Perotto in die Sündentafel ein. Und dann kamen die vergewaltigten, betrogenen Mädchen und Frauen und griffelten ihre Schande in den verbrecherischen Adelsschild des Herzogs, und die Kardinäle und Prälaten, Sekretäre und Offizianten, die um ihrer Gewissensreinheit willen in der Engelsburg saßen, ätzten ihr Schicksal in die Schuldtabelle ein. Und der Papst Alexander VI. schrieb sein höhnendes „Für gut befunden!" darunter.

Und wie würde jetzt Cesare den Reigen der Ruchlosigkeiten

fortsetzen? Mit welcher Spitzfindigkeit des Gehirns würde er seine vermeintlich notwendigen Schandtaten zur titanischen Verbrechergröße steigern?

Aber da fiel mitten in das Wetterleuchten der Gedanken ein milder Schein, der dem irrenden Flüchtling wie ein stiller, schöner Herdfeuerglanz vorkam. Wie eine Traumblüte war heute vor seinen Blicken ein Engel erschienen. Die vom Todeszauber halb berührte wunderbare Schönheit leuchtete mit belebender Kraft in sein Innres.

Und auch er ließ sein Bild im Spiegel leuchten wie sein Zimmernachbar Michelangelo Buonarroti. Aber jugendschön und ebenmäßig formte sich dieser Körper im geschliffnen Glas. Das Antlitz hätte ein Feuer von Begeisterung beseelt, wenn es nicht von der ausgestandenen Qual Züge der Erschöpfung getragen hätte, die aber trotzdem die apollinische Schönheit nicht verscheuchen konnten, welche die Herzen der Mädchen von Sermoneta verwirrt hatte. Nußbraune Locken fielen auf den gebräunten Nacken herab, ein schwarzes Aresauge, sonst von heißen Gluten erfüllt, war jetzt von den Schleiern der Müdigkeit umflort, und nur die dürstenden Lippen, von der Winterkälte zernagt, dem Abenteuer der Liebe zudrängend, waren auch jetzt heiß geschwellt und brannten vor Erregung.

Er öffnete das Fenster. Kalt griff die Nacht nach seinem Leib. Sie lag schwer unter einem sternenarmen, umwölkten Himmel und wurde zum Bilde für Marcellos hoffnungsloses Herz. Aber da — eine Wolke teilte sich plötzlich — und mit himmlischer Klarheit strahlte der Gürtel des Orion aus der Höhe. Und er wurde für den seltsam bewegten Jüngling zum leuchtenden Geschmeide der Aphrodite.

In einem reichgeschnitzten, mit Fellen überworfnen Sessel saß Tiziana de' Calvi, das marmorblasse Antlitz in die heißen Kissen gedrückt. Hinter ihr zählte der Astrolog ölige Tropfen auf einen Löffel. Donna Rosaura war schon zur Ruhe gegangen. Lorenzo hatte eine Verletzung des Fußknöchels und einen Bruch des Oberarmes festgestellt. Er hatte Verbände angelegt und die zersplitterten Knochen mit Schienen und Polstern umspannt. Als die Schmerzen vorbei waren, weihte der Greis die Kranke in alle Einzelheiten des Schlosses ein. Die bangen Schwingungen in ihrem Herzen kamen zur Ruhe, als sie hörte, daß der Kardinal Orsini gegenwärtig Herrenrechte auf Bracciano ausübe. Sie kannte ihn nicht, wußte aber, daß ganz Rom in ihm den Menschen und Priester hochschätzte. Tizianas Auge weilte jetzt ohne Schrecken auf ihm, als er aus dem Türrahmen in die Helle der Kerzen trat. Er fand kein Wort des Grußes, Tiziana keines für ihre Bewegtheit. Endlich befreite sich Giam-

battista aus der Beengung des Augenblicks. „Ihr fühlt Euch wohl, Donna Tiziana?" fragte er sanft.
„Woher kennt Ihr mich? Hat mich mein Diener verraten?"
Der Kardinal schüttelte den Kopf. „Fabio Orsini, der Euch irrtümlich gefangennahm, hat Euch erkannt trotz dem Wams, das Euch sehr stattlich kleidet. Wir werden Euch, sobald Ihr genesen seid, zu Donna Lukrezia zurücksenden —"
Ihr Auge weitete sich im Schreck. „Nein — bei allen Heiligen, Kardinal — tut das nicht! Tut das, so Ihr selig werden wollt, nicht!"
Der Astrolog legte ihr behutsam die Hände auf das erschreckte Gesicht. „Es sind schöne Aspekten in der Stunde Eurer Gefangennahme sichtbar geworden. Venus leitet den Morgen ein, Mars und Saturn kämpfen miteinander — Ihr könnt beruhigt sein."
Der Kardinal hatte sich näher zu ihr herabgebeugt. „Wollt Ihr mir etwas vertrauen?"
Sie nickte leicht und warf einen bangen Blick nach dem Astrologen. Da hieß ihn Giambattista aus dem Zimmer gehen.
Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, hetzte die helle Verzweiflung aus Tizianas Brust: „Rettet mich, Kardinal!"
„Vor wem?"
„Gierige Arme greifen nach mir — nach der Ehre einer schutzlosen Frau —"
„Ihr seid aus Rom entflohen?"
„Calvi und Orsini bekämpfen einander, denn unser Geschlecht steht auf der Seite der Colonna. Ihr könnt mich als Beute zurückbehalten, Kardinal, und es wäre das Schlimmste nicht. Denn wenn Ihr mich ausliefert — oh — die Angst schnürt mir die Kehle zu — mein Vater — Ihr kennt ihn nicht! Meine Mutter starb früh. Ganz in Händen seiner zweiten Gattin, vergißt mein Vater die Liebe zu dem Kinde aus erster Ehe und will mich durch das fürchterliche Gesetz des Hauses, das uns zu gehorchen zwingt, auch wenn wir Frauen geworden sind, in die Hände eines Mannes werfen, für dessen niedrige Gesinnung ich meine Frauenwürde opfern würde."
„Ihr seid — dem Luigi Savelli — verlobt?" fragte der Kardinal leise.
Durch Zähren rang sich das bittere Geständnis durch: „Dem Bastard des Antonio Savelli — dem von den Teufeln Gezeichneten —"
„Dessen drei Frauen so leicht und schnell dahinstarben, daß das Volk ihn zu ihrem Mörder stempelte?"
„Eben dem!"
„Der an einem Tage zehn Hengste auf der Navona zu Tode

rannte? Den berüchtigten Freund des Trunkenboldes Francesco Colonna? Ihm sollt Ihr —"

Zu dem seelischen Schmerz der Kranken schnellte der körperliche wie eine stechende Viper dazu. „O Kardinal! Hätten mich die Hufe meines Rosses zertreten!"

„Gott lädt Euch viel auf", sagte der Kardinal voll Mitleid.

Tiziana raffte fröstelnd das Tuch um den Hals zusammen und beichtete: „Aus unserm Haus in Trevi machte ich mich gestern auf, als es dunkel wurde —"

„Euer erster Gatte —"

„War Luca Brancaleone. Ich liebte ihn nicht und haßte ihn nicht. Das Qualvollste, was einem Frauenherzen begegnen kann. Als er starb, begrüßte ich die Freiheit meines Herzens. Aber nur für einen Augenblick. Um die Kampfbrüderschaft mit dem Geschlecht der Savelli zu stärken, mußte ein Opfer gebracht werden. Mein Vater wählte einen furchtbaren Bräutigam. Sein erstes Angebinde war ein geschossenes Täubchen, und es wurde mir zum Sinnbild meines eigenen Geschicks. Auch erkannte ich mich entsetzt im Wappen der Savelli wieder, ein armes Vöglein, von Löwenklauen bedroht. Die Gaben wurden gewogen, der Goldschatz wurde gezählt, der Schmuck bei Romano bestellt, und von Haus zu Haus ritten die glückwünschenden Nobili — Ihr kennt unser Haus mit den vergitterten Fenstern —"

„Bewundernd stand ich oft im Säulenhof vor den zwei Löwen der Freitreppe."

„Der Palast hat zwei Eingänge. Mit Hilfe meines getreuen Tolomei" — sie erschrak — „Kardinal — ist er tot?"

„Der grimme Bär ist in unsern Händen", beruhigte sie lächelnd Giambattista. „Er wehrte sich mit Riesenkräften. Ihr rittet also gestern abend —"

„Unter dem Vorwand, das Apostelgrab in San Paolo zu besuchen. Tolomei mit zwei Knechten hatte ich vorgeschickt. Er erwartete mich bei San Lorenzo, hier jagten wir nach Nord auf die Via Flaminia und von hier in das Dunkel."

„Ohne Ziel, planlos, Donna Tiziana?" fragte der bestürzte Kardinal.

„Ich wollte Nepi erreichen, wo ich einen Unterschlupf finden konnte bei dem Meier der Borgia. Dann wollte ich über Viterbo nach Siena flüchten, wo die Verwandten meiner verstorbenen Mutter ihr Haus haben. Knapp vor Cesano brach das Unwetter los, wir gerieten, verirrt, in die Höhen von Bracciano — ich hielt mich kaum mehr in dem Sattel — da ereilte uns das Schicksal."

„Beschließet selbst, wohin Ihr Euch wenden wollt, um sicher zu sein vor Euern Feinden."

„Sind sie nicht auch die Euern?"

„Savelli und Colonna sind die Feinde meines Geschlechts, nicht die meinen. Die Geschichte der Orsini trieft von Haß, der zwischen ihnen und den Colonna eine Kluft öffnete, die nur selten geschlossen wurde. Über zerbröckelndes Menschentum hinweg ziehen sie die Lust an Feindschaft und Haß groß. Wer tiefer in die Menschenseele geblickt und dem Erlöserwerk von Golgatha auf den Grund geschaut hat, hat es verlernt, solchem Ehrgeiz nachzujagen." Er senkte das Haupt, fuhr jedoch gleich darauf freier fort: „Eure Flucht wird in diesem Augenblick in Rom entdeckt sein, die Savellireiter sind hinter Euch vielleicht her, sie werden die Colonna zu Hilfe rufen, und die Hetzjagd beginnt. Seht — Euer Arm bedarf der Pflege. Die Wege sind unsicher und schlecht, die Straßen füllen sich mit Pilgern, die zur Jahreswende nach Rom wallen. Wir müssen trachten, Euch geschickt hier wegzubekommen. Es muß aussehen, als hätten wir Euch nach Rom befördert, in Wahrheit aber —" Er stockte.

Tiziana riß in ängstlicher Spannung den Oberleib empor. „Ihr überlegt —"

„Verscheucht jedes Mißtrauen, Donna Tiziana", sagte Giambattista mit herzlicher Wärme. „Ich biete Euch Gastfreundschaft auf Monterotondo an."

Tiziana de' Calvi sah ihn mit den großen dunklen Augen verwirrt an.

„Unter der Sorge von Mutterhänden soll Eure Gesundheit dort erblühen. Ihr wechselt nur den Namen Eures Geschlechts mit dem der Malaspina. Das Geschlecht ist weit verzweigt, und ich habe viele Freunde dort."

„Kardinal — was — wagt Ihr? — was ich?" Der Widerschein des Kaminfeuers überflammte die heiße Erregung ihres Antlitzes.

Sie löste langsam, feierlich ihre angstbedrückten Glieder. Leise glitt das Tuch von ihren Schultern und raffte einen Teil der herrlichen Haare mit sich, die sich nun wirr über die Achseln warfen. Dann sagte sie mit beschwerter Brust: „Kardinal — ich traue Euch. Nehmt das Wort in seiner ganzen Schwere, denn es gilt viel in dieser Zeit, die ihre Geschichte mit Blutbuchstaben schreibt."

Er streckte ihr mit leichtem Beben die Hand hin, die sie rasch ergriff. Einen Atemzug lang lagen die Hände wie zu einem Treubündnis ineinander. Dann sagte der Kardinal freier: „Noch eins, Donna Tiziana. Ich muß zu den Adventfeierlichkeiten nach Rom und werde Euch schwerlich nach Monterotondo das Geleit geben können. Dennoch müßt Ihr sicher reisen. Es ist ein junger Ritter hier, der Euch Kava-

lier sein wird und zugleich mein Gast auf der Burg wie Ihr."

„Wer ist der Mann?" fragte Tiziana mit leichtem Stirnrunzeln.

„Ein Sizilianer, Marcello Chiaversa aus Taormina, blutjung, noch ohne Flaum. Er wird Euch Gesellschaft leisten auf der Burg, er ist selbst ein Vertriebener und darum doppelt tauglich, Euer Unglück zu verstehen."

Ein leichtes Lächeln flog zum erstenmal über die schönen Züge. Das Flackern der Holzscheite hatte aufgehört. Leise summten die Windstöße im Kamin.

„Schlaft wohl!" Der Kardinal streckte ihr die Hand hin. Bei der Tür warf er noch einen Blick zurück. Er fing ihr Bild im Spiegel auf, von leichten Morgenrosen verklärt.

Rom liegt in fieberhafter Erregung. Durch die Porta Flaminia wälzt sich der unabsehbare Zug der Pilger zum Fest der Jahrhundertwende.

Heute wird Papst Alexander VI., der entsetzliche Vikar Gottes, die goldne Pforte von Sankt Peter mit dröhnendem Hammerschlag öffnen, um den bußfertigen Sündern, die aus aller Herren Länder zusammenströmen, den Weg zum erbarmenden Himmel zu zeigen. Heute ist Weihnachtstag. Die Pilger begrüßen der Sonne Strahlendiadem auf den Knien wie die Erscheinung einer Riesenhostie, die des Herrgotts unsichtbare Hand ihnen entgegenstreckt. „Miserikordia!" schreien die unheimlichen Flagellanten, die jetzt wie trunkne Bacchusknechte der Sonne entgegenwanken, den Rumpf entblößt, auf dem die Striemen der Geißelung glühen, das Haar verwildert, das Gesicht von Angst verzerrt. Und hinter ihnen die Scharen der fremdländischen Waller, Franzosen, Provençalen, Deutsche, Polen, Ungarn, Spanier, Böhmen und was sich sonst zusammengeschart hat in heiliger Sehnsucht, die geweihte Apostelstätte zu sehen und Buße zu erlangen vor den Altären der sieben Hauptkirchen. Seit Monden war der Ruf der römischen Kurie an alle Sünder der christlichen Welt ergangen, alles horchte erlösungsgierig auf die mahnenden Worte der Bettelmönche, die den großen Ablaß verkündeten, alles begaffte die seltsamen Züge der Pilger, die sich durch die Dörfer der Alpen wie riesige Herbstschwärme von Zugvögeln nach Süden wälzten.

Seit Wochen wimmelte es auf den Straßen von bunt zusammengewürfelten Haufen. Mitten in die Kleinkriege der Städte, in die Fehdezüge der kleinen Tyrannen Italiens drang der Friedensruf aus dem Vatikan, und er machte die Herzen der Krieger einen Augenblick lang aufhorchen. Aber dann ging die Belagerung von Forli ihren schleppenden Gang weiter. Das

Morden, Plündern, Fressen, Saufen, Huren und Spielen war zur Gewohnheit geworden, und der Glockenruf zur Buße verhallte achtlos im Ohr der Wildlinge Cesares.

Für die meisten war der Papst noch das unangreifbare Idol der Glaubensherrlichkeit. Um seinen Segen zu erhalten, den Saum des Schweißtuches der Veronika zu küssen, die Spitze der heiligen Lanze zu erblicken, liefen sie sich gerne die Füße wund und sangen sie sich die Kehle heiser in den rührenden Gesängen des Stabat mater. Das Gebet vor dem Apostelgrab mußte sie entsündigen, der Anblick der Reliquien in den sieben Hauptkirchen Roms ihnen Gnade bringen, denn durch fünfzehn Tage sollte ein jeder von ihnen in inbrünstigem Gebet vor den Altären und Reliquienschränken liegen, um die Absolution zu erhalten. Die Paläste der Kardinäle bildeten das Objekt allgemeiner Neugier. Da wohnte die Kurtisane des Kardinals von San Giorgio, hier die des Kardinals von San Clemente, und der Palast der Fiammetta Pandolfi, der verstoßnen Geliebten des Cesare Borgia, wurde ebenso bewundert wie die Säule des Mark Aurel. Vor dem Palast der Lukrezia staute sich die Menge, alles wollte die Papsttochter sehen und ihren zweiten Gemahl, den schönen Alfonso, Herzog von Bisceglia, der seit einem Jahr an Stelle des vom Papst vertriebenen Giovanni Sforza das zweifelhafte Glück hatte, der Schwiegersohn des Herrn der Christenheit zu sein.

Da lief es von Lippe zu Lippe: der Papst hat eine Tochter. Eine Herzogin. Und man munkelte dunkle Gerüchte weiter von einem schönen Jüngling, der vor zwei Jahren an dem Herzen der Lukrezia Borgia die Liebe studiert haben sollte, bis ihr eigener Bruder Cesare ihn mit einem Degenstoß von der schwindelnden Höhe der Fürstenliebe herabgestürzt. Und sie nannten den Namen des Dichters Serafino d'Aquila. Auf dem Grund des Nemisees läge sein frühlingsschöner Leib, von den Nymphen der Diana behütet, unverwesbar und hold wie ein Marmorbild von Künstlerhand. Und von einem Söhnchen Rodrigo flüsterte man sich zu, das die Herzogin zärtlich liebe und dessen Vater ein rätselhaftes Etwas, halb Satan, halb heidnischer Gott sei. Vor einem Mond war der Knabe geboren worden, und Novemberkinder, das wisse man ja, hätten immer zwei Väter, von denen der eine bei der Mutter lockende Karnevalslieder gesungen.

Und nun wurde auch gleich der Papst selbst zerzaust. Jetzt wußte man's ja, wohin die Ablaßgelder kamen. Die fremden Pilger bekamen plötzlich Augen und Ohren für recht weltliche Dinge. Und sie horchten der neuen Mären von Cesare Borgia, dem Papstsohn. Ein Lederhändler warf ihnen sein Wissen vor die durstigen Ohren. „Er lagert vor Forli und spitzt auf die

Katharina Sforza, die ihre Burg verteidigt. Ihr kennt die Katharina nicht? Hui! Hat einmal schon ihr Schloß verteidigt gegen die Orsi, die ihre Kinder gefangen hatten. Und als man ihr gedroht, die Kinder zu ermorden, wenn sie das Schloß nicht übergäbe, öffnet sie ihren schönen Schoß und ruft: Seht, Gott hat mir das Mittel gegeben, andre Kinder zu gebären! Und die Orsi warfen sich vor so viel Heldentrotz in den Staub. Aber ob der Cesare Borgia vor ihr auch zu Kreuz kriechen wird? Er hat schönere Weiber genossen."

„Ja, ja", mischte sich ein Schuster ins Gespräch, „über den etruskischen Apennin ist gestern in gläserner Karosse seine Kurtisane ins Lager gefahren, um Weihnachten mit ihm zu feiern."

„Wer ist das?"

„Hm — heut die schwarzäugige Elisabetta, morgen die blauäugige Rinalda, immer eine andere. Sie begegnen einander oft auf der Straße, die eine fährt hin, die andre zurück. Oft liegen die Buhlerinnen dutzendweise im Quartier, eine Meile vor dem Lager."

„Man spricht von einer Fürstin, die er geprügelt hat", zischte eine Megäre aus Bologna hinein, die nach Rom gekommen war, ihren Ehebruch mit einem Apotheker vor dem Apostelgrab zu bereuen.

„Ach, die Sancia, die Fürstin von Squillace! Die Frau seines Bruders Don Jofré! Die hat er nach Neapel geschickt. Er macht es sonst kürzer und befördert Damen, die ihm lästig geworden sind, in den Palast aus Erde, wo die Würmer am dritten Tag ihren Besuch machen."

Der Lederhändler duckte schnell seinen Kopf hinter die Schultern der Horchenden. „Pst! — da drüben sehe ich verdächtige Gesichter. Man darf gewisse Dinge nicht zu laut in den Wind schreien, die Schergen des Herzogs von Valentino hören Käfer nagen."

Nun hoben sich die staunenden Augen der Beter zur Loggia empor, auf der heute abend der Papst vor dem Volke erscheinen würde. Und wie glücklich waren die, die schon jetzt durch die Bronzetüren in das Heiligtum eindringen konnten. Vor den Grabmälern der Päpste, der Petrusstatue, dem Bildwerk der Pietà drängten sich die andachtslosen Fremden, darunter viele Florentiner Künstler.

Einer dieser schönheitsfreudigen Menschen stand vor dem Grabmal des Sixtus IV. Er hatte ein geistvolles, feingeschnittenes Gesicht, und trotz seiner dreißig Jahre trug sein Antlitz noch die Spuren einer frühen Jünglingszeit, doch lag ein klösterlicher Ernst in seinen Zügen, so daß sich sein Kopf gar anmutig in ein Fresko des frommen Fra Angelico hätte einfügen

lassen. Er hörte eben zu, wie ein neben ihm stehender Priester in fanatischer Weise einem Haufen maulaufsperrender Frauen das Wesen der Kirche erklärte. „Die Kirche ist im Gleichnis das Firmament, liebe Frauen, der Papst die Sonne, der König von Frankreich der Mond, der Tag ist die Klerisei, die Nacht das Laientum, die Sterne sind die Bischöfe und Äbte. Kann das Firmament einstürzen, die Sonne in nichts zergehen? Nimmer! Sie sind ewig."

Der junge Mann wandte sich verstimmt ab und schickte sich eben an, die schönen Voluten des Paradebettes Sixtus' in sein Gedächtnis zu zeichnen, als sich eine Hand auf seine Schulter legte und eine ruhige Stimme ihn aus der Versunkenheit riß. „Seid gegrüßt, Baccio de la Porta."

Der nachdenkliche Künstler sah dem Störenfried ins Gesicht. „Michelangelo — Ihr?" Und er drückte dem Bildhauer bewegt die Hand. „Kommt, führt mich zu Eurer Pietà."

„Was macht mein Florenz? Wie kommt Ihr her?" fragte Buonarroti.

Baccio zog den Landsmann durch die zusammengedrängten Massen nach der französischen Kapelle. Er hatte mit Michelangelo eifrig in Florenz den Masaccio studiert, und gar manches seiner charaktervollen Bilder schmückte eine Kirche. Der strenge architektonische Aufbau seiner Schöpfungen hatte den skulpturellen Geist Michelangelos angezogen und beide hatten einander gefördert. Und dann war noch ein Gegenstand, der sie verband. Das waren die Predigten des Savonarola.

Nun standen beide vor Michelangelos erhabner Schöpfung. Baccio legte dem Bildhauer die Hand auf die Schulter. „Jung, schön, ein Gebilde des Geistes, über das sie in Florenz die Köpfe schütteln, denn der Sohn überaltert die Mutter." Es klang beinahe wie ein leise tastender Vorwurf.

„So hab' ich's gewollt", antwortete Michelangelo mit harter Betonung. „Die Gottesmutter war die keuscheste aller Frauen. Diese aber bewahren sich lang ihre Jugendlichkeit. Kommt noch die Gnade Gottes hinzu, die ihr eine unvergängliche Reinheit und Jungfräulichkeit der Welt geschenkt hatte. Endlich fordert das ungeschriebene Gesetz der Schönheit, das marmornen Figuren innewohnt, daß man verkläre und verjünge, was Gott wert gehalten hat, der Menschheit für ewig als Vorbild zu schenken."

„Warum habt Ihr dann nicht auch Christus verjüngt?"

„Er war im Namen Gottes Mensch geworden. Als solcher hatte er alles Leid der Menschheit auf sich genommen. Für solche Taten gehört Reife und geistige Kraft, die der Jugend nicht gegeben sind. Man würde ihm das Erlösungswerk nicht zutrauen, wenn er als ganymedischer Jüngling dargestellt wer-

den würde. Wo malt Ihr jetzt?" fragte er ablenkend, während sie beide den Weg ins Freie suchten.

De la Porta war überrot geworden. „Meine Hand feiert. Ich habe meine Bilder — verbrannt."

„Mensch!" rief Michelangelo aus. „Aus Selbsterkenntnis? Aus Verzweiflung?"

„Aus Verzweiflung über meine menschliche Geringwertigkeit. Es ist alles eitel. Der Ruhm vor allem. So lehrte es Savonarola."

Michelangelos Stirn hatte sich schwer verrunzelt. „So weit könnte ich's nicht treiben."

Baccios Antlitz bekam einen herben Zug. „Ihr wißt, wie ich Leonardo da Vinci vergötterte, bis ich mich selbst fand und mein Eigenstes gab. Aber ich wurde Savonarolas Freund. In jener unseligen Palmsonntagsnacht geschah's. Noch am Abend predigte Savonarola in San Marco und sagte alles vorher, was kommen würde. Die Arrabbiati drängten vom Dom nach San Marco, wo sich die Piagnonen um Savonarola geschart hatten, darunter die edelsten Namen von Florenz. Zu den Waffen! gellte überall der Ruf. Und man begann die Klosterkirche zu stürmen, deren Tor verrammelt, deren Mauern befestigt waren. Savonarolas treue Mönche, den Panzer über der Kutte, die Arkebuse in der Hand, verteidigten das Kloster mit Löwenmut. Savonarola hielt das Kreuz unter seine Freunde und beschwor sie, ihn auszuliefern. Die Torflügel brannten, die Palastgarde stürmte herein, Schüsse fielen, zwei bärtige Kerle ergriffen Savonarola und schafften ihn fort mit zweien seiner Brüder."

„Ärmster! Ärmster!" jammerte Michelangelo.

„Die Garde schützte ihn vor der Wut des Volkes. Um die törichten Mönche kümmerte sich keiner mehr. Aber meine Gedanken brandeten wie ein Meer an meine Gehirnschale. Ich schleppte mich zu Füßen des Gekreuzigten im Klosterhof hin und schwur dort, die Sache Savonarolas zu verfechten und die irdische Eitelkeit in mir zu ertöten. Ohne Herzangst warf ich die Leinwand, auf der ein großes Golgatha prangte, in die letzten Flammenreste des Klostertors."

Michelangelo ergriff mit Wucht den Arm des Malers. „Guter. Guter — aber ein Tor seid Ihr doch! Die Gabe Gottes wegzuwerfen in einer Wallung des Gemüts! Die Reue trieb Euch nach Rom, nicht wahr?"

Baccio de la Porta schüttelte das Haupt. „In Sankt Peters Dom gelobte ich heute, im Klosterfrieden von San Marco meine Tage zu verbringen."

Michelangelo entsetzte sich. „Verblendeter, Ihr wollt niemals den Pinsel —?"

Baccio ergriff krampfhaft die Hand Michelangelos. „Das hab ich nie gelobt. Das Kloster soll der Kunst kein Hemmnis, sondern ihr Behüter sein. Unter der Weihe des Kleides hat Fra Angelico seine Bilder gestaltet, ein Weltleben hätte ihn unsicher gemacht und ihm alle Anmut genommen."

„Oh, über den Wahn Eures Gottesgelöbnisses!" rief Michelangelo erzürnt aus. „Ihr wollt als Gottesmann dem kräftigsten Antrieb des Künstlerherzens entsagen, dem Neid?" Da war's heraus.

„Mit Freuden will ich's tun." Begeisterung wehte aus seinem Innern.

„Dann seid Ihr kein Künstler gewesen." Mit unverhohlener Bitterkeit stieß Michelangelo es heraus. „Dem Neid entsagen! Kann das ein Schaffender? Er ist die Peitsche, die unser zweifelndes Können aufstachelt zur Tat, wenn alles dunkel und unheimlich in uns wird. Der Neid hetzt uns in das heiße Wollen, das zum Können wird. Habt Ihr nie die Lust empfunden, einen andern Eurer Art zu überflügeln? Wer nicht das Blut in sich wallen fühlt beim Anblick eines fremden Werkes, das größer ist als das seine, ist kein Künstler. Ghirlandajo hat mich aus seiner Werkstatt gejagt, weil er fühlte, daß mein Schaffen ihm gefährlich werden könnte. Das war ein richtiger Künstler. Ich hätt's nicht anders gemacht."

Sie standen vor dem Dom. Riesenhaft hob sich die Fassade empor, die Säulen schimmerten im Sonnenglanz.

Baccio wurde es heiß im Gemüt, die Ehrlichkeit drängte auf seine Zunge. „Angesichts dieses Heiligtums soll keine Lüge mein Herz entstellen. Ja, ich habe sie empfunden, die Stachel der Eifersucht —"

„Seht Ihr!" triumphierte Michelangelo. Nun, glaubte er, würde der Neid nach seiner Pietà züngeln.

Aber Baccio sprach: „Im Dom zu Orvieto."

Michelangelo klappte zusammen. Gelb war sein Gesicht. „Im Dom zu —?"

„Da krampfte sich mir die Brust zusammen, ja. Ich sah dort einen Greis an der Arbeit, heiter den Pinsel führend, und vor ihm das Gewirr gigantischer Gestalten, die Himmel und Hölle in fürchterliche Unruhe bringen. Ich sah Luca Signorelli an seinem Jüngsten Gericht arbeiten."

Michelangelos Zähne knirschten leise aneinander. „Signorelli? Keine große Pinselführung, aber der Mensch zeichnet gut. Ich kenne nur sein Mosesbild in der Sixtinischen Kapelle."

„Bewegungslos gegen die Wandtafel in Orvieto. O Signorelli! Er, nur er und Leonardo!"

Durch Michelangelos Leib ging es wie Speerstiche. „Ja —

Leonardo! Sein Können stört mir den Schlaf. Ich weiß es, Florenz vergöttert ihn."

Die Sonne schien heiß, die Massen auf dem Platz strömten einen Schweiß aus, der die Luft mit Gestank erfüllte. Michelangelo lud den Landsmann ein, mit ihm im Haus „zur Sonne" zu speisen. „Heute abend könnt Ihr mich nach dem Hospital San Spirito begleiten, wo ich in der Leichenkammer anatomische Studien mache. Ihr könnt dabei lernen."

Schrille Evvivarufe hielten sie vor dem neuen Schenkentor zurück. Durch die Menschenmenge fuhr in feierlichem Tempo eine Prachtkarosse, von vier goldbezäumten Schimmeln gezogen. Neben dem Wagen ritten Lanzenknechte und Schildknappen.

„Was ist das?" fragte Baccio neugierig.

„Es ist die schönste Frau Roms —" Michelangelo stockte. Ein nachtschwarzes Haar dunkelte plötzlich in sein Preislied hinein. „Man nennt sie die schönste Frau Roms", berichtigte er sich schnell. „Es ist die Herzogin Lukrezia Borgia, des Papstes natürliche Tochter. Man muß sie gesehen haben, wenn man in Rom gewesen sein will. Drängt Euch heran."

Baccio gebrauchte seine Ellbogen. Da sah er sie. Die blonde, berückende, traurige Lukrezia. Die lüsternen Lügen Roms vermochten ihrer Schönheit nichts anzuhaben. Und neben ihr saß ihr Gatte, der adonische Alfonso von Bisceglia, mit den zwei Kinderaugen voll Schwermut, die in den erregten Bienenkorb Rom starren.

Eben brausten die Mittagsglocken über das bußfertige Heer der Pilger.

Dunkle Züge von Klerikern, Mönchen und Bruderschaften wälzten sich aus den Gassen des Borgo dem Petersplatz zu, wo die päpstlichen Banner auf hohen Triumphsäulen flatterten. Alles drängte nach der goldverzierten Marmorpforte an der Kapelle der heiligen Veronika im Sankt Petersdom.

In der Papageienkammer versammelten sich die Kardinäle, um die schweren weißen Kerzen zu empfangen, mit denen sie im Gefolge des Papstes zum feierlichen Amt der Pforteneröffnung schreiten sollten. Als es auf fünf Uhr ging, trat der alte Zeremonienmeister Burckhardt in die dritte Kammer, deren Tür in die Privatgemächer Alexanders führte, öffnete diese und verneigte sich tief vor der greisen Gestalt im Scharlachstuhl, die sich jetzt erhob und die kalten, klaren Augen auf den Eintretenden richtete. „Eure Heiligkeit, die Stunde ist gekommen."

Der Papst griff wortlos nach dem kleinen, zierlichen Stock, auf den er sich zu stützen pflegte, und folgte Burckhardt in die

Papageienkammer, wo sich die Kardinäle vor ihrem Herrn stumm und tief verneigten, um dann einzeln zum Handkuß zugelassen zu werden. Der Papst empfing die Paramente und die dreifach gekrönte, goldflimmernde Tiara. Alexander blickte nur flüchtig in die Reihe der Kardinäle. Als er die Gestalt des spanischen Kardinals Romelino da Ilerda, seines Lieblings, erblickte, lächelte er ihm einen leichten Gruß zu. Dann trat er zu ihm und fragte leise: „Von Riario noch immer keine Spur?"

„Er hatte ein Asyl beim Kardinal Orsini gefunden, floh aber dann nach Toskana."

„Orsini?" Der Papst winkte den Kardinal aus der bewegten Reihe heraus. Über sein fettes Gesicht glitt ein heitres Lächeln. „Riario war bei Euch?" fragte er harmlos.

Der Kardinal Orsini faßte sich schnell. „Drei Tage, allerheiligster Vater. Am letzten Tage erst beichtete er mir sein Unglück, daß er im Verdacht der Teilnahme an der Verschwörung der Sforza stehe. Darauf riet ich ihm, sich Eurer Heiligkeit reuig zu Füßen zu werfen, und gab ihm Geleite nach Rom. Er zog es jedoch vor, nach Toskana zu flüchten."

Der Papst kniff das linke Auge ein und schielte mit dem andern den Kardinal mißtrauisch an. „Ich möchte Euch raten, Eure Gäste sehr scharf zu prüfen. Ich war Euch immer ein sehr gnädiger Herr. Die Orsini sind mir ans Herz gewachsen." Er log wie immer.

Der Papst gab den Kardinälen, die jetzt mit den Kerzen in der Hand voranschritten, einen Wink. In der Sala regia wurde er unter einem goldnen Baldachin auf den Tragsessel gehoben und die Treppe hinuntergetragen. Der Lärm der ungeduldigen Menge schlug an sein Ohr. Ein Gefühl grenzenlosen Stolzes schwellte seine kindische, eitle Brust. Das Urbi et orbi gewann in seiner Brust die Bedeutung eines Machtspruches, der Ewigkeiten in seinen Bann zog. Auf den Domstufen empfingen ihn die Antiphonien der seraphischen Chorknaben, himmeljauchzende Wechselgesänge, die alle Pilger in die Knie zwangen.

Die Phantasie des Volks spann um den Papst die Zauber der Dämonie, wiewohl die fette Gestalt mit dem feisten Kinn und der leicht gebogenen Nase im speckglänzenden Gesicht eher den Eindruck eines gemütlichen Prälaten machte. Aber der Pomp, der sich reliefartig rings um ihn erhob und ihn über sich selbst in eine Sphäre glorioser Bestrahlung emportrug, die leuchtenden Farben und theatralischen Bilder, das himmlische Tönen und Brausen der Gesänge, das Dröhnen der Glocken von allen Türmen der ewigen Stadt, die Reihe dieser einzigartigen Jubiläumsstunde drückten ihm den Stempel der Maje-

stät auf, die die Einbildungskraft der erregten Gemüter ins Göttliche steigerte.

Nun sahen sie ihn, Alexander Borgia! Keinen altersschwachen Greis, keinen geisterhaften Schatten, von des Todes Vorschauern gestreift, sondern eine rüstige, adelig schöne, etwas fette Abrahamgestalt, die die Anwartschaft hatte, sich in ein angenehmes Methusalemalter hineinzusündigen.

Nun reckten sich die Hälse. Man wollte den Papst sehen, wie er den silbernen Hammer hob zum Durchbruch der goldnen Jubelpforte. Da setzten die Glocken aus — eine herzbeklemmende Stille legte sich über den weiten Platz — aller Atem stockte —

Drei dünne, kurze Schläge — und die marmorne Pforte — eine wohlvorbereitete Theaterdekoration — fiel knirschend auseinander. Der Papst sank auf der Schwelle in die Knie und betete das Miserere.

Nun trat der Pontifex durch die Pforte in den heiligen Dom. Hinter ihm folgte der ungeheure Zug der Kleriker und Barone. Das Te Deum laudamus ertönte. Ein Meer von Licht verströmte seinen Glanz in die weiten Säulenhallen und umgoldete das Apostelgrab und die Mäler der toten Päpste. Mit sinnverwirrenden Mitteln hatten Künste und Handwerk daran gearbeitet, die monumentale Marmorschönheit des Innern zu zerstören und mit einem Mosaik von Dekorationen, Teppichen, Festons und Heiligenbildern eine Wirkung auf das einfältige Pilgergemüt zu erstreben. Der Langobarde sollte sein Maul aufreißen vor Erstaunen über die Herrlichkeit des Vorparadieses in Rom, dem Deutschen sollten die Augen übergehen vor Rührung, wenn er aus seiner Waldheimat hergekommen war, die Wonnen der Gottesnähe zu verspüren und zu sehen, wie der Papst den strahlenden Tempel der Christenheit mit sardanapalischer Üppigkeit ausstattete zur größern Ehre Gottes. Und keiner dachte in stiller Ehrfurcht daran, daß vor 1499 Jahren um diese Stunde ein galiläisches Weib in Lumpen gehüllt in einem Stall ein Söhnlein zur Welt gebracht hatte, um dessentwillen der Papst all den Prunk verschwendete.

Als die Vesper zu Ende war, schritt der Papst, in Weihrauch gehüllt, in die Loggia di benedizione und erteilte der Menge den apostolischen Segen. Hunderte von Fackeln warfen ihre düsterroten Fahnen über die Häupter der Knienden.

Im Innern des Domes aber reihten sich die bußfertigen Pilger bei den Beichtstühlen an. Sünden, Sünden fielen ab, o welche Sünden!

Als dann die Nacht den Sternenmantel über den Petersplatz breitete, kroch die Verführung aus den Lasterhohlen Roms

heraus und begann ihr zersetzendes Werk. Die von der Bußfahrt ausgehungerten Männer fielen in die Umarmungen der dunklen Dirnen, und die Weiber, die aus Weltenfernen gekommen waren, ihrer Seele Buhlschuld vor den Altären abzuwerfen, ließen sich, kaum gereinigt, aufs neue in den Netzen des Liebesteufels fangen. Ein Heer von Dirnen zerteilte sich wie flüssiges Gift in der Menge.

Um Santa Maria del Popolo ging es hoch her. Vor dem Tor der Kirche lagen sich Männer und Weiber in den Haaren. Es ging um ein Weib. In der Nähe fauchte eine schwarzäugige Frau ihren blonden Geliebten an, der mit ihr aus Rieti gekommen war, um für den mit ihr begangenen Ehebruch Absolution zu erlangen. Als gereinigtes Schäflein hatte er sich in die Arme einer andern Buhldirne geworfen und wurde dabei von der Betrogenen ertappt. Die Weiberhexen neben ihnen sekundierten der Frau wacker, und mitten in das Fluchkonzert schrie ein Abruzzese hinein, dem ein Magister auf der Treppe einen Zahn zog. Aus der Kirche erklang der Klagegesang einer Bruderschaft, deren Gestalten jetzt paarweise wie Orkusschatten aus dem Tor schritten. Das geifernde Weib stürzte beim Anblick der totenhaften Gestalten zu Boden. Da warf sich einer aus dem düstern Zug mit einer Gebärde des Wahnsinns heraus und umarmte plötzlich dies zerknirschte, betrogene Weib.

„Antonio!“ schrie dieses auf.

Es war ein entlaufener Mönch, der einst der Liebhaber der Frau gewesen. Nun knäulten sich Männer und Frauen zu einem wüsten, schlagenden, beißenden, stechenden, tierischen Haufen zusammen, bis die Stadtknechte heranmarschiert kamen und notdürftig Ordnung machten.

Eine Greisin wankte heran in wallendem, zerrissenem Gewand. „Führt mich zum Papst!“ wehklagte ihre Sibyllenstimme.

„Was wollt Ihr von ihm?“ fragte ein Vogelhändler.

„Ihm prophezeien.“

„Was wollt Ihr ihm prophezeien?“

„Seinen nahen Tod! Sieben Affen werden auf seiner Brust sitzen und ihm sein zerliebtes Herz zernagen. In Feuernächten hat es mein Auge erblickt, das Auge der Seherin von Arendal.“ Die norwegische Sibylle hob beschwörend die Arme gegen den Himmel, und es schien, als schlügen Schwefelflammen aus ihrem weitgeöffneten Munde. Die Leute in ihrer Nähe fuhren entsetzt zurück und machten ihr eine Gasse. Hinter ihr schlugen die Spaßmacher ihre Purzelbäume. Ein schreiender Barbier bespritzte ihr weißes Gewand mit Seifenschaum. Elend und Witz vermengten sich zur unheimlichen Fratze.

In der Kirche schauerten die Priester zusammen. Sie bekamen Sünden aufgetischt, die das Herz eines Teufels erschauern gemacht hätten. In einem Beichtstuhl wälzte sich ein Ratsschreiber in Sündenpein und bat den Priester, ihm zu erlauben, daß er mit drei Frauen gemeinsam lebe. In einem Sündenstuhl beichtete ein abtrünniger Zölestiner, daß er mit einer davongelaufenen Bäckersfrau die Ehe geschlossen und drei Kinder von ihr habe, nach ihrem Tode aber eine neue Ehe eingegangen sei. Schrecklicher würgte ein anderer entlaufener Mönch seine Schuld aus der Kehle. „Ich habe meine junge Nichte wie ein Stier angefallen und den Sohn, den sie gebar, erwürgt und im Stall begraben.“ So schrie er, daß alle Umstehenden es hörten. „Dann zelebrierte ich zwanzigmal die Messe.“ Dem Beichtiger stiegen die Haare zu Berg; er warf ihn kurzerhand aus dem Beichtstuhl.

Die Opfertruhen standen in allen Kirchen. Noch in der ersten Nacht füllten sie sich bis zum Rande. In Sankt Peter scharrten zwei Kleriker mit Schaufeln die Almosen vom Opfertisch in weiße, geweihte Säcke.

Bis tief nach Mitternacht wogte das Volk um die großen Kirchen. Die Sterne schimmerten in Adventklarheit über der heiligen Stadt, milde war die Luft. Als der Morgen dämmerte, fiel der Großteil der Pilger erst in Schlaf. Und ein seliges Adventlied, von einer dünnen Knabenstimme gesungen, klang schläfrig aus einem Quaderwinkel des Domes über die schlafenden Köpfe ins fröstelnde Grau des Platzes: Sie trägt ein Knäblein aufs Heu — es ist gewachsen aus ihrem Schoß — daß unser Heil gekommen sei — aus der süßen schönen Marienros' — es sangen's die Hirten bei ihrer Wacht — in der bethlehemitischen Wundernacht...

Den Papst Alexander überrieselten keine Weihnachtsschauer. Im Gemach der freien Künste, unter den Bildern Pinturicchios, ging er auf und ab, die fetten Finger ins Brevier gelegt, die Lippen zuckten unruhig, andachtslos Gebete murmelnd, deren Sinn an seinem Hirn vorüberglitt. Am Fenster stand der Vertraute des Papstes, Kardinal Ferrari, vom gleichen Geiz und vom Alter gekrümmt, die weißen spärlichen Haare glatt über die Schläfen gestrichen, die Habichtsnase und die kreisrunden Augen über die Liste der Pönitentiare gebeugt.

Plötzlich ließ der Papst das Brevier fallen. „Ruft den Bischof von Sutri.“

Ferrari öffnete die Tür. Gleich darauf stand der ergraute Bischof im Gemach. Im nächsten Augenblick warf er sich zu den Füßen des Papstes hin und küßte den purpurnen Seidenschuh. „Gnade!“

„Ihr habt Euch selbst ausgeliefert. Wann seid Ihr zurückgekehrt und warum?" fragte Alexander gnadenlos.

„Das Heimweh trieb mich nach Rom!" beichtete stammelnd der Bischof. „Ich konnte Sankt Peter nicht vergessen."

„Aber Eure schuldige Ehrfurcht vor dem Herrn der Christenheit konntet Ihr vergessen. Habt im geheimen Rebellion gemacht. Ihr habt dem Kardinal Ascanio Sforza zur Flucht verholfen, nachdem mein heiliger Zorn ihn verfolgt hatte. Ihr habt ihn zum Kardinal Colonna begleitet. Über die Colonna wird ein furchtbares Blutgericht niedergehen. Wohin ist Ascanio geflüchtet?"

„Nach Mailand zu seinem Bruder, dem Herzog."

„Mailand ist in des Königs Gewalt, alle Städte haben sich ihm angeschlossen oder fielen durch Verrat und Feigheit in Ludwigs Hände. Ascanio entgeht seinem Schicksal nicht. Neapel, Colonna, Gaetani, alle Vikare und Tyrannen der Kleinstaaten gegen mich! So sieht das Weihnachtsfest beim Alexander aus! Und nun windet sich die erste Natter in meiner Hand. Bischof, Ihr habt um Gnade gefleht, Ihr sollt sie haben —"

„Allerheiligster Vater —" Der Bischof umklammerte schluchzend die Knie des tückischen Papstes.

„Kardinal Ferrari, geleitet den Bischof in die Engelsburg und weist ihm eines der besseren Zimmer an. Er soll reichlich zu essen haben und die Bibel mitbekommen. Habt Ihr sonst gelehrte Gelüste?"

Den Bischof überlief es eisig. Alle Hoffnung in ihm brach kläglich zusammen. „Allerheiligster Vater — meine Reue ist unendlich —"

„Ihr sollt in der Engelsburg Zeit haben, dies zu beweisen", sagte der Papst beinahe aufgeräumt.

Der Bischof erhob sich und wankte an dem Arm Ferraris nach der Tür, wo er von einem draußen harrenden Subdiakon in Empfang genommen wurde.

Alexander schnaubte seine gekühlte Rache in einigen hörbaren Atemzügen aus. „Er war noch einer der Getreuesten, Ferrari, aber es mußte ein Exempel statuiert werden für die übrigen Kardinäle. Ascanio entflohen, Riario, Sanseverino, der Bischof von Genua, der Herzog Alfonso —", der Papst furchte plötzlich die Stirn. Der Name seines herzoglichen Schwiegersohns war durch sein Hirn geblitzt und hatte einen Gedanken erhellt. Er riß die Schultern zurück. „Die Sänfte! Ich will zur Herzogin Lukrezia Borgia."

Wenige Augenblicke darauf schritt der Papst im weißen Pluviale durch die drei Säle, die vor seinen geheimen Gemächern lagen, hinab in den Belvederehof, wo die Sänfte harrte.

Die Weihnachtsempfänge der Herzogin Lukrezia dehnten sich bis in die Abendstunden aus. Aus den Sälen erscholl Musik, durch die weitgeöffneten Türen erblickte man den gemessenen Tanz junger Hofdamen und Edelmänner, in den blumengeschmückten Ecken lehnten die alten Monsignori und sagten den betagten fetten Matronen des Adels billige Schmeicheleien. Von den Wänden hingen schwere Festons über die prachtvollen Arrezzoteppiche herab, in den intimeren Gemächern, in denen eine stilvolle Ornamentierung die Vorherrschaft des toskanischen Architekturgeistes verriet, schimmerten Marmorkopien griechischer Statuen und blinkten silberne und goldene Aufsätze aus den ersten florentinischen Werkstätten.

Im Danaidenzimmer — nach einem Wandteppich so benannt — saß das Herzogspaar bei einem sechseckigen Erlentischchen und horchte dem dünnen Geklimper einer Spieluhr zu. Ringsherum standen die gaffenden Edelleute und wiegten die Köpfe nach dem Takt der Kanzonette. Die Frauen der Orsini und Colonna und der andern baronalen Geschlechter Roms hatten es schon langsam satt bekommen, überall nur die Schönheit der Lukrezia Borgia ausrufen zu hören, und sie spießten mit ihren Neiderblicken nur mehr die kostbaren Hüllen der Herzogin auf und werteten tuschelnd den fürstlichen Schmuck ab, der als Gesteck und Gehänge Kopf und Brust dieser ersten Eva Roms zierte. Lukrezia fing diese Blicke gelassen auf. Sie wußte, nach ihren Reizen dürsteten die schönen Jünglinge der Universität, nach ihr sah man sich die Augen wund, wenn sie durch die Straßen ritt, und ihre Vergnügungen wurden die Muster aller gesellschaftlichen Lustbarkeiten.

Der Herzog Alfonso von Bisceglia saß im enganliegenden, goldverzierten Lederwams, die Mantella nachlässig um die Schulter geworfen, auf dem erhöhten Sitz neben seiner Gattin und sah ihr über die Achsel auf die feingeformten Finger, die das klingende Spielzeug umklammert hielten. Auf seinem Brustplatz schimmerte in schwerer Goldfassung ein Rubin. Der neapolitanische Bastard des verstorbenen Königs Alfonso II. war blühend schön, so schön, daß man ihm an seinem Vaterhof das Sonnenlicht entzogen hatte, damit seine Haut nicht abgedunkelt werde. Wenn die Frauen in die Augen dieses Tituskopfes sahen, kam ein leises Mitleid über ihr Herz, denn nie hatten sie so traurige, abgrundtiefe Augen gesehen. Auch hatte Alfonso eine Abneigung gegen das höfische Gespräch, dem er ein drückendes Schweigen vorzog. Man war bald dahinter gekommen, daß Alfonso allzu früh an die Kette einer fürstlichen Ehe gelegt worden war. Zum Überfluß hatte er von seiner bürgerlichen Mutter ein tüchtiges Erbteil natürlicher Moral mitbekommen, denn Antonetta war wohl die Geliebte Alfonsos,

aber dabei keine Kurtisane im gewöhnlichen Sinne gewesen. Sie hatte sich aus wahrhaftiger Liebe an das Königsherz geworfen, sie war edel, freigebig und bescheiden und hatte den schönen, jungen Alfonso in den Tugenden des Mark Aurel zu erziehen gesucht.

Diese gewaltsam zusammengeschmiedeten Kindernaturen, Opfer der väterlichen Politik, hatten noch nicht die Kraft, sich vor der Welt die höfischen Masken des Wohlergehens umzuhängen. Man las ihnen von den Augen die Wonnelosigkeit ihrer jungen Ehe ab. Der blonde und blinde Erzieher des jungen Herzogs, der gutmütige Raffaello Brandolino, hatte sich vergebens bemüht, seinem Zögling die Pflichten des vornehmen Fürstengrades nahezulegen, worunter eine der größten war, heiter zu scheinen. Alfonso blieb dem Rate seiner Mutter getreu, der ihn anwies, zu scheinen, was man ist. Lukrezia hatte schon heftige Erschütterungen mitgemacht, und das gab ihr den Mut, auch den Kampf mit ihrem Gemahl zu führen. Aber trotz allem fieberte in Lukrezia eine noch unbewußte Sehnsucht nach einer Annäherung an den knabenhaften Mann, dem es noch nie eingefallen war, den Gebieter über ihr Herz hervorzukehren.

Lukrezia ließ die Palastglocke läuten. Das war das Zeichen, daß sich die Herrschaften davonmachen sollten. Man hatte Anstand und Scheu. Schon wenige Minuten darauf hörten die Schildknappen, die an den Fenstern des Korridors standen, das Rollen der abfahrenden Wagen.

Die Herzogin stieg in ihr Schlafzimmer empor, wo sie gewöhnlich noch bis tief in die Nacht zu lesen oder zu zeichnen pflegte, während ihr Gemahl früh zu Bette ging.

Als sie in das von leichter Rosenglut überschimmerte Zimmer trat, warf sie den ersten Blick nach der Wiege, in der der kleine Rodrigo, betreut von einer Kammerfrau, schlummerte. Vorsichtig neigte sich Lukrezia über den Kleinen und ließ den schlafwarmen Hauch der Kinderlippen über ihr Antlitz streifen. Sie entließ dann die Kammerfrau, ließ sich dann wortlos an der Seite der Wiege in einen Stuhl nieder und griff nach den lateinischen Versen, die ihr ein feinsinniger Sonettist aus Ferrara namens Pietro Bembo geschickt, der sie bei einem kurzen Aufenthalt in Rom vor einigen Wochen bewundert hatte und dem die Seele bei ihrem Anblick in eine solche Unruhe geraten war, daß sie sich jetzt in feingeschliffnen Versen ausschwingen mußte.

Da traf sie ein weher Blick Alfonsos.

„Ganz Rom war zu Gast bei uns“, sagte Lukrezia leise. „Es war also sehr schön.“

„Wenn Ihr damit zufrieden wart, soll es mir recht sein“,

antwortete der schöne Gemahl mit einem leichten Anflug von Bitterkeit. Er ging zur Wiege und sah sein Kind traurig an. Und wieder lagerte der undurchdringliche Nebel des Mißtrauens zwischen den beiden Gatten.

Da tönte Pferdegetrappel durch die Stille der Nacht. Der Herzog erblaßte und trat ans Fenster. „Nur Stadtwächter!" atmete er auf. „Weiß Gott, Pferdehufschlag klingt mir immer in den Ohren wie Geklapper von Gerippen, seit damals — in der Julinacht — da ich nach Genazzano flüchtete vor den Ränken des Papstes —"

Lukrezia warf die Verse Bembos beiseite. „Ihr habt damals übel gehandelt, als Ihr ohne den Willen des Papstes —"

„Bin ich sein unterwürfiger Stallknecht?" Er wandte sich vom Fenster weg. „Es war unwürdig vom Papst, mir seine Reiter nachzusenden, als wäre ich ein Verbrecher —"

„In seinen Augen wart Ihr's auch", sagte Lukrezia mit böse verzogner Lippe. „Ihr hattet Zusammenkünfte mit den Colonna, und der Papst wittert überall Ränke, wo der Name auffliegt. Das hättet Ihr wissen sollen."

„Wer hätte mich's lehren sollen?" Alfonso sah seine schulmeisterliche Ehefrau vorwurfsvoll an. „Ihr habt doch nie versucht, mir freundschaftliche Winke zu geben."

Verärgert blickte Lukrezia an ihm vorbei ins Leere. „Als ob Ihr auf meine Winke etwas gegeben hättet! Unsere Seelen fliegen wie gleichgültige Käfer aneinander vorbei, und auf unsern Lippen erfriert jedes warme Wort. Ich erinnere mich an die Klostertage von San Sisto, dort war ich geborgen vor allem Weh dieser Welt. Die Frauen halfen mir mein Leid tragen."

„Was war das denn für ein Leid?" fragte er mit großen Augen. „Ich wüßte nicht, was eine geschiedene Frau in Eurem Alter, mit Eurer Beweglichkeit des Geistes und des Herzens, mit Eurem leichten Gemüt —"

„Schmäht nur weiter, Don Alfonso." Sie griff mit der zusammengekrampften Faust nach ihrer Brust, als wollte sie ihr aufwallendes Herz beruhigen. „Als mich der Papst in San Sisto begrub, geschah es nicht, um die Trennung von Giovanni Sforza vergessen zu machen —" Sie stockte, und Schamröte überflammte ihr Gesicht.

„Laßt Euch nicht das Herz bange werden", sagte Alfonso kühl. „Ihr solltet dort zum klösterlichen Gehorsam erzogen und für die bevorstehende Ehe mit dem Bastard von Neapel gründlich vorbereitet werden. In Wahrheit aber scheiterten alle Versuche an der Verzweiflung, die Euer Herz über eine gewisse Sache ergriffen hatte." Er hatte die Anspielung mit unverhohlener Herbheit hingeworfen.

Lukrezia zuckte zusammen.

„Über eine unglückliche Liebe wäre Euer Herz fast gebrochen. Der schöne Sänger gab sich selbst den Tod."

Die Herzogin straffte Sehnen und Muskeln. Ihr Blick flammte. „Die ganze Welt wurde betrogen. Serafino d'Aquila wurde in meinen Armen ermordet."

„Ermor —?" Der herzogliche Jüngling wich entsetzt zurück.

„Verurteilt mich denn in Gottes Namen, daß ich mit meiner Schande prahle, aber es muß einmal der Stein von meiner Seele gewälzt werden. Ja, ja, ja — ich habe den schönen Freier geliebt, aus ganzer Seele geliebt. Hört es, Don Alfonso — geliebt!! Und weil man mir den Fall von der Höhe des Herzogsthrones in die Arme des armseligen Dichters nicht verzeihen konnte, mußte eins von uns beiden aus der Welt geschafft werden."

Alfonsos leicht bewegbares Herz zuckte zusammen. „Wer war — der Mörder?"

Lukrezia flog nach der Tür und horchte hinaus. Dann eilte sie wieselgleich zurück und duckte sich vor Alfonso in einen Stuhl zusammen. „Ich gebe Fürchterliches preis. Teufel würden zusammenschauern, wenn ich's in ihre eisenharte Brust legte."

Da war es Alfonso, als strichen schon die Schauer des Namens über seine Glieder. „Ich ahne alles", sagte er erstickt.

„Nicht der Mörder wird Euch erzittern machen, denn er hat schon größere Blutschuld auf sein Herz geladen. Aber was ihn zu diesem Dolchstoß trieb, ist mit glühenden Buchstaben in das Geheimbuch der Verworfenheit eingeschrieben."

„Es ist Cesare Borgia!" fuhr es wildgehetzt aus der Knabenseele.

„Pst! Die Luft ist in seinem Sold und wird zum Verräter. Durchblättert die Geschichte aller Zeiten, Ihr müßt bis zu den atridischen Greueln hinabtauchen, um das Furchtbare zu entdecken, das der Natur ins reine Antlitz speit. Die Bruderliebe — verhüllt Euer Antlitz! — zerbrach die geheiligten Fesseln und nahm die verzerrte Gestalt —"

Die Scham der Herzogin glühte in die zitternden Hände hinein.

Alfonsos Hand streichelte über den goldnen Scheitel hin. Es war die erste herzliche Liebkosung, seit er gezwungen worden war, ihr Schicksal äußerlich an das seine zu fesseln.

„Verachtet mich nicht zu früh", bat Lukrezia mit tränenerstickter Stimme. „Ich bin schuldlos. Noch hat keine Tat dem Gedanken Cesares die fürchterliche Krone aufgesetzt. Wer aber kann sagen, wann die Stunde kommen wird, wo Cesare schamlos die Schranke niederreißt, die die Natur zwischen uns

aufgerichtet? Ich liege allabendlich im heißen Gebet, Gott möge dem Herzog herrliche Siege schenken, möge ihn festhalten in der Romagna, er möge — Gott verzeih mir den Frevel! — ihn von Blut zu Blut waten lassen, aber Meere, Berge und Täler möge er zwischen ihn und mich legen, daß sein wilder Wunsch nicht nach meinem Leibe greife. Ich brauche Schild und Waffen eines treuen Ritters und Gemahls —" Weh brach sie ab.

Es überrieselte den schwachen Knaben wie Stolz und Heldensehnsucht. Aber das natürliche Ehrgefühl, das dieser Bastardsohn als Wiegengeschenk mitbekommen hatte, sehnte sich doch zuvor nach einer reinlichen Durchsichtung der Vergangenheit. „Die Reine allein ist wert, beschützt zu werden", sagte er deshalb zögernd. „Habt Ihr Euch vor Gott keiner Schuld anzuklagen? Ihr habt diesen Serafino d'Aquila geliebt?" Er senkte seinen Blick tief in die Seele Lukrezias.

„Ja", hauchte sie zurück. „Unsere Liebe zählt nach Tagen. Sie war von Schuld belastet, aber wir haben gebüßt. Ich bin mit zerrissenem Herzen an Eure Brust geworfen worden. Ich sträubte mich gegen den Schacher, den der Papst mit meinen Gefühlen trieb, aber es war umsonst. Ich mußte Euch betrügen nach dem Willen meines Vaters."

Bittre Wermuttropfen fielen in den Kelch der erwachenden Liebe Alfonsos. Monde waren sie aneinander vorübergegangen, trotzdem sie nebeneinander gelebt hatten. Sie warfen sich mit der Unehrlichkeit, die ihnen von andern zur Pflicht gemacht worden war, ins Brautbett und mußten nun das Leid dieses Herzenshandels gemeinsam durchs Leben schleppen.

„Donna Lukrezia", sagte er mit ungewöhnlicher Sanftheit, „ich danke Euch für die Aufrichtigkeit. Ich habe mich wie ein edles Tier, das man ins Joch spannen will, gegen diese Ehe mit Euch gewehrt. Ich war von meiner Mutter sittenstreng erzogen worden. Und doch — ich kann Euch nicht um einer Schuld willen verdammen, die in gleicher Art meine Mutter auf ihre Seele geladen hatte, als sie sich in eines Prinzen Liebe geworfen. Aber sie tat alles, um diese Schuld abzuzahlen, denn sie erzog mich in reiner, ritterlicher Tugend, und ich lernte Achtung haben vor der Würde der Frauen. Da warf man mich an das Herz einer — Lukrezia Borgia!"

Die Herzogin wimmerte in sich hinein.

„Ich wußte ja nur, was man so sagte. Die Papsttochter, das Kind des heiligen Vaters, dreimal verlobt, dann in die Kammer des Giovanni Sforza geworfen, der sich, angeekelt von der lieblosen Frau, aus dem Staube machte —"

„Lügen, gräßliche Lügen!" Sie rang die Hände in Verzweiflung.

„Mußte ich sie nicht für Wahrheit halten, da sich kein Verteidiger Eurer Ehre fand? Man munkelte von wilden, unsittlichen Tänzen nackter Frauen im Palast des Papstes, von wüsten Lasterszenen und Spielen, zu denen der Papst, Cesare und Lukrezia ihr wildes Lachen ertönen ließen, und wie bei hellem Sonnenschein auf dem Damascushofe, in der Nähe des heiligen Domes, brünstige Hengste vor den Augen der Lukrezia auf Stuten losgelassen —"

Da stöhnte es sich an des Herzogs Herz heran: „Alfonso — das alles — ist — wahr! Aber eines nicht! Mein Lachen ist eine Lüge! Mit Gewalt wurde ich in die Sänfte gepreßt, ich biß meine Hofdamen, als sie mir die Perlen umlegten für die furchtbaren Schauspiele, und ich schloß meine Augen, um nicht in Ohnmacht zu sinken vor Scham über die Entwürdigung meines Frauentums. Aber der Papst drohte, mich zu verbannen, wenn ich mein silbernes Lachen nicht in den gräßlichen Sinnenwirbel schüttete. Und so lachte, lachte, lachte ich mit geschlossenen Augen und fiebernder Seele, bis mir einmal das Blut vor Lachen zu Herzen stieg und ich wie tot hinfiel, während sich die nackten Dirnengestalten um ausgeschüttete Kastanien balgten. Aber dafür mußte ich immer nachher die heilige Beichte ablegen, und mein Priester sprach mich aller Sünden los, die andre an mir begangen, und der Weihrauch um den Tabernakel trug meine Bußgebete himmelan, aber aus der Apsis glaubte ich den Verdammungsruf Gottes zu hören: unerhört ist dein Gebet, zurück in das verfluchte Herz, aus dem du kamst. Und eines Tages fand man mich wie tot vor dem Sinaibild des Rosselli in der Sixtinischen Kapelle. Cesare selbst hatte mich nach einer mit Dirnen durchtaumelten Nacht, bei der ich Zuschauerin sein mußte, im Kardinalskleid vor den Altar geschleppt. Jetzt werft Steine und Blitze auf mich, wenn Ihr könnt!"

Alfonsos Hände aber streichelten mitleidig durch das aufgelöste, fliegende Haar. Er hob den feindlichen Blick auf ein Bildnis an der Wand, das den Menschen darstellte, dessen dämonische Verderberkraft die Frauenwürde seines Weibes zu zerstören suchte. Das Bild Cesares blickte mit den kalten, herzlosen Augen herab. Rings um die schlanke Gestalt hatte der Maler eine blutrote Draperie angebracht, die stilgerechte Folie für den Tyrannen. Das Bild hatte der Herzog Valentino in Venedig durch einen jungen Maler namens Tizian herstellen lassen. Er wollte auch den Maler nach Rom ziehen, doch Tizian war nicht zu bewegen gewesen, die sonnentrunkene Meerluft und die schönen Frauen Venedigs zu verlassen. In das Porträt Cesares legte der Künstler das erste Tasten seiner Farbensehnsucht hinein, in das Antlitz des werdenden Tyrannen den sinn-

lichen Zug des Lieblings Eros' und in den Körperbau die Sehnenkraft des Bullen.

Ein Pilgerzug, von Fackeln umloht, ging draußen an dem Palast vorbei zum mitternächtigen Gebet vor Sankt Peter. Der fromme Chorgesang stieg zwischen den Palastmauern zum sternbesäten Himmel auf.

Alfonso war zum Fenster getreten. Das Erleben dieser Stunde hatte seinen natürlichen frühreifen Ernst mächtig aufgerüttelt. Er dachte nun daran, wie diese pilgernden Massen da unten am Dreikönigstage vor dem Segen des Papstes in die Knie sinken würden, des Papstes, der seine eigene Tochter in die Schamlosigkeit wilder Dirnenorgien hineingeschleudert hatte.

Das Jubeljahr 1500 setzte ein. Alfonso schaute bang in die Zukunft. Ob wohl dieses neue Jahr wieder, belastet mit Unheil und Fluch, ein Stück von seinem Leben abschneiden würde? Seine vom Feuer eines heißen Willens beseelten Augen sahen nach der Herzogin, die im halben Schlummer an der Wiege des Kindes zusammengekauert dalag. Er wollte sie wecken, daß sie zu Bett gingen.

Da weckte sie ein andrer.

An der Schwelle des Schlafgemaches stand Alexander.

In dem Heiratsvertrag der Lukrezia befand sich ein ungeschriebener Paragraph, der dem Papst gestattete, jederzeit unangemeldet bei seiner Tochter vorzusprechen. Der Papst wußte, daß Lukrezia heute nach den weihnachtlichen Besuchen das Bedürfnis der Sammlung haben und daher länger aufbleiben würde. Und er spürte eine eigentümliche spionierende Lust in seinem Blute prickeln.

Alfonso aber wußte, daß Alexander zu dieser Stunde keinen frommen Weihnachtsgruß bringen werde.

Des Papstes Gruß aber lautete: „Hat er dich geschlagen, Lukrezia?"

Die Herzogin machte eine rasche Wendung. „Wie könnt Ihr denken, allerheiligster Vater —"

„Ich komme, scheint es, zu einer ehelichen Auseinandersetzung. Kinder, ihr vergiftet euch das Leben. Alfonso, ich möchte Euch raten, mein frommes Kind seiner Würde und Schönheit nach zu behandeln. Ganz Rom bewundert den heitern Abglanz des Himmels auf ihrem Gesicht, und hier ziehen Wolken auf —"

„Allerheiligster Vater, mein Herz war nur von den Gedanken an mein Kind beschwert —" Sie errötete.

Der Papst setzte sich behaglich in einen Stuhl. „Ich kam so spät, weil in meinen Gemächern Gerüchte im Umlauf sind, daß

Alfonso neuerlich daran denkt, ohne meine Erlaubnis die Pferde satteln zu lassen und —"

„Wer wagt es —?" fuhr der Herzog empört auf. Doch leise zitterte die Angst in seine Erregung hinein.

„Eure Heftigkeit scheint den Verdacht zu bestätigen." Der Papst spielte mit den Blättern des Bembobriefes. „Die ganze Welt beneidet Euch um das kostbare Frauenkleinod, und Ihr schätzt es geringer ein als einen Glasstein."

„Das tu' ich nicht", verteidigte sich Alfonso unbeholfen. „Und es fiel mir nicht ein, Weib und Kind zu verlassen. Lügen eines Bösewichts!"

Alexander entfaltete einen Brief. „Der Bösewicht, der diese Lügen ausgedacht, steht meinem Herzen nahe. Es ist Cesare selbst."

Die Leiber der jungen Eheleute fuhren empor.

„Den Brief brachte ein Eilbote aus dem Lager bei Forli. Er besagt, daß ich meine Augen schärfen soll, denn es sind Zeichen vorhanden, daß die Colonna gegen die Orsini losziehen wollen, und wir haben alle Gründe, die Orsini als — vorläufige Pfeiler unsrer Macht zu stützen. Man hat Euch nun mit Vespasiano Colonna auf die Falkenjagd reiten sehen, Eure Sänfte hält mehr als notwendig vor dem Portal ihres Palastes auf dem Quirinal, ja, man will bemerkt haben, daß im Turm der Conti heimliche Zusammenkünfte stattge —"

„Das ist nicht wahr!" brauste der sonst so stille Jüngling auf. „Mit Vespasiono Colonna verbindet mich eine unschuldige Freundschaft, die noch aus den Tagen herrührt, da er in Neapel mit seinem Vater zu Gast war. Aber nie wurden aufwieglerische Reden zwischen uns geführt, nie fiel es uns ein, gegen die päpstliche Autorität zu konspirieren. Der Herzog Valentino ist übel berichtet —"

„Was man sonst im allgemeinen nicht zu behaupten wagt", unterbrach ihn der Papst mit großer Empfindlichkeit.

„Dennoch erkühne ich mich, ihn der Voreiligkeit zu zeihen", sagte Alfonso unbeirrt.

„Ich verbiete Euch, bei den Colonna aus- und einzugehen. Es ist an der Zeit, daß Ihr Eure Verträumtheit abschüttelt und Eure Blicke für die Welt um Euch öffnet." Seine fetten Finger falteten den Brief Cesares zusammen.

„Allerheiligster Vater", stotterte Alfonso, „man hat mir schon mehr als notwendig die Flügel gestutzt —"

„Weil es Adlerflügel werden könnten, die ihre Schnelle dazu benützten, um sich meinen Einwirkungen zu entziehen. Ich erinnere Euch daran, daß Ihr zweimal Rom verlassen habt, Ihr seid nach Genua entwichen, weil Ihr die Folgen meines Bündnisses mit Frankreich fürchtetet, welches Eurem Oheim in

Neapel gefährlich werden konnte. Meine Reiter setzten Euch nach und brachten Euch glücklich nach Haus. Bald darauf floht Ihr zu den Colonna, und abermals mußten Euch meine Boten zurückholen. Ich warne Euch diesmal, bevor es zu Taten kommt. Denn meine Reiter sind nicht dazu da, ihre Pferde nach einem rebellischen Schwiegersohn abzuhetzen."

„Und wenn ich Euch schwöre, allerheiligster Vater —"

„Man kommt mit mir besser aus, wenn man sich in meine Entschließungen fügt." Sein Ton wurde noch wärmer. „Ich möchte Euch warnen, mir oder dem Herzog Valentino Ursache zu Mißtrauen zu geben. Des Herzogs Unversöhnlichkeit könnte gefährlich werden."

„Dieser Unversöhnlichkeit ist bereits meine Schwester Sancia zum Opfer gefallen", sagte Alfonso bedrückt.

„Cesare hat ihre Liebe beiseitegeworfen, und wir haben die edle Dame nach Neapel verbannt —"

„Allerheiligster Vater! Meine Schwester hat sich gewiß entwürdigt, als sie sich an den Herzog Valentino wegwarf, aber Cesare Borgia hätte immer eine mildere Form finden können, seine Schwägerin abzuschütteln, als sie nächtlich aus ihrem Palast zu holen und im Reisewagen über die neapolitanische Grenze zu befördern. So behandelt man keine Fürstin von Squillace."

Jäh fuhr dem Papst der Zorn in die alten Glieder. „Das zu beurteilen überlaßt meinem Sohn und mir", bellte er heiser. „Wir werden die Art, wie unsaubere Fürstinnen zu behandeln sind, nicht von Eurer herzoglichen Genehmigung abhängig machen. Worauf pocht Ihr, unreifer Knabe?"

„Ein Knabe, der aber reif genug war, einer Lukrezia Borgia als Gatte zu dienen!" rief Alfonso in erstaunlicher Kühnheit aus.

Vor dieser Wandlung verfiel selbst der Papst in Verwunderung. Er fühlte, daß er zu weit gegangen war. „Genug davon", sagte er schnaufend. „Wir haben andre Sachen in Ordnung zu bringen."

Lukrezia war in tiefster Erregung der Auseinandersetzung gefolgt. Eine bange Freude überkam sie, als sie die hochaufgerichtete Gestalt Alfonsos sah, denn ihr war, als wüchse er bereits unter ihrem Einfluß zur Ritterlichkeit empor.

Alexander spreizte die dicklichen Finger auseinander und klatschte die Handflächen spielend zusammen. Er stand auf und ging mit seinen unheimlich tappenden Schritten langsam auf und ab. „Lukrezia, ich habe dich um eine große Gefälligkeit zu bitten. Auf der Burg in Subiaco wächst unter den Händen einer gewissen Landini ein pausbackiger Junge auf, der sich rühmen kann, mein Sprößling zu sein. Es liegt mir viel

daran, daß dem Kleinen eine Erziehung zuteil werde, die ihn befähigt, einmal hoheitliche Rechte in Anspruch zu nehmen. Das Kind heißt Juan und ist jetzt drei Jahre alt. Den richtigen Schliff kann er erst unter der Leitung einer Frau bekommen, deren Wesen selbst aus natürlichem Adel und Wohlbildung zusammengesetzt ist. Es ist wohl selbstverständlich, daß mein erster Gedanke auf dich fiel, mein frommes Kind."

Die Herzogin errötete leicht. Alfonso verbiß einen aufwallenden Zorn. Seine Frau sollte Erzieherin eines päpstlichen Wechselbalgs werden!

„Du hast hier große Bewegungsfreiheit im Palast, kannst deine Hofdamen nach Belieben für den Knaben verwenden, ich verdopple dir die Gelder, und der kleine Rodrigo wird einen Spielgefährten bekommen. Die Kinder werden zusammen heranwachsen, und ich gedenke Sermoneta für dich, liebe Lukrezia, anzukaufen als Entschädigung für deine Mühe, die du mit dem Kleinen haben wirst."

„Allerheiligster Vater —", zitterte plötzlich die eitle Freude Lukrezias.

„Ich will Sermoneta zum Herzogtum erheben und damit binnen Jahresfrist deinen kleinen Rodrigo belehnen. Desgleichen will ich Nepi dem kleinen Schreihals in Subiaco verleihen. Du bist also einverstanden, Lukrezia?"

Der Papst hielt in seiner gemächlichen Zimmerwanderung inne. Als er Alfonsos unbewegliches Antlitz sah, ging ein Ärger durch seine Seele, aber er bezwang sich abermals. „Ich werde Anstalten treffen", sagte er jetzt, „daß der kleine Juan recht bald in deine — ei, da fällt mir ein, du könntest ihm als Aufsichtsdame Donna Elvira zuteilen oder —", er runzelte die Stirn. „Wie lang ist das nun her, daß deine Hofdame Tiziana de' Calvi in nichts zerflossen ist?"

„An dem Tage, da Imola fiel, wurde sie vermißt."

„Du warst mit der schönen Frau, die ich leider nie gesehen, sehr zufrieden."

„Es waren glückliche Stunden, die wir miteinander verbrachten", sagte Lukrezia in fast trauriger Nachdenklichkeit. „Ich schätzte in ihr die tugendhafteste Frau, die sorgsamste Hüterin meines Hauses. Im Palast ihres verstorbenen Gatten Luca Brancaleone in Siena verkehrten die ersten Künstler Toskanas, von denen sie den hohen Sinn für alles Schöne lernte. In Rom saß sie, sagte man, stundenlang in der Bibliothek des Kardinals Grimani und studierte die griechischen Strophen, kam dann zu mir, und uns brannten die Köpfe vor Eifer, die katalektischen und hyperkatalektischen Verse zu durchstöbern und regelrechte Trimeter aufzubauen."

Da wurde geklopft. Der Sekretär Cesare Borgias erschien

auf der Schwelle. „Eure Heiligkeit, der Herzog Valentino ist soeben von Forli angekommen und bittet Eure Heiligkeit um eine gnädige Audienz.“

Alle drei fuhren empor. Des Papstes Augen leuchteten. „Cesare da! Der Tausendsassa! Wieder bei Nacht und Nebel!“

„Er ist wie immer maskiert durch die Stadt geritten. Er wünscht, daß man ihn im Lager bei Forli vermutet.“

Der Papst nahm den Mantel über die Schulter. Lukrezia und Alfonso küßten ihm die Hand.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, flüsterte Lukrezia mit erschreckten Augen ihrem Gatten zu: „Er ist da!“

„Er ist da!“ klang es wie ein schauriges Echo zurück.

Im Nu waren alle Gedanken an Tiziana de' Calvi verscheucht. Alfonso ging aufgeregt auf und ab, seine Blicke durchstöberten die Winkel, als suchte er irgendeine Ablenkung aus seiner quälenden Unruhe. „Ich werde abermals meine Pferde satteln lassen müssen. Und Ihr, Lukrezia — müßt diesmal mit.“

Lukrezia klammerte sich in Angst und aufwallender Liebeshoffnung an ihn. „Ihr wollt mich — mitnehmen?“

„Die Gattin soll fortan an die Seite des Gatten gehören“, sagte er mit trotziger Entschlossenheit.

Da flogen ihre weißen Arme um seinen Hals. Und ein leises, glückliches Schluchzen sagte ihm Dank für das erlösende Wort, das den Eispanzer gebrochen, mit dem sich ihre Herzen aus gegenseitiger Angst gewappnet hatten.

Doch plötzlich rang sich Lukrezia aus seinen Klammern los. „Ich habe noch ein Geheimnis auf dem Herzen“, sagte sie bedrückt. „Jene Flucht Tizianas —“ Sie stockte.

„Mißtraust du mir?“

„Von dieser Stunde an nicht mehr“, erwiderte sie und warf die letzten Bedenken über Bord. „Hör mich an. Ich selbst habe die Flucht meiner Hofdame ins Werk gesetzt.“

„Du? Warum?“

„Ihr drohte Gefahr von — dem Herzog Valentino.“

Alfonso warf den Oberleib bestürzt zurück. „Ist denn die Luft erfüllt von dem Grauen, das sein Name ausströmt?“

„Cesare sah Tiziana zum erstenmal in Spoleto. Als wir nach Rom zurückkehrten — Tiziana war eben mit ihrer Garderobe in meinen Palast übersiedelt — kam ein Abend — denke ich daran, klopft mir noch das Herz. Es war schon Nacht, Ihr wart bei den Anibaldi geladen, da klopft es an meine Tür — Tiziana liegt halb tot an meiner Schwelle, ich ziehe sie an meine Brust, und sie gesteht mir, daß sie soeben einen fürchterlichen Augenblick erlebt. In dem Zimmer, das sie bezogen hatte, standen in einer Vase wundervolle Rosen und Lilien. Sie hielt sie für ein Geschenk Savellis. Plötzlich vernahm sie ein leises

Knistern, wie wenn kleine Mauerstückchen abbröckelten. Unheimliche Angst erfaßte sie. Sie konnte nichts sehen, und doch bestürmte sie ein unerklärbares Gefühl, als wäre etwas Feindliches in ihrer Nähe, das noch nicht Gestalt angenommen, sie aber doch schon bedrohe. Sie wollte eben die Kleider abwerfen, hatte schon das Haar gelöst, die Tür versperrt, und es war alles still im Palast — da erstarrte ihr Herz vor Schrecken. Die Wandtapete neben ihrem Bett bewegte sich plötzlich an einer kleinen viereckigen Stelle, als wäre sie leichter Flor. Und nun gewahrte sie, daß einer der lichten Tulpenkelche, die das Tapetenmuster bildeten, sich sonderbar verfärbte, und als sie mit der Kerze hinleuchtete, erkannte sie, daß der Kelch ausgeschnitten war und durch das Loch — ein Auge auf sie herabglühte. Vor Entsetzen ließ sie den Leuchter fallen und stürzte hinaus. In den Armen einer Kammerfrau, die durch ihren Hilferuf aufgeschreckt worden war, erholte sie sich, flog dann in mein Zimmer, an meine Brust. Ich ahnte, was vorgehen sollte. Tiziana schlief diese Nacht bei mir. Am nächsten Morgen untersuchten wir das Zimmer. Mein scharfes Verhör bei der Dienerschaft brachte es zutage, daß das angrenzende Zimmer vor einigen Tagen im Auftrag des Herzogs Valentino von seinem Leutnant Michelotto, dem unheimlichsten Vertrauten seiner Pläne, bezogen worden war, angeblich, um dort Vermessungsarbeiten für ein alchimistisches Laboratorium vorzunehmen. Nun reimten wir uns alles zusammen. Die Gefahr war zu groß und zu nahe. Ich selbst riet Tiziana zur Flucht, denn es war für mich eine Gewißheit geworden, daß es der Herzog bei einem mißglückten Abenteuer nicht bewenden lassen würde. Ist sie nun in die Hände Cesares gefallen? Ist ihr ein Unfall zugestoßen? Hat sie mit der Madonna Hilfe Toskana erreicht? Die Ungewißheit peinigt mich. Und nun ist Cesare wieder hier!" Der Gedanke ließ sie aufs neue zusammenschauern.

Alfonso hätte so gern seiner Frau ein Zeichen seiner Gesinnungswandlung gegeben, aber es erdrückte ihn zu gleicher Zeit das Gefühl seiner gänzlichen Ohnmacht. Hyänen umschlichen lautlos sein Herzensreich, er kam sich wie das sanfte Lamm vor, das wehrlos den Tatzen der Erzfeinde ausgesetzt ist. Alexander und Cesare, der Doppelklang dieses schaurigen Geläutes durchschauerte sein junges Herz und übertönte die Schwingungen seines schwachen Willens. „Lukrezia, was sollen wir tun?" fragte er hilflos. „Wie sollen wir uns schützen vor den Mächten, die uns umgrausen? Wo ist der rettende Engel, der —" sein Antlitz brannte plötzlich in Entschlossenheit — „ich flüchte zu den Colonna nach Genazzano, von dort in mein Heimatland, in mein Herzogtum Bisceglia. Ihr kennt es nicht, das Meer leuchtet bis in die Dunkelheit der Paläste hinein, der

Wein blüht an den Hängen, und die Lüfte sind sanft vom Salz der Wellen durchdrängt, und niemals überschreitet Cesare den Liris." Er drängte ungestüm in die zaghafte Brust Lukrezias.

Die Herzogin überlief es heiß. Sie dachte an eine Zeit zurück, da auch sie einmal ins neapolitanische Land fliehen wollte mit einem, der ihr treu und teuer gewesen war. Der kurze Traum ihrer ersten Liebe bekam wieder Gestalt. Sie sah sich mit Serafino d'Aquila im Jagdhaus am Nemisee vereint, von den Schauern der Verzückung überrieselt, sie hörte ihre eigene Stimme tönen: „Komm mit an den Liris!" Und sie hörte den See leise gurgeln, und da — jetzt gellte der eigene Entsetzensschrei: Cesare Borgia! an ihr Ohr. Und dann fiel die Wolke der Bewußtlosigkeit auf sie herab — und ihr Erwachen sah einen toten Körper zu ihren Füßen — und zu ihren Häupten ein lebendiger — und das Wort San Sisto tönte in ihre Seele hinein ...

Nun stand ein andrer an Serafinos Stelle, einer, der nicht wie ein brausender Orkan über ihre Seele gekommen, nein, erst nach einem Jahr brach sich sein Trotz unter dem Anprall der Schicksalsgewalten. Gemeinsame Gefahr rückte ihre Herzen einander näher.

„Wenn Ihr flieht, ist Euer Schicksal auch das meine", sagte Lukrezia mit aufgepeitschtem Mut.

„Lukrezia — wir werden heute nacht wachen — ich will mein Panzerhemd umlegen —"

„Ihr glaubt doch nicht —?"

„Cesare ist da!" Der Warnruf klang leise aus der gedrosselten Brust. Und Alfonso löste weich ihre Arme von seinem Hals und holte seinen Schuppenpanzer hervor. Er ging nie ohne dieses Kleidungsstück aus.

Als das Hemd auf seinem Leibe rasselte, sagte er fast aufgeräumt: „Ich lasse mir mein Gemüt nicht länger von dieser Angst zermürben. Und wenn ich nun noch ein Mittel wüßte, dich und mich und das Vaterland von dieser Furcht zu befreien — für immer —"

„Sagt es mir", drängte Lukrezia an ihn heran.

„Ahnst du es nicht, Liebste?" Er umklammerte ihre Hände und preßte gleichsam seine Gedanken in ihre Glieder hinein. „Die wirksamste Waffe der Verteidigung ist der Angriff."

Lukrezia fuhr empor. Ihre katzenweichen Glieder streckten sich an seinem Leib hinauf. „Du — du —", das trauliche Wort fand endlich das Herz in Schrecken und Not. „Das kannst du — nicht — das kannst du — nie und nimmer — tun —"

„Es wird getan werden müssen!" Ein feuriger Knabentrotz wühlte plötzlich in ihm. „Wenn Cesare jetzt erfährt, daß die Colonna mich aufgenommen haben und daß Tiziana de' Calvi

durch deine Mithilfe entflohen, wird er alles daran setzen, uns zu verderben. Ich habe treue Herzen unter meiner Dienerschaft, es sind Neapolitaner darunter, Barbieri ist hundetreu, geschickt und verwegen, er läßt sich die Tat nur mit meiner Liebe bezahlen —"

„Unseliger! Mit Blut deine Hände besudeln — mit dem Blute meines Bruders — und ich soll Mitwisserin sein — Alfonso — töte deine Gedanken, nicht ihn!" Sie zog ihn, von Ängsten und Nöten durchrüttelt, auf den Rand ihres Bettes nieder und streichelte seine Stirn, hinter der die wildgewordnen Gedanken wie brandende Wogen gingen. Und wahrhaftig ebbte die grausige Flut ab, das ungestüme Herz schlug ruhiger, das sanfte Jünglingsgemüt befreite sich aus der Umklammerung böser Gewalten, und Alfonso schmiegte sich zärtlich an den kostbaren, in Trotz und Verblendung verkannten Leib seines Weibes heran und sog mit durstigen Sinnen die Schönheit ein, an der er so lange vorbeigegangen war. Mit jeder Bewegung seiner streichelnden Hände erschloß sich die empfindsame Natur des Herzogs willig den Zaubern von Schönheit und Liebe, die sich wundersam vor seinen Augen und in seinem Herzen ausbreiteten. Wie verliebte, junge Frühlingskinder tranken sie wortlos die unter Leid erkauften Wonnen seligen Besitzes.

Der Blütenflaum des südlichen Frühlings trieb rings um das Schloß Monterotondo aus dem Grün. Und doch war das Fest der Kerzenweihe kaum vorbei. Aber dem Römer machte die Natur sein Sprichwort wahr: Candelora, inverno va fuora. Die rosenroten Blüten der Mandelbäume in den Kardinalsgärten ballten sich wie riesige Tafelsträuße zusammen, und die ersten Falter taumelten sonnentrunken über die Nektarkelche. In Rom tollte noch der Karneval; hier oben aber, wo die ernste Majestät des Bergschlosses sich aus lachenden Fluren in die Morgennebel erhob, wußte man nichts von der Regentschaft des liederlichen Prinzen, der als Zepter den Narrenstab schwang und das Heer seiner Amoretten in alle Winkel der heiligen Stadt recht unheilig zerstreute. Das Schloß des Giambattista Orsini lugte wohl über die Hügel hinüber nach dem Sodom des Papstes, und der vergrämte Turmwächter glaubte wohl manchmal, wenn er des Nachts auf der Zinne stand, wie im Traum das koboldische Gelächter der Karnevalsgeister zu hören.

Als sich die Nebel hoben und silberne Durchsichtigkeit bekamen, blinkten die Berghalden freundlicher und heller. Die Landschaft streckte ihre grünen Brüste sehnend dem ersten Sonnenstrahl entgegen, und die Auen und Tuffhügel dehnten sich weit in die Tiberebene hinunter, wo, jetzt noch von den weißen Dünsten verhüllt, der uralte, von der Geschichte ge-

heiligte Strom sein geschlängeltes Band in den Frühlingsteppich wob. Gold und Rosen streute die junge Aurora über das wellige Grün der Hänge und auf die fernen Bergspitzen, die sich ostwärts aus dem Dunst schälten. Im Norden aber ragte der Soracte mit seiner schimmernden Schneekrone über die Köpfe der Bergvasallen ringsum. Wie ein weißer Schemel lagerte vor seinem Thron eine Wolke.

In diese Wolke träumte Tiziana hinein. Die weiße Wolke hatte die Sehnsucht der freiwilligen Schloßgefangenen entfacht. Sie und der Nachklang der Laute, die Tiziana auf das elfenbeinerne Tischchen niedergelegt hatte.

Nun zerrann die Wolke gelassen. Bald ward sie zum Nichts, und in purpurner Bläue schimmerte die Bergwand herüber. Mägde zogen aus der Burg den Hang hinab, wo die schwarzen Pflugstiere, von den saatbestellenden Campagnuolen gelenkt, in schwerem Joch über die dunkle Erde stampften. Der Tag hub an.

Tiziana begrüßte ihn jetzt mit ein paar Lautenschlägen.

Da klang eine dünne Stimme an ihr Ohr. „Versonnenes Kind! Ich habe dreimal den Morgengruß gesprochen. Aber Saitenklang macht taub."

„Er macht nur verträumt, Mutter Ginevra", sagte Tiziana und küßte der alten Orsini, der Mutter des Kardinals, die Hand. Dann half sie der Greisin in den polsterweichen Stuhl.

„Es war schon einer da und fragte nach dem kranken Kind", sagte Ginevra unter leichtem Hüsteln und schob die Füße in die warmen Pantoffeln.

Tiziana überhörte mit gerötetem Antlitz die Kunde. Da wiederholte die alte Frau scharf, wie schwerhörige Leute zu tun pflegen, ihre Worte.

Tiziana nahm die purpurblaue Bergwand wieder mit den Augen in ihren Besitz und sagte nur leichthin: „So, so?"

Da glitt ein listiges Lächeln über das Gesicht der Greisin. „Und es wird noch ein andrer aus Rom kommen, von dem Kinde Abschied zu nehmen, das sich nun auf nach Siena machen will."

„Der Kardinal kommt zurück?" fragte Tiziani mit einer lebhaften Wendung.

„Er hat seinen Knecht vorausgesandt. Eure Kleider sind gepackt?"

„Alles. Morgen, so Gott will, geht es nach Viterbo, dann nach Siena." Es klang durchaus nicht hoffnungsfroh. Tiziana deckte nun den Frühstückstisch. Jede ihrer Bewegungen war edel und maßvoll, doch ohne Gespreiztheit. Das schöne, griechisch geschnittne Antlitz leuchtete im warmen Ton einer hellen Bronze, Ernst und Anmut verbanden sich darin zu seltenem

Reiz, eine hohe Stirn krönte es und hob es in die Sphäre einer bewegten Geistigkeit empor. Wenn sie in leichter Lässigkeit dahinschritt, die geschwellten Glieder, die alle Krankheit abgestreift hatten, frei gelöst, das ernste und doch so milde Auge vom Abglanz einer tugendhaften Seele erfüllt, glich sie einer hoheitsvollen Vestalin, die unter der Gewohnheit ihres Altardienstes eine priesterliche Gemessenheit in ihre tägliche Erscheinung herübergenommen hat.

Tiziana richtete nun sorglich den morgendlichen Imbiß her. Milch und Eier und das noch warme, nach Honig duftende Weizenbrot, das im Schloß gebacken wurde.

„Grüßt mir die alte Gaspari, wenn Ihr nach Siena kommt", sagte Ginevra. „Ihr werdet eine rauhe Reise haben in den toskanischen Bergen, wo noch der Schnee liegt. Man spürt den kalten Hauch noch bis zu uns herüber. Aber ich kann Euch nicht zurückhalten, Donna Tiziana."

„Mein Herz schlägt hier unfrei", sagte Tiziana bedrückt. „Die Gastlichkeit des Kardinals belastet mich mit einer Schuld, die ich nimmermehr abzahlen kann. Mein Arm ist geheilt, die zwei Monate auf Monterotondo haben mich gesund gemacht. Nie war eine Gefangene von so sanften Ketten gedrückt. Aber nun gibt mir die innere Unruhe die Zügel meines Rosses in die Hand. Marcello Chiaversa hat nach mir gefragt, sagt Ihr?" Auf ihren Wangen leuchtete leises Rot.

Donna Ginevra schlürfte behaglich die warme Milch hinab. „Er ritt früh um das Schloß und winkte einen Gruß zum Fenster herauf, der aber sicherlich Euch galt, denn er lächelte, als säße ein Junges am Fenster."

„Er muß ja nun auch bald fort", sagte Tiziana verwirrt. „Und er weiß ja noch nicht, daß ich morgen reise. An einem Tage kamen wir hierher, vielleicht an einem Tage werden wir —"

Draußen polterte es, als stürmte ein wilder Skythe daher. Gleich darauf stand Marcello Gaetani im Zimmer, den Reitermantel umgeworfen, die Sturmhaube und einen Blumenstrauß in den Händen. Er verneigte sich ehrfürchtig und sah die schöne Frau an.

„Ihr habt schon die Runde gemacht?" fragte Tiziana freundlich.

Er nickte. „Unsere Wachen am Tiber haben eine Colonnafähre aufgefunden, dicht bespickt mit Waffen und Kugelbeute."

„Kein Savelliboot?" atmete Tiziana auf. „Der Madonna sei Dank!"

„Nein. Aber wir erfuhren von der Besatzung neue Märe. Der Herzog von Mailand ist mit seinem Bruder, dem Kardinal As-

canio Sforza, wieder aus dem Exil zurückgekommen, von den Mailändern mit Jubel empfangen. Sie jagten die französischen Herren davon und setzten sich in den Besitz der Stadt."

„Was geht uns Mailand an?" sagte Tiziana geringschätzig.

„Doch, denn der König von Frankreich, durch die Mailänder so hart bedrängt, hat dem Cesare Borgia die Hilfstruppen für die Eroberung der Romagna entziehen müssen, und der Herzog Valentino ist nun verurteilt, auf die restlichen Städte zu verzichten. Cesares Lieblingstraum ist zerstört, und er wird auch die eroberten Städte herausgeben müssen, denke ich, Katharina Sforza wird —"

„Frei aus der Engelsburg gehen?" horchte Tiziana auf.

„Man wird es hoffen können."

„Es wäre die erste Gnadentat eines Cesare Borgia." Ihre Stirn hatte sich verdunkelt.

„Können diese armen Blumen Eure Sinne nicht erhellen?" Marcello reichte ihr den Strauß hin.

Tiziana nahm errötend an. „Dank, Ritter Marcello." Sie legte die Blumen auf die Hirtengedichte des Ovid, die ihr der Kardinal geschenkt. „Hier haben sie einen poetischen Wiesengrund. Kennt Ihr das Buch?"

„In Sermoneta las ich es mit einem Freund —" Er hielt erschrocken inne.

„Wie kommt Ihr nach Sermoneta?"

„Freunde brachten mich manchmal zu den Gaetani", stotterte er verlegen.

„Ein armes, unglückliches Geschlecht", sagte Tiziana. „Der Borgia Hand lastet schwer auf ihm."

Marcello sah schnell weg, um seine Rührung zu verbergen. „Der Kardinal kommt heute von Rom", sagte er hastig.

Donna Ginevra erhob sich geschäftig. „Und ich höre euch beim Schwatzen zu, statt die Zimmer —"

„Ich will's besorgen", sagte Tiziana und drückte die alte Frau wieder in den Sessel. „Ritter Marcello wird mir helfen, die Bücher zu ordnen, die der Frater gestern gebracht. Ist er denn nicht Archivarius des Kardinals?"

Sie schritt mit Marcello hinüber nach dem Bibliothekssaal, während sich Donna Ginevra in den Ovid vertiefte.

In der Bibliothek standen die Handschriften, Kopien und Drucke in einem regellosen Durcheinander auf den Wandregalen verteilt, und man sah, daß ein gelehrter Geist hier unermüdlich in den Tiefen der Weisheit schürfte. Die gesamte Wissenschaft der Zeit war hier vertreten, alle freien Künste, kirchliche Schriften, die Sammelarbeit florentinischer und römischer Gelehrter in vielfachen Kopien, und in der Mitte des toskanisch-gotischen Saals, dessen Kreuzgewölbe sich steil nach

oben streckte, lagen in massigen Vitrinen die wunderbarsten Gemmen, Edelsteine, Münzen und ausgegrabene Funde der latinischen Erde jeder Art. Hier stand auch der Arbeitstisch des Kardinals, unberührt, so wie ihn sein Herr vor einigen Tagen verlassen.

Hier hielten Marcello und Tiziana still.

„Welche Ruhe!" sagte Tiziana seltsam berührt von dem Zauber der Stille.

„Es ist Grabesruhe", meinte der helläugige Jüngling. „Draußen lacht die Sonne. Arbeiten wir rasch, und dann setz' ich Euch aufs Pferd, Donna Tiziana, und wir reiten in die Hügel nach Osten, mitten in die Sonne hinein."

„Also auf Bücherweisheit wollt Ihr wohl Euer Leben nicht aufbauen, Ritter Marcello? Liebt Ihr sie nicht?"

„Oh, ich hatte Bücher in Sermoneta —" Wieder hielt er bestürzt inne.

„Ihr weilt ja mit dem Geist oft in Sermoneta, als wäre es Euch eine zweite Heimat."

„Das ist es auch", gestand Marcello. Und ein dunkles Rot flammte über seine Wangen.

„Sonderbar!" Tiziana rückte ein paar Bücher in Ordnung. Ihr war, als hätte sie ein Geheimnis in dem Herzen des Jünglings gewittert. Aber sie lenkte rasch ab. „Sagt, wie denkt Ihr — über den Kardinal?"

Marcellos Auge blickte noch einmal so hell. „Kümmert es den Löwen, wenn ihn auch die Maus für einen König hält? Er ist ein heiliger Mann und doch ein so wunderbarer Heide."

„Diese Mischung steht ihm schön", sagte Tiziana lebhaft bewegt. „Mir ist es immer, als wittere der Kardinal in jedem guten Menschen einen Gedanken Gottes."

„Da sind Bücher von San Agostino. Wir wollen sie in den nächsten Tagen ordnen."

„Das werdet Ihr — von nun an — allein besorgen müssen", erklärte Tiziana.

„Was — heißt — das?"

„Ich reise morgen für immer fort."

„Nein?!" Er schnellte seinen Schreck heraus.

„Ihr wart mir ein treuer Kamerad", sagte Tiziana sanft. „Unsere gepeinigten Herzen fanden durch Zufall ein und dasselbe Asyl. Das helfende Menschentum eines Mannes ward uns zum Hafen, in dem wir für einige Zeit Kräfte sammeln durften. Nun müssen wir in die Welt. Ihr geht, höre ich, demnächst auch in die Marken."

„Nach Ancona", nickte er, noch völlig blaß.

„Ich will nach Siena, wo Verwandte meiner verstorbenen

Mutter leben. Ihr — Ihr werdet das Geheimnis nicht verraten."

„Morgen also!" sagte Marcello mit dumpfem Klang. Er nahm wie verloren die Bücher in die Hand und stellte sie, ohne sie anzusehen, in eine Reihe.

„Und wann — gedenkt Ihr zu reisen?" fragte Tiziana etwas gedrückt.

„An dem Tag — da Ihr geht — gehe ich auch", antwortete er und hob die Augen zu ihr auf, in denen die ganze zärtliche Verschwärmtheit eines Knaben schimmerte.

„Und seid Ihr sicher, daß Euch der Kardinal ziehen lassen wird?"

„Ich war sein — Gast, nicht sein Gefangener."

Nach einer Pause sagte Tiziana beunruhigt: „Ich möchte Euch bitten, nicht schon morgen zu reisen. Dem Kardinal würde es nahegehen, seine Seele ist empfindsam, tut's ihm nicht an."

„Warum tut Ihr es ihm an?" fragte Marcello mit leiser Herbheit.

Tiziana senkte das Haupt. „Er hat allzuviel Sorge, meine Anwesenheit vor aller Welt zu verschleiern. Er hütet mich wie eine verzauberte Magd, verwandelt sich selbst zum Drachen —" sie lächelte trüb — „damit mir kein Leids geschähe. Auch schwebt er in fortwährender Furcht, von den Seinen verraten zu werden, wenn auch ungewollt —"

„Haben wir nicht alle in jener Nacht in Bracciano Euer Geheimnis in der Brust versargt durch einen Eid? Mußte ich Euch nicht zum Schein nach Viterbo bringen, damit man glaube, Ihr seid dahin entflohen? Es wird ihm, dem Kardinal, ein leichtes sein, Euern Aufenthalt auch weiter zu verschleiern."

„Ich habe aber, völlig genesen, nicht das Recht auf seine Gastfreundschaft. Es ziemt sich, zu gehen, bevor diese gekündigt wird."

Mißstimmung war da. Sie erzeugte eine unbehagliche Stille.

Marcellos bewegtes Herz zerbrach sie endlich. „Wenn Ihr wirklich morgen gehen wollt, dann — soll auch mein Geheimnis fallen."

Tiziana sah jäh auf. „Ein Geheimnis?"

„Der Name Chiaversa deckt nur das Unglück meines Geschlechts. Und wenn der Name Sermoneta sich öfter auf meine Lippen verirrte, so sprach ihn — das Heimweh aus."

„Ihr seid —" Tiziana fuhr bestürzt auf. „Ihr seid aus dem Geschlecht der Gaetani?"

„Marcello Gaetani." Er rückte nahe heran und gab ihr Kunde von seinen Schicksalen.

Sie hörte mit Schaudern das Unheil an. Da stand einer vor ihr, um den sich ein Netz von Häschern schlang wie um sie, dem derselbe Ort, dasselbe ritterliche Herz zur Freistätte geworden war.

„Ihr werdet mich nicht verraten", sagte Marcello innig. „Ich hoffe in Ancona bei einem treuen Freunde Unterschlupf zu finden. Dort starb mein Vater bei einer stürmischen Meerfahrt. Dorthin will ich auch meine Mutter kommen lassen. Die römische Erde brennt mir unter den Füßen. Die Nacht, die die Gewaltherrschaft der Borgia über sie breitet, schreckt mein Gemüt. Es sehnt sich nach den Strahlen des Tages, der über Ancona und seinem Meer für mich aufgehen wird."

„Eben diese Nacht treibt auch mich in einen freiern Morgen hinein. Der Alp der Borgia lastet auch auf meiner Brust. Ganz Rom seufzt unter diesem Druck, ich aber" — sie senkte das Haupt — „ich habe allen Grund, das Ende dieser Nacht zu ersehnen. Denn der Feind, vor dem Ihr flieht, ist auch mein Feind."

„Cesare Borgia?" Der Name riß sich gewaltsam aus des Jünglings Brust. Sein Atem fauchte. Die Augen leuchteten wild, die Hände hatten sich zur Faust verkrampft. „Donna Tiziana — Ihr verfolgt — von ihm? Bei Gott — dieser Herzog Valentino — o Donna Tiziana! — dieser Herzog wird in meinen Armen stückweise sein Leben lassen müssen!" Er schäumte seinen Knabenzorn heraus und blickte wild wie ein Tyrannenmörder.

Tiziana hatte ihre Ruhe wiedergefunden. Die wilde Empörung ihres Ritters, geboren aus dem edlen Feuer der erwachenden Liebe, verwirrte sie nicht. „Ihr sollt mich in den Mauern dieser Burg gegen Savelli verteidigen, wenn es not tut. Aber den zerstörungssüchtigen Mordplänen eines sonst so braven Knabenkopfes würde unser Schutzherr nimmer seine Billigung geben. Taten, die aus einer Augenblickswallung entspringen, könnten geeignet sein, meine Stellung zu Euch in ein falsches Licht zu setzen. Nein, Ritter, so überrasch will ich meinen guten Leumund nicht verlieren, so leichtsinnig den Schild meiner Frauenehre nicht beflecken lassen."

Marcellos Trotz aber brach jetzt in Hilflosigkeit, seine Trauer in Bitterkeit zusammen. So stand er erbarmungswürdig vor den Augen der schönen Frau, die nun mit raschem Entschluß über die Verfänglichkeit des Augenblicks hinwegzukommen trachtete. „Kommt in reinere Gefilde, seht, dort liegen Zeichnungen — und da ist auch —" Sie errötete sanft.

Auf einem künstlerisch geschnitzten, mit Silberarabesken verzierten Lesepult lag ein kleiner Karton, auf dem ihr Bild als Madonna gezeichnet war.

Ein Ruf des Erstaunens sprang von Marcellos Lippen. „Wie schön! Das hat dieser —"

„Michelangelo Buonarroti hat das skizziert für die große Statue in der Burgkapelle, die der Kardinal errichtet wissen wollte. Aber es ist alles nur ein Traum gewesen, den der Eigensinn dieses Künstlers zerstört hat."

„Ich erinnere mich, er war nach Weihnachten hier —"

„Einen Tag blieb er, dann nahm er Reißaus. Er bat schriftlich um Verzeihung, eine Lächerlichkeit hindre ihn, diese Madonna zu bilden —" Tiziana lächelte weh — „seine zerbrochene Nase sei daran schuld — o lacht nicht, Michelangelo verdient es nicht — er schämte sich seiner Häßlichkeit, aus der so schöne Gedanken sprangen."

„Ja, ja, seine Nase hatte zwei Rücken."

„Das Geschenk eines Neidhammels, der ihm im Streit die Nase zertrümmerte. Und mit dem Andenken läuft der arme Junge mit der feinen, großen Seele nun durch die Welt. Und alle, die ihn sehen, sagen zuerst: wie häßlich! und dann erst: aber er hat schöne Gedanken. Er zeichnete mich damals so schnell ab, als schwänge jemand die Peitsche hinter ihm. Und dann wurde er rot wie ein Mädchen und noch häßlicher als ein Krebs und flüchtete, wortlos, ohne Gruß, ohne Essen, hinaus in die Nacht. Ich glaube sogar, er vergaß den Hut."

Sie hielt das Blatt in der Hand. Es war eine Rötelzeichnung mit scharfen charakteristischen Strichen. Ein wallendes Idealgewand umhüllte die Glieder Tizianas. Der schöne Oberleib streckte sich in edler Majestät aus den Hüften. Aus der zeichnerischen Skizze ersah man schon die monumentale Anlage der Figur. Mit einer tröstenden Geste hob sich die rechte Hand, ganz leicht gebogen, in wunderbarer Rundung vom Oberkörper weg und blieb doch innerhalb des Rhythmus von Form und Linie.

Marcello vertrank sich in ihre Schönheit wie der Falter im berauschenden Duft der Rosen. Und er tauchte in die Abgrundtiefe dieser nachtschwarzen Sterne, hinter denen geheimnisvolle Regungen der Seele verborgen zu liegen schienen. Er wußte gar nicht, wie das jetzt gekommen war, daß er zu ihren Füßen lag, wie ein in seine Königin verliebter Page kniend, das Haupt mit den braunen Locken gesenkt, die Hände beteuernd an die Brust gepreßt, hochatmend und von Seufzern bedrängt. „Madonna! Madonna!"

Da legte sich Tizianas Hand auf seinen Scheitel. Die zärtliche Berührung durchschauerte ihn. Und mit raschem Ungestüm erfaßte er ihre Hand und küßte seine Glut in sie hinein.

Tiziana riß die Hand aus seiner Umklammerung. „Kleiner Tor", sagte sie mit gepreßtem Lächeln, „das darf nie und nim-

mer sein." Und mit rascher Wendung gegen den Hof sagte sie plötzlich: „Der Kardinal kommt! Seine Hunde jagen gegen das Tor."

Der Jüngling sprang auf. Mit einer leichten Handbewegung strich er sich die Haare aus der Stirn, als wollte er die Verwirrung verscheuchen, denn seine knabenhaft weichen Züge waren zerrissen.

Da tönte das Gekläff der Rüden.

Tiziana riß das Fenster auf. Aus dem dunklen Torweg ritt der Kardinal Orsini in das Sonnengold des Hallenhofes hinein. Sein erster Blick traf das Fenster, dessen Flügel jetzt so ungestüm geöffnet wurden. Ein Lächeln, sonnigwarm wie der Frühlingstag, der seine goldnen Lichter über die Backsteinmauern warf, grüßte das schöne Frauenbild.

Im Halbschatten des Saals aber zitterte ein Knabe voll Bangigkeit und Weh.

Der Kardinal übersah mit Freude die trauliche Halle, wo sein wissensdurstiger Sinn alltäglich von den Quellen der Weisheit und Schönheit trank. Und als sich ihm die Hand Tizianas entgegenstreckte, tauchte er mit seinem warmen Blick tief in ihre Augen.

„Ihr bringt Lenzgeruch mit, Kardinal", sagte Tiziana mit hellschwingender Stimme.

Giambattista drückte Marcello die Hand. „Knabe, Ihr seht zerzaust aus. Welcher heidnische Gott ist Euch erschienen?"

Marcello zauberte schnell ein Lächeln auf sein verstörtes Gesicht. Der Kardinal machte sich beziehungsvolle Gedanken. Mit jäher Wendung trat er auf Tiziana zu, die einen seiner Hunde gestreichelt hatte. „Seid herzlichst gegrüßt, Ihr seid in den wenigen Tagen noch voller und schöner geworden. Das Wunder der Genesung leuchtet aus Euren Zügen. Der Lenz ist ein milder Arzt."

„Sein Hauch berührt die Schläfen wie eine milde Blütenhand, und alle bösen Gedanken fallen ab", sagte sie versonnen.

„Hat Donna Tiziana auch böse Gedanken?" fragte Giambattista mit heller Stirn. „Das zerbräche die platonische Harmonie. Der Gedanke gestaltet sich im Ebenmaß mit der Schönheit der Seele. Wie könnte sich Tugend aus einem bösen Gedanken entwickeln? Aber ich komme von Rom und habe andre Dinge auszupacken als sittliche Lehren." Er rückte die Stühle an den Studiertisch heran. „Ihr wißt, Donna Tiziana, daß ich Abschied nehme von Euch, denn Ihr reiset morgen. Ihr habt doch Euern braven Kavalier schon eingeweiht?"

Marcello nickte und sagte beengt: „Auch ich habe heute die letzten Schleier gelüftet, Kardinal. Der Ritter Chiaversa hat die

Maske abgeworfen und den Unglücksnamen seines Geschlechts angenommen."

„So bringe ich Euch denn frohe Kunde, Marcello. Eure Mutter ist wohlbehalten in Neapel angekommen."

„Ah!" Die Freude ließ ihn zu des Kardinals Füßen niedersinken.

„Die Arme Cesares strecken sich nicht mehr nach ihr aus. Wohl schmachtet Giacomo Gaetani noch in der Engelsburg, Guglielmo ist glücklich nach Mantua entkommen, aber es scheint, daß die Borgia fürstliche Gnade walten lassen wollen über den Trümmern des Hauses Gaetani. Euer Weg nach Ancona ist frei."

Marcello erhob sich mit leuchtendem Blick.

„Bevor Ihr nach Ancona reiset, habe ich aber noch eine Bitte an Euch." Des Kardinals Stimme wurde leiser.

„Sie ist erfüllt, noch ehe sie ausgesprochen." Marcello ergriff in überwallender Innigkeit des Wirtes Hand.

„Diese edle Frau wird morgen nach Siena reisen. Sie braucht einen Schutz auf der unsichern Straße. Söldlingshaufen, Abenteurer, Diebe, Räuber erfüllen jetzt die Berge. Notdürftig beschützt sie der treue Tolomei. Wollt Ihr Donna Tiziana mit drei Knechten das Geleit geben?"

Zügellos und verräterisch strömte seine heiße Empfindung hervor. „Euer Wunsch ist der meine."

„Wenn Ihr diesen Spazierritt nach Siena hinter Euch habt, könnt Ihr über den umbrischen Apennin in die Mark reiten."

Marcellos Herz schlug heftig. „So sind die Tage der Geborgenheit zu Ende. Im Glück ergreift mich Weh. Gott beschützte mich durch Euch vor Cesares Armen. Milde legtet Ihr mir die Fesseln an, erhobt mich zu Eurem Archivarius, vergönntet mir, der Feierstunde ernste Freude mit Euch zu teilen. Mir ward das Glück, Euch einen Vater und Freund nennen zu dürfen, und mit Beschämung stehe ich am Ende dieser Tage vor Euch und weiß nicht, wie ich die Schuld abzahlen soll, die Eure Huld in meiner Brust aufgehäuft."

Der Kardinal wies sanft seine Hand von sich. „Ich wollte Euch die Wege ebnen zu einem neuen Leben. Als Dank erwarte ich nichts als Treue, das seltene Geschenk in dieser Zeit."

„Vor dieser Frau, die unsres still geschloßnen Treubunds Zeugin war, schwöre ich's, für Euch das Schwert zu ziehen in schweren Tagen, Freundschaft zu hegen und Eure Ehre zu verteidigen mit Freimut und Kraft."

Der Kardinal sah seinen Schützling ernst an. „Heilig ist die Stunde, wo sich das Herz begeistert einem Freunde schenkt." Er drückte die knabenweiche Hand mit überströmendem Gefühl. „Und Gott verhüt' es, daß in der Freude du den Freund

vergißt." Er warf einen kurzen, aber warmen Blick auf Tiziana, an deren Ohr die rauschenden Quellen von Freundschaft und Schwertbrüderschaft vorüberbrausten, und die nun auch das innere Ohr geöffnet hatte und etwas bedrängt die Weihe dieser Stunde empfand.

Der Blick des Kardinals rettete sie aus verfänglichen Gedanken.

„Donna Tiziana, ich bringe Euch kein heitres Geschenk aus Rom", sagte Giambattista jetzt mit verfinsterter Stirn.

Tiziana durchfuhr der Schreck. „Ist meine Spur entdeckt?"

Der Kardinal verneinte. „Die Herzogin Lukrezia soll unglücklich sein, daß Eure Spur verloren ist. Ich verriet nichts."

„Die Gute! Liebe! Sie war mir mehr Freundin als Herzogin."

„Ich erfuhr mehr von ihr", sagte der Kardinal bedrückt, „Euer Vater ist krank, schwer krank."

„Mein Vater?" Tiziana erblaßte.

„Er bereut es, Euch in die Arme dieses Savelli gejagt zu haben."

„Oh, mein Vater!" Das Bild des reuigen Vaters verdrängte das des grausamen in ihrem Herzen. Und wenn er nun starb? Oh, über die Leiche des Vaters hinweg würde die Hetzjagd ihr durch Luigi Savelli aufs neue beginnen. Die Schatten dieser Angst dunkelten in ihren Blicken.

Giambattista erriet ihre Gedanken. „Im Augenblick haben die Savelli eine falsche Fährte aufgenommen. Luigi fuhr nach Genua."

„Oh, leite ihn Gott weiter in ein Labyrinth von Spuren!" betete Tiziana.

„Noch eines: Man erwartet Cesare Borgia aus der Romagna zurück."

Tiziana und Marcello rückten angstvoll heran.

„Ganz Rom rüstet zu einem feierlichen Empfang des Herzogs Valentino. Wenn er zurück ist, dürfte er zuerst daran denken, seine persönlichen Abenteuer, die der Schrecken aller Mütter und Ehegatten sind, ins Werk zu setzen."

„Laßt mich ihm das Schwert —", züngelte Marcello empor und pflanzte sich wie ein schirmender Mars vor der zusammengeschreckten Tiziana auf.

Mit Verwunderung sah der Kardinal die seltsame Empörung in des Knaben Antlitz flammen.

Da bekam Marcellos Wildheit einen Bruch. Seine Leidenschaft war zum Verräter geworden. Ihn überkam Reue.

Der Kardinal warf seine äußerliche Gelassenheit in den Aufruhr des Augenblicks. „Mordsüchtiger Held! Ihr steckt Euch herkulische Ziele. Aber ich rate Euch, lieber still nach der

Mark Ancona zu reiten und dort Salat zu pflanzen, als Euch in das Racheabenteuer von Rom zu stürzen. Über Euerem catilinarischen Eifer habe ich vergessen, Donna Tiziana Bescheid zu sagen.“ Er wandte sich gedrückt zu der angstvoll harrenden Frau. „Nehmt Eure Kraft zusammen, es ist Nachricht aus — Siena gekommen.“

„Von Gaspari?“

„Donna Bianca Gaspari —“

„Kardinal — Eure Augen sagen — oh, sprecht, sprecht —“

„Die edle Frau — ist nicht mehr.“

„Madonna!“ Tiziani fiel entsetzt in die Lehne zurück. „Kardinal — das kann nimmer — oh! oh! Das kann nicht —“ Sie riß die Hand des Kardinals an sich. „Donna Bianca — tot?“

„Vor einer Woche senkten sie den edlen Leib in die Erde.“ Des Kardinals tröstende Hand fuhr leise über den glänzenden Scheitel der im Schmerz dahingesunknen Frau.

Ehrfurcht vor der Heiligkeit dieses Schmerzes trieb Marcello abseits, und er näherte sich dem Lesepult, auf welchem das Bild Tizianas lag. Dort blieb er in stummer, stiller Betrachtung stehen.

Tiziana hob den Kopf. „Nun ist mein Dasein zwecklos.“ Es klang wie ein Abschied an das Leben.

„Sagt das nicht, Donna Tiziana“, unterbrach sie der Kardinal mit patriarchalischer Milde. „Der schwere Augenblick verdunkelt das Gemüt, und alle Entscheidungen des Menschenherzens sind wie aus fremder Brust geboren.“

„Was verhängt Gott da über mich?“ fragte sie erschauernd.

„Die Frage ist so tief menschlich“, sagte der Kardinal, „daß wir Gott damit nicht weh tun. Wann verstehen wir ihn denn überhaupt? Was soll unser kleiner Verstand mit seinen Ratschlüssen anfangen? Donna Bianca ist tot. Dort in Siena ist mit dieser Frau auch ein schöner Zukunftstraum gestorben für Euch. Oder irre ich mich?“

„Mit ihrem Tode sind die Brücken abgebrochen, die mein Leben mit dem Haus Gaspari verbanden.“ Tiziana starrte mit verlornem Blick in den Sonnenschein. Überall, wohin ihre Gedanken tasteten, lag die verschloßne Tür des Wortes: unmöglich. Rom, wo die Feinde lauerten, Siena, das vom Tod berührte und für sie zerschlagne Haus, die latinischen Städte, wo kein Zweig ihrer Familie lebte — da hellten sich plötzlich ihre Augen auf.

„Es gäbe einen Ort“, sagte sie wie traumverloren, „wo das Unglück unter den sanftern Erquickungen der Religion seine Härte verlöre, wo die Quellen der Christusworte in das verzagte Herz rauschten, ein Asyl, vor dessen geheiligter Schwelle auch die Verfolgungswut des furchtbaren Bräutigams halt-

machen müßte.“ Und sie zeichnete sich diesen Zufluchtsort mit freundlichen Linien in das Himmelsblau. Sie sah die Mauern unter dem milden Strahl des Abends glühen, überragt von dem Kreuzturm, aus dessen Glockenstube die erzne Stimme zur Hora rief, sie sah die weißen Gestalten der frommen Frauen zwischen den wilden Gartenhecken mit tief versenkter Seele wandeln, Psalmbuch, Betkranz und das goldne Kreuzlein in den Händen, und sie hörte den leidlösenden Gesang der Schwestern vom Chor der kleinen Kirche hallen. Da jagte ihre Sehnsucht die Worte heraus: „Kardinal — ich will zu den Klosterfrauen von Santa Chiara gehen und dort das große Gelübde ablegen.“

Der Wunsch kam Giambattista nicht unerwartet. Aber seine Augen verdunkelten sich. „Der Ausweg ehrt Euer Denken, Donna Tiziana“, sagte er sanft, „aber bedenkt es wohl, die schöne Beweglichkeit Eures Geistes, der durchdringende Verstand, der sich so mannigfach mit den Erscheinungen der Welt abmüht, einer Welt, die doch am Ende auch eine Welt des Schöpfers ist, Euer sonnenhelles Gemüt, über das jetzt nur die Wolken des Leides schatten, Eure blühende Jugend, die in sich selbst die Widerstände der Entsagung schmerzlich fühlen wird — oh, prüft das alles, bevor Ihr handelt. Ich könnte Euch ein andres Bild malen, Donna Tiziana.“

„Und ich bitte Euch, es zu tun“, sagte sie etwas gedrückt.

„Dem Mai entsagen, dem Blütenlächeln der Freude? Allein zu sein mit Eurer Brust! Grausiges Wort: allein! Vor dem die Freude erschauert und das Glück sich ängstlich wegstiehlt. Oh, die Welt wird Euch enge werden in diesen Freudebezirken, der aufgeweckte Geist wird sich in den Gebeten einer Horastunde nicht unbeirrt bewegen können, und statt des Klosterfriedens wird Euch eines Kerkers abgetöntes Grau umdüstern.“

„Kardinal!“ schauerte Tiziana zusammen.

„Ihr wart gewohnt, des Lebens üppige Bilder zu schauen, und nun soll Euch die Schwermut eines ewigen Herbstes die Frühlingstage Eurer Seele umnebeln. Ja, es könnte leicht geschehen, daß der Himmelsruf zur wehen Posaune wird, die in Eure Psalmen hallt, daß Grabglockenruf die Melodie Eures Lebens singt. Keine Maienkränze, nur Blumen, aus dem Gram der Herzenseinsamkeit entsprossen, werden Euch blühen, Myrte und Rosmarin sind verdrängt vom traurigen Glanz der Astern, die Lider der Dulderin rötet die unversiegbare Träne, und im Siechtum der Seele zerbröckelt der Leib, des Lebens schöne Form, und fallen die Blütenblätter, die Euch zur allerschönsten Rose im irdischen Garten Gottes —“ Bestürzt hielt der Kardinal inne. Er war aufgesprungen und schritt nun rasch ans Fenster.

Tiziana war wie ein stilles, von Schauern überrieseltes Beichtkind dagesessen, das sein Herz den Mahnrufen des edelsten Priesters öffnet.

Marcello aber hatte die malerischen Gedankenbilder des Kardinals mit der zustimmenden Freude seines Jünglingsherzens verfolgt. Doch als er sah, wie die Beredsamkeit des Kardinals in einer Huldigung vor den Reizen Tizianas ausflutete, stieg ihm das Blut heiß zu Herzen.

Giambattista sah die verwirrte Frau freundlicher an und sagte: „Ich habe vielleicht allzu lebhaft gemalt, Donna Tiziana, schabt etwas Farbe von dem Gemälde ab.“

Tiziana hob traurig das Haupt. „Habe ich einen andern Ausweg?“

Der Kardinal nickte ernst. Auf seinem Antlitz war die Schwere abzulesen, die seine Brust bedrückte. „Der Ausweg ist der, daß Ihr keinen mehr sucht. Daß Ihr der Geborgenheit hier so lange vertraut, bis sich von selbst ein Ausweg findet.“

Tiziana sah ihn groß und angstvoll an. „Ich soll — hier — bleiben?“

Der Kardinal antwortete bewegt: „Nennt es immerhin eine Art Gefangenschaft. Auf dem Grunde Eures Herzens wurzelt doch Eure freie Entschließung.“

Da kämpfte sich Tiziana mit aufgeregtem Gemüt von dem Gedanken weg. „Nimmermehr. Ohne zwingenden Grund Eure Gastfreundschaft mißbrauchen —“

„Die Gefahr für Euer Leben nennt Ihr keinen zwingenden Grund?“

„Euch im Hause liegen wie eine zudringliche Bettlerin —“

„Donna Tiziana!“

„Mich einnisten wie eine Motte, Euch in den Verdacht bringen, gegen meine Feinde zu konspirieren, Zwietracht werfen in Euer friedliches Haus, die lebendige Ursache sein für den neu auflodernden Hader zwischen Orsini und Colonna!“

„Die Not will Wahrheit haben.“ Mit Leidenschaftlichkeit jagte der Kardinal die Gefahr vor ihre Seele. „Hört denn, was sich draußen begibt. Orsiniknechte haben einen Colonna erschlagen. Giovanni Orsini und sein Sohn Renzo, Jacopo Santa Croce, der junge d'Alviano haben sich auf Monte Giordano im Orsinipalast eingeschlossen. Der junge Heißsporn Fabio Orsini hat den Feuerbrand in den Colonnapalast geworfen. Fabrizio Colonna ist im Anmarsch von San Marino. In diesem Augenblick kann der Kampf entfacht sein, wenn nicht die päpstlichen Truppen sich dazwischenwerfen. Die Savelli haben sich an die Seite der Colonna geworfen, und ihre Reiter durchstreifen die Campagna. Ich kam hierher, damit das Schloß seinen Herrn habe, wenn es zum Äußersten kommen sollte. Aber

Monterotondo war immer ein hesperidisches Eiland in der Fehdewoge der Geschlechter. So sicher bin ich meines Gottes, daß ich die Wachen einziehen könnte und ohne Panzerhemd, ohne Degen einen lustigen Ritt über die grünen Berghalden versuchen wollte. Gilt Euch diese Sicherung nichts, Donna Tiziana?"

„Kardinal, wie lange wird sie anhalten? So lange, bis man weiß, daß Ihr das Wild, nach dem die Savelli jagen, in Eurem Gehege schützt."

„So fest ist mein Glaube, daß ich es in die Lüfte schreien möchte: ‚Seht, hier ist Tiziana de' Calvi! Mein guter Stern!'" Er hielt erschreckt inne. Glut durchströmte sein Antlitz.

In der Ecke, vor dem Bilde der so stürmisch verteidigten Frau, fiel aus den Händen Marcellos ein dicker Foliant zu Boden, die Chronik von Monterotondo. Der dumpfe kurze Schall klang, als hätte eine zornige Hand das Buch zu Boden geschleudert.

Tiziana sah erschrocken den Kardinal an. Was drohte ihr so heiß aus diesen sonst so johannesmilden Blicken? Was gab ihm so frohe Begeisterung? Verschwendete er seine flammende Beredsamkeit, um ihr den Abschied schwer zu machen? Ja, dachte sie denn noch an den Abschied? Oh, wenn nur nicht dieses jubelnde Wehren gewesen wäre, das sich um ihr Bleiben da vor ihr abspielte! Da galt es, den Kopf oben zu behalten, denn es ging um ihre Frauenwürde. Tiziana streckte dem Kardinal die Hand entgegen: „Nichts für ungut, aber — es könnten hier Dinge vorgehen, die mich zwingen müßten zu bereuen, daß ich — hiergeblieben." Und noch freier fügte sie hinzu: „Solange die Landschaft in hellem Aufruhr ist, nehme ich Eure Gastfreundschaft mit Dank an, Kardinal. Aber nachher laßt mir die Rosse satteln und gebt mir Ritter Marcello zum Begleiter nach —" Sie stockte.

„Nach?" fragte der Kardinal gespannt.

„Nach Rom." Es klang Trotz darin.

Der Kardinal sah sie verdutzt an. „Ihr wollt Euch selbst in die Höhle des Drachen —"

„Luigi Savelli wird über die leichte Beute frohlocken", sagte sie mit einem erkünstelten Leichtsinn. „Und vielleicht wird er gnädiger sein, als meine Angst es sich träumt."

Giambattista fühlte, das war eine ertrotzte Ergebenheit, mit der sich Tiziana das Zeichen der Aufopferung auf die Stirn drückte. „Ich kann Euch nicht zwingen, Donna Tiziana", sagte er milde. Dann wandte er sich an Marcello. „Und Ihr?"

„Herr — mit Eurer Erlaubnis laßt mich bleiben, bis —"

„Bis Donna Tiziana der Burg Lebewohl sagt." Der Kardinal lächelte und hatte dieses Lächeln so in seiner Gewalt, daß man

es ihm nicht ansah, wie schwer es mit einer innern Träne kämpfte. Er drückte dem Gastfreund die Hand und sagte warm: „Diese Burg ist eine seltsame Freistätte geworden. Zuerst Riario, dann Ihr und Donna Tiziana! Über dem Burgtor scheint das Wort des Herrn zu leuchten: Kommt, die ihr mühselig und beladen seid."

Der Tag war schön, lustig klangen die Stimmen des erwachenden Frühlings durchs Fenster.

Ein Reitertroß sprengte in den Burghof. Der Kammerherr des Kardinals, der alte Jacopo Landini, führte ihn an.

„Auf Monte Giordono ist der Kampf entbrannt zwischen Orsini und Colonna", meldete er, vom Ritt erhitzt.

„Menschenmord und Zerstörung um den Wahn, der Erste in Rom zu sein!" rief der Kardinal betrübt aus. „Und der Papst lacht sich ins Fäustchen, und über den sich selbst mordenden Adel schlägt er heimlich das Kreuzzeichen und segnet den Tag, da er den übriggebliebenen Sieger zu Boden schmettern wird."

Der Name Cesare Borgia wirkte Wunder. Er fiel plötzlich in den Kampfruf: Orsini! Colonna! hinein wie der donnernde, zürnende Hall der Ägis. Als im Morgengrauen durch die Straßen Roms die Haufen der Söldlinge wogten und Degen, Lanzen, Schwerter und Schilde aufeinanderprallten, als aus dem Colonnapalast auf dem Apostelplatz die Feuer schlugen und hoch aufgetürmte Holzbarrikaden vor den Häusern der Orsini und Colonna in Brand gerieten, erscholl plötzlich Fanfarenruf aus der Richtung der Engelsburg.

Von Lanzenreitern umringt, den Helm mit dem gelbroten Federbusch in den Nacken gedrückt, die Menge streng musternd, ritt der päpstliche Kapitän Rodrigo Borgia, ein Neffe des Papstes, in das in hellem Aufruhr flammende Orsiniviertel Monte Giordano. Er kündete den müdgekämpften Parteien den drohenden Wunsch des Papstes an: „Im Namen Seiner Heiligkeit Friede und Ruhe! Cesare Borgia rückt heran!"

Wie die Flamme unter dem zischenden Anprall der Wasserwogen zusammenprasselt, so verlosch plötzlich die Kampfwut. Es war eine List des Papstes, denn noch war der Herzog nicht im Anmarsch. Aber die römische Not und die eigene Gefahr brachten Alexander auf den Gedanken, den Zauber des Schrekkensnamens Cesare Borgia zu erproben. Die wütenden Haufen sprengten aneinander vorüber, die Brände aus den Türmen und Barrikaden verwandelten sich in aufqualmende Rauchsäulen, in denen der Frührotschein spielte, und bald hallten nur mehr die trabenden Hufe der Papstreiter durch die Straßen.

Aber schon in der nächsten Nacht hörte man in den Straßen

die Canti carnascialeschi und die Canzoni a ballo des Medici singen, die verliebten Römerknaben huschten mit den schwarzäugigen Mädchen durch die engen Gäßchen der schmutzigen Lasterviertel, von Bacchus freundlich gesegnete Häuflein lärmten an den verrammelten Palasttoren vorbei, und ganz Rom freute sich auf das bevorstehende Judenrennen, wobei Abrahams ungelenke Söhne vom Campo di fiore bis zur Engelsburg um den Preis eines roten Seidentuches unter dem Spottgelächter der römischen Christenheit sich die Lunge aus dem Leib galoppieren mußten. Die vornehmere Welt freute sich auf das Rennen der Berberhengste, welchem zum Schluß noch das Wettlaufen der schwarzen Büffel und Esel folgen sollte.

Mitten im Karnevalstaumel saß in vornehmer Haft die noch immer schöne Katharina Sforza, die Cesares Kriegsglück zu Boden geworfen hatte. In Angst vertrauerte sie ihre Tage, bei jedem Bissen zitterte sie, es könnte das weiße Pulver der Borgia darin verborgen sein, das langsam die Eingeweide zerfraß.

Als Cesares Sekretär dem Papst die bevorstehende Ankunft seines Herrn meldete, brach Alexander in Tränen aus. Im Nu ließ er alle päpstlichen Sekretäre, Kommissare, die beiden Zeremonienmeister Burckhardt und Podio, die Maler und Dekorateure versammeln, um sich mit ihnen über den festlichen Empfang zu beraten. Cesare sollte wie ein marathonischer Sieger begrüßt werden. Alle Kardinäle wurden von ihren Landsitzen nach Rom beordert, die Barone vergaßen ihre Fehden, rüsteten ihre Söldlinge ab und richteten ihre zerschlagenen Paläste wieder her. Alexander erwog, ob seines Sohnes Einzug nicht bei Nacht stattfinden sollte, um die Feier panthastischer zu gestalten.

Auch Michelangelo Buonarroti wurde für den Festzug um Rat gebeten. Aber er ließ sich krank melden. Und er war auch krank. In seinem einfach eingerichteten Zimmer lag er mit verlorenen Gedanken über Zeichnungen und anatomischen Skizzen gebückt und hörte nichts als das unruhige Wellenschlagen seines Herzens. Er hatte den Spiegel aus seinem Zimmer entfernt, denn die Fratze Mensch grinste ihn daraus an. Nie war ihm die Schwere dieser Last mehr zum Bewußtsein gekommen als an jenem Abend in Bracciano, wo er das Wunder eines Menschenantlitzes erschaut hatte, das ihm den Unterschied zwischen Mensch und Mensch gepredigt hatte.

Während andere ihre Jugend an den Formen der Schönheit verjauchzten, verkümmerte die seine unter dem Druck der empfindsamen Seele, die überall Schönheit suchte und fand, nur nicht in sich selbst. Und doch sah er ein, daß nur mit ihr die Liebe des Weibes zu erringen war.

Nun bohrte sich seine Erinnerung schmerzhaft in den Tag zurück, als sie, diese einzig schöne Frau, in den Reizen der halben Genesung vor ihm stand und er den Zeichenstift ansetzen mußte, um ihre Schönheit auf den Karton zu bannen. Da splitterte das festgeglaubte Gefüge seiner Seele unter den Griffen dieser Schönheit zusammen. Und als er daran gehen sollte, diese Idealform in Marmor zu hauen, bebte er davor in unbegreiflicher Scheu zurück.

Er wußte, daß er die höchsten Fähigkeiten besaß. Es war keiner neben ihm — und doch! Einer lebte jetzt in Florenz, vor dem er Angst hatte. Er modellierte nicht, aber mischte wunderbare Farben und schuf Menschen auf die Leinwand, die Seele hatten. Und sein „Abendmahl" in Mailand würde die feierliche Verneinung aller sonstigen künstlerischen Taten der Menschen sein. Leonardo da Vinci! Über diesem Namen vergaß man, daß in der Peterskirche eine Pietà stand.

Da klopfte es an seiner Tür. Galli trat ein, mißmutig und verstimmt. „Mit Euch ist nichts zu machen, Buonarroti", sagte er kurz. „Ich hätte Bestellungen für Euch nach Brüssel, Portugal, Frankreich, aber Ihr macht's mir wieder so wie beim Kardinal Orsini, wo meine Bürgschaft für Euch mir übel gelohnt wurde."

„Ich konnte dort nicht annehmen. Ich will überhaupt nicht mehr den Meißel in die Hand nehmen. Wenn ich künftig meine Gedanken zum Ausdruck bringen soll, soll's in Farben geschehen."

„Ihr experimentiert mir zu stark", sagte Galli unfreundlich und mit überlegener Geschäftskühle. „Ich muß mich auch für mein Landhaus anderswo umschauen als bei Euch."

„Tut das nur", sagte Michelangelo gereizt. „Kann ich mich doch kaum auf mich selbst verlassen." Er warf ein paar Zeichnungen durcheinander.

„Ich habe bei Pietro Perugino angeklopft —"

„Dem Stümper mit den leblosen Mumien? Er hat keinen Sinn für die Handlung, für die Zusammengehörigkeit der Figuren. Ja, ja, Figuren. Jede eine leblose Puppe, an der das Gewand das beste ist. Stand- und Spielbein ohne Abwechslung in platter Aufdringlichkeit." Michelangelo belferte.

„Aber seine Köpfe machen alles wieder gut", sagte Galli verärgert. „Er ist bei Sechzig und hat ein Anrecht, daß man vor seiner errungenen Meisterschaft eine Verbeugung macht. Ich gebe zu, daß er durch die vielen Aufträge nachlässig in der Zeichnung wird. Aber das Gewesene soll doch auch bedacht und beurteilt werden."

„Wenn das Gewesene nicht der Grundstein für die Zukunft wird, ist das Gewesene — gewesen. Ich würde mich schämen,

meine Entwicklung nach abwärts fortzusetzen. Da verroste ich lieber gleich."

„Ihr scheint dabei zu sein", sagte nun auch der gemütliche Mäcenas etwas unwillig. „Der Marmor liegt haufenweise in der Werkstatt, und Ihr liegt in Eurer Stube und verschaut den Tag. Wißt Ihr überhaupt, was in der Welt vorgeht? Daß Cesare Borgia kommen soll —"

„Mag er. Man hat meine Meinung für den Festzug haben wollen. Aber da sie den Triumphzug des Mantegna nachäffen wollen, habe ich dabei weiter nichts mehr zu tun."

„Also Cesare kümmert Euch nicht. So wird es Euch vielleicht mehr interessieren, daß Bramante zum Papst berufen wurde, um einen Plan für San Pietro in Montorio zu entwerfen. Es soll ein Rundtempelchen mit unzähligen Säulchen werden, von einfachen Nischen belebt."

„Laßt es fertig werden, dann wollen wir darüber sprechen. Habt Ihr sonst Neuigkeiten?"

„Was soll's Euch dann noch kümmern, daß über die Malerei ein großes Unglück gekommen ist", antwortete Galli zaghaft, denn er wußte nicht mehr, wo und wie er Michelangelo anpacken sollte.

„Das wäre?"

„Das Abendmahl Leonardos —"

„Was ist's damit?" fuhr der Künstler in die Höhe.

„Es wird dahinsiechen, sterben. Fra Mariano aus Mailand brachte die Kunde. Eine Überschwemmung hat die Mauern des Klosters Santa Maria delle Grazie mit Feuchtigkeit durchsogen, die Farben des Bildes, eine eigenartige Zubereitung des Meisters, litten furchtbar unter dem heimtückischen Naß, Risse und Abbröckelungen zeigen sich. Man rief Leonardo. Er stand mit verhaltnen Tränen vor seinem dem Untergang geweihten Werk."

„Und er wird ein andres Werk schaffen, des seid gewiß." Michelangelos Brust arbeitete heftig. Ein gefährlicher Rivale war mit dem Zusammenbruch dieses Meisterwerks beseitigt. Gott wollte also ihm, dem jungen Florentiner, den Weg zur Höhe leichter machen. Der Neid, der traurige Freund des Künstlers, hatte in seinem sonst so gutmütigen Herzen arge Zerstörung angerichtet.

Galli erhob sich. Die Lenzsonne lockte ihn aus der verdüsterten Sphäre des Neides hinaus.

Als er fort war, warf sich Michelangelo wieder über seine Zeichnungen. Der Stift ging leichter, freier, die Gedanken schienen eine Fessel los zu sein, die Seele hatte einen Teil Neid abgeladen. Das idolisch angebetete „Cenacolo" des Leonardo war nicht mehr zu fürchten. Und doch — wenn er andres

schuf, noch Besseres, Heiligeres? Aber Leonardo war nahe an den Fünfzig, hatte den Zenit überschritten und war ein langsamer, bedächtiger Arbeiter. Aber vielleicht gerade deshalb sammelte er seine Kräfte, verschleudert sie nicht wie er, Michelangelo, an nichtige Aufgaben. Zudem war er schön, von idealer Männlichkeit getragen, ein Kopf von patriarchalischer Würde, Augen, die noch jetzt die Frauenseelen verwirrten.

Der Vampir stieg wieder aus dem Winkel des Herzens auf und streckte die Saugarme nach dem Künstler Michelangelo Buonarroti aus.

Cesare kam. Straßauf, straßab wogte die Menge der Römer. Ein Gedanke riß alles auf die Straße: ihn sehen, den Fürchterlichen, Großen, den Liebling der Hölle, und wie es schien, auch des Himmels. Denn gnadenvoll überstrahlte er mit seinem Blau das festliche Gepränge, und eine lenzwarme Sonne warf ihre Lichtwogen auf die Plätze, Türme, Kuppeln, Mauern, Gärten und Hügel und schuf aus den grellen, aufblitzenden Farben der Draperien und Blumen, mit denen alle Straßen überdeckt waren, eine in allen Tonfarben wechselnde Hymne zum eigenen Preis, die ihr Maestoso in den Triumphpforten erreichte, welche an der Porta del Popolo, auf der Navona, bei der Engelsburg, am Eingang der eben vollendeten Via Alexandrina und vor dem Vatikan errichtet worden waren. Die prachtvollen Teppiche der Kardinäle, Brokatgehänge, Brabanter und lombardische Gewebe hingen an den Backsteinmauern der düstern Paläste in protzigem Gepränge herab. Gigantische Körbe in phantastischer Form standen zu Füßen der Tribünen, daneben wunderschöne Mädchen in fast durchsichtigen Schleiergewändern, bereit, die in den Körben befindlichen Sträuße von Rosen und Lilien, Veilchen und Hyazinthen auf den Festzug zu werfen. Der Olymp stieg mit seinen Göttern zur Erde herab und gruppierte sich zu wunderbaren, manchmal verfänglichen Szenerien in den Ecken der Navona. Dionys tröstete die trauernde Ariadne, Selene küßte Endymion wach, Jupiter koste die verführerische Io, deren herrlicher Mädchenkopf aus einer schneeweißen Kuh hervorragte. Leda streckte sehnsüchtig die Arme nach ihrem Götterschwan aus, unter einem Geranke von wilden Rosen lagen Amor und Psyche auf dem Brautbett, und in den Thermentrümmern führten Satyre und Nymphen schalkhafte Spiele auf. Der größte Triumphbogen, dem Konstantinbogen nachgebildet, stand beim Eingang in die Via Alexandrina, von einem in sinnlicher Farbenglut prangenden Gesimse gekrönt. An den Seiten standen in Rosennischen wunderschöne Albanermädchen in Phantasietracht, die verschiedenen Tugenden symbolisierend.

Hier stellte auch die üppig geschwellte Sancia, Fürstin von Squillace, Schwägerin und ehemalige Geliebte Cesare Borgias, ihre schon halb verblühte Schönheit aus. Ihre Glieder lagen, umhüllt von einem duftigen blaßgrünen Schleiergewand, in welchem Goldspinnen eingestickt waren, auf einem fellbedeckten Ruhelager. Zu ihren Füßen lag in der Maske des Petrarca der junge Baron Pandolfo Anibaldi, ihr gegenwärtiger Liebhaber, und las ihr Verse vor, die weder er noch die Fürstin verstanden.

Auf einer Tribüne in der Nähe des Orsinipalastes hatte ein Bäckermeister eine Riesenburg aus Marzipan aufgebaut, die der eroberten Burg von Forli glich. Kleine heranstürmende Tragantfiguren waren ringsherum postiert. Gegenüber dieser kindlichen Spielerei war die übergroße Büste Romas aufgestellt, von einem künstlichen Netz farbiger Wasserstrahlen überdacht, die springbrunnartig aus einer von einem Florentiner Künstler ersonnenen Maschinerie in die Höhe stiegen.

Da ging Bewegung durch die Menge. Die Geliebte des Papstes, Giulia Farnese, fuhr in geschloßner Karosse nach dem Vatikan. Durch die Fenster schimmerte das Weizengold ihres Haares.

Und da kam an der Spitze einer Kavalkade der leutselige fünfundzwanzigjährige Kardinal Giovanni de' Medici, umgeben von einem Stab von Dichtern und Gelehrten.

Und dann die Gesandten von Florenz, Venedig, Ferrara, Mailand, Mantua und Neapel mit ihren Sekretären und Dienern. Dann die erzgepanzerten Züge der Colonna und Orsini, mit ihren Freunden und Vasallen, immer noch von Mißtrauen und Feindseligkeit gegeneinander erfüllt, trotzig und herausfordernd aneinander vorbeireitend, so daß es manchmal schien, als wollten die eisenbespickten Barone den kaum erstickten Kampf aufs neue entfachen.

Im Borgo wogte plötzlich ein Summen und Gebrause. Alles verkeilte sich nach dem Palast der Lukrezia Borgia. Da kam ihre Sänfte.

Die schöne Herzogin ließ ihr unfrohes Lächeln über die Menge gleiten und zeigte den Römern ihr goldnes Seidenhaar, in dem ihre geliebten Perlen schimmerten. Und neben ihr Alfonso von Bisceglia, dessen Schwermutsaugen ganze Zaubernetze über die Frauenwelt der heiligen Stadt warfen.

Da begann das feierliche Glockenschwingen von allen Türmen Roms. Nun ging es durch die bis zur Siedehitze erregten Gemüter: Er ist da! Cesare Borgia! Und ins Sonnengold ringelte sich der Qualm der Pechfackeln bei den Triumphbogen empor, alle Farben gerieten in Bewegung, sprangen blitzend von Ort zu Ort, rote, gelbe, grüne Wellen gingen auf und ab,

und es schien, als wollte sich das Häusermeer selbst in Bewegung setzen, um dem prahlsüchtigen Sieger entgegenzuwallen.

Da kam der Zug der zwölf Triumphwagen. Die Viktoria an der Spitze, eine Geliebte Cesares mit flatternden rabenschwarzen Haaren, in denen der Goldreif mit blitzenden Rubinen lag, in der Rechten das Schwert, in der hochgehaltenen Linken den Ruhmeskranz. Dann der Zug der berittenen Kardinäle, und die Leibwache Cesare Borgias unter den Klängen von Trompeten, Zinken, Trommeln und Tamburins.

Und jetzt auf schneeweißem, goldbezäumtem Zelter er selbst! Die sehnigen Fechterglieder in das tiefschwarze ernste Wams gehüllt, auf dessen Latz die goldne Siegeskette funkelte, das von Federn umwogte Barett auf dem Haupt, die braungoldnen Locken bis auf die Schultern wallend, das streng geschnittne Gesicht dem Volke preisgebend, von einem Glanz umschimmert, den die südliche Phantasie zu legendärer, blutroter Glorie ausspann. Ein gemachtes Lächeln spielte um seine Lippen, als er die schönen Mädchen als Sirenen gekleidet bei der ersten Triumphpforte erblickte, und sein Auge wählte eine der verführerischen Schönen aus, die ihn mit zartklingenden Gesängen huldigend begrüßten, während aus breiten Opferpfannen, die auf silbernen Kandelabern standen, wohlriechende Dämpfe zum Himmel stiegen.

Plötzlich hielt der Zug. Auf der Navona tönten Fanfaren. Lukrezia empfing ihren Bruder mit lächelndem Gruß. Aber hinter dem Lächeln stak heillose Angst. Die Nähe entzauberte Cesares Erscheinung. Seine Stirn trug das Schild einer furchtbaren Krankheit. Eitrige Schwären saßen dort, die das Haar nicht verdecken konnte.

Abermals stockte der Zug. Diesmal ging Bestürzung durch die Menge. Aus einer Seitengasse der Navona drängte sich wie ein Bohrwurm durch die Menge der Zug einer Bruderschaft, in den Farben des Todes gekleidet. Und mitten aus dem schwarzen Wurm sprang plötzlich ein Weib hervor und warf sich durch das päpstliche Spalier dem schimmernden Zelter Cesares entgegen. „Fluch dir, Cesare Borgia!" gellte ihr Ruf. „Verführer du —"

Wirbelnder Trommelschall schmetterte die Stimme entzwei. Die Wachen ergriffen das Mädchen und schleppten es in die Torre di Nona. Es war Fiammetta Pandolfi, eine der auf dem Altar der Venus hingeopferten Geliebten Cesares. Der Drommetenruf des Fluches schallte an dem Ohr des Herzogs Valentino herbei. Gelassen betrachtete er die aufgeregte Menge.

Der Herzog hatte mit Alfonso von Bisceglia kaum ein Wort gewechselt. Er wandte sich an Lukrezia und sagte mit seiner

kalten Stimme: „Du bist voller geworden, Schwester, und schöner. Ich höre, es soll ein Kampf zwischen Orsini und Colonna stattgefunden haben?“

„Sie kommen nicht zur Ruhe“, erwiderte die Herzogin.

Im Weiterreiten fragte Cesare: „Wie lebst du mit deinem Gemahl?“

Lukrezias Auge bekam einen hellen Glanz. „Gut, Bruder, oh, so gut!“

Cesares Hand verkrampfte sich in die Zügel seines Rosses. Aber der Menge zeigte er ein unbefangenes Antlitz. O diese Menge! Wie gezwungen feierte sie seinen Sieg! Aber er wußte, daß man diesem leicht entzündbaren Volke die Schwere des Ringens vortäuschen mußte, um es für wirklich schwere Eroberungen desto empfänglicher zu stimmen. Oh, Cesare Borgia kannte sein Rom. Rom ist Italien! dachte jetzt sein unbändiger Geist, als Sankt Peter in Sicht kam. In diesen Mauern des Vatikans wird durch unsern Willen das Geschick Italiens entschieden werden.

Hinter dem Herzog ritt der Oberbefehlshaber seiner Truppen, der ehrgeizige, von Ruhmsucht angekränkelte Kondottiere Vitellozzo Vitelli, sehnig wie ein spanischer Stierkämpfer, mit Raubtierblicken, die der Schreck seiner Söldner waren. Er schien mit seinem Pferd zu einer eisernen Einheit verwachsen zu sein. Dann folgte der gutmütige, verstruppte Graukopf Pagolo Orsini, der des Lagerlebens satt war, da es nie zum Dreinschlagen gekommen war, und der jetzt von seinem eben begrüßten Sohn Fabio die Neuigkeiten Roms in Empfang nahm. Söldlinge aus allen Gauen Italiens, Deutschlands, der Gascogne und der Schweiz folgten auf müdgerittnen Pferden.

Pagolo Orsini schaute sich vergebens die Augen nach dem Kardinal aus.

Fabio lachte. „Ei, wir haben ihn seit dem verhängnisvollen Abend auf Bracciano nicht wiedergesehen. Er hat sich auf Monterotondo verklausuliert und liest, scheint es, das Brevier aus dem Auge einer schönen Frau. Er hat eine unsichtbare Hecke um sein Schloß gespannt, und wer eintreten will, muß zuerst den Eingang suchen.“

„Oh, über den christlichen Epikureer! Oder ist er ein Stoiker? Ich kenne mich in der Sippschaft nicht aus.“

Die Glocken übertönten den Spott. Vor dem Heiligtum der Christenheit empfing der Papst, umgeben von der Kurie und dem stolzen Adel Roms, seinen geliebten Sohn. In diesem Augenblick schwiegen die Glocken, die ganze Aufmerksamkeit sollte auf Vater und Sohn hingelenkt werden. Alexander umhalste seinen einzigen Cesare, den schönen Mörder seines ältesten Sohnes Juan, küßte ihn unter Tränen, segnete ihn und

konnte sich nicht genug tun an Zärtlichkeit und Liebe. Immer rannen ihm die Tränen über die gespannten, fast von keinem Fältchen entstellten Backen, aber sein Herz zitterte vor Weh, als er die Eiterbeulen auf der Stirn seines Sohnes entdeckte. Oh, er kannte die Krankheit nur zu gut.

„Cesare, mein Liebling!" jammerte der Papst in seine Tränen hinein.

Der Sohn kniete vor ihm nieder und küßte den Saum seines Gewandes und den mit Rubinen besetzten Pantoffel. Dann stand er auf und dankte dem Vater in spanischer Sprache für den Empfang, und Alexander antwortete und pries die Stunde, da ihm durch das kriegerische Talent seines Sohnes ein Teil der Romagna geschenkt worden war.

Nun ging Cesare gesenkten Hauptes zur Peterstreppe, kniete nieder und verrichtete ein kurzes Gebet vor den weitgeöffneten Türen, die den Blick in die Tiefe des Doms freigaben. Im Hintergrunde leuchtete, von unzähligen Kerzen bestrahlt, der Aufbau über dem Apostelgrab.

Hinter den knienden Borgia schloß der Halbkreis der berittnen Kardinäle die Betenden von der Menge ab. Und ein Wald von Lanzen zog sich drohend als zweiter Halbring um die Gruppe. Auch während des Gebetes mußte man die Borgia vor dem Haß der Römer schützen.

Cesares laues Gebet erstickte nach ein paar Worten. Sein Sinn taumelte in ehrgeizige Träume hinein. Nicht Rom allein, ganz Italien sollte so in Ehrfurcht oder Furcht vor seinen großen Gedanken der Macht erstarren. Ein Teil der Romagna lag zu seinen Füßen, der Rest mußte demnächst folgen, sobald Frankreichs Hilfe wieder lebendig werden würde. Alle Kleinstaaten sollten in seine Klauen kommen, und ihre Tyrannen würde er unter dem Triumphbogen des Titus vor seinem Siegeswagen hertreiben wie einst Marius den numidischen König Jugurtha. Und da hörte er auch schon im nächsten Augenblick des Papstes Stimme an sein Ohr klingen: „Ich ernenne Cesare Borgia, den Herzog von Valentinois, zum Bannerherrn der Kirche.

Es tönte wie ein leiser präludierender Akkord zu der großen Musik, die sein Leben mit gewaltigem Maestoso durchflutete.

Der Papst hatte sich beruhigt. Die üppige Abendtafel war zu Ende. Man hatte den Gaumen an verschiedenen Fischen, Wildpasteten, Hühnern und Backwerk geletzt, hatte die Weine Siziliens und Spaniens geschlürft und das Spiel der päpstlichen Musici ohne besondere Andacht genossen, und als die Tänze der verführerisch gekleideten Mädchen aus Sora zu Ende waren, gab Alexander das Zeichen zum Aufbruch, denn er wollte mit seinem Sohn noch allein sein.

Im Turmgemach verbreiteten die zwei dicken Kerzen einen schwülen Geruch. Vor dem mit einer roten Decke überhängten Eichentisch saß der Papst und verfolgte mit beinahe ängstlicher Aufmerksamkeit die gewaltigen Schritte seines Sohnes.

„Liebes Kind, ich kann deine Pläne mit Katharina Sforza nicht billigen", sagte er etwas unbehaglich.

„Sie wird im Belvedere Mittel und Wege finden, sich mit den Ihren zu verbinden", lachte Cesare unwillig. „Und dann haben wir die Hunde neuerlich auf dem Hals."

„Halten wir sie fest oder beseitigen wir sie, dann rüstet Ludovico Sforza gegen uns, denn er wird den Schimpf nicht auf sich sitzen lassen." Der Papst glaubte einen politischen Trumpf ausgespielt zu haben.

Aber Cesare verbiß die Lippen. „Ludovicos Herzogsthron wankt bereits aufs neue. Er stützt sich auf die Schweizer, aber auch die kämpfen dort, wo der Sold heller klingt. Schafft also getrost Katharina Sforza aus der Welt, sonst werden ihre vergifteten Briefe aufs neue aus dem Vatikan geschmuggelt werden. Ihr vergeßt, wer sie ist. In einer Sphäre des Mordes erzogen, den Anblick von Blut gewöhnt, wird sie im Blut weiterwaten. Ihr Vater Galeazzo fiel unter den Händen von Tyrannenmördern, bald darauf ihr eigener Gatte unter den Dolchen von Verschwörern, ihr Bruder starb durch Gift, ihr zweiter Gatte wurde ebenfalls durch Verschwörer umgebracht, wobei sich das beherzte Weib aufs Roß setzte und in die Quartiere der Mörder sprengte, wo sie Männer, Weiber und Kinder niedermetzeln ließ. Und einer solchen Person weist ihr die besten Gemächer im Vatikan zu, statt sie in der Engelsburg schmachten zu lassen. Sie hat persönliche Anhänger. In Florenz besonders. Der Kanzler der Republik, ein gewisser Niccolò Macchiavelli, wollte ihr Gebiet als Durchzugsland in die Hand bekommen. Ich muß mir diesen schlauköpfigen Burschen näher besehen. Allerheiligster Vater, ich möchte Euch dringend bitten, das sanfte Händestreicheln auf Euer heiliges Hirtenamt zu beschränken, dagegen in den rauhern Sphären der Hausmachtpolitik die Kralle des Löwen zu zeigen."

Alexander war längst zur Puppe geworden. Sein Sohn hatte ihn mit der Zeit durch die Verwegenheit seiner Gedanken derart willenlos gemacht, daß er es nicht mehr wagte, gegen die Forderungen seines Kindes aufzutreten. Auch Rom gehorchte in Furcht dem Gewaltgeiste des Sohnes, die Romagna lag halb bezwungen in Cesares Händen, die Vasallen der Kirche, die Malatesta, Sforza, die Varani und Manfredi wurden ihrer Lehen verlustig erklärt. So setzte sich mosaikartig sein unermüdlicher Ehrgeiz die zukünftigen Länder seiner Gewaltherrschaft zusammen.

„Colonna und Orsini, höre ich, liegen sich wieder in den Haaren", sagte Cesare. „Aber Ihr tatet unrecht, sie wieder zu versöhnen. Sagt, lebt der alte Giacomo Gaetani noch in der Engelsburg?"

Der Papst nickte. „Er protestiert gegen die Einziehung der Güter.

„Er mag's tun. Unterdessen bereiten wir ihm die weißen Pulver, die seinen Protest von Tag zu Tag schwächer machen werden. Und nun entscheidet Euch, wer daran kommt, Colonna oder Orsini. Sonst versöhnen sich die Parteien und kehren den Stachel gegen uns."

„Du glaubst, Cesare?" fuhr der Papst in die Höhe.

Der Herzog zog einen Zettel aus der Tasche. „Seht, das hat man soeben vor Eurer Tür gefunden." Und er las dem Papst ein Pamphlet vor, das die Orsini und Colonna aufforderte, allen Hader beiseitezusetzen und gemeinsam gegen den vatikanischen Stier vorzugehen, der Ausonien verwüstet, und ihn mit seinen Bullen in den Tiber zu werfen.

„Man müßte dergleichen Skribenten die Hände abhacken und den Raben vorlegen", meinte Cesare kaltblütig. „Das wäre ein heilsames Mittel gegen die poetischen Versuche der lieben Römer. Kardinäle hängen, Barone um einen Kopf kürzer machen, das wird abschrecken —"

„Hab' ich nicht meinen eigenen Neffen, den Kardinallegaten Juan Borgia in Urbino töten lassen —"

„Das war ein kleiner Anfang —"

„Cesare!" Der Papst schreckte vor seinem Sohn zurück.

Unerbittlich fuhr der junge Geier fort: „Ernennt jetzt neue Kardinäle aus Eurem Hause. Vor allem den jungen Ludovico und den jüngern Juan Borgia. Der Purpur dürfte ihnen gut stehen. Sie werden unter seinem Schutz unlautere Reichtümer sammeln, die Ihr ihnen auf die gewohnte Weise abnehmen könnt."

Der Greis tastete mit den Händen in die Luft. Wo sollte er diesen Sohn, der Blutgeruch ausströmte, anpacken?

Cesare nahm einen Schluck von dem dunklen Wein, der vor ihm stand. „Es treibt mich eine Sorge an Euer Herz, allerheiligster Vater. Die Sorge um — Lukrezia."

Der Papst horchte auf. Der Name Lukrezia wirkte immer wie Tau auf sein Herz. Er gab sich keine Rechenschaft darüber, mit welch ungeheurem Frevel er seine Seele belud, wenn er seine Gedanken in einsamen Stunden nach ihrem Palast schweifen ließ und er sich dann ihre Schönheit herzauberte, sie langsam ihres Schmuckes und ihrer Kleider beraubte, um sie dann, wie er sich ausreden wollte, mit Maleraugen zu betrachten. Und eines Tages war er wirklich aufgestanden, war zur

Tür geeilt, um Lukrezia zu holen, und — da warf ihn ein Ohnmachtsanfall zu Boden. Die Greuel des Atridenhauses dämmerten warnend vor seinen Blicken auf. Und er nahm nach dem Erwachen eine dünne Peitsche und geißelte sich damit Rücken und Nacken.

„Du sprichst von Lukrezia? Ist sie nicht schöner geworden?"

„Aber die Perle der Frauen ist unter die Säue geworfen."

Der Papst blinzelte den Sohn an. „Du meinst, sie ist nicht glücklich."

„Sie ist so unglücklich, daß wir endlich Schluß machen müssen."

„Du irrst", sagte der Papst. „Sie leben jetzt wie Turteltäubchen. Eines ist sicher. So leichtes Spiel wie bei Giovanni Sforza werden wir bei ihrem zweiten Gatten nicht haben. Lukrezia wird sich wehren und der Herzog auch."

Cesare sagte gelassen: „Er hat nur die Wahl, freiwillig zu verzichten oder —" Er wulstete die Lippen und schwieg.

Alexander verstand schnell. Unbeweglich lag er in seinem Scharlachstuhl, als wäre er auf Blutpolstern gebettet, die ihm sein Sohn als einzig richtige Folie für seine Erscheinung hingebreitet.

Über dem Hof lag eine helle Sternennacht. Cesare öffnete das Fenster. Kein Laut regte sich. Nur fern klang der dumpfe Schritt eines wachenden Papstsoldaten.

Der Papst drängte sich zitternd an seinen Sohn heran: „Er ist — so jung! Verschone ihn! Versprich mir, daß du ihn nicht —" Das Wort würgte ihm die Kehle zu.

Aber er sah die gefühllosen Augen Cesares auf sich gerichtet. „Gut", sagte dieser. „Dann wird Alfonso so gütig sein müssen, die Ehe zu brechen."

„Lösen können wir sie nicht, das kann nur der Tod."

„So wollen wir ihn bitten, zu gehöriger Zeit zu kommen", sagte der Herzog Valentino. Das Wort schnitt wie ein scharfer Sensenhieb durch die Luft. Durch des Papstes Brust rieselte das Grauen. Das reiche Essen mit den Weinen hatte sein Blut schwerflüssig gemacht.

„Nur noch eines, allerheiligster Vater", sagte Cesare etwas verlegen. „Mein Töchterchen Luise in Frankreich wird bald die nötige kleine Würde bekommen müssen, die der Tochter eines Herzogs der Romagna gebührt. Ich möchte Euch bitten, der ohnehin reichlich bedachten Lukrezia das Herzogtum Sermoneta abzunehmen. Spoleto und Nepi sind schon eine schwere Last für so junge Schultern."

Der Papst seufzte. Seine Hand machte eine Gebärde der hilflosen Zustimmung.

„Man könnte meine Schwester ja durch ein neues Herzog-

tum entschädigen, das auszusuchen ich mir alle Mühe geben will. Prunk und Pracht soll sie umgeben, wir wollen sie mit den schönsten Frauen ausstatten, ihre Hofhaltung soll einer Königin gleichkommen. Unter ihren Begleiterinnen soll Giulia Farnese —"

„Oh, laß sie mir!" bat die unheilbare Verliebtheit des alten Papstes.

„Giulia Farnese verdient Tadel, allerheiligster Vater", sagte Cesare mit einem feinen Lächeln. „Ihre blendende Schönheit hat uns eine andre vertrieben. Es scheint, Giulia Farnese fürchtete die Rivalin in der himmlisch schönen Tiziana de' Calvi und war so unvorsichtig, diese Furcht durch öffentliche Äußerungen zu bekräftigen. Und da Donna Tiziana fühlte, daß die Strahlenkraft der Sonne Giulia ihr eigenes Licht verdunkeln könnte, zog sie es vor, rechtzeitig selbst zu erlöschen. Und so verschwand sie."

„Du scheinst an dieser Hofdame Gefallen gefunden zu haben."

„Sie war geheimnisvoll wie eine in der Muschel eingeschloßne Perle. Brancaleone muß sie priesterlich streng geschont haben, da er sie so unversehrt in ihrer Blütenreinheit der Nachwelt übergeben konnte, die nun nichts mehr von ihr besitzt als die Erinnerung an ihre meteorenhafte Erscheinung."

„Ich kannte sie überhaupt nicht", sagte der Papst.

„Es war reizend, sie neben Lukrezia zu studieren", sagte Cesare genußsüchtig. „Dieses goldne Blond und das tiefe Schwarz, dabei die innerlichen Verschiedenheiten, die eine voll heitrer Anmut und kindlichem Gemüt, die andre von hoheitsvoller Gemessenheit, die eine Mutter, die andre den süßen Segen entbehrend — oh, es war keine üble Laune von Euch, allerheiligster Vater, dem Hof durch zwei so schöne Frauen eine malerische Stimmung zu geben. Ich glaube nicht, daß Tiziana de' Calvi in Toskana ist. Die kluge Frau hat mit viel Glück ihre Flucht ins Werk gesetzt, und das reizt mich eben, meine Anstrengungen zu verdoppeln."

„Ich rate dir, dein Augenmerk auf Colonna oder Savelli zu richten", sagte der völlig aufgemunterte Papst.

Cesare schmunzelte. „Es ist auffallend, daß sich ihre Spur hinter — Bracciano verloren hat. Ich werde mich also an die — Orsini halten."

„Du glaubst, daß —"

„Giangiordano, der Schloßherr von Bracciano, ist allerdings in Frankreich. Aber es ist einer unter den Orsini, der mir bisher noch immer ein Geheimnis geblieben ist, ein Mann, der sich mit dem Strahlenkranz der Unantastbarkeit schmückt, der

aber noch nicht den Beweis geliefert hat, daß er seinen Ruf auch verdient."

Der Papst spannte die Augen und Ohren. „Du denkst an —?"

„An den Kardinal Giambattista Orsini."

„Der Mann ist unangreifbar, ehrenwert und ohne Falsch. Ein Sonderling, zugegeben. Aber einer, der den Engel der Unschuld zum Verteidiger hat. Das Weibliche hat überhaupt, scheint es, noch nie in seiner Gelehrtensphäre Einlaß gefunden. Sein Schloß Monterotondo beherbergt Künstler, Gelehrte und —"

„Und eine gewisse Malaspina, Gesellschafterin der alten Orsini, einen Gast aus Bologna." Wie einen wohldurchdachten Trumpf spielte er sein Wissen aus. „Alle Gründe, die Ihr für die Askese dieses Sonderlings ins Treffen geführt habt, sind für mich ein Anlaß mehr, mißtrauisch zu sein. Wer dreißig Jahre hindurch seinen Keuschheitspanzer instand gehalten hat, wird dadurch für Frauen so verlockend, daß er am Ende Mühe hat, vor ihren verführerischen Unternehmungen die Wehr nicht abzuschnallen. Auch der weise Sokrates hat am Ende eine Xantippe heimgeführt, und die Enthaltsamkeit will doch um so ausgiebiger belohnt werden, je länger sie ihr prahlendes Dasein geführt hat."

Durch die Nacht stieß der rauhe Wächterruf, der Mitternacht ankündigte. Cesare küßte dem Vater Hand und Fuß.

Da klopfte es hastig. Der diensthabende Offizier der vatikanischen Wache stand an der Schwelle, bleich und verstört. „Allerheiligster Vater — Katharina Sforza — ist entflohen!"

Die Borgia fuhren empor. Cesare triumphierte. „Sagte ich's nicht? Das Belvedere als Gefängnis einer Katharina!"

Alexander trat der Schaum auf die Lippen. „Mensch! Teufel! Den Kopf ab von einem so untauglichen Rumpf!" schnaubte er den Offizier an.

„Unsere Reiter haben sie noch rechtzeitig ergriffen, als sie über den Tiber wollte", meldete der Offizier.

„Sofort in die Engelsburg mit ihr!" wütete der Papst. Mühselig stützte er seine erschreckten Glieder auf seinen Stock. Als der Offizier fort war, warf er sich an Cesares Hals. „Ich muß dir folgen, mein herrlicher Sohn. Deine Gedanken tragen Gottes heilige Siegel." Plötzlich blieben seine Augen an den Stirnmalen der Wollust hängen. Angst und Mitleid durchzitterten ihn.

Cesare kam den Fragen des Vaters zuvor. „Die Heimtücke eines Weibes malte mir die Beulen ins Antlitz. Ich habe die schöne Pompea de Berla geliebt, bis mir der Apfel zu süß schmeckte. Da warf ich ihn weg. Aber was tut meine schöne Pompea? Aus Rache wirft sie sich einigen Schweizer Söldlingen in die Arme, die sie sich aus dem Hospital der Franziskaner

in Bologna hatte heimlich kommen lassen. Sie waren alle mit dem französischen Gift angesteckt. Als sie gewiß war, daß auch sie der Krankheit verfallen war, warf sie sich mit scheinheiliger Liebe an meine Brust, ich ließ mich von ihrer Verführungskunst hinreißen und trank mit ihren Küssen das Gift der Söldlinge. Sie gestand und nahm mir die Rache selber ab; sie sprang bei Imola von der Brücke in den Santerno. Aber ihr Gift sticht mich nachts mit Nadeln, und ich spüre meine Gedanken wie knabbernde Wölfe in meinem Hirn hin und her rasen."

„Mein armes Kind!" Die Tränen liefen ihm über die Backen, und er umarmte den Gezeichneten.

Cesare setzte das Barett über die granatroten Beulen. Dann schritt er den Kammerdienern entgegen, die an der weitgeöffneten Tür standen, um ihn in die obern Gemächer des Vatikans zu geleiten. Dort ließ er sich von seinem Sekretär das zyprische Kupfer reichen, das er sich, vermischt mit dem Theriak des neronischen Leibarztes Andromachus, in die Haut reiben ließ. Er begann mit der Lesung der „Sforziade", die die Geschichte des großen Feldhauptmanns Francesco Sforza behandelte. Daneben lagen die Skizzen der neu erfundenen Kriegsmaschinen des Leonardo da Vinci. Seine Nerven glichen gespannten Schiffstauen: sie gaben keinem Sturm, keiner Arbeit nach.

Nur wie im Traum streifte Tizianas Auge das blühende Gelände der Hügel. Vor dem Fenster des Turmzimmers lag wie ein Gnadengeschenk des Himmels die römische Campagna ausgebreitet, darüber die rosenroten Schleier des Abends.

Wenn Tiziana ihre unruhigen Gedanken verjagen wollte, saß sie immer bei diesem hohen Fenster, eines der alten Bücher in den Händen. Aus dem Grün der Berghänge zu ihren Füßen, wo die wilde Weide mit Eichen sich bis zum Tiber erstreckte, blühte es in österlicher Pracht herauf. Sie saß da am Morgen, wenn die betaute Erde dampfte und die blitzenden Lichter das Berghaupt des Soracte entzündeten; in den schwülen Mittagsstunden, wenn das heiße Himmelsblau eine wohlige Müdigkeit in die Glieder drückte; am Abend, wenn der Opalglanz des Firmaments sich in Rosentöne auflöste und dann des Herrgotts herrlichste Palette im Westen ihre Farben aufdeckte; und selbst die anbrechende Nacht lockte sie noch ans Fenster, und sie hörte auf das Rauschen der alten Eichen da unten und sah das Mondlicht die blassen Zauber in die Wipfel weben. Und es kamen Tage, wo über dem fernen Meer ein verdüsterter Himmel sich in Bewegung setzte, um dann Wolkenungeheuer von phantastischer Form gegen die Orsiniburg loszulassen. In solchen Stunden überkam sie die Angst. Und wenn der graue Re-

gen in die Hügel fiel, seine Schleier den Tiber aus dem Bilde verdrängten und die Himmellosigkeit ihre Melancholie ins Herz der schönen Frau warf, versenkte sie ihr Leid in den Klang der Laute.

Da standen dann zwei Männer in der Stille ihrer Zimmer, der eine frühlingsjung, der andere sommerreif, und horchten mit bang verquältem Herzen hinauf nach dem Fenster, wo die Klänge in den Regen hinausrauschten. Beide wußten noch nicht, was sie mit der Frau beginnen sollten, deren Schönheit in ihre Herzen einen wilden Aufruhr gebracht hatte.

Heute aber war eine Entscheidung gefallen. Der Kardinal war vor Tiziana hingetreten und hatte ihr die letzten Nachrichten gebracht. Luigi Savelli war von Genua zurückgekehrt, und in der Gegend von Bracciano waren Savellireiter gesehen worden. Cesare Borgia war in Rom und träumte von marathonischen Siegen. Man wußte nicht, welche Schrecken das Papstregiment Alexanders noch aus dem Vatikan speien würde, man sah nur Leichen durch die Straßen tragen, von denen niemand wußte, wer sie waren, man hörte von grauenvollen Morden, und vor zwei Tagen sahen die Kardinäle Grimani und Caraffa, als sie über die Engelsbrücke ritten, rechts und links auf einfachen Galgen je neun Wegelagerer und Mörder baumeln. Zur selben Zeit tötete Cesare Borgia unter dem Jubel des Volkes auf dem Petersplatz einen Stier, nachdem er zuvor einem gefangenen Prälaten in der Engelsburg persönlich Gift gereicht hatte.

Vor der Fülle unheimlicher Nachrichten sank der Mut Tizianas zusammen. Und der Kardinal nahm aufatmend ihren Entschluß entgegen, daß sie den Sommer über noch zu bleiben gedenke.

Da war auch der Jüngling eingetreten, verwirrt, bleich, die Stirn von Trauer umwölkt. Und in diesem Augenblick gerade hatte Tiziana das hellklingende Wort des Dankes gefunden für die fernere Gastfreundschaft. Da zerriß das Gewölk auf der Stirne des Jünglings.

Tiziana blieb! Halb gefangen durch die Not der Zeit, halb freiwillig. An diesem Tage aber vermied sie es, die Bibliothek zu betreten, wo der Kardinal arbeitete, und zeigte sich überhaupt nicht im Schlosse.

Nun sank die Sonne, und die letzten verzuckenden Strahlen blitzten über die Burgzinnen. Im Tal lagerten schon die grauen Dämmerungsschatten. Dort ringelten sich die Rauchsäulen der Hirtenfeuer träg in die Gespinste des Abends.

Da ritt Marcello mit seiner kleinen Kavalkade heran. Nun zog sich Tiziana vom Fenster zurück. Er sollte nicht glauben, daß er erwartet wurde.

Tiziana lächelte den ritterlichen Knaben an, der bald darauf, den Blumenstrauß in der Hand, seine stattliche Schönheit vor ihr aufpflanzte.

„Ihr kommt von Nepi?“ fragte Tiziana leicht befangen.

Er nickte. „Die Blumen pflückte ich am Fuß von Scrofano. Dann ritt ich gegen den ciminischen Bergwald und grüßte den Soracte. Lukrezia Borgia, sagt man, soll bald in Nepi einziehen. Den Herzog Ludovico haben seine eignen Schweizer verraten. Er fiel in die Hände der Franzosen. In Bracciano erwartet man Giangiordano aus Frankreich zurück.“ Der Name Bracciano belebte das dunkle Auge Tizianas, und Marcello wußte, was für sie in dem Namen schwang. „Ihr habt die Burg Bracciano wohl sehr in Euer Herz geschlossen?“

„Es war mein erster Hafen“, sagte sie leise versonnen. „Mit Dankbarkeit muß ich seiner gedenken.“

„Und dessen, der Euch in den zweiten Hafen geleitet“, sagte Marcello. Es war, als unterstriche er jedes Wort mit dem hellen Klang seiner Stimme.

Tiziana sah ihn gekränkt an, und dunkel flammten die Rosen auf ihren gebräunten Wangen. „Edler Menschen Tun griffelt sich tief in unsre Seele. Was wäre ich ohne den Kardinal?“

Marcello senkte beschämt die Augen. „Und was war ich? Ein zu Tode gehetztes Wild! Er rettete mich! Des Himmels Segen auf sein Haupt!“

„Manchmal ist es, als berührte man in seiner Nähe den Himmel selbst. Selten trübt der Zorn sein gefestigtes Wesen, und zürnt er, so tut er es mit sich selbst, indem er sich anklagt, ungerecht zu sein. Wenn er des Morgens aus seiner Burg reitet, hat er das Ansehen eines Kriegsmannes, wenn er in der Kapelle die Messe liest, strahlt seine Gestalt priesterliche Hoheit aus, wenn er seine Diener versammelt, ist er ganz Herr ohne den Schatten einer Tyrannis. Und wenn er über seinen Arbeiten sitzt und in ferne Zeittiefen hinabtaucht, um kostbares Gold des Geistes zutage zu fördern, dann gleicht er dem griechischen Philosophen, und er entzückt durch die Ruhe und Sicherheit der Gedanken.“

Marcello stand mit verfinsterter Miene vor ihr. „Ich will Euch Gutenacht sagen — für heut und morgen — und für immer.“

Tiziana wandte sich jäh um. „Ihr geht fort?“

Er antwortete nicht.

Die Nacht sank mählich vor den Fenstern über das blühende Land. Der Lenzduft strömte herein. Eine erwartungsvolle Stille senkte einen süßen Frieden in die Welt, deren Tag verrauscht war. Aber bis in das Turmgemach vermochte er seine tröstenden Zauber nicht zu spinnen. Hier kämpften zwei Seelen mit

den in ihrem Innern wogenden Wellen, die das Herz zu überfluten drohten. Marcellos Blick erhaschte eine schöne Perle, die auf einem Goldgehänge zu funkeln begann, gerade als Tiziana die Kerzen anzündete. Das Gehänge lag auf einem samtnen Kissen unter mancherlei Geschmeide, und Marcello erinnerte sich, es noch vor wenigen Tagen beim Kardinal gesehen zu haben. „Diese Perle gab Euch der Kardinal?“ schnellte er heraus.

Tiziana nickte unbefangen. „Erst heute vor seinem Wegritt. Es ist das erste und letzte Angebinde, der Dank für mein Bleiben.“

„Oh, wäre es das letzte!“ seufzte die Qual aus des Jünglings Brust.

„Marcello!“ Die feurigen Gluten in dieser Knabenbrust begannen die Dämme zu sprengen, die seine natürliche Zucht aufgerichtet hatte.

„Gönnt mir diesen Beterplatz vor dem Altar Eurer Schönheit, Donna Tiziana!“

„O Marcello!“

„Ich kann sie nicht mehr zügeln, die Wildheit, die mein Wesen zermalmt wie die ungestümen Rossehufe das zarte Leben, das sich ihnen in den Weg wirft.“

„Steht auf, Marcello!“

„Laßt mich hier knien, mit Bettlerhänden die Kleinigkeit Eures Kleides streicheln, laßt mich die Wonnen des Augenblicks, der nicht bedacht sein will, in vollen Zügen schlürfen. Und dann stoßt mich hinaus in mein drohendes Schicksal.“ Er schmeichelte wie ein Kind. Und er war nicht mehr als ein Kind.

„Das ist der Knabe nicht mehr, an dessen Zartheit sich mein Herz erfreute“, klagte sie ihn mit wehen Blicken an.

„Ja, ich war zart und schüchtern und ein Knabe“, stammelte er in das duftende Gewebe hinein. „Ich schuf mir ein Traumbild aus Eurem Sein, erhob es zum Idol und lag kniend davor. Und da blühte buntfarbig die Welt um mich her und sonnte sich im Abglanz meines selbstgeformten Götterbilds. Meine Nächte waren durchleuchtet von dem Licht, das Eure Schönheit ausstrahlte wie der kostbare Edelstein in Midas' Krone. Des Dichters süßes Genügen erfüllte meine Seele, wenn ich Euch durch die Auen schreiten sah, ‚wie junger Mädchen Fuß beim Fest der Tänze die Erde kaum berührt, o lieblich Bild, kam sie geschwebt im reichen Schmuck der Kränze durchs rot und goldig blühende Gefild!‘ Und alle Tugenden wob sich mein Geist um Euch, wie ein Gewölk von Blumen umgaben sie die herrliche Gestalt, verbildlicht alle und zu Euch gehörig wie die Chariten zu Aphroditens göttlicher Gestalt. Oh, sprecht

jetzt nicht, oder laßt Eure Augen sprechen, und diese nur mit dem Blick der Liebe."

„Ei, wo ward Euch die feine Gabe des Worts?" Ihr Auge erhellte sich, ihre Angst wich, da seine natürliche Zartheit wieder die Oberhand gewann. „Kommt zu Euch, Guter, ich schätze Euch so hoch, aber rührt nur nicht an dem Heiligtum des Frauenherzens."

Ihr fraulicher Stolz wuchs in seinen Augen noch schöner auf und gab seiner Werbung noch zärtlichere Farben. „Ich will ja nur ein gnädiges Lächeln und einen zarten Druck der Hand empfangen, will meine Träume um Euch bilden und Alleinherrscher sein in diesen Träumen."

Die zürnende Stirn entwölkte sich, das Auge ward zum Spiegel einer freundlicheren Seele. „Ihr seid so jung und schön, Marcello. Verkümmert Euch nicht die Blüte, indem Ihr sie vorschnell der heißen Sonne eines Gefühls aussetzt, das sie versengt. Seid erst da draußen im Gewühl der Welt, im Kampf der Jugend, so werdet Ihr empfinden, daß ich nicht die einzige bin, die es wert ist, Euer Herz in Aufruhr zu bringen."

Marcellos Schmerz wühlte sich abermals einen Weg zur Lippe. „Ich liebe, Donna Tiziana!"

„Das glaubt Ihr jetzt!" kühlte sie seine Hitze ab. „Ihr wollt Euch glücklich sehen, nicht das Weib, das Ihr liebt. Ach, Jüngling, wie spielst du mit deinem Gefühl!"

„Nein — nennt es nicht so!"

Es war still geworden in der Burg. Gliederlösend sandte die Frühlingsnacht ihre Zauber durchs Fenster. Die Eichenkronen auf dem Berghang rauschten leise, und durch die Stille klang der Hufschlag streifender Reiter. Über die Halden hatte die milde Mondhelle silberne Schleier gebreitet, und da und dort blinkten schneeweiße Mauern von den Hängen herüber, in denen sich das fließende Licht verfangen hatte.

Marcello stand noch immer, von den Klängen der fast mütterlichen Ermahnung betäubt, hilflos wie ein Knabe da. Und nun tönte es leise an sein Ohr: „Marcello, nun werdet Ihr leichter von hier scheiden —"

„Ich bleibe!" hetzte er hervor. Es klang wie Angst um sein kaum erhaschtes Glück.

Jäh fuhr der Schreck durch Tizianas Glieder. „Ihr bleibt?"

„Ich bat heute den Kardinal um eine Gnadenfrist.'

„Unseliger! Was wird er von mir denken? Von Euch?"

Marcello senkte die Augen. „Er ahnt, daß meine Seele zittert."

„Ahnt und — schweigt?" Ungestüm rang es sich aus ihrer Brust. „Und duldet, daß Ihr bleibt?" Ihre Wangen glühten. „Ich beschwöre Euch, verlaßt mich, um meiner Ruhe willen, verlaßt mich und —"

„Und ihn!" Blitzartig fuhr das Wort aus seiner eifersüchtigen Seele. Und hemmungslos brauste er weiter: „Hinter der Maske der Gelassenheit verbirgt er ein andres Gesicht —"

„Schweigt, Unseliger!"

„Mit jedem Tag brach ein Stück der Unnahbarkeit und des Gleichmuts in der Numa-Seele ab! Oh, mit welchem Eifer suchte er Euren Beistand bei seiner Arbeit, wie heiter erregt war er, wenn Ihr Euer Lächeln in seine gelehrte Rede warft, wie seltsam bewegt, wenn Ihr ihm Nachricht von Eurer fortschreitenden Genesung gabt, wie hilfreich und geschickt, wenn Ihr als sein Page des Abends ausrittet, wie beredt war sein sonst so stummer Mund, wenn Ihr ihn batet, die Geschichte der Orsini zu erzählen, und wie beflissen sein Wesen, wenn es galt, Euch einen Wunsch vom Auge zu lesen —"

„Soll ich den Kardinal bitten, daß er mich von dem beleidigenden Eifer eines Jünglings befreit?" Mit größtem Unmut brach sie seine Klage entzwei.

Da warf er seinen Knabenschmerz vor ihr Knie hin. „Madonna!" stammelte er unter Tränen.

„Schweigt! Schweigt!"

„Der heilige Mann mit den unheiligen Gedanken — er liebt Euch! Seine Perle! Seinen Stern!"

„Schweigt!" Wie ein strafender Cherub wies sie ihm die Tür.

Der Knabe schleuderte seinen Kopf in seine heißen Hände und weinte.

Tiziana wollte verdammen und doch überflutete das Mitleid den Vorsatz. Sie eilte auf ihn zu und ergriff seine zitternden Hände. „Knabe, Knabe, verdirb dich nicht, laß nicht den Wurm der Eifersucht an deinem Herzen fressen. So dankt Ihr es dem Kardinal, daß er Euch aufnahm?"

Da wirbelte es im Herzen des Jünglings zusammen. Er schlug mit den Fäusten an seine Brust. „Brennt mir das Mal der Schmach auf die Stirn, denn ich habe dem besten Menschen die Treue gebrochen." Seine Zähren durchschüttelten die armen Glieder.

„Seht Ihr, seht Ihr! Liebestränen sind nur die Vorboten der Reuetränen. Nehmt die Verzeihung Eurer Frau mit in einen bessern Traum."

„Eure Verzeihung wird mir der Wegweiser zu Gott sein, den ich beleidigt, indem ich die besten Menschen beleidigte." Völlig gebrochen raffte er sich auf.

Tiziana streichelte leise, mütterlich über sein zerwühltes Haar, als segnete sie seinen frommen Willen. Ein gütiger Frauenblick gab ihm segnendes Geleite.. Seine Gestalt verdunkelte in der Tür.

Die Nacht mit den verworrenen Geisterstimmen weckte Tiziana aus der Tiefe der Versunkenheit. Sie übersann das Glühen eines jungen Schwärmerherzens. Sie sah im Geiste den Eifernden noch immer vor sich stehen, und sie redete ihm einen ganzen Berg von Vernunft in seinen schönen Kopf. Sei erst frei und laß die schönen römischen Mädchen wie bunte Schmetterlinge um dich tanzen, und der Stern Tiziana wird plötzlich erblassen in deiner Liebesnacht. Oh, du betrügst dich selbst, wenn du der Wollust den geweihten Schleier der Liebe umhängst. Dein Sehnen fliegt in eine sündige Umarmung hinein und sinkt dann ermattet zusammen. Geflügelt sind die Freuden der Jugend und schweben schnell dahin, der Becher ist schnell gefüllt und schnell getrunken, und wo der Weise behutsam genießt, schmölzest du Olympiaden zu einer einzigen Nacht zusammen.

Aber da klang in ihr Herz ein anderes Tönen hinein, das bang hallte wie mahnendes Geläute. „Der Kardinal liebt Euch, Donna Tiziana!“ Vor ihrem bangen Geist erstanden ein paar Stunden, die ihr den Menschen Giambattista Orsini nahegebracht hatten. Seine fürsorgliche Betreuung am ersten Tag in Bracciano, dann die Stunde, da er sie nach Monterotondo begleitete, die Augenblicke der Sorge, wenn Savellireiter in der Gegend schwärmten und der Kardinal seine nächtlichen Runden um das Schloß machte. Und dann blitzte die eine späte Nachtstunde auf, da er ihr das Märchen des Apulejus von Amor und Psyche erzählte und zum erstenmal eine ungewöhnliche Bewegtheit durch seine Seele ging. Der stumme Händedruck damals beim Scheiden. Und als sie schon in ihrem Zimmer lag, hörte sie ihn noch die Laute spielen, eines der anmutigen Reigenlieder von Poliziano, das die Schönheit der Sterne besang — —.

Da lag die mondhelle römische Landschaft vor ihr, ganz eingesponnen in Duft und Dunst. In ergreifender Erhabenheit glänzte zu Häupten der bangen Frau die heilige Sieben des Sternenwagens, während die andern Augen Gottes in der schimmernden Höhe blasser grüßten. Lautlos webte die schöne Göttin Selene ihren Zauber in die Natur und warf den glänzenden Schleier ihres Gewandes als Tau über die wohlig atmenden Fluren.

Da tönte Pferdegetrappel. Vor der Burg wurde es plötzlich lebendig. Undeutlich unterschied Tiziana in dem Strauchwerk Reitergestalten, die der Burg zusprengten. Und da — sie erkannte den Falben des Burghauptmanns Spinozzi und den Rappen ihres getreuen Tolomei, der jetzt die Oberaufsicht über die Söldnerstuben hatte.

Ihr erster Gedanke war: die Savelli in Sicht! Ihr Herz

begann zu zittern. Sie riß die Tür auf und eilte auf den Gang.

Da sprengte der Hauptmann Spinozzi auf den Hof und schwang sich vom Pferde. Und er rief zur großen Loggia hinauf, die an die Zimmer des heilkundigen Burgdiakons stieß: „Holla! Krankenwache! Verbände!“

An der Loggienbrüstung erschien ein Söldling.

„Linnen und Tragbahre! Der hochwürdige Kardinal ist verwundet!“

Da erstarrte das Blut in Tizianas Adern. Aber im nächsten Augenblick befreite sich die Angst aus dem Gefängnis des Herzens. „Spinozzi — was ist geschehen?“ rief Tiziana hinab.

„Seine Exzellenz ist von Wegelagerern überfallen —“

„Er lebt?“ Es glich einem Schrei.

„Lebt und bittet Euer Gnaden, ohne Sorge zu sein. Wir bringen ihn.“

Das klang nur mehr wie fernes Windrauschen an ihr Ohr. Er lebt! Das überhallte alles! Und Tiziana spürte, wie wonnige Fittichschläge das halb erstarrte Leben wieder in Gang brachten. Und jeder Atemzug war ein Dankgebet, jeder Blick zu den Sternen ein jubelndes Salve Regina!

In dieser Nacht wurde es ihr klar: sie liebte den Kardinal Giambattista Orsini.

Dämmergraue Schatten spinnen mählich die Türme Roms ein. Auf den Kuppeln und Dächern lagert noch die letzte Tagschwüle und braut ihre Dünste heiß wie Wüstenhauch. Von den Türmen fallen schwere Klänge, die hallenden Abschiedsgrüße des verlöschenden Tags.

Über der Peterskirche liegt goldige Nachglut. Die bronznen Türen sind weit geöffnet. Ein feiner Weihrauchduft strömt aus dem Innern in die beginnende Nacht. Ein Abendchoral verhallt in den Wölbungen und dringt wie Geistergesang aus himmlischen Sphären durch die Dommauern.

Der Kardinal Orsini hatte beim Goldschmied Romano ein feines Gehänge für Tiziana bestellt und gegen den Abend noch den kunstsinnigen Kardinal Grimani besucht. Giambattista liebte es, in Rom nur im einfachen Ritterwams zu erscheinen, wenn nicht eine kirchliche Zeremonie ihm die Last des Kardinalsgewandes auflud. Nun wollte er morgen wieder nach Monterotondo zurückkehren. Er wandte seine Schritte nach dem Orsinipalast, wo er sein Nachtquartier hatte, so oft er nach Rom kam. Auf dem Weg dahin drängte es ihn jedoch nach dem großen Dom der Christenheit.

Die Nacht graute an den Mauern hinauf, als Giambattista vor den Türen des Filarete stand. Unwillkürlich kam ihm das

Meisterwerk ähnlicher Art am Baptisterium in Florenz in den Sinn, wo die wenigen Figuren Ghibertis eine so beredte Sprache voll Wucht und Pathos sprachen.

Über dem Platz lag völliges Dunkel. Eintönig rauschte das Wasser des Springbrunnens an sein Ohr. Da begann es über dem Borgo im Osten leise zu dämmern. Ein blaßsilberner, durchsichtiger Nebel legte sich über die Dächer der Kardinalspaläste. Der Mond ging auf.

Der Kardinal hielt plötzlich inne. Aus der Via Alexandrina näherten sich Schatten. Es mochten Pilger sein, die zu nächtlichen Gebeten nach Sankt Peter zogen. Da sah er auch schon die Gestalten einiger Reiter aus einer Gasse traben. Nun hielten sie still und saßen ab. Sie scharten sich um einen Punkt, den Giambattista nicht erkennen konnte. Und dann blieb die Gruppe bewegungslos. Aus ihr schälten sich plötzlich zwei Gestalten heraus, die nach dem Vatikan liefen. Die Zurückgebliebenen drängten sich mit ihren Pferden in die Mauerschatten.

Orsini stand im Schatten einer Säule, die den Eingang eines Palastes flankierte, und ein unbestimmtes Gefühl zwang ihn, sich nicht von der Stelle zu rühren.

Plötzlich bekam die Nacht Bewegung und Töne. Seltsame Stimmen, gurgelnd und klagend zugleich, zerrissen die Stille, und aus dem Menschenklumpen am Borgoeingang lösten sich Einzelschatten los und schossen wie dunkle Kugeln ins Licht des Mondes, wo sie einen Augenblick aufleuchteten, als wären es geharnischte Ritter, um dann wieder zurückzusausen in die zusammengeballte Masse.

Eben als eine schwarzgraue Wolke mit einem weißseidenen Saum über Sankt Peter herangeschwebt kam, wurde es auch im Winkel beim Vatikan lebendig. Dort ritt in behaglicher Ruhe eine kleine Kavalkade hervor. Vor ihr schritt eine zart gebaute Gestalt. Sie bewegten sich in den Häuserschatten hinein, und es sah aus, als wären es unnatürliche, modellierte Figuren, die irgendein Drahtzieher lenkte.

Plötzlich schoß der Klumpen der abgesessenen Reitergestalten aus dem Dunkel hervor und löste sich rasend schnell in einen Ring auf, der die kleine Kavalkade und den Fußgänger umschloß. Ein Klirren und Rasseln und Schreien zerbrach die bange Stille. Im Nu verfinsterte sich der Mond. Der ganze Knäuel geriet in unheimliche Bewegung, schwang sich bald nach dieser, bald nach jener Seite, sank förmlich in sich zusammen, dehnte sich wieder aus und schnellte dann, wie von einer grauenvollen Macht getrieben, in die Via Alexandrina hinein, wo er verschwand. An der Stelle, wo sich die Masse in wildem Kampfe zusammengeballt hatte, lag nur mehr ein dunkler Körper auf dem Boden. Ein Menschenleib.

Colonna und Orsini! blitzte es im Gehirn des Kardinals auf. Er schloß die Augen, die Ohren. Er glaubte, jetzt müßten seine Sinne für immer still stehen. Er hatte zum erstenmal ein lebendiges Kampfbild aus der Nacht Roms geschaut. Der Orsini wußte nicht, wie lange er so dagestanden. Als er das Blut in seinen Adern wieder fließen fühlte, öffnete er die Augen. Die Stelle, wo der Körper gelegen hatte, war leer. Aus den Gassen huschten neugierige Gestalten hinaus in das Mondlicht. Stimmen schlugen hin und her. Die Nacht wurde neuerlich lebendig.

Der Kardinal erschauerte. Er wankte die Häuser entlang nach dem Orsinipalast.

Als der Morgen graute, jagten Sbirren und päpstliche Soldaten durch die Gassen von Rom. Und ein Geschrei erfüllte die Luft: Der Herzog von Bisceglia ermordet!

Das Gerücht übertrieb. Der Herzog war in der Nacht angefallen worden und hatte sich schwerverwundet in den Vatikan schleppen können. Arme und Schenkel waren zerstochen.

Gleichzeitig ging die Kunde durch die Stadt, daß in Perugia eine furchtbare Bluthochzeit gefeiert worden war. Astorre, aus dem Tyrannenhaus der Baglioni, wurde nach der Hochzeit mit Lavinia Colonna vorgestern nachts samt mehreren Verwandten von den Verschworenen Griffone Baglione und Carlo Barciglia ermordet. Giampolo Baglione brüte furchtbare Rache.

Zur selben Stunde drang aus der Engelsburg die Nachricht, daß daselbst der edle Protonotar Giacomo Gaetani an Gift gestorben sei.

Durch ganz Rom liefen Blutschauer. Die Leute drückten sich an die Häuser, um den päpstlichen Schergen auszuweichen, die überall Schuldige witterten. Alfonso, so munkelte man, sei von den Orsini angefallen worden.

Als der Glutball der Sonne sich über Santa Maria Maggiore wälzte, ritten die Kondottieri des Herzogs Valentino aus dem Vatikan: Vitellozzo Vitelli, Pagolo und Giulio Orsini und Ercole Bentivoglio. Hinter ihnen ein leuchtendes Gefolge in Harnisch und Waffen. Sie zogen in die Romagna, den schönen jungen Herzog Manfredi in seiner Stadt Faenza zu belagern und auszuräuchern.

Wenige Augenblicke darauf sah man Cesare nach dem Lateran reiten. Der Herzog stak in schwarzem Wams und trug ein violettes Barett, um den Hals die goldne Drachenkette.

Eben als mit fürstlichem Gepränge Cesare Borgia durch die Straßen zog, flatterte es von Mund zu Mund: er hat Alfonso niederstechen lassen!

Ein Volksgefühl, dem der Verstand noch keine Bestätigung zu geben vermochte, richtete den Herzog Valentino.

An einem Fenster des Zenopalastes stand mit verschluchzten Augen eine arme Herzogin und sah, hinter dem Brokatvorhang verborgen, auf den stattlichen Rappenreiter herab. Der Papst hatte sie nicht zu ihrem schwerverwundeten Gemahl gelassen. Er brauche Ruhe, ließ er ihr sagen. Alles Menschliche mußte sie in ihrer Brust ersticken. Ihre zarte, kaum erwachte Liebe zu Alfonso hatte von außen den ersten Stoß bekommen. Sie hatte bis jetzt in ihrem Gehirn noch gar keinen Platz für die Frage: wer hat es getan? Nur ihr Herz zitterte vor gräßlichem Leid.

Hinter der Herzogin stand die goldschimmernde Giulia Farnese, die Favoritin des Papstes, die böse Ratgeberin Lukrezias. Ihr liebliches Gesicht, hinter dem man kaum das ränkevolle Herz einer diplomatischen Teufelin vermutete, neigte sich mit zärtlicher Trostgebärde über die unglückliche Lukrezia. „O meine schöne, süße Freundin“, schmeichelte sie sanft, „ängstige dich nicht. Es schützen ihn die Madonna und die Heiligen. Zwölf Frauen pilgern noch heute zur wundertätigen Madonna nach Genazzano, ihre Gnade zu erflehen für das Haupt des Herzogs von Bisceglia.“

„Er wird sterben“, jammerte Lukrezia, deren feines Empfinden sich gegen den seichten Trost der falschen Freundin wehrte.

„Er wird leben!“ versicherte die Kurtisane mit der Pose glaubensfester Überzeugung.

„Sein schöner Leib zerstochen, sein Haupt, seine herrliche Stirn! Sprang des Mörders Herz nicht entzwei, als sein Eisen den Panzer dieser Reinheit berührte? Erstarrte er nicht bei dem Anblick der erkalteten Rubine dieses edlen Blutes? Lege mir das Bußkleid an, Giulia, ich will selbst meinen Leib mit Wunden bedecken und mich vor dem Altar der Jungfrau hinwerfen.“

„Nein, nein, deine Fibern brennen ja!“ Giulia drückte die aufgeregte Herzogin in einen seidenglänzenden Stuhl. „Jeder Augenblick kann dich an das Krankenlager deines Gatten rufen. Und der Papst würde zürnen —“

„Der Papst?!“ Rauh stieß sie das Wort hervor. „Steht er seinem Herzen so nahe wie ich? Ziemt es sich, daß dem kranken Herzog der erste Trost von den Lippen des Papstes fließt? Ich sehe sie alle, die zudringlichen Gestalten in Brokat und Gold, wie sie ihre Augen nach der Tür hinstielen, sie alle dürfen ihr erheucheltes Leid vor die Füße meines Alfonso legen, nur mir ist es verwehrt, die Tränen, die ihm schon halbe Genesung sein würden, über seine gute Hand zu tauen. Oh, ich weiß, er zittert nach mir, durch seinen fiebernden Kopf wirbeln die Träume süßer Stunden, durch sein Herz zucken die Küsse sei-

ner Lukrezia. Laßt mich zu ihm!" Mit einem wilden Ruck schleuderte sie die umklammernden Arme der Freundin beiseite und sprang empor.

Da verriegelte Giulia Farnese die Tür.

„Bin ich — nicht — Herrin?" Lukrezia starrte sie entsetzt an.

„Nein!" sagte mit grausamer Kälte Giulia Farnese. „Der Heilige Vater wird Gründe haben, wenn er verlangt, daß du vorerst deinen Gatten nicht sehen sollst."

Da zuckte es wie ein Schwertstreich durch Lukrezias Gehirn. „Er ist — tot?" taumelte sie empor und warf die Hände in die Luft.

„Er lebt!" versicherte Giulia mit gleicher Empfindungslosigkeit. Dann ging sie zum Spiegel und ordnete mit natürlicher Eitelkeit ihr Haar. „Daß du so kindisch sein kannst, Lukrezia", sagte sie, während sie sich putzte. „Du weißt doch, daß eine Frau in deiner Stellung Rücksichten zu üben hat —"

„Und daß ich nicht Mensch sein darf, wenn mein Gatte verblutet!"

„Du übertreibst immer."

„Warum läßt man mich dann nicht vor? Fürchtet man, ich könnte ihn zur Rache anspornen? An wem soll er sich denn rächen? Kennt er seine Mörder? Wem hat Alfonso so Schweres getan, daß er keinen anderen Ausweg fand, sich zu rächen als durch unzählige Dolchstiche? Die Orsini! schreit man in den Straßen. Ich glaub's nicht. Alfonso haßte alles, was Haß großzieht. Und wer hätte Gründe, einen solchen Engel an Güte aus der Welt zu schaffen — wer hätte Gründe als —" Ihre Augen weiteten sich.

Die Fanfaren des Cesare Borgia schmetterten den Satz zu Ende.

Und Lukrezias Leib duckte sich katzengleich wie zum Sprung zusammen. Ihr Gesicht war schreckhaft verzogen, ihr Mund geöffnet, als wollte er dem bedrängten Gefühl den Weg zur Klage freigeben, und die ausgestreckten Arme und die weitgespreizten Finger waren bereit, sich zu einem wütenden Griff zu schließen.

„Was hast du?" fragte die lauernde Giulia.

„Hörst du die Trompeten?"

„Was soll das?"

„Sie blasen ihm den Triumph!"

„Wem?"

„Dem Mann — der — meinen Gatten — morden wollte!" Ihr Atem schnaubte durch die bange Stille. Die Augen bohrten sich in das Herz der wissenden Freundin.

Diese schwieg. Gnadenlos ließ sie den Gedanken der Freundin auswuchten. Kein Trost, kein Verneinen floß von dem

ernsten Mund. Endlich sagte sie ohne Rührung: „Wie kommst du auf den entsetzlichen Gedanken?"

„Weil das Entsetzliche immer da zu finden ist, wo der Atem meines Bruders weht. Was hat er ihm getan? Er hat mich geliebt! Das ist die große Sünde seines kleinen Lebens." Sie warf sich in das Betpult vor das Bild der schmerzensreichen Jungfrau und goß den Tränenstrom ihres Leides in die Polster.

Und Giulia Farnese, das Weib mit dem rechnerischen Herzen und dem sinnlichen Blut, beneidete die unglückliche Herzogin um den süßen Schatz einer Liebe, den zu hüten ihr die Natur verwehrt hatte.

Das Land um Monterotondo glüht. Prall glänzend liegt das Gestein da, wehrlos der inbrünstigen Umarmung der Sonne preisgegeben. In den Maisfeldern blinkt das Fruchtgold, die Campagnagräser versinken in Dürre und Staub, die Hitze flimmert über den ersten Stoppeln in der Tibertiefe. Da und dort streckt eine Pinie oder Zypresse ihren dunklen Leib in die Glut, und man glaubt, einen vergeßnen Schatten aus dem Orkus zu schauen, der zur qualvollen Versengung verdammt ist.

In der Bibliothek ist es still und kühl. Scharlachvorhänge dämpfen das laute Licht ab.

Der Kardinal war vor ein paar Tagen vom Krankenlager aufgestanden, auf das ihn der Streich der Wegelagerer geworfen hatte. Nun war er soweit, sich wieder an die Arbeit machen zu können.

In der Nähe des Tisches saß Tiziana und übte sich, Cicero zu übersetzen.

„Genug der Arbeit für heute", sagte Giambattista. „Ich danke Euch, Sorapisa, und möchte Euch nur bitten, Euch das Tagesprogramm für morgen zu notieren. Es ist der Empfangstag für meine Burgleute. Für den gescheiten Guido Silvestro bereitet das gewünschte Exemplar des Epiktet vor. Dann gebt dem jungen Riccardo Spinozzi ein Roß aus meinem Stall, er soll die ersten Reitversuche unter Führung des Tolomei machen. Dann sorgt, daß dem Maler Andrea die Schloßkapelle zur Verfügung gestellt wird. Morgen wird auch die Witwe von dem verstorbnen Reitknecht Ranconi vorsprechen, weist ihr das ganze Landstück des kinderlosen Leopardi zu, sie soll darauf, so gut es geht, Mais und Öl bauen. Den Burgknechten gebt von morgen an den Wein bis zum zweiten Strich gefüllt, wir haben eine gute Ernte, und sie haben sich beim letzten Scharmützel mit den Straßenräubern brav gehalten. Die Beschwerde des Riemers Capoldi über einen Feldstreit zwischen ihm und seinem Nachbar Timoteo prüft genau und erstattet mir Bericht. Wenn Timoteo sich zu Schlägen hat hin-

reißen lassen, gebt sie ihm wieder — doch nein, beschämt ihn und laßt ihn Milde spüren, wo er grob war. Dann sorgt, daß die Madonnenfigur in der Hofecke frisch angestrichen wird. Die alte Teresa, des Kochs Mutter, betet jeden Abend davor und bildet sich ein, die verkratzte Madonna wirke nicht mehr."

Der zuhorchenden Tiziana wurde warm ums Herz. Alles, was Giambattista besorgte, kam aus einer gütigen, tieffühlenden Brust. Und niemals fiel es dem Kardinal ein, Dank zu begehren, noch weniger, mit seiner Fürsorge zu prunken. Es geschah alles still und hinter dem Rücken der Bittsteller.

Nun entließ er den Sekretär. Tiziana reichte ihm die Übersetzung hin.

„Ihr seid gewachsen", sagte er freudig. „Schwere Wendungen machen Euch keine Sorgen mehr. Doch Ihr seht ernst, das Lob macht Euch keine Freude — ncin, nein, ich habe ein Auge für das Auge meiner Mitmenschen."

„Ich will's nicht leugnen", sagte Tiziana scheu. Dann atmete sie rasch auf. „Lassen wir den Kummer."

„Nicht doch", meinte Giambattista ernst. „Das wäre eine schöne Medizin, die nur betäubt, anstatt zu heilen. Oder ist das Forum, vor dem Ihr Euern Kummer ausbreiten könnt, nicht dieses Herz? Dann will ich meine Mutter —"

„Nein, nein, nein", sagte Tiziana rasch und errötete. „Es gibt Dinge, mit denen selbst eine Mutterliebe nicht viel anzufangen weiß. Aber wo ich bisher noch am meisten Linderung empfand, das war die Entrücktheit des Gebets."

„Ihr betet viel, Donna Tiziana?"

„Nicht einmal so. Nur wenn ich fühle, jetzt, und nur jetzt begegne ich gerade Gott."

„Auch mein Gebet klammert sich nicht gerade an das Gebot der Kirche", sagte der Kardinal freimütig. „Es ist auch meistens wortlos und wird gleichsam in einem Augenblick von der himmelsehnsüchtigen Seele abgepfeilt."

„Da legt Ihr wohl viel Wünsche in Euer Gebet?" fragte Tiziana mit einer Art kindlicher Neugierde.

„Ich bin unbescheiden genug", erwiderte Giambattista lächelnd. „Seht, da ist einer: hier einen Hof zu haben, wie ihn der Herzog von Mantua hat. Eine Zuchtstätte edler Kunst und Wissenschaft. Und mitten drin eine Pflegerin des blühenden Gartens, deren Geist die Keime des neuen Werdens ringsherum zur Entfaltung bringt. Sie würde für ihre Dichter die aneifernde Muse werden, die die Hippokrene zum Sprudeln brächte. Ja, sie könnte einen neuen Mantegna oder Perugino aus der Erde stampfen. Aber das sind Träume, die in dem Hirn eines Kardinals eine üble Behausung haben. Ihre Verwirklichung würde mich in den Ruf eines lasterhaften Men-

schen und die Sonne meines Hofes in den Geruch einer Kurtisane bringen."
Tiziana senkte das dunkle Haupt. „Dann wird Euch nichts übrigbleiben, als andre Dinge zu träumen."
Giambattista baute ihr im nächsten Augenblick ein neues Luftschloß auf. „Mein zweiter Wunsch geht dahin — o lächelt nicht — die Menschen zu bessern."
„Wie wollt Ihr das?" fragte sie verwundert mit großen Kinderaugen.
„Sie durch geistige Erkenntnis zum Bewußtsein ihrer Würde bringen."
„Tut das denn nicht die Religion?"
„Sie könnte es tun, wenn sie nur Religion wäre", antwortete der Kardinal trübe lächelnd. „Aber was Papst und Priester der Menge durch Dogmen und Zeremonien vor Augen halten, ist nur das Zerrbild einer Religion, das wohl bestechen, aber nicht beglücken kann. Der gleißende Tempel der Form müßte fallen, um dem unsichtbaren des Geistes Platz zu machen. Man müßte das Volk an die auferstehenden Werte heranführen, die einst ein edles Volk zum Inhalt seines Lebens gemacht hat, ein Volk, das seine Götter anders angebetet als wir unsern Gott, und doch sittlicher und freier war als das unsre."
„Ihr meint die Griechen", sagte Tiziana mit lebhaft bewegter Seele.
Der Kardinal nickte. „Gelehrte und Bildner, Forscher und Maler reißen schon das scheinbar Verlorene aus dem Moder des Grabes der Vergangenheit. Aber noch haben die Riesen der rohen Gewalt und der Tücke und nicht die des Geistes die Führung in den Händen. Tyrannen morden, ist das Schlagwort der Zeit, Tyrannen zur Menschenwürde führen, ist mein Bannerspruch. Sie vor die schönheitatmenden Gebilde der Griechenkunst führen, des Landmanns schwere Arbeit, die für sie getan wird, zum heiligen Gottesdienst adeln, dessen Zeremonialgerät nicht aus Gold und seidenen Gewändern besteht, sondern aus dem Eisenpflug und dem Schweiß des Pflügers."
„Kardinal!" rief Tiziana leidenschaftlich aus. „Wer bewegt Euch das Herz zu solchen Taten?"
„Verzeiht, es war ein Ikarusflug. Und wir leben im Rom der Triumphatoren Borgia. Des Himmels Sonne strahlt, und doch bedeckt Nacht die heilige Stadt der Christenheit. Ich weiß, schon sind die wilden Männer geboren, die ihre Dolche nach den Herzen der Tyrannen zücken werden; aber wird es darum besser? Italien wimmelt von Tyrannen, alles Kleine bläht sich zur Größe auf. Was gilt das Land, was das Volk? Die Stadt ist alles! Reißen wir die Kastelle und die Mauern

nieder und lassen wir nur alle Geister in den freien Tempel Gottes wallen — oh, zu wem spreche ich?"

Tiziana hatet mit zusammengepreßten Händen dagesessen, und ihr war, als brächen sich rauschende Bergwässer gewaltsam einen Weg ins Tal. „Wie froh macht mich das Bewußtsein, Mitwisserin Eurer Gedanken zu sein. Ich bin eine schwache Frau, aber ein großer Wille hebt auch Frauenkräfte ins Ungeahnte. Geschäftig ist gewöhnlich der Frauen Art; aber neben der geschäftigen Martha des Evangeliums glänzt auch die nachdenkliche, versonnene Maria, die mit dem Geiste schafft."

„O Donna Tiziana, wie glücklich macht Ihr mich", sagte der Kardinal mit überströmender Empfindung.

Da tastete Tiziana mit ihrer sanften Neugierde abermals in sein Herz. „Und einen dritten Märchenwunsch habt Ihr nicht, Kardinal?"

Giambattista lächelte. „Ich habe mir schier die Schlüssel zum Herzen der ganzen Menschheit gewünscht. Mehr würde die schuldige Demut vor Gott verletzen. Genug davon. Die Stille ist so verlockend für ein Abenteuer der Odyssee. Wollt Ihr den buntfarbigen Teppich Homers zu Euren Füßen ausgebreitet sehen?"

Da polterten draußen Schritte. „Das ist das Bärengetrapp meines Vetters!" rief der Kardinal erstaunt aus.

Da stand die gewaltige Gestalt des Kondottiere schon im Türrahmen. Das gutmütige Brummbärengesicht war in unzählige Falten gezogen, und der ganze Kopf glich einem glühenden Kürbis. Übellaunig, als wäre er eben von einem verspielten Wagenrennen gekommen, begrüßte er die schöne Tiziana und erkundigte sich flüchtig nach ihrem Befinden. Dann ließ er sich geräuschvoll auf einen Sessel nieder.

„Du bist nicht vor Faenza?" fragte Giambattista verwundert.

„Ich erbat mir Urlaub vom Herzog", sagte Pagolo mürrisch. „Sie machen mir dort zu langweilige Arbeit." Dann sah er wieder Tiziana von der Seite an.

Giambattista verstand diesen Blick und kam seiner Frage zuvor. „Die edle Frau muß meine Gastfreundschaft noch in Anspruch nehmen, da ihr Gefahren von allen Seiten drohen."

„Gefahren — ja, ja", sagte Pagolo finster. „Kann ich einen Augenblick mit dir allein sprechen, Giambattista?"

Tiziana erhob sich schnell. „Ich will mit Donna Ginevra die Hühner inspizieren." Hurtig wie ein Reh war sie fort.

„Die Augustglut hat meine Kehle ausgedörrt." Er feuchtete sich die Gurgel mit dem dunklen Sabiner, dann sagte er schnaufend: „Wer weiß, wie lange wir uns die Glieder wund liegen vor Faenza. Der junge Astorre wehrt sich, daß man glauben könnte, es handle sich um die Verteidigung von

Jerusalem. Fünfmal haben unsre erznen Schweizer die Mauern gestürmt, fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Faenzer vergöttern ihren Knaben, der schön ist wie Phöbus Apoll."

„Seid Ihr gekommen, Euch die Sorge von Faenza von der Seele zu plaudern?"

„Meines Herzens harte Rinde gibt nach", gestand der Feldhauptmann. „Ich habe schon viel mitgemacht vor den Städten, aber jetzt hab' ich's erlebt, daß mein sturmgewohntes Herz doch vor etwas gebangt hat, was andre marmorkalt gelassen hätte. Ich hab's verbissen und verkaut, aber nicht verdaut, es liegt wie gärendes, faules Zeug in meiner Seele. Sieh, Giambattista, ich war ein rauher Kriegskerl gewesen, ein Plünderer, aber ein — Mörder nie!" Er sah sich vorsichtig um. „Aber nun hat mich einer für schlechter gehalten als ich bin, und hat das Böse in mir angerufen, das zu beherbergen ich nie verstanden habe."

„Ich versteh' dich nicht, Vetter."

„Muß es ein Beichtstuhl sein, in dem ich vor Euch knie, um Euch alles, alles zu gestehen? Ich komme zum Kardinal, zum Priester, zum Menschen."

„Was werde ich hören?"

„Vor einem Monat ist der junge Herzog Alfonso von Bisceglia in einer Nacht angefallen und schwer verwundet worden."

„Sah ich das Entsetzliche nicht selbst?" rief der Kardinal. „Und man munkelt von einem furchtbaren Täter."

Den Haudegen durchbeutelte es. Dann schlug er gleichsam seine Unheimlichkeit auf den Tisch hin: „Cesare Borgia wollte mich dingen, den Herzog zu ermorden."

Der Kardinal fuhr empor: „Pagolo!"

„Mit meiner Treue rechnend, mit dem stahlharten Kriegergewissen, dem ergrauten Kopf, meiner verlotterten Hauswirtschaft, wagte er, mir das Furchtbare anzusinnen."

„Und du sagtest nein!"

„Sagte nein und zog mir des Herzogs Ungnade zu. Er kürzt mir das Recht der Befehlsgebung, kränkt meinen Ehrgeiz, und durch Verrat wurde mir mitgeteilt, daß Cesares schwarze Liste, auf der alle mißliebigen Persönlichkeiten stehen, auch meinen Namen enthält."

Der Kardinal hatte sich verfärbt. „Warnte ich dich nicht in jener Nacht in Bracciano vor den Machenschaften des Papsthofes? Du verlachtest meine Warnung. Sag dich los vom Herzog."

„Bevor ich meine Truppen aus dem Lager zöge, wäre mir der Ausgang durch hundert Hellebarden versperrt. Bei Gott,

dieser Herzog Valentino macht es einem Menschen schwer, Mensch zu bleiben."

„Sind nicht andre Unzufriedne in seinem Lager?"

„Wohin drängst du meine Gedanken, Kardinal?" fragte Pagolo betroffen.

„Starr mich nicht an. Das Joch ist überschwer geworden. In dem Augenblick, da Cesare auch zum Herzog der Romagna ernannt wird, wird er daran denken, sich seiner Helfer zu entledigen. Oliveretto, Vitellozzo, der Herzog von Gravina, Bentivoglio, sie alle werden unnötig werden in der Stunde, da der Herzog sein vorläufiges Ziel erreicht hat."

„Bei Gott, du scheinst furchtbar recht zu haben. Du wühlst meine Seele auf, Kardinal! Der frömmste der Orsini —"

„— kann zum Verschwörer werden, willst du sagen, wenn die Tugend nicht mehr imstande ist, mit gerechten Mitteln den Kampf gegen die Verruchtheit auszufechten."

Da klang Hufschlag auf dem Hof.

„Spinozzi kommt aus Rom", sagte der Kardinal. „Er scheint scharf geritten zu sein."

Gleich darauf stand der Burgvogt im Zimmer. „Edler Herr — in Rom ist Furchtbares geschehen — der Herzog von Bisceglia —"

„Was ist's mit ihm?"

„— In seinem Bette ermordet! —"

„Himmel und Hölle!" schrie der Feldhauptmann auf. „Der Mörder?"

„Der Arzt und ein buckliger Narr, der ihn in Gemeinschaft mit Lukrezia gepflegt hatte, sind verhaftet worden."

„Oh! oh!" lachte Pagolo wild. „Ich ahne es, wie es kam."

„Es gehen furchtbare Gerüchte um. Donna Lukrezia und Donna Sancia pflegten den verwundeten Herzog mit aller Hingebung und kochten ihm selbst die Speisen, weil sie eine Vergiftung fürchteten. Im Bereich von Sankt Peter durfte niemand mit Waffen gehen. Aber es kam einer, dem niemand befehlen kann, auch der Papst nicht — und dieser eine — darf ich frei reden, Kardinal? — dieser eine fand den Weg zu ihm —"

„Cesare Borgia!" schnellte der Kardinal heraus.

Der Burgvogt schwieg die Antwort aus.

„Unglücklicher Prinz! Armes, junges Leben!" sagte der Kardinal voll Mitleid. „Angestochen wie ein Keiler und endlich verblutet!"

„Des Herzogs grimmiger Hauptmann Michelotto hat ihn in Gegenwart des Herzogs selbst ermordet, erdrosselt. Lukrezia Borgia fiel über der Leiche in Ohnmacht. Dann sah man den Herzog sein Lieblingsroß besteigen und auf die Falkenjagd reiten. Noch in der Nacht wurde Alfonsos Leichnam nach

Sankt Peter getragen. Cesare behauptet, der junge Prinz hätte nach ihm vom Fenster aus mit Pfeilen geschossen. Ach, es mußte ein Vorwand gefunden werden."

„Und das Volk erwacht nicht?" fragte der Kardinal mit blutender Seele.

„Es denkt nicht daran", antwortete Spinozzi. „Vor drei Tagen wurden zwölf Kardinäle ernannt, und die Römer hielten Maulaffen feil und gratulierten den Ernannten."

Der Kardinal bebte. „Es ist kein Geheimnis mehr, Pagolo. Die neuen Kardinäle mußten ihre Würden erkaufen, damit das Gold für den Feldzug in der Romagna zusammenkomme."

„Man spricht von hundertzwanzigtausend Dukaten, die die neuen Würden dem Cesare eintrugen", berichtete Spinozzi. „Es mag nur Volksgerücht sein."

„Beutel auf, Cesare!" höhnte der Kardinal. „Die Welt ist lustig, meinst du nicht, Vetter? Was habt Ihr noch, Spinozzi?"

„Die Leichen zweier Prälaten hängen an der Engelsbrücke, man kennt sie nicht, es sind nur die Rümpfe vorhanden."

„Oh, Nacht über Rom!" rief der Kardinal ergriffen aus.

„Morgen aber ist ein festlicher Stierkampf auf der Navona. Cesare Borgia wird sechs Stiere erlegen."

„Evviva il toreador!" brauste Pagolo auf. „Zuerst Menschenblut, dann Stierblut! Es ist eine lustige Abwechslung!"

„Aber der Papst soll im Fieber liegen", berichtete Spinozzi weiter.

Teufel, nimm ihn zu dir! betete der Kardinal in sich hinein.

„Und die Herzogin Lukrezia soll noch diese Nacht nach Nepi reisen."

„Sind Eure Nachrichten zu Ende, Spinozzi? Dann ist's gut. Ich hab' für Euer Söhnchen ein Roß aus meinem Stall bereitgestellt."

„Dank, Exzellenz! Er soll ein tapfrer Orsinireiter werden." Dem Burgvogt glänzten die Augen. Und er ging, seinem Jungen die Freude ins Herz zu legen.

Als die beiden Orsini allein waren, trat Pagolo mit gedrückter Miene auf den Kardinal zu. „Noch eines, bevor ich gehe." Es schien ihm schwer von der Seele zu wollen. „Seid auf der Hut."

„Vor wem?"

„Vor den Savelli."

Giambattista sah den Vetter bestürzt an. „Du machst ja ein Gesicht wie ein Novemberhimmel. Savelli? Gefahr? Vielleicht für —?" Wie ein Blitz zuckte es durch sein Herz. „Gefahr für Donna Tiziana?"

Pagolo sah ihn verlegen an. Endlich preßte es sich von seiner Brust. „Meine alten Knochen — o meine alte Ehre! Wie soll

ich vor dir bestehen? Wie die Schmach ertragen, die mir — mein eigener Sohn —"

Der Kardinal näherte sich ihm mit entsetzten Blicken. „Pagolo!"

„Oh, daß wir den kleinsten Zufällen so ausgeliefert sein müssen! Gebunden an ein Wort, der Raub einer Sekunde!"

„Rätsel über Rätsel! Fabio, dein Sohn, Tiziana, Savelli — ein Knäuel von Menschen und Namen —"

„Gnade für meinen Sohn!" In tiefster Ergriffenheit wollte der alte Krieger sein Knie beugen.

Der Kardinal hob ihn bestürzt auf. „Bist du wahnsinnig?"

„Er bringt dich in Gefahr — durch Leichtsinn, Unbedachtsamkeit, Raschheit — nein, wozu Beschönigung? Seine unselige Neigung, dem Wein mehr als nötig zuzusprechen —"

„Pagolo!"

„Vor vier Tagen war's. Er liegt plötzlich zu meinen Füßen und bekennt alles. Er war mit mir im Lager vor Faenza und ging dann nach Rom. Und dort in einer Gesellschaft von jungen Freunden in der Osteria des Davanzati — kommt es zu einem leichten Handel. Die Zunge war gelöst, man sprach von Liebe und schönen Weibern, die herrlichsten Frauen wurden gegeneinander ausgespielt — und in der Schenke saß abseits auch ein Savelli —"

„O Gott, mir ahnt —"

„Fabio, den Wein im Gehirn, wußte die Lippe nicht mehr zu zügeln — und im übersprudelnden Eifer, in kindischer Prahlsucht gab er das Geheimnis deines Schlosses preis — Donna Tiziana —"

„Bei Christi —" Der Kardinal schauerte zusammen.

„Der Savelli sprang auf, es entstand ein Kampf — der Savelli wurde niedergeworfen —"

„Genug!" Der Kardinal ging mit schweren Schritten durch die Bibliothek. Sein Antlitz war bleich, seine Hand zitterte. „Fabios Zunge regierte ein Dämon, nicht sein Herz. Aber es kann Unheil daraus entstehen."

„Die Savelli rüsten", sagte Pagolo gänzlich zerschlagen.

„Wer sagt das?" Der Kardinal wandte sich jäh um.

„Fabio selbst, dem seine Schuld keine Ruhe läßt. Er schlich sich verkleidet in die Häuser der Savelli und kitzelte allerlei durch Bestechung heraus. Der Savelli hat geplaudert, es ist ein Vetter des Luigi, die Colonna werden aufgemuntert, die Fehde zu unterstützen, sie rüsten ihre Reiter, alles deutet auf bevorstehenden Kampf —"

Der Kardinal fühlte plötzlich eine Glut zu Herzen steigen. War das möglich? Sie sollten so wahnwitzig sein, ihre Söldlinge in die Schanze zu werfen wegen dieser Frau? Und durfte

er selbst diesen Kampf entfesseln? War er's denn nicht, der die Versöhnung der Geschlechter auf seine Friedensfahne geschrieben?

Der Kardinal drückte dem Vetter schweigend die Hand.

„Vergib meinem Sohn, der sich in wilder Herzzerrissenheit nur danach sehnt, die Schande wieder gutzumachen. Er hat sich auf der Burg Cervetri eingeschlossen mit seinem jungen Weib und sinnt mit ihr darüber nach, wie die Schmach zu tilgen wäre. Bei Tag übt er sich im Fechten und Bogenschießen, um seinen Mann zu stellen, wenn die Savelli Ernst machen sollten, bei Nacht liegt er in furchtbaren Gewissenskämpfen und Reuetränen."

Giambattista legte dem geschlagnen Mann die Hand auf die Schulter. „Armer Vater, bringe deinem Sohn die Verzeihung. Und er soll künftig den Wein, den großen Leiderwecker, meiden. Ich erwarte dich zur Cena."

„Und du — die Savelli — die Gefahr?" schreckte Pagolo zusammen.

„Das liegt in des Höchsten Hand", sagte der Kardinal mit großer Ruhe.

„Laß mich morgen früh bei dir die Messe hören, dann reite ich nach Faenza zurück." In des alten Haudegens Auge glänzte eine Träne. Der Kardinal umarmte ihn und sah ihm lange nach.

Die Sonne schwebte langsam dem Meere zu. Tief bewegt schritt Giambattista auf und ab. Ein Tropfen Wein konnte die Ursache zu einem Blutmeer sein, das im lebendigen Lauf der Geschichte seinen dunklen Platz angewiesen bekommen konnte. Aber am Ende war dieser Tropfen doch nicht die Ursache des möglichen Leides. Er, der Kardinal, hatte bewußt ein Geheimnis großgezüchtet, freilich aus tiefster Ritterlichkeit und Menschlichkeit heraus. Das war seine ganze Schuld, die er vor allen verantworten konnte, nur nicht vor den rachelüsternen Savelli und ihrem Anhang. Kein sonnenklares Recht beschirmte ihn und diese schutzlose Frau vor dem heranbrausenden Trotz der Savelli. Ja, ja, so sehr er es sich verhehlen wollte, es ging um diese Frau, um diese schöne, heißumstrittne Tiziana de' Calvi.

Und da spürte er wieder das unheimliche Wogen in seinem Herzen wie immer, wenn ihr Name in seine Gedanken fiel. Verteidigte er sie gegen diese Savelli wirklich nur mit dem selbstverständlichen Recht des Schutzherrn? Unterstützte dieses Recht nicht heimlich eine andre, tief im Herzen webende Kraft? Trieb ihn nicht eine zärtlichere Macht in das Schutzengelamt hinein, das er so hehr auffaßte?

Da klopfte es scharf.

In der Tür stand der Burgvogt. „Hochwürdiger Kardinal, ein Gesandter der Savelli wünscht dringend vorgelassen zu werden.“

Der Kardinal tat einen tiefen Atemzug. Er hörte das Schicksal heranbrausen. „Er mag kommen“, sagte er gelassen.

Orazio Fioravanti, der Wappenträger und Legat der Savelli, verneigte sich ehrfürchtig vor dem Kardinal. Um die hagern Glieder legte sich das weißgefensterte, violette Wams und das gleichfarbige Beinkleid, und auf dem Brustlatz leuchtete das Wappen der Savelli. Tiefer Ernst furchte die Stirn des Gesandten.

„Exzellenz, im Namen meines Herrn Luigi Aristide aus dem edlen Geschlecht der Savelli, Herrn auf Aspra und Palombara, Burgherrn auf Monte Aventino, bitte ich, Orazio Fioravanti, in schuldiger Ehrfurcht vor Eurer Würde um Aufklärung in der Rechtssache meines Herrn, die zu vertreten ich Schrift und Siegel habe. Luigi Savelli, durch einen Verlöbnisvertrag mit dem edlen Rinaldo de' Calvi an dessen Tochter Tiziana, Witwe nach Brancaleone, gebunden, hat in Erfahrung gebracht, daß Eure Exzellenz in den Mauern auf Monterotondo die Braut meines Herrn Tiziana de Calvi seit Monden in Verwahrung halten. Wollen Eure Exzellenz die Tatsache bekennen oder leugnen?“

„Ich bekenne“, sagte der Kardinal ohne Regung.

„Und seid Ihr, Exzellenz, gewillt, Donna Tiziana de' Calvi im Laufe dieses Tages aus der Verwahrung zu entlassen und mir in die Hände zu geben, oder gewillt, die edle Frau noch weiterhin auf der Burg zu halten?“

„Ich bin gewillt, den Willen der edlen Donna Tiziana de' Calvi zu dem meinigen zu machen.“

„Und es ist der freie Wille der Donna Tiziana de' Calvi, auf der Burg Monterotondo unter Eurer Schirmherrschaft zu verbleiben?“ Es lag bereits Nachdruck in den Worten des Gesandten.

„Donna Tiziana de' Calvi mag selbst entscheiden.“ Der Kardinal öffnete die Tür und rief einem Kammerdiener den Auftrag zu, die edle Frau zu bitten. Dann wandte er sich an den Gesandten: „Erlaubt, daß ich Eure Beglaubigung durchsehe.“ Er nahm die Schrift und prüfte Unterschrift und Siegel. „Herr Luigi Savelli focht vor vier Jahren auf der Seite des Papstes gegen die Orsini?“

„Seine Tapferkeit wurde durch Wunden besiegelt“, sagte der Wappenträger.

„Ich schätze sie. Aber die Savelli hatten trotzdem kein Glück. Als ihnen Pius II. sieben Städte genommen, fing ihr

Unglück an. Sie suchten einen Halt an den mächtigen Colonna."

„Und haben ihn gefunden", ergänzte mit leichter Überlegenheit Fioravanti.

Da trat Tiziana de' Calvi ins Gemach. Als sie den Gesandten erkannte, schien ihr Herzschlag zu stocken.

„Was will man von mir?" fragte sie mit scheinbarer Ruhe.

„Luigi Savelli bittet um Eure Entscheidung. Wollt Ihr Euch freiwillig in die Rechte des Bräutigams begeben?" fragte Giambattista.

Tiziana erblaßte. Dann sagte sie fast tonlos: „Nein."

„Erkennt Ihr den Vertrag Eures Vaters an?"

„Nein."

„Seid Ihr gewillt, die Folgen dieser Weigerung auf Euch zu nehmen?"

„Kardinal — was will man von mir?" bebte plötzlich die Angst in ihr. „Was will dieser Mann? Er trägt die Farben der Savelli —"

„Es wird Euch kein Leid geschehen", versicherte der Kardinal.

„Wer bürgt mir dafür?"

„Der Kardinal Giambattista Orsini."

Fioravanti erhob sich. „Ich möchte Euch zu bedenken geben, daß die Savelli gezwungen wären, mit allen Mitteln auf ihrem Rechte zu bestehen, das auf Verträge aufgebaut ist. Mein Herr, Luigi Savelli, ist nicht gesonnen, auf das Recht, Donna Tiziana als Hausfrau heimzuführen, zu verzichten, wohl aber bereit, die Ehre der Waffen anzurufen für den Kampf um das Recht."

„So hört die Gegenkunde. Der Kardinal Orsini ist nicht gesonnen, eine schutzlose Frau, die sich freiwillig vor der Gewalt des Herrn Luigi Savelli auf seine Burg geflüchtet, dem Manne auszuliefern, der sein Eherecht ohne Einwilligung der beteiligten Tiziana de' Calvi geltend macht. Der Kardinal Giambattista ist aber bereit, die Ehre der Waffen einzusetzen für den Kampf um das Recht, die Ehre einer Frau zu verteidigen."

Tiziana de' Calvi fuhr empor und stand mit glühenden Wangen hochaufgerichtet an der Seite Giambattistas.

Fioravanti verneigte sich tief.

„Und saget Eurem Herrn", fuhr der Kardinal fort, „er würde an meiner Stelle nicht viel anders handeln, wenn es um das Leben und die Frauenehre einer Bedrängten ginge, wo nicht, so müßte ich ihm den Edelnamen des römischen Barons versagen."

„Das heißt also — Kampf?" Fioravanti blinzelte unter den weißen Brauen hervor.

„Den zu verantworten ich mir vor Gott getraue."

„In dem Augenblick, da meine Reiter diese Burg verlassen und ihre roten Fahnen in der Sonne flattern lassen, werden die Savelli, unterstützt von den Colonna, gegen Monterotondo ziehen. Es könnte geschehen, daß diese Nacht ein rotes Gesicht bekommt."

„Auch wir werden rote Gesichter bekommen, aber vor Kampffreude", lächelte der Kardinal. „Und Ihr sollt sehen, daß der geistliche Herr, der sein Knie vor der Menschen Friedfertigkeit beugt, auch die Kunst der Schwertführung versteht." Und er faltete die Hände und hob den Blick zu dem Gekreuzigten an der Wand. „Herr, irre ich, so führe mich; taste ich, so gib mir das richtige Gefühl, schwanke ich, so laß mich nicht fallen. Meine Stimme und mein Herz sind fest, der Herr führt mich."

Schon im nächsten Augenblick schloß sich die Tür hinter dem Gesandten.

Gleich darauf stürzte Tiziana zu Füßen des Kardinals hin. „Herr — gütiger Herr —" Dank, Schmerz, Verzweiflung quollen in Tränen hervor.

Giambattista zog wortlos, aber mächtig bewegt die Kniende empor und richtete ihre Schönheit vor sich auf. „Das mußte getan werden. Sollte der Kardinal Orsini in der Stunde der Not die Frau ausliefern, die er mondenlang bei sich zu Gast geladen hatte? Das hätte kein Campagnuole, kein roher Söldner getan. Einem Savelli trotzt man nicht mit Aristoteles, sondern mit dem gezückten Schwert. Seid ruhig, edle Frau, wir haben nun an die erste Sorge zu denken, Euch aus der Burg zu schaffen."

„Nimmer!" flammte Tiziana auf. „Ich teile alle Gefahren mit Euch, Kardinal."

Giambattista runzelte die Stirn. „Ihr wißt nicht, was Ihr beschließt. Es werden Kugeln sausen und Brände fliegen —"

Da wurde die Tür aufgerissen. Marcello Gaetani stürzte herein. „Savellis Farben reiten durch das Tor hinaus. Ihre roten Fehdefahnen flattern im Abendschein. Was gibt es?"

„Kampf!" rief der Kardinal mit mutgeschwelltem Herzen. Und mit kurzen Worten legte er dem Jüngling das Gewicht der Stunde aufs Herz.

Marcellos Auge sprühte Blitze. „Das Schwert des jüngsten Gaetani soll für die Ehre einer Frau klaffende Wunden in die feindlichen Schädeldecken schlagen."

Tiziana war versucht, dieses blütenschöne Haupt, in dem nur der Gedanke an sie seine wirbelnden Phantasien gesponnen hatte, an sich zu reißen und ihm den Kuß der Weihe auf die Stirn zu drücken. Aber sie ergriff nur heftig bewegt seine Hand und sagte: „Dank, Marcello! Dank für Eure — Treue!"

Der Kardinal wandte sich ab. Er wußte längst, was für ein Brand dieses stürmische Jünglingsherz ergriffen hatte, aber er wußte auch, daß die herbe Keuschheit Tizianas der Panzer war, der sie vor dem Ansturm dieser Knabenbrust schützte. Aber wie sah's in ihrem Busen aus? Zog sie ein Gedanke heimlich an das Herz dieses brausenden Ganymeds? Riß der Klang seiner Stimme sie nicht aus dem Gleichmaß der Arbeit, aus der Tiefe der Betrachtung, aus dem Wachtraum am Fenster? Schlug nicht in diesem Augenblick in ihrem Gemüt eine Glocke den Ton der Furcht für ihn und sein Leben an?

Giambattista ließ den Burghauptmann Spinozzi, den Leutnant Montfort, den Burgvikar, den Rüstmeister und den Reiterführer Capri rufen. Dann befahl er einem Kammerdiener: „Die Sturmglocke läuten lassen! Alle Mann in den Hof! Tore schließen und Kugelketten spannen!" Und zu Tiziana gewandt: „Ihr werdet so gut sein, meiner Mutter Gesellschaft zu leisten und ihre Angst zu beschwichtigen, falls sie der Nachtlärm aufwecken sollte. Die Sonne sinkt. Wir können um Mitternacht die ersten feindlichen Reiter um die Burg schwärmen sehen. Capri, es liegt mir viel daran, meine Vettern auf den Burgen zu alarmieren. Wollt Ihr der Wagehals sein, einen nächtlichen Ritt nach Bracciano zu machen und den Schloßherrn Giangiordano zu benachrichtigen, daß ich in der Klemme sitze?"

Dem jungen Florentiner leuchteten die Augen. „Ihr macht mich glücklich, Kardinal."

„Ihr setzt mit drei Reitern bei der Madonnenstatue nördlich unserer Burg über den Tiber, sprecht noch in der Nacht auf dem Wege beim Burgvogt auf Scrofano vor und bittet ihn, daß er zum Entsatz bereit wäre, sobald auf meinem Turm die Pechfackel lodert oder die grüne Fahne weht."

Da hallte die Burgglocke in den feierlich schweigenden Abend hinaus. Der Atem der erznen Mahnerin klang gehetzt, und alles wußte, daß Gefahr im Anzug sei.

In der Bibliothek versammelten sich die Führer der Söldlingshaufen. Der Kardinal weihte sie kurz in die bevorstehende Gefahr ein. Dann gab er seine Befehle, als hätte ihm der Freibeuter im Blut gelegen. Der Leutnant Montfort, ein Provenzale, bekam die schweren Reiter zugewiesen, die die Ausfälle der Söldlinge unterstützen sollten. Zwei Kammerherren mußten die Arbeiten im Hof überwachen, zwei Schweizer die Verteidigungsarbeiten im Vorfeld leiten. Die Kostbarkeiten der Bibliothek ließ der Kardinal in den Keller schaffen, damit einstürzendes Mauerwerk keinen Schaden anrichten konnte. Frau Ginevra Orsini wurde in das schußsicherste Gemach gebracht.

Als die Schatten des Abends über dem Gemäuer lagen und der stickige Dunst der Tagschwüle einem mildern Hauch zu

weichen begann, stand das massierte Volk der Fußleute mit dem Häuflein der schwarzen Orsinireiter im engen Geviert des Hofes, und der Kardinal trat aus der Bogenhalle vor sein getreues Gesinde. Noch nie hatten die Leute ihren Herrn mit dem strengen Antlitz der Gefahr vor sich hintreten sehen, immer nur hatte eine Stimme zu ihnen gesprochen, deren Klang, wenn persönliche Bedrängnis ein Herz in Not versetzt hatte, schon allein Linderung brachte. Und nun sahen sie einen in Erz strotzenden Kriegsmann daherschreiten, die hohe Gestalt durch Panzer, Beinschienen und Helm, auf dem der Bär mit der Rose in der Tatze prangte, zum dröhnenden Mars erhöht, das Antlitz streng gefurcht, doch ohne Bangigkeit.

Da stand das Kriegsvolk, diese zusammengewürfelten Haufen von Römern, Mailändern, Gaskognern, Provenzalen, Schweizern und Deutschen, die sich hier um die nie entfaltete Kriegsfahne des Kardinals geschart hatten. Es waren gar abenteuerliche Leute, die beim Schwerterziehen nicht nach Beweggründen, sondern nur nach dem Sold fragten, alte Invaliden, die wohl nicht mehr marschtüchtig waren, aber dafür die Erfahrung unzähliger Scharmützel besaßen und die Erinnerungen an ein zerschlagenes Freibeuterleben mit sich herumtrugen. Die ergrauten Köpfe sannen nun in einer Art lustiger Wehmut den vergangenen Abenteurerzeiten nach, aus denen ihnen die hellen Ehrenschilde ihrer einstigen Führer Colleoni, Piccinino, Gattamelata, Forteguerra und Francesco Sforza wie ferne Lagerfeuer nachblinkten. Sie hatten sich hier versessen, während auf den anderen Orsiniburgen es häufig Händel gab.

Und nun standen sie zur Masse zusammengeschweißt auf dem Hof und sahen ihren Herrn, den sanften Kardinal, der ihnen die Messe las und die Hostie an hohen Feiertagen gab, im Panzer stehen und hörten den donnernden Ruf: Orsini und die Kirche!

Der Kardinal rief ihre Vergangenheit an.

„Der Bär der Orsini wird gereizt. Rüstet euch, Männer auf Monterotondo! Die Savelli und Colonna rücken heran. Wollt ihr für euern Herrn kämpfen?"

„Evviva Orsini! Orsini e la chiesa! Orsini und die Kirche!" So hallte der Wille zum Streit.

„Gedenkt eurer Ruhmestage! Dort drüben seh' ich einen mit weißem Haar, den gichtbeuligen Manotti, er hat den Sforza, den Bauernsohn, als Herzog in den Mailänder Dom einziehen gesehen; und der dort mit dem Narbengesicht, Gianandrea, hat schon einmal einem Kardinal mit der Sturmhaube gedient, dem Niccola Forteguerra. Und viele unter euch haben dem tapfern Virginio Orsini, meinem Ohm, treue Gefolgschaft geleistet. Denkt an die Tage von Campo morto, teilt Hiebe aus

wie damals. Schärft die Bärenklauen und packt an, was euch anpacken will. Haltet Mannszucht, sucht keine Händel, betrinkt euch nicht! Verteidigt mich als euern Herrn!"

Schwer rasselten die bepanzerten Rosse der Streifer durch den Torweg hinaus in die Nacht gegen Rom zu. Marcello führte sie. Sein Banner trug er im Herzen, die Liebe zu Tiziana.

Auf den Türmen zeigten sich die ersten Helme der Wächter. Alle Augen lugten gespannt ins Vorfeld. Dort ritt der kleine, bewegliche Leutnant Montford auf seiner schlanken Stute von Posten zu Posten. Ins Uferrohr am Tiber legten sich die Wachen und lauschten dem Wellenschlag, der vielleicht das Nahen feindlicher Barken künden konnte.

Der Kardinal stieg zur Grabkapelle der Orsini hinab und ließ die eisenbeschlagene Pforte öffnen. Dort stand er lange in Gedanken versunken. Er ließ sich in die Knie und bat seinen Gott um Schutz für Tizianas Leben.

Mit raschen Schritten verließ er dann die Gruft und eilte die Treppen hinauf in die obern Gemächer und Wehrgänge. Durch eine Luke sah er in die Nacht hinaus, die sich in ihr silbernes Kleid warf. Die Bergklippen senkten sich da drüben jäh zum Tiber hinab und waren jetzt von finstern Schatten überdeckt, während der sanfte nahe Hang im weißlichen Licht blendend wie am Tage dalag.

Da wurde er zu seiner Mutter gerufen. Frau Ginevra saß mit verweinten Augen im Bett. Zu ihren Füßen kauerte, den Kopf in die Arme geworfen, Tiziana. Der Kardinal lief wie ein Knabe der Mutter ans Herz. „Mutter, sei beruhigt —"

„Diese Savelli! Diese finstern Savelli! Was wollen sie von dir?" zitterte das greise Herz. Der lebensmüde Kopf konnte das alles nicht mehr fassen.

„Sie sagen mir Kampf an", belehrte sie der Kardinal. Und dann deckte er ihr mühselig das ganze Geheimnis der Tiziana Malaspina auf.

„Ehrenhafter, teurer Sohn!" Die Mutter zog Giambattista an die Brust. Dann streichelte sie das zerwühlte Haar der in Schmerz aufgelösten Tiziana und sank müde in die Polster zurück. Tiziana legte ihr die Haube zurecht und nahm ihre Hand in die ihre. Bald schlossen sich die Augen der Greisin zum Schlummer. In ihn schien ein schmerzvoller Traum seine ersten Bilder zu werfen, denn die sanften Züge der Greisin verquälten sich.

Der Kardinal legte seine heißen Hände auf ihre Stirn. „Ich werde sie wohl nicht mehr lange haben", sagte er, während er die Alkovenvorhänge niederließ und mit Tiziana zum Fenster trat. „Dann wird es noch einsamer auf der Burg werden."

„Ihr wart ja die ganzen Jahre her die Einsamkeit gewöhnt." Sie sagte es dumpf und unsicher. Kein Blick traf ihn. Dann rüttelte es ungeduldig an ihrem Herzen. „Kardinal — ich gehe zugrunde — unter dieser Schuld. Gebt mir den Weg frei zu Euern Wachen. Ich will mich noch in letzter Stunde dem Savelli ergeben."

„Nein", sagte der Kardinal entschlossen. „Das ist die Sprache der Verzweiflung. Nun halte ich Euch auch wider Euern Willen gefangen."

Mit Schrecken blickten ihn ihre Augen an. „Kardinal! — O Gott, ich bin wahrlich die unglücklichste Römerin."

„Dies tut mir leid, Donna Tiziana, aber meine Ehre fordert nun, daß ich meine Pflicht bis zum letzten Augenblick erfülle, den Schutz Eueres Lebens."

„Und was ist dieser letzte Augenblick? Ihr schweigt? Es kann nur Euer Tod sein oder der meine. Fällt aber Luigi Savelli, so ist —"

„Dann seid Ihr frei von aller Sorge", sagte der Kardinal rasch, „und könnt fort von Monterotondo ziehen, die Welt liegt wie ein Blumengarten vor Euch, und Ihr könnt aus Italiens hehrsten Geschlechtern Euch den Schirmherrn wählen, der Euer Herz für alle Zeit zum Altar seiner irdischen Gebete machen wird."

Tizianas Augen, von der Seele Glut durchflammt, suchten hilflos die silberne Sternenwelt nach einem Pünktlein ab, das einen Hoffnungsstrahl entsenden könnte in die Nacht ihres Herzens. Da holte sie aus ihrem Gehirn in einer Anwandlung von Trotz und Verzweiflung einen rettenden Gedanken hervor. „Das Herz, von aller Werbenot des Savelli befreit, würde vielleicht nicht lange zu suchen brauchen, um den zu finden, der ihr wahrhaftiger Beschützer, Held und Gemahl sein könnte." Mit gespannten Augen, von tausend Foltern beengt, breitete sie ihr Hirngespinst aus.

Der Kardinal horchte auf. „Glückliche Frau, die sich mit solcher Hoffnung über die schweren Stunden hinwegzuretten vermag! Und darf ich wissen, wem Ihr das beneidenswerte Glück ewiger Gebundenheit gönnen wollt?" Sein Blut schoß, wie von Erinnyen gepeitscht, durch die Adern, und seine Augen brannten an der lieblichen Gestalt hinauf, die sich im Licht des Mondes aufgepflanzt hatte.

Und Tiziana sprach mit bebender Stimme in die Nacht hinaus, als wollte sie diese zur Helferin in ihrer Herzensnot anrufen. „Ich kenne einen, der gesonnen wäre, sein Leben für mich in die Schanze zu schlagen. Er hat alle berückenden Eigenschaften der Jugend, ja, er ist fast noch ein Knabe. Es ist sicher, daß er mich liebt —"

„Marcello!" Wie ein Pfeil schossen die Lippen des Kardinals den Namen ab.

„Noch ist sein Herz rein und ehrenhaft, doch steht es jeden Tag neben der Versuchung. Sein hoher Gedanke will mich hinausführen in eine, wie er meint, beßre Welt. Den ganzen Blütenreichtum einer jungen Erstlingsliebe streut er mir mit verzücktem Herzen vor die Füße und ist verzweifelt, weil ich ihm nur schwache Hoffnung gebe."

„Warum — tut — Ihr das?" hauchte der Kardinal, mit Bangigkeit aufhorchend.

„Weil ich weiß, daß seine Liebe schwinden wird, wenn ihn das Leben von andern Mädchenlippen anlacht. Liebt er denn mehr an mir als meine Augen, meine Haare, meine Hände, meine Glieder? Wenn das alles verglänzt, verbleicht und verschrumpft? Wird ihm meine Seele unvergänglich sein? Ihr solltet ihn hören, wenn er Paphos' schöne Göttin aus dem Olymp in seine Lieder zwingt, wenn er mir mit jauchzenden Lippen den amathusischen Wein kredenzt oder mich zur heißbegehrten Arethusa adelt. Kardinal, man darf einer Frau nicht allzuviel Standhaftigkeit zumuten, wenn sie ein freies Herz hat. Seine Wunden der Seele könnten am Ende das Mitleid entzünden, die gefährliche Schwester der Liebe."

„Ihr — liebt also — Marcello Gaetani?" fragte der Kardinal mit verwürgter Kehle.

„Das — weiß — ich — nicht." Ihre Stimme verrieselte gleichsam in der Nacht.

Giambattista drückte den Eisenhelm in seinen Händen zusammen, als wolle er ihn in Stücke brechen. Sie liebt ihn! So inbrünstig und verschämt zugleich verteidigt nur Liebe! Was soll der arme Kardinal von Monterotondo neben diesem entflammten und geliebten Epheben andres tun, als seinem Wesen getreu bleiben und segnen, wo andere verdammen würden? Was soll ich, der reife Mann, neben diesem glühenden Jüngling? Bedauern, daß ich nicht früher gelebt? Beklagen, daß mir der nahe Herbst die Aussicht auf eine Liebe verstellt, die nichts andres wäre als ein verzweifelter Kampf gegen das eigene Gewissen, gegen übernommene heilige Pflichten und Gelübde? Wach auf, Giambattista Orsini, kröne dein bisheriges Lebenswerk durch eine wahrhaftige Tat der Selbstentäußerung. Fasse ihre Hand ohne Herzzucken, ohne schmerzvolles Bedenken und lege sie in die Hand des Jünglings, der dir zum Freunde geworden und der dir durch seine Liebe nicht zum Feind werden soll.

„Versprecht mir eines. Wenn Ihr mit Eurem Herzen einig seid und das heiße Werben Marcellos erhören wollt, dann laßt's mich wissen, auf daß ich Eure Hände in die seinen lege.

Ich billige Euren Ausweg aus meinem Kerker. Marcello Gaetani ist gut und edel. Er wird Euch glücklich machen."

Da ging es wie ein Frühlingsbrausen durch das junge frauliche Geblüt. Sie fühlte, wie sich dieser ernste Mann gegen den Ansturm der Liebe wehrte. Durch sein Opfer wehte der Gluthauch der Eifersucht. Er wollte sich selbst getreu bleiben, liebte sie und ging in seiner Liebe so weit — daß er sie einem andern gönnen wollte? So weit sollte er seine Tugend treiben dürfen? Wollte seinen Gott zum Zeugen anrufen für die Reinheit seiner Gesinnung? Den Menschen hätte sie so gern in ihm gesehen, und er zeigte ihr den Heiligen.

„Ich werde Euch um Euern Segen bitten, Kardinal, wenn es an der Zeit ist", sagte sie mit überlegener Ruhe. So quälten sich die beiden Herzen einander vorbei.

Da tönte es durch die Nacht, scharf und schrill. Dann Schwerterklang und Rasseln von Eisenschienen. Der Kardinal eilte zum Fenster.

„Reiter- und Pferdeleiber aneinander! Das ist Marcello! Lebt wohl!"

„Ihr wollt hinaus?"

„Donna Tiziana — Kampf ist zur Pflicht geworden!"

„Und diese Pflicht — kämpft — für mich?" Aus höchster Angst jagte das Wort heraus.

Eine donnernd zugeschlagene Tür gab ihr die Antwort: Siehst du nicht, wie ich verbrenne unter der Glut meiner Liebe?

Männer! Ungestüme, hitzige Männer! verhetzt eure Herzen in die Wildnis der Eifersucht! Oh, könnte ich euch zu Brüdern machen, die eine Schwester beschirmen! Aber nein — ich kann nur den einen beglücken, nur den einen vom Born der Liebe trinken lassen, und dieser eine wehrt sich in törichter Eifersucht gegen die dargebotne Hand — wilder, geliebter Mann! Du mußt sie *nehmen*, diese Hand — ich, ich kann sie dir nicht reichen!

Das Glück warf Tiziana in die Knie. Und sie schluchzte ihre wehe Freude hinaus in die Nacht, wo der Kampf um sie entbrennen sollte.

An diesem Abend lag in einer Ecke des Schlafgemachs, in einem blauseidnen Stuhl zusammengekauert, Lukrezia Borgia vor dem Papst. Lässig hingeworfne genuesische Trauerschleier bedeckten ihrer Glieder zarte Pracht.

Der Papst hatte einen seiner Fieberanfälle hinter sich und sah blaß und mager aus. Auch die blutigen Ereignisse der letzten Tage hatten seine Gesundheit erschüttert. Der Mord an Alfonso, von ihm gewünscht, wenn auch nicht gefördert, bohrte jetzt seinen Stachel in des Mitschuldigen Gewissen.

Des Papstes weißseidner Talar rauschte an Lukrezia heran. „Deine schönen Augen, mein frommes Kind, werden sich in Nepi wieder trocknen. Du nimmst, wie ich dir sage, ein Gefolge von sechshundert Reitern mit, das eine prächtige Wache für das Kastell darstellt."

Lukrezia schwieg.

Der Papst wurde ungeduldig. „Rede doch endlich, mein frommes Kind."

„Jeder Strauch in Nepi wird mir ein Leid von meiner verlornen Liebe singen, wenn der Wind darin spielt. In allen Ecken des alten Schlosses werde ich den Geist des geliebten Toten erblicken."

„Ich habe Sorge dafür getragen, daß alles umgestellt wird. Sangallo ist an der Arbeit, er baut die Säle aus, alles wird heller geschmückt, Blumenfüllhörner sollen in deinen Gemächern paradiesische Düfte ausströmen —"

„Um den Geist des Toten zu vertreiben!" höhnte Lukrezia bitter.

Der Papst wurde ärgerlich. „Ich habe kein andres Mittel, deine trauernden Sinne zu zerstreuen, als Farben, Musik, Spiel, Vergnügungen. Ich hätte dich gern hier behalten, aber — ich habe — vor Cesare Angst —" Das Bekenntnis quälte sich ihm vom Herzen. „Er hat allerhand Pläne mit dir", sagte er verwirrt.

„Pläne! Pläne!" jammerte Lukrezia. Ihr langhaariger Rüde schmiegte sich an sie. „Ach, ich möchte in das Fell dieses Hundes fahren, um sicher zu sein vor den Plänen meines Bruders."

Pagen öffneten plötzlich die Türflügel. Der Gefürchtete stand im Zimmer.

Ein Hauch von Kälte wehte über die Herzogin hin. Sie dachte an das Haus Athamas', wo die Mauern leise zu zittern begannen, als Tisiphone mit dem Schlangenhaupt hineintrat, wie Ovid es singt.

Der Herzog küßte dem Vater die Hand und empfing dessen Stirnkuß. „Lukrezia wird ihre Reise wieder verschieben müssen", sagte Cesare mit verdunkeltem Blick. „Die Straßen sind voll Reiter der Barone. Colonna und Savelli ziehen in dichten Trupps auf Monterotondo."

Der Papst erhob sich bestürzt. „Verbeißen sich die Geschlechter wieder einmal?"

„Gott sei Dank!" sagte Cesare. „Doch davon später. Das Schicksal meiner erlauchten Schwester will zuerst erwogen sein. Lukrezia, du zürnst mir, und dennoch habe ich alle Ursache, dir zu zürnen. Denn du fährst fort, deine Herzensangelegenheiten über die Notwendigkeiten der staatlichen Ent-

wicklung zu stellen." Cesare ließ sich, wie zu einem diplomatischen Geschäft, in einen der dickgepolsterten Armstühle nieder, kreuzte die muskelstraffen Beine und stützte die gefalteten Hände auf das Knie. „Alfonso von Bisceglia mußte umkommen. Er war der Besitzer eines Namens, der in der Geschichte der Borgia nur einen Stein des Anstoßes bilden mußte. Du wirst sagen, Schwester, er war schwächlich, unbedeutsam, zartfühlend, ungefährlich —"

„Nicht ich, die ganze Welt sagt es!" schluchzte Lukrezia im neuaufgewühlten Schmerz.

„Ich gebe es zu, er war menschlich, aber diese Menschlichkeit machte ihn unfähig, die Dinge praktisch anzugreifen. Ich habe Beweise in meinen Händen, daß er den Colonna zuneigte, weil diese mit Neapel eng verbunden sind. Er hätte, wäre er länger am Leben geblieben, unsere geheimsten Pläne an Neapel verraten. Die Colonna mußten endlich erfahren, daß der Vatikan entschlossen sei, alle Fäden, die hinter seinem Rücken mit Aragon gesponnen werden, zu zerreißen. Die Früchte zeigen sich: am selben Tag fast, da Alfonso stirbt, verbinden sich die Colonna mit den Savelli, da sie fühlen, daß ihnen ein Halt genommen ist. Sie gehen gegen das Geschlecht der Orsini vor, obwohl sie wissen, daß diese vorläufig von uns beschirmt werden. Sie wollen ihre Schwäche durch eine Angriffspolitik bemänteln. Aber wir wollen ihnen den Herrn zeigen. Damit geben wir auch Neapel den ersten Stoß, den zweiten gibt ihm Frankreich und Spanien, die bereit sind, Aragon zu bekriegen auf Grund eines eben geschloßnen Vertrags, nach welchem Neapel unter beide Mächte aufgeteilt werden soll. Dadurch verliert zugleich der Papsthof seinen grimmigsten Feind und die Colonna und Savelli ihren treuesten Beschützer. Die Orsini sind dann das einzig mächtige Geschlecht und — um so leichter aus der Welt zu schaffen."

„Cesare!" Der Papst verfiel wieder in Bewunderungskrämpfe. „Du glaubst, daß dieses teuflische Werk mit des Himmels Segen zu Ende geführt werden könnte?"

„Sicherlich mit dem Glück unsrer Waffen!"

„Zwei christliche Könige fallen über den dritten her und teilen die Beute —" Der Papst schlug die Hände zusammen.

„Und sie liegen sich dann selbst in den Haaren. Nun aber kommt der berühmte Dritte und reibt sich die Hände. Denn es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn dann der Tisch nicht auch für uns gedeckt wäre. Ich selbst werde den neapolitanischen Thron besteigen, nachdem ich zuvor die Romagna unterworfen, wo wir eben im schönsten Zuge sind."

Die großen Pläne seines Sohnes rieselten durch des Papstes Gebein. Unten Neapel, oben die Romagna, in der Mitte Latium!

Da lag ja fast die ganze Einheit Italiens zusammengeschweißt in den Krallen des Geiers. „Engel und Teufel du!“ rief Alexander aus.

Mit sichtbarem Stolz baute Cesare seine Pläne weiter auf. „Uns fehlen dann nur mehr die Perlen des Nordens Italiens. Wir müssen unter allen Umständen zuerst Ferrara gewinnen, um ein Gegengewicht gegen das neidische Venedig zu erhalten und es dann mit Florenz und Bologna angreifen zu können.“

Die wie von brausenden Orkanen umtobte Herzogin schreckte empor. „Was hat Bisceglia mit euern furchtbaren Streichen zu tun?“

„Wir wollen, sagte ich, Ferrara an uns ketten, aber — durch die zartesten Fesseln, die je ein diplomatisches Hirn ersonnen, wir wollen dich, erlauchte Schwester, an das Herz des zärtlichsten Prinzen legen, den die Welt kennt: Alfonso d'Este von Ferrara.“

Lukrezia fuhr wie unter dem Biß einer Schlange empor. „Cesare — mich aufs neue ver —“

„Du wirst einst nicht genug Worte des Dankes finden für die Wahl, die wir für dich, vielgeliebte Schwester, getroffen.“

Die Herzogin taumelte mit den Händen in die Luft. Dann warf sie sich Vater und Bruder zu Füßen. „Um Himmels willen, werft mich nicht in ein neues Labyrinth von Qual! Denkt heilig von meinem Herzen! Treibt es nicht zum Äußersten! Mein junges, liebefieberndes Herz! Wieder verkuppelt an einen fremden Mann!“

„Alfonso Bisceglia war einst auch für dich ein fremder Mann! Und doch klagst du ihm jetzt nach.“ Dem Papst stieg die Verzweiflung seiner Tochter zum Herzen. „Du wirst auch diesen neuen Jüngling lieben lernen und unsre Macht vergrößern helfen, mein frommes Kind.“

„Ich will nicht!“ schrie Lukrezia ihren Peinigern wie eine Rasende ins Gesicht.

Aber mit kalter Gefühllosigkeit bohrte Cesare seinen Rededolch in das unglückliche Herz der Schwester. „Deinen Willen zu achten, wäre das beste Mittel, unsere Staatsklugheit an den Pranger zu stellen. Verzeih, meine zärtlich geliebte Lukrezia, ich habe bereits durch den ferraresischen Gesandten Beltrando Costabili die ersten Verhandlungen angeknüpft. Du wirst in diesem zweiten Alfonso nicht nur den süßen Klang eines geliebten Namens begrüßen, sondern in seinem Herzen mit der Zeit auch mehr als einen Ersatz für den Verlust des Herzogs von Bisceglia entdecken. Alfonso von Ferrara ist Witwer, also vereinsamt wie du, drei Jahre älter als du, kriegstüchtig, seinem Vater, dem regierenden Herzog Ercole, in Liebe ergeben, voll Staatsklugheit, sparsam, den Künsten und Wissenschaften

hold. An seinem Hof, der die Heimat eines Bojardo war, wirst du die besten dichterischen und künstlerischen Talente erblicken. Eine prächtige Hofhaltung wird dich zur ersten Fürstin auf italienischem Boden erheben, herrliche Frauensterne werden mit dem üblichen Neid um die Sonne deiner Schönheit kreisen, Maler werden sich um deinen Reiz bemühen, die beiden Strozzi das Füllhorn ihrer blumigen Verse über dich schütten. Zudem bringt diese Verbindung politische Vorteile mit sich. Der junge Erbprinz ist mit den Dynastien in Mantua und Urbino verschwägert und zieht so diese Landschaften in unser Interesse hinein. Wir haben damit um die Romagna auf die friedlichste Weise einen schützenden Panzer gelegt, und es könnte am Ende eine prächtige Allianz zwischen Papsthof, Frankreich, Romagna, Ferrara, Mantua und Urbino deiner Liebe ihre Entstehung verdanken. Ist das nicht ein überwältigendes Machtgefühl?"

„Das mit dem Opfer meines Frauenherzens erkauft wird!" unterbrach Lukrezia den weit aufgerollten Herrschaftsplan ihres Bruders.

Cesare wehte über ihren Schmerz hin: „Ei, ich sehe schon die eifersüchtigen Damen von Ferrara ihre schönen Toiletten vor Wut zerknittern, weil sich eine Papsttochter in ihre altedle Verwandtschaft hineinschmuggelt. Aber die Erregung wird der schönen Isabella von Gonzaga und der geistvollen Elisabetta von Urbino sehr schön zu Gesichte stehen und deinen Wert noch erhöhen. Ja, ich rechne damit, daß Alfonso selbst uns im ersten Augenblick mit Schreckschüssen von seinem Leib halten wird, aber wir wollen die Künste unsrer Überredung spielen und das Gold unsrer Kardinalsernennungen funkeln lassen."

Der Papst hatte längst gewußt, wohin die Ströme des Ehrgeizes Cesares flossen, aber nun waren sie hörbar vor seinen Ohren vorbeigerauscht, durch keine Dämme mehr eingeengt, von den Quellen eines grübelnden, kühnen Verstandes genährt. „Lenke alles in die vorgezeichnete Bahn", sagte er mit gekünstelter Autorität, indem er sich schwer aus den Polstern erhob. „Deine Tiefgründigkeit in den Entschlüssen werde ich belohnen, indem ich dich morgen zum Herzog der Romagna ernenne."

Cesares Antlitz strahlte Dank. Er durfte also schon den Titel tragen, der zur Eroberung der noch fehlenden Städte und Landschaften verpflichtete. Er ließ sich auf sein Knie nieder und küßte des Papstes Hand voll Ehrfurcht.

Lukrezia sagte entsagungsmatt: „Du erlaubst, daß ich dir auch meine Würden übergebe, um den Glanz deines Namens zu erhöhen. Was soll eine zukünftige Herzogin von Ferrara

mit den Herzogtümern Nepi, Spoleto und Sermoneta beginnen? Es sind keine Waffen in einer Frauenhand."

„Wir werden diese Sache noch erwägen", meinte der Papst mit gerunzelter Stirn, denn die Entschlußselbständigkeit seiner Tochter paßte ihm nicht. Die Kinder wollten über seinen Kopf hinweg schon Herzogtümer verschenken, als wären es Spielbälle.

Cesare küßte die Schwester auf die Stirn. Eine unnatürliche Hitze überlief ihn. Seine Lippen blieben länger als gewöhnlich auf den goldnen Lockenringeln haften, die sich aus dem schwarzseidnen Stirnband hervorwirrten.

Cesare begleitete den Papst in den Vatikan. Es war die Zeit der geheimen Aussprache zwischen den beiden. In der Torre di Borgia, in der Sala del Credo, mitten unter Propheten und Fabelwesen, ließ sich der Papst in seinen Armstuhl nieder. Der Scharlachpanzer des Stuhls umhüllte seine weiße Gestalt wie eine große erstarrte Blutwelle.

„Ich erwarte jeden Augenblick das Nahen der Eilboten von Faenza", sagte Cesare. „Sobald sich Astorre Manfredi ergibt, werde ich meine Truppen nach Pesaro ziehen lassen, um meinen ehemaligen Herrn Schwager Sforza zu vertreiben."

„Was willst du mit Astorre beginnen?"

„Mich zuerst gnädig zeigen, indem ich ihm freien Abzug gewähre, denn die Faenzer hängen schwärmerisch an dem jungen Tyrannen. Sobald er aber in meinen Händen ist, soll ihn meine Garde fürstlich nach der Engelsburg geleiten."

Der Papst warf sich mühevoll in eine Art Entrüstung. „Cesare, spiel nicht mit den Fürsten, es könnte der Tag kommen, wo sie mit dir zu spielen beginnen, und es wäre dann ein Spiel von hundert Katzen mit einer Maus. Die romagnolischen Tyrannen sind untereinander uneinig, das ist wahr, aber alle angegriffen, werden sie sich furchtbar einigen —"

„Es gibt keine kurzsichtigeren Menschen als diese Tyrannen", lächelte Cesare ungerührt. „Ihr Hochmut läßt sie unüberwindlich erscheinen. Sie sollten den Stier im Wappen tragen, nicht wir. Vor allem möchte ich Euch bitten, mir bei dem Colonnaspiel freie Hand zu lassen."

„Was geht dort vor?" Der Papst nippte an der Abendmilch.

„Ein wunderliches Schauspiel. Wir erleben einen kleinen Trojanischen Krieg vor den Mauern Roms. Es handelt sich um nichts andres als um eine schöne Helena, die der Herr von Monterotondo, Kardinal Giambattista Orsini, in einer Art freiwilligen Gefangenschaft zu halten scheint. Luigi Savelli, der halsstarrige, gewalttätige, unritterliche Bräutigam der Tiziana de' Calvi, kämpft um sein schönes Liebchen, das auf eine

noch unaufgeklärte Weise in den Besitz dieses weltflüchtigen Stoikers im Purpur gelangt ist. Ich hätte diesem Orsini niemals die Fähigkeit zugetraut, einen derartigen Geschmack zu entwickeln."

„Dieser Antikenkrämer war immer ein Sonderling, aber nie ein geschmackloser", sagte der Papst. „Mich reizt es beinahe, dieses geheimnisvolle Schloß zu besuchen."

„Weil sein schönster Schatz nicht der antiken Welt, sondern der unsrigen angehört", lächelte Cesare. „Aber ich meine, er wird sich uns gegenüber ebenso zur Wehr setzen wie gegen die Savelli. Er wird sich sagen — denn er ist klug —, ich verteidige wohl die Kirche, aber ich wehre mich gegen den Papst und dessen Helfer, die mir die Annehmlichkeit meines durchwärmten Bettes verleiden wollen. Und es ist sehr die Frage, ob die übrigen Orsini diese Anschauung nicht teilen. Ich möchte daher, Eure Einwilligung vorausgesetzt, das Räderwerk anders ineinandergreifen lassen."

„Ich bin neugierig."

„Ich habe den Auftrag gegeben, daß noch in dieser Nacht meine Söldlinge gegen die Colonnaschlösser Palestrina und Genazzano ziehen, die verlassen dastehen. In diesem Augenblick belagern meine Bogenschützen den Colonnapalast in Trevi. Morgen ergeben sich alle übrigen Burgen von selbst, des bin ich gewiß. So befreien wir die Orsini von dem Druck, und diese, unsre Hilfe belohnend, werden nun nicht anders können, als unsere Forderungen anzunehmen."

„Und die werden sein?"

„Unumschränkte Gefolgschaft der Kirche, Zahlung einer Befreiungssumme, und das dritte —", er stockte ein wenig und fuhr dann lächelnd fort: „Kardinal Giambattista Orsini möge die Freundlichkeit haben, die duftende Rose seines Schloßhofes auszuliefern — den schönen Stern —"

„Donna Tiziana?" horchte der Papst lüstern auf. „Mit welchem Rechte?"

„Sie war Hofdame der Lukrezia Borgia und ist dem Hof entflohen. Die andern Orsini werden den Kardinal isolieren, wenn er zum Narren eines Weibes werden sollte. Im äußersten Falle aber könnten uns immer noch List und Gewalt zu unserem Scheinrecht verhelfen."

„Unerreicht in seinen Kühnheiten! wird einst auf deinem Grabmal stehen", sagte Alexander, dessen Lippen schmatzende Laute formten. „Und darf man einmal diese Tiziana de' Calvi zu Gesicht bekommen, wenn sie in deiner Hut ist?" Der Papst blinzelte den Sohn von der Seite an.

Cesare reizte das Abenteuerliche, nicht der Gegenstand. Eine Teilung beschwerte sein Gewissen nicht, besonders wenn er da-

für Entschädigungen erhalten konnte, die er dem Vater gegebenenfalls unterbreiten würde. „Allerheiligster Vater, wir werden einen ungeschriebenen Vertrag ausarbeiten, nach dem die schöne schwarze Beute zur gerechten Verteilung gelangen soll. Es wäre mir lieb, wenn Giulia Farneses Einfluß ein wenig gebrochen werden würde —"

„Mein goldnes Kind!" verschwärmte der Papst seine Gefühle. „Oh, oh! Ihr Verlust könnte nur durch einen vollwertigen Ersatz verschmerzt werden."

„Allerheiligster Vater, Ihr werdet bei der Abwechslung zum feurigen Jüngling werden. Giulia Farnese ist ruhebedürftig, Tiziana de' Calvi sicherlich nicht. Und wenn Euch das leuchtende Haar Giulias wie salomonisches Gold zwischen den Fingern dahinfloß, wird Euch der schwarze Samt auf Tizianas Scheitel wie das herrliche Fell eines schwarzen Pantherweibchens anmuten. Und es ist am Ende auch ein Labsal, nach dem ewig blauen Himmel des schönen Auges der Farnese in die dunkle Sternennacht eines andern Auges zu tauchen."

Dem Papst zuckte der alte Adam durch die Glieder. Der letzte Fieberrest floh aus seinem Körper, verjagt durch die Kraft seiner sinnlichen Natur. Er warf den Frauenköpfen an der Decke listige Blicke zu und nahm endlich eine kleine Statue zur Hand, die eine Pasiphae darstellte, betrachtete sie lange und drückte endlich einen Glutkuß auf die gespannten Brüste. Dann sagte er keuchend: „Laß Giulia Farnese holen!"

Es war tief in der Nacht.

Da klirrten schwere Tritte auf dem Korridor.

„Gianmatteo, was bringst du?" rief Cesare dem Reiterleutnant zu, der eben hereintrat.

„Der Herzog von Pesaro, Giovanni Sforza, verließ beim Nahen der französischen Hilfskontingente in Eile Kastell und Stadt Pesaro. In diesem Augenblick sind unsre Truppen bereits einmarschiert."

„Die Hasen beginnen zu laufen!" jubelte Cesare. „Laß dir gleich den Keller öffnen. Pagolo bleibt in Pesaro. Ich hoffe, daß der Malatesta von Rimini sich an Pesaro ein Beispiel nehmen wird, wenn er die Franzosen wittert. Braver König, ich will deine Helferhand küssen!" Innerlich aber fügte er hinzu: um sie nachher fortzustoßen. Er war konsequent in seiner Feind und Freund vernichtenden Eroberungspolitik. „Was sonst?" fragte er hungrig.

„Auf dem Weg hierher mußte ich mich mühsam durch die Ketten der Colonna und Savelli durchschlagen, die gegen Monterotondo ziehen."

„Laß dir den Wein durch die schönste Dirne kredenzen", sagte Cesare.

Der Papst horchte hilflos den hagelschlagartig niedergehenden Befehlen seines Sohnes, der sich nun wie ein befreiter Löwe reckte. „Orsini und Colonna! Sie sind dumm wie junge Hunde. Die beiden vereint wären des Papstes Tod, so aber leben wir von ihrem Hader.“

Die Tür flog weit auf. Pagen neigten sich an der Schwelle. „Donna Giulia Farnese!“ meldete einer mit gesenktem Haupt.

Der Papst erhob sich. „Sieg, Giulia, Sieg!“ lallte er.

Die schimmernde, blendende Sonne der Favoritin ging an der Schwelle der Sala del Credo auf.

Und Rom lag in Nacht.

Zartes Mondlicht fließt an den Mauern der Burg hinab.

Tiziana liegt im Zimmerschatten auf den Knien. Das Brausen des Todes umgeistert sie. Ihre Hände sind krampfhaft ineinandergefaltet, die Lider verschluchzt, das Herz zerwühlt von Leid und Stolz, Schmerz und Angst. Blut rief man an zum Zeugen der Liebe für sie. Und da reitet jetzt ein Mann in den Kampf, der es nicht über sich brachte, um ihretwillen das letzte von sich zu werfen, das heilige Kleid des Gottesknechtes, der aber bereit ist, Wunden und Tod für sie zu empfangen. Damit sie lebe und — wie der arme Mann glaubte — mit einem andern glücklich lebe, sprang er in den Kampf und versuchte eine fremde Liebe zu retten vor dem Würgeratem des Savelli. Deshalb? Wirklich deshalb? Sie glaubte es nicht. Es überfiel sie mit fürchterlicher Wucht, daß ein andrer Trieb es sei, der Giambattista in die Lanzen der Feinde jagte. Er suchte den Tod, um dem andern Sterben in seinem Herzen zu entgehen. Sie hatte die Eifersucht in ihm entfacht, und sie war schuld, daß er sein Herz in wilden Zweifeln zerwühlte, bis es keinen andern Ausweg fand als den Tod. Oh, was war das für eine Welt um sie? Da fochten drei Männer draußen um ihr Herz, und keiner wußte es zu erringen. Der eine liebte sie brutal um ihres Leibes willen; der andre liebte sie, weil er sich selbst verkannte, um ihrer Schönheit willen, und auch der mußte seine Liebe zerbrechen, wenn ihre Schönheit zerbrach; und der dritte liebte sie als ganzen Menschen, Seele und Leib zur Harmonie verschmelzend, und war der einzige, der es wert war, daß sie ihm beides gab.

Da schleuderte sie ihre Bedrängnis in wilde Gebete hinein. Herrgott im Himmel, wäge nicht den Hauch meiner Gedanken! Entscheide du! Was sein soll, wirf mir als gnädiges Geschenk ins Herz!

Sie fühlt den Kelch der Liebe vorüberschweben, einer weißglühenden Lilie gleich, über deren Rand es überquillt von seligem Inhalt. Und da reißt es sich plötzlich los, aus den tiefsten

Tiefen des Herzens, und zerbricht das Gebet mit stammelndem Laut: Schütze Giambattista! Mein Herr und Gott!

Und da kommt es auch schon über sie wie Sturmesmacht. Es duldet sie nicht mehr in den drückenden Mauern der Burg. Sie will Zeuge sein der Taten, die jetzt um ihretwillen geschehen, will helfen, wenn es nottut, oder zugrunde gehen, wenn ein andrer zugrunde geht.

Tiziana wirft die gelösten Haare in den Nacken und bindet sich den weißen, perlenbestickten Schleier, den ihr Giambattista verehrt hatte, über das Haupt. Das Männerwams, das ihr einst heimlich zur Flucht verholfen, legt sie wieder um ihre fraulichen Glieder, den dunklen Mantel wirft sie über die Schulter, und so eilt sie die Treppe hinab in den Hof. Dort besteigt sie das Roß eines zurückgekehrten Spähers. Die Torwachen machen der kühnen Herrin Platz. Die Flügel öffnen sich. Tizana fliegt auf dem Pferd hinaus in den grünsilbernen Glanz der Sommernacht.

Panzerrasseln und Hufgepolter weisen ihr den Weg. Und da drüben dunkelt auch schon ein lebhaft bewegter Knäuel von Gestalten. Dort ringt man um ihr Herz. Wie eine wilde Amazone jagt sie darauflos. Und im nächsten Augenblick hält ihr zitterndes Roß vor dem Schreckbild des Einzelkampfes.

Sie erkennt eine hochgewachsene Gestalt im Eisenpanzer, sieht den silbernen Helm blitzen, auf dem der Busch wie eine Flagge Luzifers flattert. Nun bäumt sich das Roß — da drüben jagt der Rappe des Kardinals daher — hinter ihm eine Handvoll Orsiniknechte.

Tizianas Herzensschrei hallt durch die Nacht. Vor ihren Augen spielt sich das blutige Schauspiel ab: Klingenkreuzen, Rossestampfen, Panzerblitzen — der Helm des Savelli fällt — das Roß bricht in die Knie — des Kardinals hochgeschwungenes Schwert saust nieder mit der Wucht der Todeshippe — vom Rücken des Pferdes fällt lautlos ein Körper herab.

Da fliegt ein jubelnder Schrei in die toddurchzitterte Nacht. Der Kardinal wendet sein Roß, und mit weh- und wonnedurchstürmter Brust jagt er auf die geliebte Frau zu und hebt sie vom Roß.

Orsinireiter stürzen sich auf das heranbrausende Häuflein der Savelliknechte und treiben es in die Flucht.

Der Kardinal blickt wie traumverloren auf das Weib neben sich, das der Schreck in die Knie gezwungen hat. Er sieht, wie sich ihre Augen weiten, als wollten sie den grausen Inhalt des Geschehnisses zu messen beginnen. Und plötzlich fühlt er, wie zwei Hände an seinem Leib emportasten. Und er hörte die geliebte Stimme flüstern: „Was — ist — geschehen?"

„Euer Feind ist nicht mehr."

„Ihr — habt ihn —?" Es würgte sich schwer aus der zusammengeschnürten Kehle.
„Der Savelli hat die Unvorsichtigkeit begangen, sich als erster zu nahe an die Burg zu wagen. Oder war es Kühnheit gewesen? Konnte er es nicht erwarten, sich mit dem Herrn auf Monterotondo zu messen? Gott hat schnell entschieden, wo das Recht liegt."
„Ich bin — befreit —?" Hoch gingen die geschwellten Brüste.
„Um diesen Preis!" sagte der Kardinal, und seine Rechte wies auf eine hingestreckte Gestalt, die im verdorrten Gras dalag wie ein Marmorbild auf einem Sarkophag.
Tiziana taumelte über den Panzer hin, unter dem ein Jünglingsherz, auf das ein ernster Gott seine Hand gelegt, in schwachen Schlägen ging.
„Er ist —?"
„Noch lebt er", sagte der Kardinal mit heisrer Stimme.
Da sank Tizianas Haupt auf die Brust. Leblos wie eine Grabgestalt kauerte sie neben Marcellos schönem Leib.
„Ruft den Vikar!" sagte Giambattista zu einem heransprengenden Reiter.
Bewegten Herzens trat der Kardinal zur Leiche des Savelli. Kein Schauer erfaßte ihn mehr. Er breitete seinen Mantel über den toten Recken.
Die Erde dunstete feine Nebel in das Mondlicht. Fern hörte man Roßgewieher und den Tritt marschierender Haufen. Es mußten die nahenden Trupps der Feinde sein.
Giambattista kniete neben Marcello nieder, dessen Brust sich schwer hob. Das Panzerhemd war von einem wuchtigen Schlag zerhauen, und an der Schädeldecke klaffte eine breite Wunde. Der Kardinal riß ein Stück seines Brustlatzes herab und stillte damit das Blut. Marcello bewegte sich schmerzhaft. Den geistlichen Ritter überkam heiliges Erbarmen und er spannte das Netz seiner Gefühle über Tiziana, den todblassen Jüngling und sich selbst aus, und ihm war, als flatterten sie alle drei in diesen Maschen wie arme, vom Schicksal gefangene Vögel, die sich nicht selbst daraus erlösen konnten.
Aus dem Schloß nahte der Vikar mit Männern, die eine Tragbahre trugen. Gleich darauf schritt der kleine Zug leise und vom Mondlicht gespenstisch beleuchtet nach dem Burgtor.
Im Hof harrte ungeduldig und kampfgespannt das Kriegsvolk des Herrn auf Monterotondo. Alles lauerte in die Nacht hinaus, die noch immer nicht in Bewegung kommen wollte.
Den Schwerverwundeten ließ er auf dessen Zimmer schaffen, und Tiziana folgte ihm wie einer Trauerbahre. Der Vikar machte sich gleich an die Untersuchung.
Der Kardinal schritt die große Turmtreppe hinauf bis auf

die Zinne, wo die Wächter standen. Drüben lag Rom in nächtiges Grau gehüllt. Von dort her mußten die Haufen kommen, die Burg zu umzingeln. Was würden sie wohl tun, wenn sie hörten, daß ihr Führer gefallen? Würden sie abstehen von dem unseligen Beginnen? Würde die Wut in den Rächern des Erschlagnen neu entbrennen?

Nun stieg er hinab und betrat den Gang, wo Marcellos Gemach lag.

Als er die Tür öffnete, stockte sein Fuß. Bang hielt er den Atem an.

Auf der Bahre lag der Jüngling hingestreckt; er hatte die Augen geöffnet, um seine Lippen lag der Schimmer eines Lächelns. Zu seinen Häupten kniete Tiziana mit schmerzerstarrten Augen. Der Burgvikar richtete beim Tisch einen Verband her.

Giambattista trat leise heran.

Tiziana erhob sich, wankte und fiel wie Holz zu seinen Füßen nieder.

Die Mondnebel verblaßten und fahle Lichter dämmerten im Osten auf.

Und noch immer war kein Feind zu sehen. Alles fieberte nach Gewißheit.

Da sprengten in der Morgenfrühe die ausgesandten Reiter zurück. Der Leutnant Montfort polterte mit seinem schweren Pferd in den Hof und eilte in das Zimmer des Kardinals.

„Was gibt's?" fuhr der wie im Traum liegende Gebieter auf.

„Frohe Nachricht!" jubelte Montfort. „Die Savelli haben Reißaus genommen!"

„Bist du von Sinnen?"

„Wir haben einen ihrer Leutnants gefangen. Der sagte das Unerhörte aus. Das ganze Kriegsvolk der Colonna aus den Schlössern von Genazzano und Palestrina war auf den Beinen gegen uns, und sie hatten schon den Aniene überschritten, als alles zurückflutete, denn hinter dem Rücken der Colonna ist Cesare Borgia über ihre Burgen hergefallen."

„Nein!" Ein vom Weh halb gebrochner Jubel entrang sich der Brust des Kardinals. Dann umarmte er den Bringer der frohen Botschaft und öffnete ihm seinen Keller.

Aber dann preßte es ihm das Herz ab, daß er seine Rettung dem Menschen verdanken mußte, dem zu danken ihm höchste Qual war. Sein Feind wurde ihm zum Helfer, ohne daß er es wollte. Wohin trieb der Himmel sein Schifflein?

Giambattista ließ die Burgknechte tafeln und bechern und die Freudenfeuer auf den Türmen anzünden.

Den ganzen Tag schloß sich der Kardinal in sein Zimmer

ein. Stündlich ließ er sich Nachricht über das Befinden Marcellos geben, der im Wundfieber lag und an dessen Lager Tiziana schmerzerfüllt jeden Atemzug der kranken Brust bewachte.

Die Knechte des Orsini machten saure Gesichter. Die Freude an dem Kampf war ihnen vergällt. Wie feige Hasen hatten sich die Colonna und Savelli zurückgezogen.

Gleich in der ersten Morgenstunde war die Leiche des Savelli nach Rom geschafft worden. Ausgesandte Reiter konnten keinen Feind melden.

Als der Abend nahte, lag Mutter Ginevra in Herzkrämpfen. Der Vikar bemühte sich um sie, da Tiziana und Giambattista an das Lager Marcellos gerufen worden waren. Nun stieg der Kardinal gedankenschwer die Treppe hinauf. Kläglich sah er die schwer errungenen Tröstungen der Bücherweisheiten zusammenbrechen. Dieser eine Tag hatte ihn aus seinem Priester- und Gelehrtentum hinausgeschleudert in eine Welt, in der er aufs neue zu lernen hatte. Vor der Tür, hinter der der Tod mit lautlosen Flügelschlägen an der Liebe vorbeistrich, hielt er still. Er verhehlte sich's nicht: des Todes Erbarmen war für ihn, der jetzt leise die Klinke in die Hand nahm, ein Stoß ins Herz.

Tiziana kam dem Kardinal mit einem traurigen Lächeln entgegen. Marcello schien zu schlafen. „Er hat mit mir gesprochen“, sagte Tiziana, wie von einem leisen Glück umschimmert. „Er war selig, meine Hände drücken zu dürfen.“

„Laßt mich hier weilen bei ihm“, sagte der Kardinal mit verschleierter Stimme. „Und Ihr sollt auch dableiben. Ich will Euch das Abendbrot heraufschicken lassen.“

Tiziana wehrte ab. Ihre Augen waren unausgesetzt auf das Antlitz des Schlafenden gerichtet. Es war ein Antlitz, dem Heldentum, Liebe und Todesgeweihtheit ihre wunderbaren Male gezeichnet hatten. Wer es anblickte, konnte nicht ohne Klage vor das Schicksal hintreten, das hier einen bittern Streich geführt. Und der Kardinal sann mit immer lebhafter werdenden Gedanken in das apolloschöne Bild.

„Ist es nicht, als hätten seine ungestüme Heldensehnsucht, die für Euch Wunden empfing, freundlichere Genien beruhigt und sie auf ein friedsames Gebilde gewiesen, wo nicht der Lorbeer der Schlacht, sondern die zarte Myrte grünt? Brauten hinter dieser edlen Stirn nicht schönere Gedanken, die sich dem Herzen beugten, das unter dieser Brust schlug?“

Da erhob Tiziana den wehen Blick. „Es war aber noch eines in ihm, das seine Seele noch größer machte, die Treue.“

Der Kardinal zuckte zusammen. Dann sagte er schwer gedrückt: „Es war ihm leicht gemacht vom Himmel, einer solchen Frau die Treue zu halten.“

„Ihr irrt, Kardinal", sagte Tiziana. „Er ist Euch treu geblieben."

Giambattista blickte sie verwundert an.

„Er hat etwas getan, was hundert andre in seinem Alter nicht getan hätten. Wenn er eines jener wilden Tyrannenherzen hätte, die ganz Italien durch Untreue schänden, so hätte er sich nicht für den Orsini geschlagen und hätte nicht den Todfeind vor den Mauern der Burg aufgesucht, sondern es Euch überlassen, mit ihm fertig zu werden. Und wenn er eines jener wilden Tyrannenherzen hätte, würde er sich über mich gestürzt haben mit dem Schwung eines Jupiteradlers und hätte sich die Liebe geraubt, die ich ihm nicht gewähren konnte."

Giambattista starrte sie an.

Tiziana fuhr heiß flüsternd fort: „Und er hätte sich mit den Dolchen seiner Eifersucht auf — Euch gestürzt und sich selbst nach bösen Mustern geschändet. Aber dieses stürmische Herz hatte eine Tugend großgezogen, die heute nur mehr sagenhaft klingt: die Treue. Er wehrte sich um seine Liebe wie ein Mann. Dennoch wart Ihr nahe daran, sein Feind zu werden —"

„Donna Tiziana!"

„Ein von Liebe und Gnade und Entsagung überströmender Feind, aber sein Feind doch. Er hielt Euch für den Rivalen seiner Liebe, goß erst die Schale seiner Eifersucht mit Zorn und Ingrimm voll und siegte endlich über sich durch die Reinheit seines Herzens. Er setzte die Freundestreue über die Liebe. Sagt, kann dies ein Weib so bald verzeihen?"

In des Kardinals Brust dröhnte es leise, als wären ferne Wetter zum Kampf im Anzug.

Und Tiziana ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. „Dieser Jüngling ist Euch ebenbürtig in der Reinheit der Empfindung. Der Kampf hat ihn zum Mann gereift. Ein andrer hätte mit der Hoffnung geliebäugelt, daß ein satanischer Schwertstreich Euch im Kampfe fällt, ja, ein andrer hätte Euch vielleicht getötet und wäre dann vor der unbeschützten Heiligkeit der Frauenkeuschheit nicht hirtenfromm in die Knie gesunken. Ein Bruder tötete in Rimini den Bruder um einer Liebe willen. Marcello war Euch nicht Bruder und tötete Euch nicht." Ihr Herz schlug heftig. Sie beruhigte es mit den aufgelegten Händen.

Vor den Augen des Kardinals dunkelte ein Frauenrätsel. Tiziana hatte in das eifersüchtige Herz Marecllos geblickt. Und ihr sollte verborgen geblieben sein, was der schöne Nebenbuhler mit dem starken Herzen entdeckt hatte? Das glaubte er nicht, konnte er nicht glauben. Sie wußte um sein eigenes Herzzittern. Was aber empfand sie für Marcello in Wahrheit? Und was für ihn, Giambattista?

Mitten in diesem Gedankentreiben öffnete plötzlich Marcello die Augen.

Der Kardinal und Tiziana schritten an sein Lager. Der Kranke streckte die Hände nach Tiziana aus. Giambattista zuckte mit keiner Wimper. Freundlich neigte er sich über den Erwachten und streichelte ihm die Stirn.

„Eure Hand ist mild", lächelte der Kranke.

„Ihr sollt ruhig liegen", schmollte Tiziana.

„Wie kann man das, wenn soviel Güte und Liebe um einen ist?" Dann streckte Marcello die Hand nach dem Kardinal aus. „Verzeiht mir —"

Giambattista verbiß seinen Schmerz. „Ihr habt mit Treue für mich gekämpft."

„Mußte ich's nicht? Ihr gabt mir ein Asyl und ein Freundesherz."

„Denkt nicht daran", wehrte der Kardinal unruhig ab.

Marcellos Lippen verzogen sich schmerzvoll. „Und ich — aus meiner Brust kroch eine Giftschlange — Undank!" Er wandte den Kopf nach dem Fenster. „Es ist Nacht?"

„Tiefe, klare Nacht", sagte Tiziana.

„Nacht!" sagte der Kranke wie im Traum befangen. „Nacht — in dir feierte ich die Geheimnisse der Liebe zu ihr — meiner Lieder Opferrauch —" Er wurde wieder wach und gegenwärtig. „Der Feind ist verjagt?"

„Er ist's", nickte der Kardinal.

„Und — Luigi Savelli?"

„Ist tot", sagte Tiziana ohne Grauen.

Eine tiefe Bewegung ging durch des Kranken Brust.

„Der Kardinal hat ihn gefällt, der Euch fällen wollte", sagte Tiziana mit schwer ringender Seele.

Marcello warf einen leuchtenden Blick nach dem Retter. „Habt Dank!"

„Wofür?"

„Für die Guttat — es sprang der Tod von mir auf ihn — durch Eure Kraft. O Kardinal!" Plötzlich wandte er sein Auge auf die starre Tiziana. „Ich bitte Euch, lest mir Petrarcas himmlische Verse vor — da, wo Ihr stehengeblieben seid, als wir das letztemal — als ich noch morgenfrisch im Leben stand und Eure Blicke mein heißes Herz —"

Tiziana nahm mit schmerzbewegter Seele den Band des avignonischen Sängers zur Hand und las mit halb verschluchzter Stimme ein Sonett der segnenden Liebe. Wie süße, bräutliche Geheimnisse troff es leise durch die Nacht, lösend und bindend zugleich, Tropfen aus dem Urmeer der Liebe.

Aber bald winkte Marcello mit der Hand, als wollte er Schweigen haben. Dann wies er auf eine silberbeschlagene

Kassette, die auf der Kaminkonsole stand, und bat den Kardinal, daß er sie öffne. Dieser tat es und zog ein paar Pergamente heraus, eng beschrieben und sorgfältig zusammengeknüpft.

„Es sind meine Lieder an meines Herzens zarte Dame", flüsterte Marcello. „Wenn es tief in der Nacht ist, lest sie."

„Es ist tief in der Nacht", nickte Giambattista.

Und der Kardinal las, während der Kranke leise einschlummerte. Er las heiße, versengende Worte der Qual und der Freude, Fanale eines begehrlichen Herzens, aber auch zärtliche, streichelnde Worte, die einer guten Mutter guter Sohn ersonnen hatte, um die reine Bewegtheit seines Herzens auszudrücken. Die Tiefe der Leidenschaft versöhnte mit der Maßlosigkeit der Bilder und der Zerfahrenheit der Gedanken. Oft mengte sich in die Verliebtheit ein marathonischer Schwertklang hinein, der männliche Kraft vortäuschen sollte. Seine Leidenschaftlichkeit eilte mit Götterungestüm vom Blick zur Begierde, Brust an Brust wollte er Seligkeiten atmen, vor denen die Wonnen des Himmels zergehen sollten.

Der Kardinal hielt inne und sah Tiziana ernst an. „Dieser Jüngling liebt Euch sehr."

„So sehr, daß ich fürchten muß, in seine Gewalt zu fallen, wenn er wieder genesen sein wird."

Als der Kardinal die Lippen aufeinanderpreßte und beiseite sah, öffnete Tiziana schreckweit die Augen. „Kardinal — Ihr glaubt doch nicht, daß —"

„Wir müssen auf das Ärgste —"

Tiziana war aufgesprungen. Sie näherte sich dem Lager Marcellos und starrte ihn an. Sie suchte das Rätsel der nächsten Stunden zu lösen, aber das Tor blieb ehern verschlossen. Da fragte sie mit qualvoll verzerrtem Antlitz: „Kardinal! Wollt Ihr — daß dieser Jüngling stirbt?"

„Donna Tiziana!" Wie ein Schrei des Schreckens rang es sich los von der übervollen Brust.

Tiziana aber ließ die Hände schlaff sinken, ihr Kopf neigte sich langsam und schwer auf die Brust. „Jetzt — wird — dieser Jüngling — sterben", sagte sie tonlos.

„Warum?" hauchte ganz nahe an ihrem Antlitz des Kardinals Stimme.

„Weil ich — heute morgen — im Augenblick höchster Verzweiflung — Gott angefleht — um — Euer Leben — Gottes Schutz über dieses junge Haupt aber — unerfleht gelassen —"

„Tiziana!" Der Kardinal erfaßte voll Glut und Weh ihre Hände. „Gott richtet solche Gedanken nicht." Dann fügte er mit erstickter Kehle hinzu: „Donna Tiziana — ich ging in den

Kampf — um nicht mehr wiederzukehren. Ich wollte von des Savelli Schwert getroffen werden."

„Weshalb?" hauchte totenblaß Tiziana.

„Eure Liebe zu — diesem trieb mich dazu."

Tiziana fühlte ihre Pulse wie Lava glühen. Die Zeit schien stillzustehen, und eine Stimme rief an ihr Ohr: dies ist die Ewigkeit. Endlich fuhren ihre Hände leise den Körper hinauf zum Herzen, wo der fürchterliche Schmerz brannte. „Und — was nun?"

Der Kardinal ließ restlos Gewicht auf Gewicht von seiner Seele fallen. „Des Savelli Schwert traf nicht. Der Himmel sprach sein Nein."

„Unseliger!"

„Da brach ein andres aus meiner Tiefe —"

„Redet — schweigt —"

„Ein Ungeheuerliches — hört, Donna Tiziana — wenn dieser Jüngling heil erwacht — oh, schaudert nicht — ringe ich mit ihm durchs Schwert um Eure Liebe!"

„Kardinal!" Ein jubelnder, unartikulierter Laut schnellte aus dem finstern Winkel. Dann war es still. Todesbangigkeit schwang ihre Fittiche.

Giambattista glaubte durch seinen eigenen Atem versengt zu werden. Des Geistes schöne Schale überflammte das Feuer des Herzens. In den zusammenwirbelnden Gefühlen versank des Denkers arme Kraft. „Tiziana — wißt Ihr einen andern Ausweg?" fragte er mit fremder Stimme.

Da richtete sich Tiziana mit der Erhabenheit einer Seherin auf. „Gott!" sagte sie leise, aber schwer.

„Wie meint Ihr das?"

„Stirbt Marcelli Gaetani, dann war's sein Wille, lebt er, dann ist's sein Wille. Und dann —"

„Dann?"

„Entscheide ich, nicht Ihr, wer meines Herzens Lust sein soll." So hielt sie, eine geheimnisvolle Richterin, das Urteil über zwei Herzen in ihrem eigenen verborgen.

„Tiziana — so wollen wir bitten um dieses Jünglings Leben", sagte der Kardinal voller Inbrunst.

„Ja."

Da warf sich der Kardinal, erfüllt von innigster Erhörungsgewißheit, beim Fenster neben Tiziana in die Knie, und beider Gebet trug Marcellos Leben zu Gott empor.

Sternenschein funkelte zu ihren Häupten, silberne Weiten öffneten sich, als gäben sie den Weg für zwei ringende Gebete zum Thron des Höchsten frei.

Als die Frühdämmerung mit bleichem Schein über die Sterne strich und ein leiser Wind vom Meer herüber salzigen Hauch

in die Schwüle trug, rückte Gott einen Zeiger auf der Lebensuhr des schönen Menschenkindes zum letzten Schlag.

Marcello öffnete die Augen. Und er sah Tiziana und den Kardinal, sie hingeworfen in den Polstern des Sessels, ihn daneben stehend in aufrechter Haltung, ein ganzer Mann.

Da hörte er des Todes ehernen Schritt. Allen Willen zerbrach der furchtbare Gegner des Willens. Rasch sauste die Hippe durch die Luft...

Über dem Totenlager des jungen Ritters reichten der Kardinal Giambattista Orsini und die schöne Tiziana de' Calvi einander stumm die Hände.

Grauweißliche Gespinste, vermischt mit den bleichen Mondnebeln, schwebten um die Burgfenster. Vom Tiber stieg der Atem des Wassers dick und zäh in die Höhe. Die Natur wob dieser Stunde keinen feierlichen Untergrund.

Giambattista drückte dem toten Knaben die Augen zu, und Tiziana nahm Rosen aus einer Vase und legte sie in die Hand des Jünglings. Dann nahm sie sein Schwert und gab es ihm an die Seite. Endlich schlug sie ein Buch auf, das neben dem Petrarca lag, und drückte es ihm in die erkaltete Hand. Es war die Todesfeier des Adonis von Theokrit. Die schmerzflutenden Worte las sie leise:

Klage, Gesang, um Adonis; verblüht ist der schöne Adonis!
Wehe, verblüht ist Adonis! So klagen mit uns die Eroten.
Nicht auf Purpurgewand, o Kypria, schlummere ferner;
Gib dich schwarz umhüllt, Elendeste! Schlage die Brust dir
Heftig, und ruf, ruf allen: verblüht ist der schöne Adonis!

Mit zuckendem Herzen hörte und sah der Kardinal die seltsamen Exequien. Nun stand er, der Kardinal, allein als werbender Mann. Aber der Totenschatten dieses Jünglings mußte sich störend zwischen ihn und sie stellen. Ihm war's gnädig vergönnt, als Lebender den Toten vergessen zu machen. Wie aber, wenn Marcello und er noch in der Vollkraft ihres Lebens vor ihr gestanden wären! Wie hättest du dich entschieden, Tiziana? Der Kardinal gab sich in eifersüchtiger Selbstqual die verzweifelte Antwort. Nun konnte er den Notmast für ihr Liebesschifflein bilden, durfte bescheidentlich den Mann ersetzen, der jetzt ihrer Wünsche heimlich Ziel gewesen war. Immer tiefer trieb der Zweifel seinen Stachel ins Herz.

Da schreckte Tiziana aus ihrem Klagegesang empor. „Dem Toten ward sein Recht", sagte sie leise.

Der Kardinal schwieg. Aber dann wandte er sich um und schritt an das Totenbett. „Sein Bild liegt in mir verschlossen wie die Erinnerung an den Statuenleib des Dionys. Er war eine wunderbare Form, die den Schöpfer pries."

„Und es war auch eine wundersame Seele darin."
Der Kardinal schwieg.
Da fühlte sie einen leisen Trotz in sich aufsteigen, der ihrem Gefühl abermals eine Steigerung ins liebende Weh gab. „Seht doch, Kardinal, wie auf diesen toten Lippen noch ein wildes Jünglingsfeuer loht, das die römischen Mädchen wohl verbrannt hätte. Und seine Stirn ist so schön und heiter, wie sie im Leben war."
Da befreite sich der Kardinal von seinem brennenden Weh, indem er leise sagte: „Wenn er lebte, er wäre Euer Gatte geworden."
Tizianas Herz weitete sich zur letzten Befreiung. Mit hochklopfender Brust entsiegelte sie ihr Geheimnis dem Manne, der es noch immer nicht glauben wollte, daß er im innern Kampf der Herzen Sieger geworden war. „Kardinal! Vor dieser Jünglingsleiche hört es: Wäre er noch am Leben, ich hätte ihn nicht gewählt."
„Tiziana!" So tönt der Schrei des Hirsches in der Herbstnacht.
Und das Haupt der qualbefreiten Frau fällt in ihre Hände, das schwarze Gewoge der Locken löst sich, eine Spange mit einem blitzenden Korund fällt herab, und über Schultern und Nacken ergießt sich die schwarze Flut.
Aber des Kardinals innrer Jubel bricht plötzlich ab.
Bestürzt blickt Tiziana den verwandelten Mann an. „Kardinal —?"
„Donna Tiziana — schlagt meinen Zweifel in Stücke", preßt es sich aus seiner gequälten Brust.
„Nennt ihn!"
„Ob Ihr nicht jetzt nur so gewählt, wo keine Wahl mehr blieb —"
Da geht ein Erkalten über ihr Antlitz, über ihre Seele. Und ihre Hände fallen herab, ihre Knie zittern, der beleidigte Stolz bricht in ein herzerschütterndes Schluchzen aus.
Der Kardinal reißt sie empor, schleudert die Arme über ihrem Nacken zusammen, und in der eisernen Klammer liegt wehrlos der süße Leib.
Und die so qualvoll geliebte Frau löst sich langsam aus den Armen des ebenso qualvoll geliebten Mannes. Dann gibt sie sich selbst dem gemeinen Leben zurück. „Der Morgen weht kalt heran."
Der Kardinal richtet sich auf. „Wir wollen die Totenmesse lesen", sagt er mit fremder Stimme.
Wortlos schreiten sie zur Schloßkapelle hinab. Ihre Herzen bluten.

Cesare Borgia hatte diesmal kein Glück. Als seine zerstreuten Truppen sich den Colonnaburgen näherten, kam von seinem Oberbefehlshaber in der Romagna, dem grimmigen Vitellozzo Vitelli, die dringende Bitte um Verstärkung der Truppen vor Faenza, da eine Seuche im Lager viel Unheil angerichtet hatte. Und der Herzog mußte das Nebenziel, die Vernichtung der Colonna, um des Hauptzieles wegen aufgeben. Er beorderte die Haufen, die schon knapp vor Genazzano, Palestrina und San Marino standen, zurück und ließ sie noch am selben Tage nach Norden ziehen. Er fluchte seinem Stern. Nun lag ja der Plan, die widerspenstigen Colonna auszurotten, klar am Tage.

Die Colonna aber waren Stümper gewesen. Sie ließen sich einschüchtern. Der zufällige Tod zweier Edlen aus ihrem Geschlecht, die bei einem Gastmahl in Genazzano an einem Tage anscheinend durch eine Vergiftung umkamen, brachte Bestürzung in ihre Reihen. Die Fehde mit dem Orsini hatte für sie allen Reiz verloren. Sie sagten den verbündeten Savelli alle Kampfbereitschaft für die nächste Zeit auf. Und die Savelli selbst gaben es auf, Monterotondo zu bestürmen, da derjenige, um dessentwillen sie sich zusammengeschart hatten, auf der Walstatt liegengeblieben war. Die Edlen des Geschlechts sahen nicht ein, daß sie sich dem alten Rinaldo de' Calvi zuliebe die Knochen zerschlagen lassen sollten. Der Alte mochte sich selbst um seine Tochter raufen. Dieser aber hielt jetzt seine Sache für verloren, da die Orsini als Sieger hervorgegangen waren. Das ungeratene Kind sollte für immer aus Herz und Haus verstoßen sein.

Cesare Borgia rüstete zur Abreise in die Romagna. Im Vatikan überstürzten sich die Nachrichten. Das Vorzimmer beim Herzog Valentino war tagsüber erfüllt von Eilboten, Abgesandten und Führern.

Cesares Sekretär Agapito war in Schweiß gebadet. Es gab viel Arbeit. Lukrezia Borgia sollte morgen nach Nepi reisen, begleitet von sechshundert Reitern. Dafür mußte er Dispositionen treffen.

Die Herzogin war durchaus nicht gesonnen, sich die erwünschte Einsamkeit des düstern Campagnaschlosses durch allerhand Hoffeste, wie es der Papst wollte, verunstalten zu lassen. Die Trauer um den schönen Gemahl warf ihr Gemüt ganz in Entsagungsgedanken. Sie freute sich auf die graue Verlorenheit des etruskischen Felsenkastells am Rio Falisco, das Alexander eigens für sie durch seinen Architekten Sangallo hatte umbauen lassen. Dort konnte sie in dem zerrißnen Geklüft der Berge, beim brausenden Klang der Wildwasser oder auf den weiten Triften des Hochlands beim schwermütigen Ton der Zampogna ihren dunklen Gedanken nachhängen und sich

mit zusammengepreßtem Herzen auf die ferraresische Hochzeit freuen. Aber sie hatte auch ihr Kind ganz allein, ihren kleinen Rodrigo, der zum Herzog von Sermoneta ernannt worden war.

Cesare wollte sie noch einmal besuchen. Aber er war bei seinem schwarzen Erlentisch mit Arbeiten überhäuft. Der Mord an seinem Schwager belastete sein Gewissen nicht mehr. Der Ehrgeiz erdrückte alle Reuegedanken.

„König Ludwig verweigert uns seine Kontingente", klagte er seinem Sekretär. „Ist Ortolani noch nicht von Bologna zurück?"

Agapito schüttelte das Haupt. „Vielleicht haben ihn die Reiter der unruhigen Barone aufgefangen."

„Die Barone!" Das war eine vergessene Kleinigkeit. Aber sie machte jetzt sein Auge leuchten. Er dachte an den Kardinal Orsini. Der hielt wohl jetzt sein Liebchen fester denn je in seinen Armen. Er witterte Sinnenlust, roch das Parfüm eines schönen Weibes und sah bloße Schultern. Er schüttelte die Vision ab. In den großen Raubzuggedanken der Romagna paßte die Kleinigkeit einer Tiziana de' Calvi nicht hinein.

Ein Hauptmann stand auf der Schwelle, erschöpft vom Ritt und verstaubt. „Endlich, Ortolani, endlich! Deine Augen haben keine Glut, deine Züge hat die Hölle gestempelt. Du bringst schlechte Nachricht aus Bologna."

Der gebräunte Kriegsmann ließ sich in einen Stuhl fallen und kreuzte die Hände über dem Degen. „Verflucht seien die Bentimogli!" knirschte er.

„Sie wollen Bologna nicht —?"

Der Hauptmann schüttelte den Kopf. „Wollen's nicht hergeben. Und zudem sind sie auf unsere Verschwörung mit den Marascotti gekommen. Es war alles im besten Gang, die Bentivogli sollten schon die Hölle offen sehen, aber der alte Giovanni bekommt Wind, läßt die Tore besetzen, den Palast der Marascotti umzingeln, die Häupter herausschleifen und in diesem Augenblick —"

„Sprich's aus!"

„Könnte eine zweite Salome die Köpfe der Marascotti dem Herodes auf einigen Schüsseln darreichen."

Cesare Borgia war blaß geworden. Aber im nächsten Augenblick fegte er über seinen eigenen Grimm hinweg: „Es ist gut so. Ist Pesaro noch nicht geflohen?"

„Er scheint sich auf einen Widerstand vorzubereiten."

„Gut, gut. Und Bologna — hm —" Immer wieder mußte er die Wut ersticken. „Wir wollen die Bentivogli — zu Freunden machen und uns mit ihnen auf Florenz stürzen, das jetzt seine Macht vor Pisa konzentriert hat. Wirf dich aufs Roß, Ortolani —"

„Eure Herrlichkeit — darf ich nicht zuvor einen Tag ruhen, ich bin —"

„Ich arbeite in der Nacht", sagte Cesare mit grausamer Schärfe. „Wollen meine Hauptleute in der Nacht schlafen? Deine Frage verdient einen Faustschlag. Laß dir Wein geben, und dann komm wieder her. Mach weiter." Er stieß ihn mit den Blicken zur Tür hinaus.

Gleich darauf schrieb der Herzog einen Brief an seine in Spanien weilende Frau, kalte, aber stilistisch fein gemeißelte Worte, die erst wärmer wurden, als er seinem kleinen Töchterchen Luise, das er noch nie gesehen, eine Kußhand schickte. Mitten im Briefe korrigierte er einen Belagerungsplan des Vitellozzo Vitelli und zeichnete auf einer Karte von Florenz Trancheen zur Einschließung der Stadt. „Wie heißt der feine Künstler aus der Schule des Verrocchio?" fragte er dann unvermittelt.

„Lorenzo di Credi?" forschte Agapito.

„Nein, anders. Der unter dem Herzog von Mailand arbeitete und jetzt in Florenz ist."

„Ach, Leonardo da Vinci."

„Er soll Maler, Bildhauer, Mechaniker, Kriegsingenieur, Baumeister und Dichter sein. Der Mann nötigt mir Respekt ab. Vielleicht kann uns Leonardo vor Faenza die Stellungen verstärken helfen."

Agapito merkte sich den Namen vor.

„Bei Gott, dieses Italien ist ein saftiger Nährboden für große Talente. Und wie würden sie erst ausgenützt werden, wenn ein Fürst seinen Hof zum Sammelpunkt der Geister machen würde. Federigo von Urbino hat's versucht, die Herzöge von Mantua und Ferrara eifern ihm nach, aber sie erziehen ihre Künstler zur Unselbständigkeit. Die Jungen sollen an mich glauben."

Er ließ die Abgesandten seiner Kondottieri eintreten. Hinter ihnen wartete schon eine Deputation junger Klarissinnen, welche ihm zu danken kamen für ein Heiligenbild, das er ihrem Kloster geschenkt als Dank für die nächtliche Umarmung der reizendsten Schwester Bertalda. Das Bild sollte eine Sühne für seine und ihre Sünde sein.

Als eben die Sprecherin in schauspielerischer Demut ihren Dank stammeln wollte, meldete ein Kammerdiener, daß ein junger Panther und eine Löwin in einem Doppelkäfig zum Kampf bereit wären. Cesare hatte das Schauspiel für sich bestellt. Er wollte prüfen, ob die beiden Bestien einander zerreißen oder ob sie sich begatten würden. Und mit einer liebenswürdigen Handbewegung lud er die Nonnen und die Kondottierensendlinge ein, ihm als Zuseher zu folgen. Er warf den roten Samtmantel über die prallgeschwellten Glieder und schritt

den zitternden Mägden der heiligen Klara voran. Der unersättliche Lüstling entgötterte die Menschenbrust und hing mit dem Menschentum nur mehr durch den Verstand zusammen; das Herz trieb ihn ins grauenvolle Meer der Vertiertheit hinaus. Und die Welt um ihn erschauerte bereits vor der Möglichkeit, es gäbe keinen Gott, der ihn bestrafte.

Über die Siebenhügelstadt rast die Windsbraut dahin. Sie stürzt sich auf die himmelragenden Säulen und Obelisken, Schornsteine, Pinien, Zypressen und Eichen und heult ihnen ihr wildes Lied in die Seele. Ins Unbewegliche kommt Bewegung. Alles ächzt unter dem Rasen des Wildfangs.

In den Kirchen und Klöstern liegen die Gläubigen auf den Knien, zusammengepfercht in betenden Massen. Wenn der Sturm in den Mauern zittert, zittert auch das klumpige Heer der Verzweifelten.

Durch Rom wirbelt das Gerücht, daß eine fromme alte Nonne, die seit langem im Vatikan in einer Klause eingemauert lebt, vor drei Tagen für den heutigen Tag ein furchtbares Unglück prophezeit hat. Die heilige Stadt würde erzittern unter Gottes Schlägen.

Der Papst läßt sich, während das Unwetter tobt, in den Saal der Päpste führen und auf den Thronsessel geleiten, den ein blauseidner, goldgestickter Baldachin umspannt. Dort versenkt er seinen Geist in Gebete und düstre Gedanken. Der Datar Ferrari und der Kammerherr Gaspari stehen neben ihm und beten Litaneien. Lorenzo Chigi, der Bruder des berühmten Bankherrn Agosto, steht ehrfürchtig vor ihm. Alexander hat ihn kommen lassen, um Wechselgeschäfte mit ihm zu besprechen. Mitten in seine Gebetsbrocken fallen die Gedanken der Habsucht. Wenn Alexander einen Psalm beendet hat, wirft er seine unruhigen Blicke in die Zinsentabelle, die ihm Lorenzo Chigi gereicht. Ein kräftiger Sturmstoß läßt ihn mitten in der Berechnung zusammenzucken.

„Kammerherr Gaspari!" sagt der Papst erschrocken. „Fahrt fort mit der Geschichte des Papstes Johann XXI."

Gaspari nimmt den Folianten zur Hand. Dann liest er monoton wie die Epistel bei der Messe die Stelle: „Der Papst war der Wissenschaft sehr ergeben. Seine Gelehrsamkeit erregte sogar das Mißfallen des Volkes, welches den Heiligen Vater heimlich mit magischen Kräften ausgestattet glaubte und ihn mit der schwarzen Kunst in Verbindung brachte. Eigentümlich war sein Tod. Er wurde in Viterbo von einer herabfallenden Decke erschlagen."

Der Papst erblich neuerdings. Der milde Johann erschlagen durch den Zorn Gottes! bebte es durch sein Gemüt. Bin ich

böse vor deinen Augen, mein Herr und Gott? Kann ich bestehen mit den Zielen, die sich mein Ehrgeiz gesteckt? „He, Gaspari – wie war das mit dem großen Unglück unter Papst Klemens VI.?"

Der Kammerherr blätterte wieder in dem Folianten. „Bei der Krönungsprozession erschrak des Papstes Pferd auf dem Ritt nach dem Lateran infolge einer einstürzenden Mauer. Er wurde vom Roß geworfen, die Tiara rollte in den Staub, ihr prachtvollster Schmuck, ein herrlicher Karfunkel, war spurlos verschwunden. Die herabgefallene Mauer hatte zwölf Barone seines Gefolges getötet, darunter den Herzog der Bretagne."

Der Papst fuhr empor, von einer seltsamen Unruhe gepeinigt. „Genug der Geschichten. Betet die Nonne für mich?"

„Unaufhörlich."

„Sie betet nicht!" bebte die Angst aus des Papstes Brust. „Niemand betet für mich. Sie werfen ihren Haß in ihre Gebete. Was hab' ich ihnen getan? Ich habe über ihren Kopf weg für Roms ehrwürdige Größe gesorgt. Ferrari, mein lieber guter Ferrari, ist es nicht so?"

„Es ist so", tremolierte der häßliche, schiefrückige Datar.

„Aber sie wollen noch mehr, mehr. So gebt ihnen mehr! Gebt dem Volke, was es will, nur beten soll es für mich. Laßt morgen die besten Vögel schießen und gebt sie dem Volke! Füllt seine Schüsseln mit Gebackenem, gebt den ärmsten Leuten Anweisungen auf Fett und Brot, gebt ihnen Kleider, Spiele, Lasttiere, daß sie geringer zu tragen haben, baut ihnen Kähne, daß sie des Sonntags auf dem Tiber fischen können, gebt ihnen, was sie wollen — nur beten sollen sie für mich." Mit angstverzerrtem Gesicht riß er an seinem Kleid. Und nun fuhr er den Lorenzo Chigi an: „Verweser des Mammons, ich will Euer Geld nicht. Der Schweiß der Edelsten klebt daran." Dann hüpfte er auf seinem Thron herum und grinste den Kammerherrn Gaspari an: „Trefflicher Geschichtenerzähler, wie starb Augustus? Klatschet Beifall, wenn euch die Komödie gefallen! Werden die Römer Beifall klatschen zum Finale des Alexander Borgia? Ich habe die Komödie zur Zufriedenheit meines Hauses gespielt, aber Gott und das Volk —" Er fröstelte wieder zusammen. „Oh, ich will wie dieser Augustus Gott um einen sanften Tod bitten — Gaspari, bring mir doch einen Spiegel — ich will sehen, ob es wahr ist, daß auf meinem Gesicht Satan seine Fratze gezeichnet, wie's der Pasquino behauptet — einen Spie . . ."

Dumpfes, orkanartiges Brausen bricht seinen Jammer entzwei. Der Vatikan zittert in allen Fugen. Krachen — Splittern — aufheulender Sturm — — — —

Gleich darauf fliegt es durch ganz Rom: der Papst ist tot! Durch einen eingestürzten Kamin erschlagen!

Das Volk heult und weint vor Freude. Der Papst tot! Seine Sünden zu erschlagen, mußte ein ganzer Kamin einstürzen! Ungeheure Gerüchte wälzen sich durch die Stadt. Siebzehn Teufel seien in schweflichter Lohe um die Zimmer des Papstes tanzend gesehen worden. Auch in Gestalt von häßlichen Affen und Hunden rase die Hölle um den Vatikan. In dem Palast der Giulia Farnese sei alles in purpurne Seide gehüllt, und man sehe keine Möbel und Fenster mehr vor lauter rotseidenen Wellen, die in fortwährender Bewegung seien wie eine dickflüssige Lava. So trieb die Volksphantasie ihre wunderlichen Schreckensblüten.

In den finstern Gassen stauten sich die Menschenknäuel. Papstsoldaten trieben die Leute im Borgo auseinander. Aus den lichtschimmernden Toren der Kirchen wälzten sich die Ströme der Pilger hinaus in die Nacht.

Da kam eine Botschaft aus dem Vatikan geflogen, die allen Jubel erstickte.

Der Papst lebt!

Herolde sprengten durch die Gassen: der Papst lebt!

Der Sturm hatte einen Rauchfang des Daches im Vatikan niedergerissen, die fallende Last zertrümmerte das oberste Geschoß, fiel durch die Decke des Saales der Päpste, und der einstürzende Trümmerhaufe begrub den Papst, doch ohne ihn zu töten. Dagegen lag Lorenzo Chigi tot und starr unter den Ziegelmassen. Ferrari und Gaspari hatten sich durch einen Sprung ans Fenster gerettet.

Der Himmel begnadete Alexander wunderbar, und der Papst rechnete es sich freventlich als sein Verdienst an.

Um Mitternacht legte sich der Höllengraus. Die Nacht wurde hell und klar und ließ ihr friedliches Leuchten aus dem dunklen Grund. Gebändigt rauschte der Tiber an den finstern Mauern der Engelsburg vorbei. Dort saß die stolze Katharina Sforza. Sie hatte im Sturmwüten auf den Knien gelegen und des Papstes Tod, des Cesare Borgia Höllenfahrt erfleht. Der Himmel war erbarmungslos. Mit unergründlicher Weisheit deckte Gott die Sünden seiner fürchterlichen Reichsverweser zu.

Auf Monterotondo herrschte Selbstqual und Seeleneinsamkeit. Tiziana war frei. Aber in ihr war Blütensterben und Freudelosigkeit.

Der Zweifel lag wie ein unzerreißbarer Anker in der Seele des stolzen Kardinals. Ihn zu lockern, zu lösen, war ihr einfaches „Ja, ich liebe dich!" nicht mehr stark genug.

Also mußte sie wohl fort von hier. Und bald mußte es ge-

schehen. Hinter dem Rücken des süßen Peinigers. Schon rötelte der Herbst im Land, die kalten Nächte waren für eine Flucht nicht mehr günstig. Die Burgmauern lagen schon unter dem schwachen Schein einer sterbenden Sonne, und in den Eichen unten zitterte angstvoll das sommermüde Laub.

Der Kardinal ließ an einem solch sonnenmatten Tag Tiziana in den Bibliothekssaal bitten. Er hatte die letzten Tage ein Alleinsein mit der geliebten Frau ängstlich vermieden.

Und nun stand sie vor ihm. Auch über ihr Wesen hatten sich die Netze des erschütterten Gemüts geworfen. Herb waren die schönen Lippen geschlossen, und über den Augen lagen graue, böse Schleier.

Giambattista war von Stößen Büchern und Schriften umstellt, die einst seine Welt ausgemacht hatten. Aber seit das lebendige Buch dieses Weibes zu ihm gesprochen, hatten sie alle ihre tröstenden Kräfte eingebüßt.

Da versuchte der Kardinal den Bann zu brechen. „Wollt Ihr mir nicht wieder bei der Arbeit helfen?“ fragte er mit Angst in der Stimme.

„Wenn ich Euch nicht kränke, möchte ich bitten, mich von der Mitarbeit befreien zu wollen. Ich habe überhaupt die Absicht —“ Sie stockte.

„Redet ungescheut, ich werde alles ertragen.“

„Es ist soviel über uns beide gekommen, Kardinal. Wir müssen endlich den Mut haben, dieses alles zu bewältigen. Marcello ruht in der Gruft des Schlosses. Ich komme eben von seinem Sarge. Aus diesem herben Tod, für mich erlitten, weht ein kalter Hauch auf mein Leben, der es nimmer froh machen will.“

„Ich verstehe. Die Luft hier wird Euch zu drückend durch die Erinnerung an ihn“, sagte der Kardinal leise. Und vorsichtig streiften seine Blicke ihre Gestalt. Oh, welche Schönheit war hier frommen, künstlerischen Augen geschenkt. Die Chariten schienen alle Gaben des Olymps auf sie gestreut zu haben. Das dunkle, halb vertrotzte Auge hatte heute einen ockerfarbigen Schimmer und dabei doch eine tiefe Klarheit, ihre Gestalt war hoheitsvoll, ihr Wuchs zypressenschlank und ihre Glieder von griechischer Meißelung und zart gebildet. Er dachte an ihre treffenden Urteile in Dingen der Religion, Philosophie und Kunst, an ihren feinen Geschmack, an ihre scharfsinnigen Betrachtungen, an ihre Besonnenheit und Güte, an ihre Hilfsbereitschaft, die ihr alle Herzen im Umkreis der Burg gewonnen hatte, und an ihr häusliches Walten.

„Nach allem, was geschehen, habe ich keine Macht mehr, Euch zu halten“, sagte der Kardinal mit selbstquälerischer Gelassenheit.

„Ich bin Euch zu ewigem Dank verpflichtet“, erwiderte sie mit gleicher Gedrücktheit.

Er zog die Brauen zusammen. „Ihr scheint Euer Dasein nicht mehr hoch zu werten, da Ihr es leichtsinnig den Mächten preisgebt, die Euch noch umdrohen.“

Dunkle Wimpern schlugen über dunklen Sternen zusammen. „Eben deshalb — will ich die Freistatt des Klosters aufsuchen.“

„Und Ihr glaubt hinter Klostermauern sicher zu sein vor den Gewalten Cesare Borgias?“

Sie nickte stumm. Dann nahm sie alle ihre Kraft zusammen und bat innig: „Nur eines noch. Gebt meinem Entschluß Euern priesterlichen Segen.“

Der Kardinal legte die Hand auf ihr Haupt und sprach tief bewegt: „Segnen heißt, die eignen Kräfte auf einen andern übertragen. Glaubt Ihr, Donna Tiziana, daß gute Kräfte in mir walten?“

„Ja“, hauchte sie kaum hörbar.

„Dann segne ich Euch aus der Tiefe meines Herzens und flehe des Himmels Heil auf Euern Weg.“ Da verließ ihn die Festigkeit. Er warf sich in ein Polstergestühl und drückte den Kopf in seine Hände.

„Was ist Euch?“ fragte Tiziana mit sturmdurchbrauster Seele.

„Das Gleichmaß meiner Tage ist gestört, die Ruhe meiner Arbeit für immer dahin.“ Er sprang leidenschaftlich auf und ging mit großen Schritten durchs Zimmer. „Ich möchte mir selbst entfliehen und den Kardinal Giambattista suchen, der seines Gottes so sicher war und mit seinem Weisheitsstolz, seiner eingebildeten Lebensklugheit und seiner Festigkeit prahlte. Mein Blut hat einen andern Lauf bekommen; einst floß es, vom Rhythmus sanfter Gedanken bewegt, ruhig durch meine Adern, jetzt rauscht es wie ein beängstigender Strom durch meinen Leib, als suchte es Dämme zu zerreißen. Ich fürchte mich vor mir selbst, fürchte mich vor der Stille der Nacht, die einst mich Suchenden zwang, an den Geheimnissen Gottes zu rühren, ich fürchte mich vor der Helle des Tages und fürchte mich — vor Euch, Tiziana. Ja, ja, es wird gut sein, wenn Ihr geht!“ Das glühende Leid sprang und tropfte aus seiner Seele.

„Kardinal, Ihr seid krank“, sagte Tiziana mit erschreckten Augen.

„Und es ist so der Lauf der Welt, daß die Kranken und Elenden zugleich die Verlassensten sind. Das Gesunde flieht sie. Ja, krank bin ich, frierend und brennend zugleich, entzückt und verzweifelt taumelt meine Seele, aus Wonnen in Schmerzen fallend, weiß sie ihren Gott nicht mehr zu finden. Auf meinem Herzen liegt ein Grabstein, schwer wie ein Atlas-

gewicht, er deckt das Grab meiner Liebe — o Donna Tiziana! —" Die aufwirbelnde Leidenschaft schleuderte den Priester des Herrn zu ihren Füßen hin.

Tiziana stand in Brand und Not. Ihr herrlicher Leib schnellte hinab zu dem Knienden, und ihre reine Liebe drückte den erlösenden Kuß auf seinen Scheitel. Da sprang er empor und riß sie mit gewaltigen Händen an sich. Und in seinen Armen fieberte das süße Weib und wehrte sich nicht mehr gegen die Glut der Küsse, die ihre schwellenden Lippen aussogen. Auf dem weichen Pfühl, das unter dem Bilde einer schmachtenden Alkyone in altrömischer Teppichpracht prangte, zog er den fraulichsüßen Leib an sich, und mit dem Feuer eines liebenden Jünglings küßte er ihr Lippen, Augen, Haare, Nacken und Schultern, bis sich seine Küsse in ein ohnmächtiges Stammeln verloren. Dann begann die Leidenschaft glühende Worte zu formen, und nur mählich gewannen die Gedanken Macht über die aufgeregten Sinne.

„Geliebter!" rauschte ihr Blut in den süßen Klang hinein.

„Rosen sollen dich umglühen fortan, wo deine Seele von Dornen umrankt war." Mit geschloßnen Augen lag sein Antlitz in der schwarzen Flut ihres Hauptes, und ihm war, als strömten Hauche aus seraphischen Höhen durch seine Sinne. Langsam nur lösten sich die Empfindungen in Worte auf. „Was für ein Wunder kommt über uns? Oh, wie wehrtest du dich, wie wappnete ich mich gegen die Pfeile des göttlichen Knaben, und dennoch trafen sie und schufen glühende Wunden. Liebe, Liebe, Liebe! jauchzt es wie Frühlingsvogelsang an allen Ecken und Enden der Welt! Tiziana, willst du die meine sein?"

In Scham und Verwirrung löste sich der Zweifel aus ihrer Brust. „Wie kann ich's, Geliebter? Der Purpur legt sich zwischen mich und dich."

Der Kardinal riß ihre Hände an seiner Brust empor. „Und wenn ich ihn von mir werfe?"

„Nimmermehr!" schnellte sie in die Höhe. „Die Orsini sollen nicht durch eine Calvi um den Glanz eines Namens gebracht werden, der seine Strahlen weithin sendet und vor dessen kirchlichem Ruhm sich alle Fürsten neigen."

Der Kardinal zog ihr schönes Haupt mit den schmollenden Lippen an sich. „Mein nächstes Ziel will ich vor Papst und Konzilium mit dem liebendsten Eifer verfechten und Menschlichkeit und Sittlichkeit und des Herrn heiliges Wort selbst zum Zeugen und Streiter für mich anrufen im Kampf um die Priesterehe."

Tizianas Auge glänzte in Jubel und Verstehen. „Siehst du, du herzallerliebster Mann, ich wollte mich nicht in einem

Atemzug mit jenen Frauen nennen hören, die ihre Ehre durch die Umarmung eines Kirchenfürsten besudeln, wollte es nie und nimmermehr erleben, deine Kurtisane zu heißen —"

Er küßte den süßen Rotmund voll Zärtlichkeit und warf in ihre glühende Scham ein heilig Versprechen hinein: „Vor Gott gelobe ich, Euch zu halten wie mein angetrautes Weib und Euch vor aller Welt als solches zu bekennen, bis auch das Konzil und die Welt Euch als mein eigen bekennen. Ihr sollt hausen auf Monterotondo in Hausfrauenehre, und es soll sich alles Gesinde vor meiner Herrin beugen in schuldiger Ehrfurcht. Ihr sollt walten über Kammer und Vorrat, über Linnen und Kleider und Zier, über Magd und Diener, und sollt zu Rat sitzen mit mir über allem Geschäft, das dieser Burg Wohl und Wehe betrifft."

Sie lehnte glückzitternd ihr Haupt an seine Schulter. „Du warst mir Ziel und Gipfel aller meiner Wünsche", sagte sie erschauernd, „und bei dem Haupt meiner Mutter schwöre ich dir's, daß auch Leben und Tod des armen Marcello, in die du heimlich deine Eifersucht geworfen, mein Ziel nicht verrückt haben. Er war ein braver, treuer Knabe, der für seine Herrin sterben, aber nicht leben konnte. Nie hat sein Kuß mich berührt, seine Leidenschaft spielte nur mit seiner und meiner Liebe. Ihn zog ein Gott zur rechten Zeit ans Herz, denn sonst wäre Schuld und Unheil über diese Burg gekommen. Es lebt ein Gott, er gab uns freie Bahn, er offenbart sich selbst in der Bitterkeit des Sterbens."

Der Kardinal taumelte mit der Glutenseele in ihre heiße Empfindung hinein. „Und solche Rosenblüten der Seele wollten hinter Klostermauern verwelken?"

„Ich will sie hinter diesen Mauern verwelken lassen", lächelte Tiziana glückselig.

„Nein, nicht nur hier sollen deine Tage verrauschen, Geliebte. Ich träume von einem bessern Himmelsstrich, wo des Lebens Wunden rascher heilen als hier. Es zieht mich mit Allgewalt nach Florenz —"

„O mein Traum!" jubelte Tiziana.

„Dort, wo die Blumengärten auf den Hügeln von Careggi und Fiesole die Düfte zyprischer Haine ausströmen, laß uns glücklich sein, Tiziana!" Er schwärmte von der leuchtenden Stadt, wo noch der Nachklang mediceischer Geisterkämpfe ans Ohr schlug und die Gedanken in höheren Schwingungen Platos selige Welt durchflogen, wo neben dem ernsten Sonett die fröhliche Ballata von Dichterlippen sprang, wo ein farbenfroher Karneval durch die Straßen leuchtete, von Geist beschwingt, von Grazie getragen.

Dann besprachen sie wie jauchzende Kinder das erträumte

Glück im Wald zu Careggi und trugen alle Glücksgewißheit vor das alte Mutterherz der Ginevra Orsini. Und sie zog die bebende, langgeliebte Frau ans Herz und segnete diese wundersam erblühte Liebe, um dann einen Strom von Fragen von ihrer Brust zu wälzen.

Der Kardinal ließ die Flöten- und Lautenspieler des Schlosses kommen und ordnete eine Serenata an für die Abendtafel. Und Reiter sollten morgen nach Rom sprengen und ein Maultier voll Blumenkörbe mitbringen, denn Tizianas Gemach sollte mit Floras lieblichen Kindern geschmückt werden.

Der Vikar wurde gerufen. In der Stille der einsamen Schloßkapelle sollte sofort ohne Zeugen und ohne kirchliche Zeremonien, nur vor Gottes heiligem Antlitz durch ein Ineinanderlegen der liebenden Hände der Ehebund geschlossen werden, dem die Kirche ihre Weihe noch versagen mußte.

Im Nachtfrieden der Kapelle, vor dem Bilde des segenspendenden Heilands, gab der Kardinal sein festes Gelöbnis ab, Tiziana wert zu halten wie sein Weib. Und sie gelobte ihm ewige Treue.

Dann geleitete er sie hinauf in ihr Turmzimmer. Dort blickten sie beide in eine Nacht voll Sternenglanz und Klarheit. Feine Mondnebel flimmerten über dem Tiber und stiegen wie Opferrauch von Artemis' Altären zu den Sphären auf, aus denen heute göttliche Strahlen beider Herzen erleuchtet hatten. Die der Blumenfreude beraubten Haine vor ihnen wandelten sich unter dem fließenden Glanz in hesperidische Gärten, und verklärt von den Gesichtern der Liebenden, schwebten durch die silbernen Gefilde holde Liebesgötter und wanden duftige Kränze um ihre Häupter.

Der Kardinal versank mit seinen Blicken in ihrer duftenden Schönheit. In seidenflimmerndem Gewebe stand sie vor ihm, der goldgestickte Saum schimmerte sanft, und von dem Gürtel, der das Gewand um die Hüften raffte, blitzten die kostbarsten Edelgesteine auf herrlich getriebnem Arabeskengrund. Über den Brüsten blinkte das zartgesponnene Hemd wie ein Schleier der Arachne, mehr hingehaucht als eine Hülle bildend, unter der die Haut wie Milch schimmerte.

Von Herz zu Herz, von Sinn zu Sinn rauschte das sehnsüchtige Blut.

Mit einem erstickten Jubelruf erzwang sich der milde Tyrann das Weibliche in ihr zur ewigen Beute.

Das Wild der Treibjagd, die der Herzog Valentino in diesem wunderschönen römischen Herbst veranstaltete, waren die romagnolischen kleinen Tyrannen. Der erste Hase, der den Speer Cesare Borgias zu scheuen allen Grund hatte, war der

junge Giovanni Sforza, der einstige Gemahl der Lukrezia Borgia. Valentino rückte mit sechstausend Fußsoldaten und neunhundert Reitern an Pesaro heran, dessen Volk gegen seinen Herrn aufgewiegelt wurde. Man jauchzte dem neuen, noch verkannten Tyrannen entgegen, der mit Pracht und Prunk in Pesaro einzog. Und Giovanni Sforza härmte sich in Mantua ab, daß nun in seinem blauseidnen Himmelbett zu Pesaro sein unversöhnlicher Feind das allerschönste Mädchen von Pesaro mit Raubtiertatzen in seine Lustgewalt nahm.

Kaum war Pesaro gefallen, verjagte auch das kleine Rimini seinen Tyrannen Pandolfo Malatesta.

Mit unersättlicher Gier und gleichzeitiger Klugheit riß der junge Sohn für den alten Papstvater einen Edelstein nach dem andern an sich. Das fruchtbare Land der Romagna erschloß seine Schätze für das Haus der Borgia.

Der Winter zog mit streichelnder Milde übers Land. Selbst der Apenninschnee hatte seine weißen Schmuckbänder nur spärlich über die Grate gelegt, und in der Campagna und in Rom grünten im Eismond Lorbeer, Eiche und Olive. Die Rosen begannen zu blühen, und als das Kerzenweihfest in Rom gefeiert wurde, blaute der Krokus aus dem satten Grün, und die Mandelbäume in den Gärten schwellten zu zauberhaft schönen, rosigen Fanalen an.

Fano und Cesena hatten sich ergeben. Aber die Stadt des hübschen jungen Astorre Manfredi noch nicht.

Endlich erfüllte sich auch das Geschick dieser Stadt, deren Bürger ihren schönen Herrscher mit heldenmütiger Aufopferung verteidigt hatten. Faenza feierte ein trauriges Ostern. Und der heimtückische Herzog Valentino gab sich den Schein des gnadenvollen Siegers und versprach dem löwenkühnen Jüngling Astorre freien Abzug. Doch kaum hatte sich dieser ihm ergeben, ließ er den unglücklichen Knaben samt seinem Bruder in die Engelsburg schleppen.

Schon war auch die Stadt Camerino dem dortigen Tyrannen Varano öffentlich abgesprochen worden. Die florentinische Perle stach Cesare ebenfalls in die Augen. Die vertriebenen Medici suchten sich des republikanischen Regiments zu bemächtigen und verbanden sich mit Cesare, um nur vorerst Florenz zu bedrohen. Durch allerlei Hilfstruppen verstärkt, rückte Cesare ins florentinische Gebiet. Die Signoria von Florenz aber schätzte ihren Bedränger richtig ein. Der Herzog braucht Geld, sagte sie sich, viel Geld, und wir sind reich, unsre Bankhäuser spielen klug auf allen Weltmärkten der Welt. Geben wir ihm Geld! Soviel er will! Und Cesare nahm an, gleich sechsunddreißigtausend Dukaten. Und er durfte zum Dank für die glückliche Lösung der florentinischen Sache sogar Piombino

angreifen. Mit starken Kräften warf er sich jetzt über die toskanischen Berge nach dem Meer.

Da spielte sich Frankreich plötzlich wieder als Beschützer der bedrängten Staaten auf. Sein Argwohn befürchtete, daß des Papstes anwachsende Macht in Mittelitalien seinem eigenen mailändischen Gebiet bedrohlich werden könnte. Und schon rückte Frankreichs Armee unter Aubigny von Norden her gegen Rom. Da mußte auch Cesare sein Abenteuer abbrechen.

In Monterotondo hielt wirklich ein guter Gott seine Hand über doppeltes Glück.

Der Kardinal spann sich nun wie in einem Märchenschloß ein und streute seiner geliebten Frau die Schätze eines Krösus zu Füßen. Die Burg erstand in ihren Räumen zu urbinatischer Pracht und Herrlichkeit. In den Hauptgemächern der schönen Tiziana wurden blumig mosaizierte Fliesen gelegt, die Mauern erhielten Onyxglätte und schimmerten feenhaft, herrliche Türschnitzereien erfreuten den Blick, wunderbare Arabesken von Gold zogen sich als Friese in der Höhe dahin und wurden überdacht von seidenen Deckengeweben.

An den blassen Winterabenden überkam beide Glückskinder eine wunderbare Traumversonnenheit, so daß sie den Gang der Welt draußen weder sahen noch hörten. In trauter Seelenbescheidenheit zogen sie sich vor der Berührung mit dem lauten Tag zurück, dessen Pulsschlag aus Rom herüber mitunter hörbar war.

Tiziana war dem Kardinal die getreue Gehilfin in der mühsamen Sammelarbeit seines Fleißes geworden, die verständige Verwalterin seines Hausgutes. Aber er hob sie über die bescheidene Frauenwürde in die geistige Sphäre seines Wesens hinauf. Mit wissensdurstiger Seele durchstöberte Giambattista den großen Inhalt des Lebens. Er schrieb „Briefe an die Orsini", worin er ihnen hohe sittliche und volkserzieherische Aufgaben stellte und ihnen die Versöhnung mit den Colonna als ein würdiges Ziel vor Augen hielt.

Und in das Wintergrau sandte bald der Frühling seine linden Boten. Feine Glocken läuteten in den Lenznächten an Tizianas Ohr. Unter ihrem Herzen reifte eine kleine Welt heran, die von der Liebesseligkeit durchsogen und behütet wurde. Und über diesem Herzen schwellten mutterselig die Brüste. Tagträume trugen sie auf weichen Flügeln in ein von süßen Schauern erfülltes Land, wo die Mutterliebe ihre Schwingen entfaltete.

Dieser südliche Frühling, durchsogen von Licht und Duft, diese Tage voll durchsichtiger Klarheit, diese morgendlichen

Lüfte, die den Atem der See über die etruskischen Hügel herübertrugen, diese sonnenwarmen, matten Mittagsstunden mit dem unbeschreiblichen Dunst über den leise schlafenden Gräsern, die rosenroten Abende, wenn die Sonne über Wolkenteppiche in die goldene Unendlichkeit versank, und die Nacht, erfüllt von den Schauern seliger Geborgenheit an der Brust des geliebten Mannes — oh, welche Zauber wirkte das alles im Gemüt der gesegneten Frau.

Und nun war Pfingsten mit Blumenpracht und Vogelschall herangekommen.

Am geheiligten Sonntag kämpfte sich auf Monterotondo ein Knäblein ans Licht, das wenige Tage darauf in der Schloßkapelle vom Burgvikar auf den Namen Valerio Orsini getauft wurde.

Während des Taufaktes zogen gerade die französischen Kontingente von Cività Castellana gegen Rom heran, um nach Neapel zu marschieren. In den Trompetenschall quietschte der kleine Täufling lustig hinein, und der Astrolog weissagte, daß Valerio schon in jungen Jahren Kriegsgetön zu hören bekommen werde, um so mehr, als die Nativität eine kriegerische Zukunft gekündigt hatte.

Strahlender denn je schritt Tiziana durch die Burghallen, den herzigen jungen Bären auf den Armen. Oder sie wanderte mit der Kammerfrau über die nahen Hügel, während sich die Sonne von Feld zu Feld schwang und die ganze Landschaft den schweren Duft der nahenden Reife atmete. Voller blühte jetzt ihre Gestalt auf, fürstlicher denn je erschien sie unter den Schloßleuten, wenn es galt, ihre kleinen Klagen und Wünsche entgegenzunehmen. Ihre segnenden Hände legte sie auf das ärmste Haupt, wanderte manchmal in die kleinen Hütten und schüttete Kleider und Geld aus den Taschen des Maultiers in die Hände der Bauern.

Bald war das Land von Erntesegen übergoldet. In die Glut der Sonne tauchten die dunklen Obelisken der Zypressen, und in ihrem Schatten ruhten die finstern Gestalten der Campagnuolen.

Da flog die Kunde heran, Capua sei gefallen, der tapfere Fabrizio Colonna, der es verteidigte, in französische Gefangenschaft geraten. Giangiordano Orsini, der Herr auf Bracciano, hatte es erobert, und Cesare hatte ihm eine große Summe geboten für den lebendigen oder toten Colonna. Aber Giangiordano bewies eine zeitfremde Großherzigkeit. Er ließ Fabrizio Colonna frei. Cesare schäumte und zeichnete einen Schuldstrich auf das Konto der Orsini.

Als der Kardinal davon erfuhr, las er seine „Briefe an die Orsini" noch einmal durch. Seine Warnrufe bekamen eine er-

höhte Bedeutung. Orsini, hütet euch! Cesare schmeichelt euch, weil ihr ihm noch nötig seid. Habt acht, wenn erst die Stunde naht, da er euch zu dem Verbrauchten wirft. Ihr sagt, er liebe Giangiordano, weil er zu Frankreich hält, und ich sage euch, er liebt ihn nicht. Und er liebt auch dich nicht, Pagolo, trotzdem du ihm die Romagna erobern halfst, und er wird mit euch allen fürchterliches Gericht halten. Oh, daß ihr großen Geschlechter Roms euch endlich zusammenschließen könntet, um den einen zu verderben, der des Verderbens wert ist. Überstolze Blüten am Baum der Menschheit! Krieg und Mord ist eure Losung, ewiger Rachedurst gräbt seine Zeichen auf eure finstern Stirnen, und doch stünde euch das Wappen des Friedens besser zu Gesicht. Oh, gebt euren Gedanken edle Ziele, mäßigt eure abenteuerlichen Herzen und schärft euren Blick für den wahren Feind. Er sitzt im Vatikan an geheiligter Stätte, die euer Arm blindlings verteidigt. Alexander schläft nicht, aus seinem Mund dampft der Atem des Giftes.

Der Kardinal warf die Blätter zu. Ein Grauen packte ihn. Wenn diese Blätter je in unberufne Hände kämen!

Neue Nachrichten flogen heran. Cesare hatte Capua plündern lassen. Vierzig schöne Mädchen aus den vornehmsten Häusern hatte er mit sich schleppen lassen. Ein Teil der Frauen von Capua hatte sich, um demselben Schicksal zu entgehen, in die Fluten des Volturno gestürzt.

Die Colonnaburgen und -städte wurden zerstört. Der unglückliche König Federigo von Neapel flüchtete nach Ischia.

Wie ein Geier stürzte sich jetzt Alexander im Rücken der vormarschierenden französischen Armee auf die Burgen der Colonna. Die päpstlichen Söldner wüteten in den mit Kunstschätzen überladenen Baronalpalästen. Auch die Güter der Savelli wurden zerschlagen und in Brand gesteckt.

Zur selben Zeit beglückte der Papst die Christenheit mit einem Einfall, der bei allen Gläubigen höchste Erbitterung hervorrief. Als er, um die zerstörten Burgen zu besichtigen, Rom verließ, setzte er seine Tochter Lukrezia als Statthalterin Gottes auf den päpstlichen Thron. Es war die bis zum Wahnwitz gesteigerte Idee eines Greisengehirns.

Als der Papst zurückkehrte, verkündigte er den überraschten Römern durch Kommissare, daß Lukrezia Borgia demnächst an den Erbprinzen Alfonso d'Este von Ferrara vermählt werde. Rom bekam Befehl zu jauchzen. Auf der Engelsburgterrasse dröhnten die Freudenschüsse. Und eine Herzogin weinte.

Die Güter der Colonna, Gaetani und Savelli wurden nun zwischen den zwei kleinen Borgiakindern verteilt, Rodrigo, dem Sohn der Lukrezia, und Giovanni, dem jüngsten Papst-

sprößling jener unbekannten Frau, die Alexander neben seiner Favoritin Farnese ans Herz gedrückt hatte.

Der Sommer ging zu Ende. Die französische Armee zog mit großen Teilen nach Norden zurück, nachdem das Haus Aragon vertrieben worden war. Die Straßen durch die römische Campagna waren überfüllt von Fuhrwerken und Trupps.

An einem glühenden Augustmorgen ritt ein Mann auf einem Maultier das Tibertal aufwärts an Monterotondo vorbei in die Berghänge der Sabina hinein. In der Nähe der Burg hielt er noch einmal still und sandte einen stummen Gruß hinüber. Michelangelo wandte der Buhldirne Rom angeekelt den Rücken, um nach seiner Heimat Florenz zu gehen. Die römische Luft hatte ihm die Wangen gebleicht, das Mark ausgesogen, das Gemüt zermürbt, das Herz gelähmt. Pinsel und Meißel hatten mondelang gefeiert. Er sah in Rom das Christentum, das ihm durch Savonarola teuer geworden war, durch einen fürchterlichen Papst verwaltet. Darum verabscheute ihn der gläubige Jünger Savonarolas, dem Religion ein ehrliches Alltagskleid war, dessen er sich nicht schämte.

Auch die Sorge um seine Familie drückte Michelangelo schwer. Der Vater und die Brüder darbten in Florenz.

Vor ein paar Tagen war sein Jugendfreund Granacci mit einer Neuigkeit nach Rom gekommen. Die Wollenweberzunft in Florenz hatte die Absicht, einen alten Marmorkoloß, aus dem vor Jahren ein Bildhauer einen Giganten halb ausgehauen hatte, neu bearbeiten und einen jungen David daraus meißeln zu lassen. Sanseverino hatte den Auftrag abgelehnt, und so munterte Granacci den Freund auf, sich darum zu bewerben. Ein David! Der biblisch kühne Jüngling erhob sich im Hirn Michelangelos mit visionärer Wucht. Dann stand sein Entschluß fest, die Heimat aufzusuchen.

Und nun malte ihm auch Granacci noch das Bild des neu verjüngten Florenz aus, das gleichsam auf ihn zu warten schien. „Und Grüße habe ich zu bringen von Baccio de la Porta“, sagte er, „der jetzt als Fra Bartolomeo ein Altarbild für den Saal des Consiglio grande arbeitet.“

„Er ist Mönch geworden, der Unselige!“ schimpfte Michelangelo.

„Und fühlt sich wohl“, versetzte Granacci.

Dann schwärmte er von einer Auferstehung der Gärten des Medici, von dem bewegten Künstlerleben in den Klostermauern von San Marco, von dem Gelehrteneifer in den Schreibstuben und den Goldschmiedwerkstätten und -buden auf dem Ponte vecchio, und bald schwamm Michelangelo in den wohlig bewegten Wellen der Jugenderinnerung.

Noch am selben Abend begann er mit Granacci den kleinen Hausrat einzupacken. Dann besuchte er am nächsten Morgen den Dom Sankt Peter und nahm Abschied von seiner Pietà. Er streichelte mit den Blicken das Werk seiner Seele, die ihre eigene Schwermut mit Meißelschlägen in den Marmor gehauen hatte. In dem verpesteten Dasein erhob sich diese Pietà wie eine reine Opferflamme, die ein glaubenstiefes Genie im geschändeten Tempel der Christenheit angezündet hatte.

Und nun war er auf dem Weg nach Florenz. Auf den Vorhügeln der Sabina hielt er sein Tier an und sah nach Monterotondo hinüber. Dort lebte das Weib, das vor einem Jahr wie ein süßer Traum von Glück in die sinnliche Sphäre seines Lebens getreten war. Er hatte das Schicksal dieses Weibes verfolgt und sich nicht eingestehen wollen, daß es leise an seinem Herzen gerührt hatte. Es war ja nur die anmutige Gewalt der Erscheinung, die Schönheit gewesen, die auf sein leicht bewegliches Künstlerherz angestürmt war. Aber sie setzte das sich trotzig sträubende Herz in Flammen, und der Brand glomm lange fort und ließ endlich ein Aschenhäufchen zurück, aus dem durch eine Begegnung mit dem schönen Bilde neue Flammen emporgeschlagen hätten.

Auf dem Tuffhügel, inmitten von Sonnenglanz und verdorrtem Gras, packte der Künstler aus der Maultiertasche das heimlich gezeichnete Bild Tizianas heraus, wie es die Erinnerung an sie skizzenhaft entworfen hatte. Er sah es lange an und riß es dann mit fester Hand entzwei. Er spürte den Riß bis in sein armes, in Bitternissen schwimmendes Herz hinein.

Der Abschiedsgruß von Hügel zu Hügel hatte sein Gefühl neu durchwühlt. Die römische Luft wehte ihm in das Bergland der Sabina nach, und sie war vollgesogen von schwerem Blütenduft und trug den Hauch eines süßen Frauenmundes bis in sein ungeliebtes Herz hinein.

Erst auf den Hügeln im Süden des Arno, wo der Abendwind in den Pinienwipfeln Florentiner Lieder sang, kam das bewegte Herz, das sich selbst aus Rom vertrieben hatte, zur Ruhe. Über dem Wunderbau Brunelleschis und den Türmen der Stadt und den weithin wallenden Gärten hingen Rosenwolken im dunkelnden Abendblau. Es war, als hätte sich die Heimat festlich mit Girlanden geschmückt, den verlornen Sohn willkommen zu heißen.

Die fried- und freudelose Herzogin Lukrezia lag im weichen Pfühl, gebildet aus Parder- und Löwenfellen. Rosenfarbige Kerzen leuchteten über die seidene, goldstrotzende Pracht des fürstlichen Gemaches, das einst Cesare für sie hatte herrichten lassen. Da waren marmorglatte Wände, an denen liebliche

Statuen gleißten, ein fellbedeckter Fußboden dämpfte jeden Schritt, Blumenkörbe mit der Doldenpracht fremdländischer Gewächse bedeckten die Konsolen, und in silbernen Käfigen schnäbelten verliebte Sittichpaare.

Aber die verwöhnte Herzogin sah böse und unfreundlich drein.

„Die Colonna geächtet? Und die Savelli?" fragte sie den vor ihr stehenden Kammerherrn und Sekretär Piccinino. „Oh, es kommt viel Unheil über die stolzen Geschlechter Roms." Sie sprang unruhig auf. „Mein herzoglicher Bruder noch nicht gemeldet?"

Piccinino senkte das Haupt. „Er vergnügt sich eben im Hof seines Palastes damit, zehn Verurteilte mit Pfeilschüssen persönlich zu richten."

Lukrezia lief ein Schauer durchs Gebein. „Er hat sonderbare Belustigungen, mein Herr Bruder."

„Es ist wieder etwas im Werke, erlauchte Herzogin", sagte Piccinino mit mürrischer Miene. „Hauptmann Michelotto hat Befehl erhalten, unter den fünftausend eingeschriebenen Lustdirnen Roms, die er im Zirkus Maximus zusammentreiben ließ, die schönsten auszusuchen. Es sollen Kastanien unter die Mädchen geworfen werden, und der allerheiligste Vater will sich mit Seiner Herrlichkeit dem Herzog an dem Balgen und Raufen der nackten Leiber ergötzen. Auch die Anatomen, Bildhauer und Maler sind geladen, damit sie Gelegenheit haben, die Beweglichkeit und das Muskelspiel junger Frauenleiber zu studieren."

„Wer hat Euch befohlen, mir das alles zu melden?" fragte die Herzogin schamvoll.

„Seine Herrlichkeit der Herzog der Romagna."

Lukrezias feine Nüstern zitterten. „Hat man auch etwas Ehrbares zu berichten?"

„Der Papst hat dem Herzog von Ferrara das Dukat bestätigt und den Jahreszins von viertausend Dukaten auf hundert Florentiner Gulden herabgesetzt."

„Sind die Hofdamen bestimmt, die mich begleiten sollen —"

„Donna Imonez, Donna Porzia de Cantani, Donna Angela Borgia, Donna Mariana Durante."

„Und keine Donna Tiziana dabei!" seufzte die Herzogin. „Man sagt, die seltsame Frau des Kardinals Orsini sei ganz in Mutterfreuden eingesponnen."

„Die päpstliche Kurie will sie nicht als seine Frau, sondern nur als seine Kurtisane ansehen. Das Gesuch des Kardinals um Legitimierung seiner Ehe wurde, wie nicht anders zu erwarten war, lächelnd abgeschlagen."

„Die beiden haben die Größe aufgebracht, über dieses

Lächeln der Kurie zu lächeln.“ Die Herzogin verzog spöttisch die schönen Lippen. „Ich werde es über mich bringen müssen, meine einstige Hofdame in ihrem Retiro aufzusuchen, wenn ich mich wieder an dem Anblick eines tugendhaften Herzens erquicken will. Und was treibt dieser brave, standhafte Kardinal?“

„Er verschließt sich und seine Geliebte —“

Die Herzogin flammte empor. „Gebt ihr den Ehrennamen Frau.“

Piccinino verneigte sich gehorsam. „Wie Ihr befehlt, erlauchte Herrin. Darf ich jetzt Messer Bembo —“

„Den vergaß ich ganz.“ Sie nahm zerstreut ein paar Zeichnungen und spielte damit. Es waren einige kleine, von ihr mit Rötel nachlässig hingeworfne Landschaftsskizzen, weichgeformt und verschwommen im Ausdruck. „Der Herr mag kommen.“

Der Edelmann Pietro Bembo trat gleich darauf in das Marmorzimmer.

Die Herzogin betrachtete den schönen Mann mit sichtlichem Wohlgefallen. Er war über dreißig Jahre alt, gar wohlgestaltet, von hoher Figur, hatte ein bleiches Antlitz, welches das glatte, schwarze Haar anziehend beschattete, und Augen, die eine bewegliche und geistvolle Seele verrieten. Er drückte nach Höflingsweise das schwarze Barett mit der wallenden, weißen Reiherfeder an die Brust und verneigte sich tief.

Die Herzogin nickte mit gehörigem Anstand. „Ihr kommt von Ferrara?“

„Ich bin beauftragt, Eurer Herrlichkeit die Grüße des Erbprinzen Alfonso d'Este, Eures Bräutigams, zu überreichen.“

Lukrezia neigte wieder leicht das Haupt. Sie sprang gleich mitten in den Bereich ihrer Neugierde hinein. „Herrscht reges Leben im herzoglichen Palast?“ fragte sie mit gespannten, klaren Augen.

„Er ist der Sitz holder Musen und das Asyl stiller Denker. Man findet in Italien, den herzoglichen Hof von Urbino ausgenommen, keine Stätte, wo Kunst und Wissenschaft so eifrig gepflegt werden. Um so mehr freut sich ganz Ferrara auf die Krönung dieses Sternenhimmels durch eine Sonne, die Eure Gegenwart entzünden soll.“ Mit zierlicher Galanterie legte er die Schmeichelei der Herzogin zu Füßen.

Sie betrachtete den Mann mit neugierigem Erstaunen. Und sie fand es begreiflich, daß die Frauen von Messina, wie man sagte, noch heute von ihm und der Zeit schwärmten, da Bembo dort das Griechische gelernt hatte. „Ihr macht sonst lateinische Verse?“

„Ich habe versucht, die Sprache Quintilians zu meistern und

rhythmisch zu beleben", sagte er. „Ich habe mir höhere Ziele gesteckt. Auch unsre schöne Sprache ist wert, klingend zu werden. In Ferrara leben einige gelehrte junge Köpfe, die es sich zur Aufgabe gesetzt haben, Italiens schöne Sprache durch Gesetze zu stützen und durch Formen zu bereichern. Wir haben auch Dichter, die vorzügliche Latinisten sind."

„Ihr meint wohl die beiden Strozzi?" sagte Lukrezia, froh, ihre Kenntnisse aufdecken zu können.

Bembo nickte. „Titus und Ercole Strozzi. Das Erbe des guten Bojardo aber scheint ein stürmischer, feuriger Jüngling anzutreten, Ludovico Ariosto. Er ist der Liebling des Kardinals Ippolito d'Este."

„Und die Künstler?"

„Talente erster Größe. Vor allem der edle Lorenzo Costa. Der Palast des Herzogs Ercole wird stündlich verschönt. Man wandelt an sanften Frühlingstagen zwischen Marmorsäulen, die von Weinlaub umsponnen sind, plaudert in vergoldeten Pavillons beim leisen Rauschen des Hydrabrunnens und labt das Auge an den wunderbaren dekorativen Malereien der Kasinos. Euer zukünftiger Gemahl, der liebenswürdigste Herr des Hofes, gedenkt ein Belvedere auf einer Poinsel im schattigen Park mit springenden Brunnen zu bauen."

Der Herzogin Antlitz belebte sich zusehends. „Wir brauchen dergleichen, um die Erinnerung an Rom zu verscheuchen."

„Und der Erbprinz wird seine Leidenschaft, Kanonen zu gießen, mit der Kunst, Euch zu vergöttern, vertauschen, eine Kunst, die ihm leicht genug sein wird, edle Herzogin."

„Ihr selbst, verehrter Latinist, wollt hoffentlich auch dazu beitragen, meine gute Laune zu erhalten?" sagte Lukrezia mit leichtem Erröten.

„Plato hat mich nicht nur dem Geist, sondern auch der Schönheit verpflichtet", erwiderte er mit Selbstgefühl.

„Reitet Ihr gern?" fragte die Herzogin plötzlich.

Bembo nickte lebhaft.

„Dann werdet Ihr so freundlich sein, mich auf meinen Ritten zu begleiten. In den Gassen von Ferrara liegt, hör' ich, düstre Schwermut und in den Gärten wenig Licht."

„Unsere Maler fangen es doch in trefflichen Bildern auf", widersprach Bembo. „Und es ist auch schön, durch die weitwallenden Herbstnebel zu reiten, wenn hier und da aus einem Haingebüsch der Demantstrahl der Sonne blitzt."

Da trat Piccinino ein. „Seine Hoheit, der Herzog von Valentinois."

„Nehmt Abschied", sagte Lukrezia. Sie reichte ihm die Hand zum Kuß.

Pietro Bembo drückte sie mit Grazie und Gefühl. Lukrezia

hatte Eindruck auf ihn gemacht. Er nahm ihr schönes Bild mit auf die Reise nach Ferrara und umrahmte es mit der Phantasie seines dichtenden Geistes.

Die Herzogin blickte nach der Tür. In ihrem Kopf bewegte sich eine neue Welt von Gedanken, in ihrem Herzen eine neue Welt von Gefühlen.

Da stand auch schon der Herzog im Zimmer.

„Wer war der Edelmann, der so spät von Euch ging?" fragte Cesare mit gerunzelter Stirn. Und er warf sich familiär auf das fellüberlastete Pfühl.

„Ein Abgesandter des Hofes von Ferrara", sagte Lukrezia kleinlaut.

„Ah, dann war es Pietro Bembo. Nimm dich in acht vor ihm, er ist ein Frauenjäger. Schöne Schwester, Ihr werdet bald mehr Bewunderer Eurer Schönheit dort finden, als es Eurem Tugendstolz lieb ist. Und Ihr werdet die vergessen, die hier Eure Reize in Weihrauchwolken gehüllt haben." Mit erregter Galanterie verneigte er sich vor ihr. In seinen Augen leuchtete ein lebhaftes Feuer, als hätte er leicht getrunken. Kein Mensch hätte ihm angesehen, daß er eben vom Blutrausch einer Hinrichtung kam. „Ich habe heute vormittag das Programm der Hochzeitsfeierlichkeiten mit dem ferraresischen Gesandten besprochen. Der Kardinal Ippolito ist dazu bestimmt, Euch abzuholen und in die Arme seines Bruders zu führen."

„Wann soll das Hochzeitsfest stattfinden?" fragte Lukrezia unterwürfig.

„Knapp vor dem Weihnachtsfest wird Ippolito seinen feierlichen Einzug in Rom halten, am 30. Dezember wird im Vatikan die Übergabe der Ringe und Geschenke des Bräutigams stattfinden. Die nächsten Tage werden Feste in den Papstsälen und Komödien in den Kardinalspalästen ausfüllen, darunter eine Moresca, dann sollen Stiergefechte auf dem Sankt-Peters-Platz abgehalten werden, und am Heiligendreikönigsfest reist Ihr nach Ferrara ab. An diesem Tag wird Rom an Schönheit verarmen."

„Die Artigkeit steht Euch schön, Herzog", sagte Lukrezia mit einem Lächeln, während der Frost durch ihre Glieder zitterte.

„Ich werde Euch das Geleite bis vor die Tore Roms geben und an diesem Tage heimlich eine Art Seelenmesse für eine verlorne teure Frau und Schwester lesen lassen."

Lukrezia blickte mit leichtem Spott auf. „Wart Ihr es nicht, der mich nach Ferrara verkaufte? Man verkauft gewöhnlich nicht, was einem teuer ist."

Der Herzog biß sich in die Lippen. „Die Übereilung tut mir leid", sagte er scheinbar gedrückt.

„Ist das alles, was Ihr zu bereuen habt?" fragte Lukrezia kalt.

„Ich werde Mittel finden, Euch Rom in Erinnerung zu bringen", sagte der Herzog ablenkend. „Ich werde Euch auch besuchen."

„Tut das nicht", warf die Herzogin rasch und angstvoll ein. „Denn es könnte leicht geschehen, daß ich mich glücklich schätze, von Rom entfernt zu sein."

„Von Rom! Aber — von mir?" Er zielte mit seinem beleidigten Herzen in die Tiefe ihrer Brust. „Lukrezia, Ihr tut mir weh."

„Kann das jemals eine Frau? Bis jetzt hat der Herzog Valentino den Frauen weh getan. Es ist spät, Herzog. Meine Damen warten."

„Ihr wollt uns nicht das Vergnügen machen, das Fest der Mädchen zu besuchen?"

Lukrezia machte eine böse Lippe. „Es würde meinen zukünftigen Gemahl wenig freuen, wenn er erführe, daß sich seine Braut in die Sphäre eines Lüstebacchanals begibt, die deshalb nicht weihevoller erscheint, weil der Papst und sein Hof in sie hinabsteigt." Sie erhob sich und rauschte an ihm vorbei in eine Ecke voll Blumenwolken hinein. „Herzog Cesare, ich bin es müde, den Ekel länger zu ertragen, mit dem man mein Herz erfüllt hat durch all die Jahre her, da meine Schönheit sich zum Verderben andrer entwickelt hat. Sorgt dafür, daß wenigstens diese letzten Wochen in Rom eines reinen Gedenkens wert seien. O diese Frauen! Wen würde ich denn heute an der Balustrade erblicken, vor der sich die nackten Leiber der abscheulichsten Dirnen Roms in wollüstigen Zuckungen wälzen? Die Damen der vornehmsten Geschlechter, die Buhlerinnen der Kardinäle, die Tänzerinnen der Prälaten. Meine Seele speit den Ekel endlich von sich. Kein römischer Kaiser hätte die Durchtriebenheit so weit gezüchtet wie Ihr, Cesare Borgia! Bedeckt Euer Haupt mit Asche und tretet mit bußfertigem Herzen vor den Altar Gottes." Sie ging mit hochwogender Brust nach der Tür und zog die Glocke.

Aber keine der Hofdamen erschien.

„Was ist das?" fragte Lukrezia bestürzt.

Cesare saß mit vornüber gebeugtem Haupt auf dem Lager von Fellen und Samt und zuckte mit keiner Wimper. Draußen lag eine dumpfe, nächtige Stille, erfüllt von einer unheimlichen Schwüle, die beinahe süßlich roch.

„Die Antwort auf Euern bösen Sermon", sagte Cesare, ohne das Haupt zu erheben. „Ich habe Befehl gegeben, daß sich die Damen zur Ruhe begeben. Es ist niemand zu Eurer Bedienung da — als ich."

Ihre Augen wurden gläsern. „Ich verstehe — Euch — nicht —"

„Die Reue ist über mich gekommen. Nicht jetzt, da die Zornpeitsche Eurer Rede über meine Seele klatschte, schon gestern, als ich Euer Leben und das meine überdachte, als ich mir den Abschied von Euch, den Ritt nach Ferrara mit den Farben der Verzweiflung ausmalte. Als ich zu Euch kam, strich ich das tolle Abendprogramm aus und lud mir den Zorn des Heiligen Vaters auf mein Haupt. In diesem Augenblick wird er durch seine Säle rasen und seinem Sohn fluchen, der ihn um die schöne Augenweide gebracht hat. Lukrezia!" Er sprang auf und schritt wie ein wildschäumender Eber durchs Gemach. „Ich — oh, ich leide fürchterliche Qualen."

„Cesare!" schrie Lukrezia auf.

„Dieser Kadaver ist nicht mehr Mensch, göttliche Lukrezia, ich weiß es! Er ist von tausend Teufeln in höchste Bedrängnis gejagt und windet sich jetzt unter ihren Krallen. Oh, wüßtet Ihr, was ich leide! Was ich gelitten all die Jahre her, da Eure Schönheit schwesterlich neben mir erblüht war mit Rosenpracht und Duft und ich aller Augen auf den Tempel Eurer Keuschheit gerichtet sah. Da stachen Skorpione nach meinem Herzen, ihr Biß entzündete meine Sinne, und es geschah, daß eine gräßliche Hölle in mir triumphierte. Wisse es, Lukrezia, es gibt einen, den ich anklage vor dir und Gott, daß er mir teuflischer Wegweiser in dem Labyrinth meiner Gefühle wurde. Dieser eine schläft jetzt oder schleift mit schlappen Gliedern durch die Nacht der Säle und stöhnt schweißgebadet nach der erlösenden Umarmung eines Weibes — und Lukrezia ist ihr Name!"

Die Herzogin fiel blaß in die seidnen Polster.

„Mein Vater, der Vikar Gottes, bebt in wilden Gedanken, die Steine schaudern machen könnten, in deine süße Schönheit hinein. Und er ließ mir das erregte Blut, das furchtbare Erbe eines furchtbaren Menschen, mit beschmutzter, vertierter, geschändeter Seele. Als ich sah, was er für dich empfindet, da schrie mein Blut gegen ihn, da jagte und lohte die Eifersucht durch meine wehrlosen Pulse — ich — oh, bedecke Augen und Ohren, daß der Schauder dich nicht würgt — ich schlug meinen Vater, den Papst, mit diesen meinen Händen, ich schlug ihn! Liebe und Neid schlugen ihn, den heiligen Vater der Christenheit! So öffnete ich den Abgrund meiner Seele, so spie ich der Natur ins Angesicht."

Lukrezia lag wie ein zur Strecke gebrachtes Wild in den Fellen. Die Nacht bekam rotgrüne Ringe, die einen fürchterlichen Tanz vor ihren geschloßnen Augen aufführten.

Cesare wühlte mit ausgetrockneter Kehle in seinem Jammer

weiter. „Und da umhalste er mich — der Vater den Sohn — und mit lallender Stimme schenkte er mir kraft seiner väterlichen Autorität deine süße Herrlichkeit, den Fluch abstreifend von meinem Haupt —"

„Du lügst, Würger!" wimmerte es aus ihrer Brust.

Aber er taumelte darüber hinweg. „Vor deinem empörten Blut liege ich hier und bekenne reumütig meine und seine Sünde, dich begehrt zu haben. Züchtige mich mit glühenden Ruten, aber nur segne mich dann in den Martern, daß ich auferstehe aus der Verdammnis Schrecken."

Wie rieselnde Bächlein liefen die Schauer über ihren Leib. Keine Regung des Mitleids wagte sich aus ihrer geschändeten, getretenen Seele hervor. Keinen Blick erhob sie zu dem schrecklichen Giganten der Sünde.

Er rauschte weiter, der wilde Sturzbach seines Herzens. „Nur eine Gnade begehr' ich, Lukrezia. Und sie wird mich entsündigen. Reinige mich nach Griechenart, du Reine, kühle mein Blut durch die Reinheit deines Wesens, sänftige das Brausen, indem du deine Göttlichkeit vor mir enthüllst —"

„Cesare!" Es war wie ein Lallen. Schatten des Orkus geisterten um sie.

Und der Herzog zitterte auf den Knien an sie heran und streichelte mit den Händen die Luft um ihren Leib, während neue Glut von seinen Lippen sprang. „Du bist ja ein von kostbaren Schleiern verhülltes Götterbild, das seine reinen Zauber nur ausströmen kann, wenn die Hüllen fallen und deine nackte Schönheit in schimmernder Majestät das Loblied dem Schöpfer singt. Das Menschliche fällt dann mit ab und Gottes schönster Gedanke liegt segnend vor dem menschlichen Auge. Da will ich stillhalten in höchster Andacht, nur mein Blick soll die geoffenbarte Gnade Gottes trinken. Laß mich dich schauen als die keuscheste Frauenperle Roms, als das überirdische Weib, als das von den Künstlerhänden Gottes geformte Sinnbild geheiligter Schönheit. Hier ist ein Dolch —" die Waffe blitzte in seinen Händen — „du stößt ihn mir in den Nacken, wenn meine Glut deine geweihten Glieder entheiligt. So stell' ich Gericht und Urteil deiner Seele anheim, und du wirst sie gebrauchen kraft deiner Keuschheit. Und ich will vor dir stumm im Gebet liegen wie Apelles vor dem Reiz seines Lieblings und will Rosen streuen über dein goldnes Haar und dich mit Perlen behängen und deine süße Haut mit Narden besprengen. Bevor der Brautnacht brünstiger Jubel durch dein Herz klingt, öffne dein Heiligtum für meine Gott preisenden Gebete!"

Sein Glutatem hauchte an ihren Lippen vorbei.

Sie schwieg wie ein starres Bild.

Aber Cesare wußte, was dieses Schweigen bedeutete. Er erhob sich. Mit wankenden Knien wich er von ihr und tauchte in das Licht der Kerzen. Dort fand er seine fürstliche Haltung wieder.

In dieser Nacht rauschte es durch die Träume Lukrezias wie blutrote Flammenströme. Immer sah sie den Dolch in ihren Händen blitzen.

Aber in der Nacht vor dem Einzug des Kardinals Ippolito d'Este, der mit einer Kavalkade von fünfzig Reitern die schönste Braut nach Ferrara zu entführen kam, feierte Cesare Borgia seine eigenartige künstlerische Andacht vor dem Götterbild Lukrezia.

Eine schimmernde Adventnacht voll heiliger Klarheit lag über Rom.

Schwüle Tropenluft erstickt die seltsame Herrlichkeit. Marmorwände, Statuen, Bilder, Blumen, Farben und Duft weben an der Harmonie des Gemaches. Ein Gestein von schimmernder Turmalindunkelheit hebt sich im Geviert empor, gekrönt von einem Arabeskenfries, der sich in einer saphirblauen, seidenen Decke fortsetzt, aus deren Mitte ein kleines Lichtmeer strahlt, von phantastischen Kristallgehängen farbig gebrochen. In den Ecken prangen riesige Blumenkörbe. Alle Blüten schießen wie bunte Flammen aus dem grünen Grund. Und darüber hin blitzt das Gefieder zahmer Rosenstare und Tigerfinken, die frei über den Blumenhainen flattern. Unter dem Standbild einer mächtigen, starren, spiegelnden Achatsphinx mit Smaragdaugen, die geheimnisvoll flimmern, breitet sich ein kostbares Ruhelager von Samt und Seide aus, durchduftet von der Rosen zartem Seelenhauch. Ein genuesischer Schemel aus Silber und Elfenbein steht daneben, umwogt von babylonischen Teppichwellen, die über den ganzen Estrich fließen. Aus einem goldflimmernden Dreifuß steigt bläulicher Rauch zum grünseidnen Baldachin empor, der sternbesät darüber schimmert, und aus breiten Amphoren wehen rosenrote Flammen wie heilige Opferfeuer auf eleusinischen Altären.

Auf dem rosenfarbigen Polsterpfühl ruht der Leib der Lukrezia Borgia. Er ist zur Anbetung für den Sendling Luzifers bereit. Der Herzogin Antlitz ist blaß wie morgendliches Mondlicht. Das goldne, fließende Haar ist durch blitzende Edelsteinreifen gebändigt, neben denen elfenbeinerne Kämme leuchten. Schneeschimmernde Brabanter Gewebe falten sich lose in durchsichtigen Schleiern um die schwellenden Glieder. Um den linken, freien Arm ringelt sich eine goldne, schuppige Schlange mit Rubinaugen, und in der Rechten blinkt Cesares Dolch.

Der Herzog kniet neben ihr, schweigend, wie zum höchsten

Opferfest gesammelt. Und er grüßt ihre Lippen mit einem Kuß, der die Zeit stillestehen heißt.

Lukrezia öffnet das Auge wie im halben Traum. Über ihr, zu Füßen der starren Sphinx, liegt auf einem silberhellen Felsen ein altrömisches Instrument mit zerrißnen Saiten, ein Heptachord, als hätte es eben der Musengott in Trauer von sich geschleudert. Es wird ihr zum Sinnbild ihres zerrißnen Lebens.

Und Cesare erhebt sich im veilchenduftenden Nebel, und seine Hand streichelt über die siedende Haut der hingeopferten Aphrodite. Die Edelsteine klirren — die Rosenstare pfeifen — der Lüster hebt sich, Dunkelheit naht, schwindet wieder, verdrängt von rosenrotem, schwerem Dämmerschein, der aus einer langsam herabschwebenden Ampel seine sinnberückenden Zauber über alle Pracht zu spinnen beginnt.

Da löst Cesare das seidene Gewebe auf Lukrezias Leib. Arkadisch frei fängt die zarteste Frauenhaut in Rosentönen zu leuchten an.

Der Weihrauch dampft in dicken Wolken aus den silbernen Pfannen.

Durch die Sinne Lukrezias blitzt es. Phantasien, aus der Hölle glühenden Schlünden geboren, umnebeln ihren Geist, durchtaumeln ihr Gehirn — ihr Grauen greift fester nach der Dolchklinge — ihre Augen zielen nach dem gebeugten Nacken — Todesschauer umwehen sie — ihre Wimpern werfen Nacht über ihre Augen — die Welt um sie beginnt zu rasen.

Das letzte Wort, das ihre Sinne verarbeiten, ist: Kleopatra.

Trauernd senkt die Natur über ihr gegebenes, von einem Menschen zerrißnes Gesetz das Haupt. — — —

Am andern Morgen zitterten die Hände der Kammerfrau Sansobina, als sie das Haar der schönen Herzogin durchkämmte, denn sie erschrak vor der Blässe und Starrheit des bräutlichen Antlitzes.

Und im Nacken des Herzogs Valentino bemerkte der Kammerdiener Grimaldi eine kleine, kleine Wunde, als ob eine Dolchspitze leicht darauf gespielt hätte. Aber diese Dolchspitze hatte dem brausenden Strom des atridenhaften Blutes keinen Ausgang geschafft. Und der Sonnengott hatte seinen Wagen nicht nach rückwärts gelenkt; feierlich hehr, nur blutrot stieg er aus dem sabinischen Gewölk in den Tag.

Aus der Richtung von Ponte Mollo trabte die glänzende ferraresische Kavalkade heran. Der Kardinal Ippolito d'Este führte sie im wallenden Purpur mit seinen Brüdern Ferrante und Sigismondo. Bischöfe und Edelleute von Ferrara in bro-

katnen Gewändern, goldne Ketten um den Hals, folgten mit dem Geleite von dreizehn Trompetern.

Zweitausend Söldlinge standen vor den Toren Roms. Dann trabten hundert Edelleute des Herzogs Valentino den Ferraresen entgegen. Cesare selbst ritt neben dem französischen Gesandten und begrüßte lächelnd den Kardinal Ippolito. Neunzehn Kardinäle standen hinter der Porta Flaminia. Unter Hörnerschall und Trompetenwirbel zog der Sendling Ercoles in die heilige Stadt nach dem Vatikan, wo Alexander ihn begrüßte.

Unter endlosen Deklamationen und Ansprachen verging der Tag. Erst am Abend führte Cesare den Kardinal von Ferrara nach den Gemächern der Lukrezia Borgia.

Das Antlitz der herzoglichen Braut hatte Alabasterglanz. Ihre Glieder erdrückten schimmerndes Gold und Weiß, herrlicher Brokat und Zobel, Perlen und Rubine.

Der Kardinal schrieb noch am selben Abend an seine schöne Schwester Isabella Gonzaga nach Mantua über — das Brautkleid der Lukrezia Borgia.

Unter einem Ehrengeleit von zweihundert Reitern, Buffonen und Musikanten zog Lukrezia Borgia, die ein Hofstaat von hundertachtzig Personen umgab, am Heiligendreikönigstag des Jahres 1502 von Rom hinaus, in der Seele vergiftet durch den Dämon Borgia. Einhundertfünfzig Maultiere und viele Wagen trugen goldne und seidene Lasten nach Norden. Es war der Schatz, den der Papst der Christenheit durch Almosengänger und Opferstöcke abgebettelt hatte, um damit seine geliebte Tochter zu schmücken.

Der kleine Rodrigo mußte zurückbleiben. In der Camera del Papagallo nahm die Herzogin Abschied von ihrem furchtbaren Vater, von ihrem furchtbaren Bruder. Sie ritt auf einem weißen Zelter, Scharlach und Hermelin hüllten ihren kostbaren Leib ein.

Cesare begleitete sie noch bis vor die Porta Flaminia. Dann entschwand seinem Auge der Scharlach und der Hermelin. Die Herzogin nicht seinem Herzen.

Noch am selben Abend stand in Monterotondo Tiziana am Turmfenster, den Knaben Valerio am Arm. Sie blickte angestrengt hinüber nach Castel nuovo, wo heute Lukrezia Borgia die erste Nachtstation halten sollte. Heiteres Mutterglück durchleuchtete wie Frühlingsgold ihr dunkles Auge. Und aus dem reinen Frauenherzen hob sie ein Dankgebet zu Gott empor. Wird Ferrara gutmachen, was Rom an dir gesündigt? sann sie in die rosenrote Weite. Du schönes Opfer zweier rastloser Sünder, geschändetes, gebrochnes Herz, hin und her ge-

worfen von den Launen eines gräßlichen Vaters, eines gräßlichen Bruders! Ich kannte deine Geheimnisse nicht, aber ich fühlte sie in deinen Augen brennen und sah dich leiden unter dem Peitschenschlag eines Geschicks, das zu brechen du keine Kraft hattest!

Sie wandte sich um. Der Kardinal stand hinter ihr. „Es ist ein Abschiedsgruß der Herzogin Lukrezia. Sie gab mir diese Rosen für dich, Tiziana. Und eine Träne schimmerte in ihrem Auge."

Und er verschwieg ihr, was die Herzogin ihm heimlich in sein Ohr geflüstert: „Hütet Donna Tiziana, Kardinal! Es lauert ein Vampir ihrem Herzblut auf!"

Jeden Tag brachte ein Eilbote dem Papst ein Blatt mit der Handschrift Lukrezias. Eine goldne Kassette bewahrte die süßen Grüße.

Der Papst hätte so froh sein können. Aber er war es nicht. Die päpstlichen Auditore brachten Nachrichten von dem unzufriednen Volk der Römer. Man wußte nun, wo das Blutgeld der Steuern, das Kirchenalmosen und der Bettelpfennig hinkamen.

Der Papst ließ in seinem leichten Gruseln Cesare kommen. „Gott segne dich!" begrüßte er ihn mit verrosteter Stimme. „Sieh, was man aus Deutschland für Briefe an das Oberhaupt der Christenheit zu schreiben wagt." Und Cesare las einen Schwall von Verunglimpfungen und einen Mahnruf an alle Länder, das Joch abzuschütteln, das armen Gläubigen auferlegt werde. Der Vatikan, hieß es, wimmle von Kupplern und Dirnen, der Ablaß werde verkauft, um die Taschen Alexanders und seines Sohnes zu füllen, die Tochter Lukrezia auszustatten und die romagnolischen Städte mit Krieg zu überziehen. Die ehrlichen Kardinäle seien vertrieben, und die übrigen bestochenen wagten es nicht, sich zu wehren aus Furcht vor der Rachsucht des alten Apostelschänders.

„Wer hat Euch das eingehändigt?" fragte Cesare gelassen.

„Der Datar Kardinal Ferrari, von dem in dem Briefe auch die Rede ist."

„Ja, ja, man wirft ihm vor, daß er Ehebündnisse und -scheidungen durch Bestechungsgelder erzwungen, Ämter und Würden verkauft hat und daß er — o allerheiligster Vater, der alte Fuchs wird Euch noch in einen üblen Nachruf bringen, und er scheint seine Ruchlosigkeit dadurch bemänteln zu wollen, daß er Euch die Eurige so unter die Nase schmiert. Ich rate Euch, mit dem gefährlichen Menschen aufzuräumen."

Der Papst hatte den Datar ins Herz geschlossen. Wie ein unwilliges Kind wehrte er sich gegen die Zumutung Cesares.

„Ich habe andre Sorgen, als mißliebige Kardinäle unschädlich zu machen. Die Römer wollen die goldnen Maultiere der Lukrezia nicht vergessen."

Cesare runzelte die Stirn. „Ihr werdet gut tun, Cività Castellana zu befestigen, damit wir uns im Falle eines Angriffs zurückziehen können. Aber noch besser, Ihr verlaßt Rom für einige Zeit. Ich will Euch ein kleines Reiseprogramm entwerfen, allerheiligster Vater. Schifft Euch mit mir zu Ende des Karnevals nach dem eroberten Piombino ein, wir wollen dort einen schönen Hafen bauen und es befestigen. Mittlerweile haben meine Truppen Camerino und Urbino genommen, und Ihr könnt dann gleich die neuen Städte besichtigen."

„Das ist prächtig, das wird mich kräftigen, mich trösten. Ich habe so wenig Trost, seit Lukrezia weg ist." Seine Augen tränten.

„Alfonso ist aus seiner Verschlossenheit erwacht, seit die schöne schwesterliche Sonne seine Seele beleuchtet hat. Im Vertrauen, allerheiligster Vater, ich denke daran, diese Menschen nicht lange in ihrem Glück schwimmen zu lassen. Wenn Alfonsos Staatskunst mit Venedig liebäugeln sollte, muß auch der arme Erbprinz die Wege gehen, die die Gatten Lukrezias zu gehen pflegen."

Der Papst erschrak nicht mehr. Gebietserweiterung, Vergrößerung der Hausmacht, das waren Ziele geworden, zu deren Erreichung jedes Mittel des Papstes Sanktion erhielt. Grauenlos sah Alexander seinem Sohn in die Augen. „Freilich wird Ferrara entweder eine treue Papststütze werden müssen oder —" Er nickte sein gefühlloses Ja.

Cesare nahm wie von ungefähr den Anklagebrief wieder in die Hand. „Dieses Zeter- und Mordioschreien führt mich auf einen Gedanken. Der wilde Rufer schreibt, die ehrlichen Kardinäle seien vertrieben. Ich vermisse unter diesen ehrlichen Herren noch einen —"

„Der wäre?"

„Der absonderliche Giambattista Orsini."

„Wir brauchen das Geschlecht noch", sagte der aufhorchende Papst, während er die weiche Samtdecke über die fröstelnden Knie zog. „Aber ich hätte immerhin eine Handhabe, ihn zu packen, er soll, höre ich, gar seltsame Anschauungen unter den Kardinälen verbreiten, Reformbestrebungen innerhalb des Kirchenlebens das Wort reden —"

„Dahinter sind auch meine Agenten gekommen", bestätigte Cesare. „Der gute Kardinal befaßt sich nicht nur mit Altertümern, Malerei, Dichtkunst und Scholastikbekämpfung, sondern auch mit — Liebe. Er hält jene Tiziana de' Calvi geradezu als Ehefrau in seiner Gewalt, und es dringt niemand in die

sorgfältig gehütete Häuslichkeit ein. Aber wir würden uns nur den Haß der römischen Barone zuziehen, wollten wir jetzt zugreifen, um dem Unwesen zu steuern. Unter meinen Kondottieren ist der Herzog von Gravina ein befähigter Kopf. Solange es geht, will ich die Fähigkeiten der Orsini ausnützen, dann aber gnade ihnen Gott."

Mitte Februar schiffte sich Alexander mit Cesare nach Piombino ein. Ein Tanz schöner Frauen im Evakleid unterhielt den Papst in der eroberten Stadt auf das angenehmste. Auf der Rückfahrt überfiel sie ein Seesturm schrecklichster Art. Aber sie entkamen allen Fangarmen der Hölle.

Mit Ungeduld erwartete Cesare den Sommer. Im Verein mit Perugia, Siena und den verbannten Medici wollte er sich auf Florenz stürzen. Da gebot abermals das mißtrauische Frankreich Halt. Cesare wütete. Sein Gemüt suchte nach einer Ablenkung. In der Engelsburg saß noch der schöne Jüngling Astorre Manfredi, der gewesene Herr von Faenza. Seine Einsamkeit war von schrecklichen Gesichtern erfüllt.

Eines Morgens schwamm im Tiber der gebrochne Blütenleib des schönen Faenzer Jünglings und der seines Bruders Oktavian. Rom selbst trauerte um das geknickte Leben, als wäre er der Herrscher der Stadt gewesen. Und man wußte, wer der Henker war.

Cesare reiste sofort zu seinen Truppen, die in der Nähe von Cagli ihr Feldlager hatten. Er fand sie undiszipliniert und durch Müßiggang verderbt. Wie sollte er so Urbino in seine Gewalt bekommen? Drum holte er aus der Rüstkammer seiner Schandtaten eine Waffe hervor, die nie versagte: die Heimtücke. Er sandte Boten an den jungen Herzog Guidobaldo von Urbino und trug ihm ein Bündnis an. Der vertrauensselige Tyrann schlug mit Freuden ein und sandte Cesare Hilfstruppen ins Lager von Cagli. Kaum waren diese angekommen, wurden sie — entwaffnet. Guidobaldo erfuhr die Schreckensnachricht, als er beim Abendmahl saß. Noch in der Nacht flüchtete er in die Bergwildnis seines Landes und durchirrte die Gegend im Pilgerkleid tagelang aus Furcht vor den Schergen Cesares, bis es ihm gelang, nach Mantua zu entkommen. Auch sein junger Erbe Francesco Maria della Rovere entkam den Krallen des nahenden Geiers. Ende Juni war der ganze Staat Urbino von den Truppen Cesares besetzt.

Der Herzog von Romagna fand reiche Beute vor. Der Palast, den noch Federigo da Montefeltre erbaut hatte, war ein Juwel architektonischer Schönheit. Die wundervolle Bibliothek allein kostete einst den Herzog Federigo dreißigtausend Dukaten. Vierzig Kopisten waren in den schönen Räumen damit be-

schäftigt, die klassischen Schätze der Alten abzuschreiben. Die Tage waren erfüllt von Disputationen und Waffenübungen. Es mußte ein anziehendes Bild gewesen sein, Federigo unter dem blauen Himmel an seiner reichen Gartentafel schmausen und bechern zu sehen, während ihm seine Gelehrten den Ovid und Strabo vorlasen, und nicht weit davon auf der blumenschweren Wiese die Jugend des Städtchens sich in Waffen und gymnastischen Spielen übte.

Aber auch Federigos Sohn Guidobaldo hatte das Schloß durch Kunstschätze bereichert, und seine Gemahlin, die schöne Elisabetta Gonzaga, hatte um sich eine Schar von Künstlern versammelt, die den Hof weit berühmt machten. Elisabetta teilte nun getreulich das Schicksal ihres flüchtenden Gemahls.

Cesare stand im kunstgesegneten Heiligtum Urbinos und nahm Besitz von allen Kostbarkeiten. Das Glück war ihm hold. Noch in Urbino kam die Nachricht, daß auch die kleine Tyrannenstadt Camerino in die Hände der herzoglichen Truppen gefallen sei. Durch ähnlichen Verrat nahm Cesare den Dynasten der Stadt Cesare Varano mit zwei Söhnen gefangen.

Der Papst wußte gar nicht mehr, wie er das Geld beschaffen sollte, das die Feste verschlangen. Da erinnerte er sich des Mahnrufes seines Sohnes. Er dachte an den Datar Ferrari.

Der alte Geizhals, eine Geiernatur schlimmster Art, verschluckte drei Tage nach dem Fall von Camerino in seinem Landhaus auf dem Quirinal ein weißes Pulver, das ihm im Namen des Papstes der Arzt Pinzone gereicht hatte. Der Papst kam hierauf selbst in das Sterbezimmer des alten Freundes und nahm das Inventar auf. Der tote Geier hatte in seiner Truhe dreißigtausend Doppeldukaten und Gold- und Silbergefäße im Wert von zehntausend Dukaten liegen. Als der Papst die Schätze sah, überkam ihn vor Freude eine Ohnmacht. Und mit wahrer Schadenfreude las er einige Tage darauf die Epigramme, welche spottlustige Römer auf den Sarg des Kardinals geheftet hatten. Selbst der Sargmacher wollte sich an dem berüchtigten Geizhals rächen. Hast du dein Lebelang gegeizt, so will ich's jetzt auch. Und er nahm weniger Holz, so daß der Sarg zu klein wurde. Und als der Leichnam des Kardinals nicht hinein wollte, preßte er ihn etwas unsanft, so daß die bucklige Figur noch wie eine Karikatur auf die eigene Verwachsenheit aussah. Der Papst aber ließ seine Wagen vorfahren und Gold und Silber des vergifteten Kardinals aufladen. Um die Wagen schlichen haßerfüllt die Lumpen und Bettler Roms wie lauernde Hyänen.

Bei einem prächtigen Freudenmahl zu Ehren des Falls von Camerino ließ der Papst alle Kardinäle und Kammerherren versammeln. Sein Blick fiel auf den Kardinal Orsini. Er ließ

ihn zu sich bitten. „Irre ich nicht, so habt Ihr ein wertvolles Gut auf Monterotondo in Verwahrung?“

Der Kardinal verbeugte sich verlegen.

„Warum habt Ihr sie nicht mitgebracht, die schöne Frau?“

„Weil ihr die Kirche noch den Ehrentitel Frau verweigert“, sagte Giambattista mit Ruhe.

Alexander schob die Lippen hin und her, das Doppelkinn glänzte fett im Licht der Kerzen. „Das tut mir wahrhaftig leid, aber Ihr werdet schwerlich eine Änderung der Gesetze erleben. Es ist nicht klug, das Licht unter den Scheffel zu stellen. Bringt sie mir einmal zur bescheidenen Augenweide.“

Der Kardinal verneigte sich stumm und ward entlassen. Und er verschwieg seinem Weibe das Wort des Papstes, um sie nicht in Unruhe zu versetzen.

Kein Wolkenschatten düsterte über dem Ehefrühling auf Monterotondo. Traulich spannen Tiziana und Giambattista ihr selbstgeschaffnes Glück weiter und schlossen es von der Berührung mit der von Sturm und Wetter umtobten Außenwelt ab. Der Kardinal fühlte, wie sein Leben erst durch das Geschenk dieses Weibes Gehalt und Form bekam und wie Tiziana gar manche gebundenen Kräfte in ihm zur schönen Entfaltung brachte.

Was das unruhige Menschenherz zur Sonne sehnt und wovon es in finstre Abgründe geschleudert wird, was es in Not und Neid, in Krankheit und Entbehrung leidet, was es nach Ruhm lechzen läßt und mit dem Stempel des Verbrechens zeichnet, der Arbeit Glück, der Schönheit verklärende Macht, des Mitleids streichelnde Hand, der Liebe hohes Lied, das Ringen nach Enträtselung des Gottesgedankens, heidnisches Gottsuchen — alles durchflog Orsini, ohne flügellahm zu werden.

Da trat plötzlich der staubbedeckte Tolomei in die Stube. Erstaunt erhob sich der Kardinal, und Tiziana drückte dem Grimmbart einen Zinnbecher mit Wein in die Faust. „Wie siehst du aus, Alter?“ fragte sie entsetzt, indem sie auf die Striemen seiner Wangen deutete.

„Strauchbanditen haben mich überfallen“, knurrte der Alte mit halbem Gelächter. „Oder waren es ehrliche Soldknechte? Ich weiß es nicht.“

„Du kommst vom Vetter Pagolo?“ forschte der Kardinal.

„Gerade aus dem Feldlager von Perugia. Herr Pagolo hat mich beauftragt, diesen Brief nur mit meinem Leben einem andern zu geben als Euch. Die verruchten Schurken, die mich heute nacht bei Palombara in die Enge getrieben, hätten bei einem Haar Leben und Brief bekommen. Aber ich habe die Schelme um zwei Nasen ärmer gemacht.“

Der Kardinal hatte den Brief geöffnet. Tiziana sah ihn nun erbleichen.

„Was — ist — geschehen?" fragte Giambattista mit großen Augen.

„In dieser Stunde gehorchen die Truppen Cesare Borgias in der Romagna nicht mehr ihm, sondern dem Vitellezzo Vitelli. Der Herzog selbst ist nach Mailand geritten zum König Ludwig." Dem Alten verschlug's den Atem.

„Da ist Unheil im Zug", sagte der Kardinal. Und er ließ Tolomei ins Nebengemach treten. Dann las er hastig den Brief des Vetters vor.

„Ehrenwerter Kardinal und Vetter! Der Herzog der Romagna ist in Mailand. Dort will er es beim König Ludwig versuchen, sich zum Herrn von ganz Mittelitalien zu machen. In Latium hat er bereits, wie du weißt, die Macht aller Barone mit Ausnahme der Orsini gebrochen. Nun aber hat die Stunde auch für uns geschlagen. Cesare kennt keine Dankbarkeit, keine Schonung. Er hält uns für schnittreif. In Erkenntnis dieser Lage haben wir uns mit den übrigen Herren zu einem Bündnis zusammengetan —"

„Eine Verschwörung, Giambattista?" zitterte Tiziana hinein.

Der Kardinal nickte. „Es ist nicht anders." Dann las er weiter: „Es haben sich vereinigt die Herren Carlo und Franccesco Orsini, Vitelli, Oliveretto da Fermo, der Herzog von Gravina, Giampolo Baglione, Pandolfo Petrucci, Giovanni Bentivoglio und meine Person. Ein Unterhändler ist auf dem Weg nach Florenz, um die Republik für uns zu gewinnen. Wir wollen trachten, Cesare, dessen Kerntruppen bei Imola stehen, einzuschließen. Ist dies geschehen, dann ist's Zeit für die Orsini, in Rom loszuschlagen. In dieser Sache werden wir sogar unsre Erzfeinde, die Colonna, an unsrer Seite haben. Wir haben unsre Fühler bereits nach ihnen ausgestreckt. Verständigt hiervon die Burgherren von Bracciano, Cere, Vicovaro, Isola, Scrofano, Galera, Trevignano und Farfa. Den Tag der römischen Rache werden wir Euch durch Eilboten bekanntgeben. Gott schütze die Orsini!

„Ja — Gott schütze sie!" sagte der Kardinal schwer.

Tiziana sah ihn herzbeklommen an. Dann warf sie sich in den Kreuzschemel. „Allmächtiger, laß Florenz weise sein und sich für die Kondottieri entscheiden! Segne ihren Bund! Rette die Orsini! Giambattista! Über den nächsten Tagen liegt des Schicksals schwere Hand. Laß mich mit dir, bei dir stehen und fallen!"

Der Kardinal zog den bebenden Leib an sich. „Weib, wir müssen Entschlüsse fassen. Ich sende Eilboten nach den genannten Burgen, und sie sollen auch meine ‚Briefe an die Or-

sini' mitnehmen. Sie bilden ein Stück meines Lebens, sie sind die Dokumente meines großen Willens. Ich will, daß der Papst vor dem geeinigten Volke niedersteige von der blutbesudelten, schmachbedeckten Thronhöhe der Christenheit und einem Würdigen Platz mache, dessen Geist und Herz das Evangelium in unbefleckter Majestät und Ehrfurcht vor der heiligen Abkunft verwaltet."

„Oh, daß sie dich hören könnten, Mann!"

„Diese Briefe könnten Erlösernaturen zeitigen, wenn ihr Inhalt in empfängliche Herzen fällt. Denk es aus, Tiziana! Des Papstes verderbliche Macht gebrochen, des Reiches Republiken vereinigt durch Gedanken und Sprache, Landbau, Handel und Gewerbe! Und Wissenschaft und Kunst zu einem Gebilde vereint, das in sich selbst die Stärke zur Erhaltung findet, weise verwaltet durch die Besten des Volkes! Oh, täte der Brief Wunder an meinem Geschlecht. Hilf mir, mein Weib, sei mir eine getreue Kopistin, wir müssen Nächte durch arbeiten, die Briefe abzuschreiben, die in wenigen Tagen durch Tolomei an die Burgen befördert werden sollen."

Tiziana, des Eifers und der Sorge voll, nahm das Manuskript der Orsinibriefe in die Hand. Es war auf feinem Pergament geschrieben und sorgfältig geheftet. Während der Kardinal den Brief des Pagolo Orsini angestrengt zergliederte, las Tiziana die große Gedankenarbeit des Herrn ihres Herzens.

Die nächsten Tage und Nächte widmeten sich beide der mühevollen Abschrift. Bis gegen den Morgen brannte oft das Licht in der Bibliothek.

Dann bestellte der Kardinal Tolomei und legte ihm die Briefe in die Hand. Er sollte von Burg zu Burg reiten, überall eine Abschrift des pergamentnen Geheimnisses dem Herrn selbst einhändigen und den Brief Pagolos von Hand zu Hand weiterreichen.

Cesare Borgias Nerven zitterten auch diesmal nicht. Die kühne Empörung der Kondottieri kam an sein Ohr, als er in der Zitadelle von Cesena die Festungspläne Leonardo da Vincis studierte. Er lächelte jetzt bei seinem Tisch nach der Tür, durch die eben der Gesandte von Florenz, Niccolò Macchiavelli, abgegangen war. Die Kerze war tief niedergebrannt, die Nacht lag still über der Stadt, die der Herzog dem Tyrannen Malatesta entrissen hatte. Kühl bis ans Herz sann Cesare dem Gespräch nach, das er eben mit dem florentinischen Sekretär geführt hatte.

Irrsinnige Tröpfe, diese Kondottieri! Auf eine Stärke zu pochen, die ihnen ein paar unzufriedene Tyrannen vortäuschen! Ei, ei, meine Orsini an der Spitze des Aufruhrs! Ich

will ihre Wappenrose zerpflücken wie ein Herbststurm. Und dieses Florenz! Es hat sich einen feinen Kopf für seine Schachzüge ausgesucht. Dieser Herr Macchiavelli mit der krummen Judasnase und den ebenso krummen Blicken, mit diesen Lügenlippen und dem überlegenen Lächeln, das Herz vollgesogen mit Schlauheit, er ist wahrlich zu possierlich. Und doch — sollte dieser Mensch hinter meinen Verbrechen Größe wittern? Aber er hält mich für so dumm, an die Freundschaft der Signoria von Florenz zu glauben, die mir jetzt ihre Dienste gegen die aufrührerischen Hauptleute anbietet. Als ob ich nicht wüßte, daß die Signoria nicht aus Liebe zu mir, sondern aus Haß gegen die Orsini, die die Medici wieder in Florenz einsetzen wollen, meine Partei ergriff. Hm, meine einfältigen Florentiner, ich bin doch gezwungen, euch zu mißtrauen. Hauptleute! Cesare Borgia ist nicht der Mann, sich von einem Häuflein Übelgesinnter ins Bockshorn jagen zu lassen. Ihr seid im Augenblick die Stärkeren, nun will ich euch zeigen, wer der Klügere ist. Ein einziger Kopf, von allen Eifersüchteleien und Sonderbestrebungen befreit, brütet ein Zyklopenwerk aus. Er ist wahrhaftig bewundernswert, dieser schleimig-breiige Nervenklumpen unter der Schädeldecke, nicht größer als eine ausgewachsene Krabbe, aus dem ein gescheiter Besitzer ein neues Werde! über die Welt zu schleudern vermag. Man sollte das Gehirn der klügsten Menschen nach ihrem Tode studienhalber einbalsamieren und der Nachwelt in kostbaren Amphoren überliefern.

Er schlürfte seinen geliebten heißen Honigwein hinab und ging dann mit verschränkten Händen auf und ab.

Pagolo Orsini ist ruhmsüchtig, ich werde ihm also die Gelegenheit geben, seinen Ruhm zu erfechten. Ich will einen Krieg mit Florenz vorspiegeln und ihm darin die erste Führerrolle zuweisen. Dann der Herzog von Gravina. Er ist eitel und will einen glänzenden Hofstaat und einen Harem haben. Ich will ihm Cesena unter die Nase halten, und er wird sich vor dem Spiegel die Gebärde des kleinen Tyrannen einüben. Die Schönen vom Piombino sollen wagenweise an seinen Hof befördert werden. Dann Oliveretto da Fermo. Er ist so schlecht auf Dukaten zu sprechen, weil sie ihm so leicht davonlaufen. Ich will drei neue Kardinäle ernennen lassen und das Investiturgeld in die Taschen des Oliveretto fließen lassen. Der Bentivoglio von Bologna. Ich will ihm versprechen, seine Feinde, die Marascotti und Malvazzi, binnen Monatsfrist zu vernichten, damit er in Zukunft nicht zu zittern braucht. Das wird ihn mir geneigt machen. Endlich Vitellozzo Vitelli. Das ist der Gefährlichste, weil er mißtrauisch ist. Aber er ist der Todfeind von Florenz. Ich will ihm die Tyrannis der Stadt an-

bieten. Das wird seinem Ehrgeiz schmeicheln. Und was sämtliche Versprechungen anbelangt, so werde ich sorgen, daß sie nicht gehalten werden. Vorderhand muß ich die ungetreuen Herren wieder im Lager haben. Gottfried von Bouillon hieb Kamelköpfe ab, ich will's mit Eselsköpfen probieren.

Er wollte eben fröhlich mit dem Finger schnalzen, als der Sekretär Agapito eintrat, das Antlitz verstört. „Erlauchter Herzog, Euer getreuer Feldhauptmann Moncada ist von den Verschwörern bei Fossombrone geschlagen worden, die Kondottieri drohen Imola einzuschließen."

Der Herzog drehte sich ruhevoll um. „Die Truppen zurückziehen aus Imola und auf Faenza marschieren lassen. Wir werden an die zehntausend Mann haben. Vorwärts." Agapito sprang davon.

Sie handeln schnell, aber unüberlegt, die spaßigen Tröpfe! Moncada hat einen schlimmen Stand, denn er hat wenig Reiterei. Aber die Wolken werden an dem Stern meines Glücks vorbeiziehen.

Da klirrte ein Unterführer heran. „Erlauchter Herzog, Guidobaldo ist wieder in Urbino eingezogen, vom Jubel des Volkes begrüßt."

„Ich werde Sorge tragen, daß er unter dem Jubel des Volkes wieder hinauszieht. Fünf Reiter bereitstellen, die an den französischen Hof nach Mailand sprengen sollen. Ruft Michelotto."

Cesare strich beinahe kosend über eine Handschrift Ludwigs XII. „Noch brauche ich dich, mein König", sagte er leise. „Deine glänzenden Reiter werden mir das Mark meines kleinen Heerhaufens stärken. Holla, Michelotto!"

Der Bluthund Cesares stand im Zimmer. Die stechenden schwarzen Augen des Hauptmanns suchten in den Blicken des Herzogs neue Arbeit. Aber diesmal appellierte der Herzog an seine diplomatischen Talente. „Du weißt, wie die Sachen stehen. Ich werde dir schriftliche Instruktionen mitgeben, mit denen du dich in das Lager der abtrünnigen Feldhauptleute begibst. Die Schriften werden dir sagen, wie du den Ehrgeiz jedes einzelnen befriedigen sollst. Versprich ihnen Berge Goldes, Ländereien, Höfe, Lustbarkeiten, Weiber und Ablaß ihrer Sünden. Sie sind in Gnaden bei mir aufgenommen —"

Der Hauptmann prallte entsetzt zurück. „In Gnaden —? Die Verräter —?"

Der Herzog lächelte verschmitzt. „Auf Grund dieser Gnade wirst du so gütig sein, Strick und Dolche zu beschaffen."

Der in allen Sätteln gerechte Michelotto begriff. „Ist Eurer Herrlichkeit bekannt, daß auch der junge Gianmaria Varano nach Camerino zurückgekehrt ist?"

„Ich will ihm die Freudenfeuer seines Volkes zu Leichen-

fackeln wandeln. Sein Vater Cesare ist mit zwei Söhnen noch in unsrer Gewalt?"

„Sie liegen im Kerker zu Pergola."

„Mach dich in den nächsten Tagen dahin auf und laß Totenmessen für die Varani lesen. Hat nicht Cesare Varano einst seinen Bruder Rodolfo ermordet? Dann soll er fühlen, daß sich der Himmel für sein strafendes Amt zuweilen gar sonderbarer Werkzeuge bedient. Und nun schick mir die neuen Pläne des Hafens von Cesena, die Leonardo entworfen, dann den Lautenspieler Ogliardo, den Poeten Orfino, den Statthalter Don Ramiro di Lorqua."

„Man beschwert sich über die Strenge des Statthalters", warf Michelotto wie nebenbei ein. „Er füllt die Gefängnisse und schafft grausam eine fürchterliche Ordnung."

„Strenge und Grausamkeit sind Tugenden, solange sie gerecht geübt werden. Im Gegenfall würde selbst mein braver Statthalter —" Er verschluckte den Rest des bedauernden Gedankens.

„Befehlt Ihr noch etwas, Hoheit?"

„Den Hauptmann der romagnolischen Garde. Ich will ihm den Schnitt für eine neue Uniform seiner Leute geben. Dann laßt diesen Florentiner — wie heißt er schnell? — richtig, Macchiavelli, noch einmal kommen. Ich möchte mich mit ihm über das kleine und große Tyrannenproblem unterhalten, dann über Tugend und das Recht auf Skrupellosigkeit."

„Eure Herrlichkeit —" wagte der Hauptmann bescheiden einzuwenden — „es sind Augenblicke der höchsten Gefahr —"

„Durch friedsame Gespräche zwingt man das Herz zur Unerschrockenheit", erwiderte der Herzog mit überlegenem Lächeln. „Davon verstehst du nichts. Ruf die Personen in der Reihenfolge, die ich angegeben."

Die Raubtierblicke des Hauptmanns verglühten im Dunkel des Türvierecks.

Nachdem Cesare die zur Audienz befohlenen Personen um Mitternacht erledigt hatte, ließ er sich eine schöne Zigeunerin aus Fano kommen. Doch mitten im Paroxysmus überfiel ihn ein süßer Sehnsuchtsschauer. Seine Sinne trugen ihn nach Rom zurück — eine Erinnerung tauchte flammenhell auf — er dachte plötzlich an einen weißen Lilienleib, über den ein Kardinal Herr geworden war. Herz und Leib standen plötzlich in hohem Brand. Er ließ die Zigeunerin davonpeitschen.

In den Ecken des Gemachs der freien Künste lagen Halbschatten. Die Kerzen auf dem metallnen Lesepult des Papstes nahmen nur die nächsten Gegenstände in ihren flackernden Schein. Sie beleuchteten liebkosend den „Hermaphrodit" des

abenteuerlichen Dichters Beccadelli. Alexander lachte sich breit in den Schmutz hinein.

Da trat sein Lieblingskardinal Romelino da Ilerda herein. „Allerheiligster Vater! Gerettet! Alles gerettet! Segen auf des Herzogs Haupt!"

„Was ist geschehen?" fragte freudezitternd der Papst.

„Wir werden in den Kirchen das Te Deum laudamus singen lassen. Ach, allerheiligster Vater, die Kondottieri sind wieder zum Herzog übergetreten, reumütig und gehorsam, echte Christenkinder."

Der Papst machte schreckfrohe Augen. Aber in den Tiefen seiner Brust wand sich die alte Schlange. Er wußte von den heimlichen Absichten Cesares. „Oh! oh! Welche Gnade Gottes!" rief er heuchlerisch aus. „Gott segne die erleuchteten Herzen! Wie konnten sie auch anders als reumütig werden? Und dabei handelten sie auch klug, denn es wäre doch einmal ihr Verderben geworden, wenn sie sich vom Herzog für immer losgesagt hätten. Er ist doch ein kleiner Hexenmeister, der das Unmögliche möglich macht." Innerlich aber dachte er: er balanciert die Menschen auf den Fingerspitzen seines grausamen Gemüts, wirft sie hin und her, schafft absichtliche Konflikte, balanciert wieder mit diesen und gefällt sich in der Verwirrung, die er scheinbar anrichtet und die sein Geist doch beherrscht. Er ist ein Meister in der Kunst, Kräfte und Menschen gegeneinander in Bewegung zu setzen und daraus Vorteile zu ziehen.

Der Geheimkämmerer Gabagnas trat ein. „Allerheiligster Vater, Cesare Varano —"

„Der Gefangene in Pergola?"

„Der gestürzte Tyrann von Camerino ist samt zwei Söhnen in seinem Kerker erwürgt worden."

Dem Papst schillerte das Auge. „Ah! Ah! Cesare arbeitet gründlich. Laßt Messen lesen in Santa Maria del Popolo. Und nun werden die Kondottieri meinem Sohn helfen, dieses kleine Urbino und Camerino zu Fall zu bringen."

Marades, der Geheimsekretär des Papstes, eilte mit Kinderaugen herein. Alexander stützte sich auf seinen goldknopfigen Stock. „Gute Nachrichten?" hetzte er ihm entgegen.

Wortlos reichte Marades ihm einige Schriften hin. Der Papst rieb sich die Hände. „Den Gerechten hilft Gott!" Er winkte den beiden Monsignori zum Abschied.

Als sie sich entfernt hatten, riß er ungeduldig den zerknitterten Umschlag der Schriften auf. „Woher kommt das?" fragte er Marades.

Der Sekretär keuchte: „Zwei der Landreiter, die zwischen Cere und Bracciano streiften, fingen zwischen den Hügeln bei Sanguinara einen verdächtigen Reiter auf, der sich wie eine

vom Hund angegriffene Katze zur Wehr setzte. Nach kurzem Degentanz hieben sie ihn vom Pferd herab. In seinen Taschen fand man diese sechs schweren, umfangreichen Briefschaften, einige darunter von Frauenhand geschrieben, alle tragen die Aufschrift ‚An die Herren der Orsiniburgen'."

Dem Papst zitterten die Finger. Dann las er den Titel des Manuskripts: „Briefe an die Orsini, geschrieben von Giambattista Orsini." Langsam begann er zu lesen. Schon nach den ersten Worten sagte er: „Es soll niemand vorgelassen werden. Nachrichten aus der Romagna soll Ilerda in Empfang nehmen."

Und nun spannten sich seine Augen nach den leidenschaftlichen Briefworten des Kardinals. Hei, das war ein Schreiber von Gottes Gnaden! Wenn diese Worte die Wirkung taten, die sie tun sollten, dann war ganz Rom unterwühlt von den Maulwürfen der Orsini. Versöhnung mit den Colonna! Ei, friedfertiger Kardinal! Das also kreißt im Schoß von Monterotondo? Deine Einsamkeit, die wir nur von den Geistern harmloser Gelehrsamkeit belebt glaubten, durchzucken die Strahlen unbesonnener Empörung, und deine Weisheit ist dir gerade tauglich genug, um damit die Grundfesten des Heiligen Stuhls zu erschüttern? Einigung Italiens? Ein edles Ziel. Aber unter der Herrschaft des Volkes? Eine mediceische Republik vielleicht? Was machte diesen Mediceer groß? Die Kunst, das Volk zu beherrschen und es dabei im Glauben zu belassen, daß es sich selbst beherrsche. Als es darauf kam, wie sehr er betrogen war, starb Lorenzo glücklicherweise, und dann jagte das Volk die Erben der mediceischen Krämerweisheit zum Teufel.

Je tiefer er in das Manuskript eindrang, desto mehr erschauerte er. Vergebens rufst du, Kardinal, das Selbstgefühl deiner Barone an, vergebens verdammst du das lasterhafte Priestertum, vergebens verfluchst du die nimmersatte Kurie Alexanders, vergebens verlangst du einen heroischen Tod des Papsttums. Wir werden gemütsruhig am Leben bleiben und Diener zu züchtigen wissen, die in das Horn des Aufruhrs blasen. Wir werden uns von heute an die Männer besser besehen, die die Messe im Purpur lesen. Dein Flug zum Olymp, Kardinal, wird mit einem Sturz deines Sonnenwagens enden!

Er schlug den Brief zusammen. Dann nahm er die Seiten nochmals her und strich liebkosend darüber. Es war eine Frauenschrift. Das tat ihm wohl. Arme, schöne Finger, die sich mit so schweren Gedanken abgemüht hatten! Süße Knöchelchen, ihr versteht die zärtliche Schmeichelei doch besser als das trostlose Skribieren. Hier zitterte die Hand — und hier blinkten wohl gar Tränlein und fielen aufs Papier. Es war ein eigenartiger Tyrann, der diese Hand zu solch grausamer Ver-

richtung zwang. War's nicht Cesare selbst, der mich auf diese Lilie aufmerksam machte?

Er dachte an die schöne Giulia Farnese, die blonde Hexe. Aber das Gold ihres Haares begann seine Leuchtkraft zu verlieren, die Zärtlichkeit fand schon einen durch die Gewohnheit ermatteten Leib. Der Papst sann angestrengt darüber nach, wie man der beleidigten Rose des Herzens klarmachen sollte, daß sie ihren Duft schon eingebüßt habe. Durch eine hohe Rente vielleicht ließe sich das erzürnte Gemüt beschwichtigen. Voll wachsender Unruhe wühlten Alexanders Sinne in dem Bilde des neuen Frühlings herum.

Er öffnete die Tür zum Saal der Heiligenleben. Dann leuchtete er mit der Kerze zu dem Rundbild über der Tür hinauf. Die Hetäre Giulia Farnese, zur Madonna geadelt, lächelte ihn sanft an. Er winkte ihr mit gepflegten Greisenfingern und hatte sogar eine Träne im Auge. Es war ein Vorabschied von dem lebenden Blumenleib, ein leises Blätterfallen.

Schon dämmerte in die bewegten Gedanken das Bild der neuen Gottheit hinein. Um bronzne, herrliche Statueglieder wogte eine Flut rabenschwarzer Haare, in die sich seine Sinne verfingen. Der Sybarit der Liebe näherte sich mit neu gestrafften Schwanenschwingen dem Altar seiner Leda.

Der Kardinal Orsini erbebte bis ins Mark. Tolomei niedergestochen! Seine Leiche hatten Burgleute von Cere im Tuffgerölle der Sanguillera gefunden. Er war beraubt worden. Es konnten Wegelagerer gewesen sein, aber auch Feinde der Orsini. Der Kardinal konnte das Unheil nicht mehr vor Tiziana verheimlichen, als man die Leiche des treuen Knechtes ins Schloß brachte. Leid durchschauerte die Glieder Tizianas.

An einem aschgrauen Wintermorgen traf ein Schreiben Pagolos ein. Der Kondottiere malte darin sein Entzücken über die Versöhnung mit dem Herzog aus. Er schilderte die berückende Liebenswürdigkeit des Fürsten, der durch seinen Abgesandten Michelotto den Friedensgruß an die Aufständischen hatte ergehen lassen, und er bat den Kardinal, alles aufzubieten, um das Mißtrauen der Orsini gegen die Borgia zu zerstreuen. Er klagte sich geradezu an, daß er es unternommen hatte, eine Verschwörung anzuzetteln, und pries die Gnade des Herzogs, der sogar mit klingendem Gold und einem Feldherrnpatent eine Tat belohnte, die jeder andre mit einem furchtbaren Strafgericht vergolten hätte. Nun aber würden die Kondottieri den Herzog in allen seinen Unternehmungen unterstützen und ihm sogleich helfen, den zurückgekehrten Herzog von Urbino zu vertreiben und Camerino zu nehmen.

Dem Kardinal zitterte der Brief in den Händen. „Tiziana,

nie haben sich die Orsini schändlicher benommen als in diesem Zwist mit dem Herzog. Oh, Cesare wird nicht gespart haben, den leicht verführbaren Hauptleuten die teuersten Speisen aufzutischen. Kurzsichtig sehen sie die Falle nicht, die der Herzog ihnen bereiten wird. Er sollte es vermögen, die Verwegenheit einiger Freibeuter, die ihn ums Leben zu bringen trachteten, aus dem Schuldbuch zu streichen? Mit der streichelnden Linken gab er ihnen die fettesten Bissen, mit der furchtbaren Rechten wird er zuhauen, wenn sie sich in sie verschnappt haben."

Der Kardinal fühlte sich in seiner Burg nicht mehr sicher. Ja, so töricht es klang, er glaubte, wirkliche Sicherheit nur in — Rom finden zu können. Dort hatten die Orsini ihre eigenen Paläste, nein, ein ganzes Palastviertel, eine Festung mit starken krenelierten Mauern, bewehrt und bemannt. Rings um den größten Palast lagen die Häuser des Geschlechts, jedes wieder selbst eine kleine Festung mit Turm und Mauern, Schießscharten und vergitterten Fenstern. Ein Heer von jungen Söldlingen hielt dort scharfe Wacht, und wenn einer der Herren Orsini durch die Straßen ritt, folgte ihm ein Troß von schwerbewaffneten Reitern nach.

Hier wohnten treue Freunde des Kardinals. Fabio Orsini mit seiner jungen Gattin Girolama, der Bruder des Kardinals Giulio Orsini, Francesco, der Graf von Pitigliano, Camillo, ein junger Kriegsmann, und viele andre Herren, die die rote Rose mit dem goldnen Querbalken im Wappen führten.

Noch in der Nacht gab er den Befehl zum Einpacken.

An einem reiffrischen Morgen gegen Ende des Advents zog die lange Kavalkade auf der Straße nach Rom. In Monterotondo blieb nur der getreue Burgvogt Spinozzi mit einer großen Zahl von Knechten zurück.

Die Übersiedlung erfolgte ohne Zwischenfall. Wohlbehalten kam der Kardinal mit seiner Mutter und Tiziana im Palast der Orsini an, wo er die Zimmer des längst verstorbnen Kardinals Latino Orsini bezog.

Tiziana ließ sich noch am selben Abend in der verhüllten Sänfte nach der Orsinikirche Santa Maria in grotta pinta führen, wo sie mit ihren Kammerfrauen heiße Bittgebete zum Himmel sandte, während der Kardinal mit den Herren seines Geschlechts in einem Arbeitsgemach eine ernste Zusammenkunft hatte. Das Manuskript der Orsinibriefe bildete die Grundlage der Unterredung.

Der süße Weihnachtsdämmer begann sich über die latinischen Hügel und Berge zu spinnen.

In der Romagna lag ein überfunkelter Weihnachtshimmel

über der Perlenschnur der eroberten Städte. In den Lagern der Söldner brannten die Wachtfeuer und schwiegen die Büchsen. Der Advent war keine Zeit zum Dreinschlagen. Man begnügte sich mit Diebesbeute und Dirnenleibern.

Schrill zerriß ein grausiger Wehruf die friedendurchwehte Adventluft. Der gestrenge Statthalter des Herzogs, der blutig arbeitende Don Ramiro di Lorqua, war knapp vor dem Weihnachtsfest hingerichtet worden. An einem nebelgrauen Wintermorgen sahen die erwachenden Bürger von Cesena den Leichnam des Statthalters gevierteilt auf dem Platz liegen. Der Kopf stak an einer Lanze. Das treue Werkzeug Cesares, ebenso grausam wie er selbst, war durch den Herzog selbst prozeßlos abgeurteilt worden. Alsbald verbreitete sich auch die Ursache der schnellen Justifizierung. Das Volk setzte alle Bluturteile des Statthalters auf die Rechnung Cesares. Als der Herzog davon erfuhr, wurde er wütend. Ja, es war beinahe eine Art Eifersucht, die ihn dazu trieb, den seelenverwandten Würger aus der Welt zu schaffen. Er wollte dem Volke Gerechtigkeit vorspiegeln, und so tilgte er den Mann von der Erde, welcher glaubte, ihm durch blutige Strenge gefällig zu sein. Der Herzog täuschte sich nicht über die Wirkung des Urteils. Das Volk pries seine Gerechtigkeit und verzieh ihm alle sonstigen Greueltaten. Er hatte bewiesen, daß er selbst seine Günstlinge nicht schonte, wenn es galt, Gerechtigkeit zu üben.

Gleich darauf rückte er nach Fano. Dort quartierte er sich in dem alten gotischen Rathaus ein. Hier hatte er inmitten seiner Scharen seine eigenen Weihnachtsgedanken.

Er freute sich vor allem über sein Kriegsglück. Der Herzog von Urbino und der Tyrann von Camerino hatten richtig wieder Reißaus genommen. Die schönen Städte überzog Cesare mit Mord, Brand und Plünderung. Und nun hatte der Hofastrolog des Herzogs geraten, eine wichtige Unternehmung auf alle Fälle für den letzten Tag des Jahres zu verschieben, denn dieser Tag sei von dem großen Glücksstern Cesares gesegnet. Der Herzog zeichnete in den Plänen von Cesena, Imola und Forli die Orte hinein, wo Kirchen, Schulen und Bastionen errichtet werden sollten, und sandte Grüße an seine wiedergewonnenen Kondottieri, die schon vor Sinigaglia standen.

Stadt und Burg lagen dort in den Händen des Kapitäns Andrea Doria. Er hatte die Fürstin von Sinigaglia, die edle Giovanna da Montefeltre, mit dem kleinen elfjährigen Regenten Francesco Maria della Rovere in Sicherheit nach Venedig gebracht. Je näher das Jahr sich dem Ende zuneigte, desto aussichtsloser schien dem Kapitän der Kampf um die Erhaltung der Stadt. Er schiffte sich endlich nach Florenz ein und überließ die Verteidigung der Burg seinem Leutnant mit dem Auf-

trag, die Schlüssel der Burg nur dem Herzog selbst zu überliefern. Vergebens forderten die Kondottieri den Leutnant auf, ihnen die Burg zu übergeben. Endlich wollten sie den Sturm wagen. Aber Cesare ließ ihnen sagen, sie mögen warten, er wolle persönlich die Schlüssel in Empfang nehmen.

In einer mondhellen Nacht gab der Herzog Valentino in Fano den Befehl, die Zelte abzubrechen und auf Sinigaglia zu marschieren, wo die Freischaren der Kondottieri Vitelli, Pagolo Orsini, Oliveretto da Fermo und des Herzogs von Gravina bereit lagen, um den Stoß auf die Stadt auszuführen, wenn Cesare die Schlüssel nicht bekommen sollte.

Durch kaltfeuchte Nebel marschierten die Truppen an der Meeresküste südwärts über rauhes Gestein. Die See war erdrückt von Wolkengeschieben und brausenden Dünsten. Cesares Rappe war von reitenden Höflingen, Spaßmachern, Ingenieuren, Gelehrten und Kämmerern umgeben. Heiter wie Apoll plauderte er mit seinen Schmeichlern und rühmte das schmucke Aussehen seiner Gardisten. Die Kondottieri, die schon den Herzog von Sinigaglia erwarteten, schritten dem versöhnten Fürsten entgegen, der mit strahlendem Lächeln dahergeritten kam und ihnen die Hände entgegenstreckte.

Alle waren des Entzückens voll. Nur Vitellozzo Vitelli hatte sein mißtrauisches Gesicht aufgesetzt. Er hatte nur mit innerm Widerstreben in die Versöhnung gewilligt. „Der Herzog lacht zu schön, ich fürchte dieses Lachen“, sagte er zu dem neben ihm reitenden Pagolo.

„Narr!“ versetzte dieser, und sein verwettertes Gesicht glänzte.

Cesare ließ seine Scharen an der Straße aufstellen. Dann stieg er vom Pferd, trat auf die Hauptleute zu, umarmte und küßte sie und sagte jedem ein paar schmeichelhafte Worte. Dann traten sie den Marsch gegen die Festung an. Die Kondottieri, von je zwei Offizieren des Herzogs geleitet, schritten mit den fröhlichsten Gesichtern die Treppen zur Burg hinan, die sich beim Nahen des Herzogs übergeben hatte. Ein halbdunkles Zimmer empfing die Kriegsleute. Abermals hieß sie der Herzog herzlich willkommen und ließ sie dann in ein Nebenzimmer treten, das hell erleuchtet war, trotzdem es Tag war.

„Seltsam!“ sagte Pagolo zu Vitelli.

„Ich finde das alles nicht seltsam“, erwiderte dieser schrekkensbleich.

„Was hast du? Du wirst ja blaß wie —“

Noch ehe Pagolo den Satz vollenden konnte, spürte er einen Griff an seiner Gurgel. Ein Taumeln, Poltern, Schreien, Ringen begann.

Bewaffnete, die aus einer Tür hervorgebrochen waren, stürz-

ten sich auf die ahnungslosen Kondottieri, warfen sie zu Boden und fesselten sie.

„Hunde!“ schrie der alte Haudegen Pagolo.

„Cesares Würger!“ fluchte der Herzog von Gravina.

„O Giambattista! Du warntest uns!“ wimmerte der Orsini unter den Händen der feigen Knechte.

Da öffnete sich die Tür, und Cesare trat ein. „Meine Herren! So lohnt man Verrat und Dummheit!“ Es klang wie eine schrille Posaune.

Draußen rasselte die schwere Reiterei Frankreichs heran und stürzte sich in heftigem Angriff auf die Freischaren der Kondottieri, die, ihrer Führer beraubt, die Flucht ergriffen. Ein furchtbares Gemetzel, dessen schauriger Klang zu den Fenstern des Mordsaales herauftönte, setzte vor den Augen Cesares ein, der kaltblütig beim Fenster stand. Unausgesetzt tönten die Verwünschungen der geknebelten Hauptleute hinein. Da verließ Cesare den Saal und rief Michelotto herbei. „Vollende, wie ich dir's befohlen. Zuerst die zwei!“

Der Henkershauptmann schritt in den Saal, ihm folgten seine Knechte mit Stricken und Messern.

Der Herzog Valentino ließ sich im Nebenzimmer bei dem reich geschmückten Schreibtisch nieder und schrieb, während daneben die Verzweiflungsschreie tönten, an den Papst ein Billett. Neben ihm stand blaß und zitternd Niccolò Macchiavelli, der florentinische Gesandte.

Das Billett an den Papst hatte nur wenige Worte: „Die Frucht der Orsini ist reif, pflücket sie!“ Durch den Leutnant Marco Romano ließ er es nach Rom befördern. Dann rieb er sich die Hände, blickte auf und sah Macchiavelli stehen. „Ach ja, ich bestellte Euch zu meinem Gelage. Es ist soeben im Gang.“ Er sprach sehr aufgeräumt, beinahe schmunzelnd. „Seht, das alles ist die Tat der Gerechtigkeit und Klugheit. Man wird dies nicht so leicht verstehen wollen. Kurzsichtige werden mich einen heimtückischen Mörder schelten, Weitsichtige in mir einen großen Reformator erblicken. Ja, ja, so sagte ich. Ich habe nicht vier Menschen erwürgt, sondern ein System gebrochen. Diese Kondottieri waren ein Auswuchs am Leibe Italiens. Sie dienten um ihrer persönlichen Vorteile willen heute diesem, morgen jenem Herrn. Sie waren ein Schandfleck an dem Gebilde der Menschheit. Heda —“, rief er dazwischen in die Mörderstube hinein, „lasset die Menschen nicht so lang leiden!“ Dann wandte er sich wieder gegenständlich und ruhig an Macchiavelli: „Da drinnen habt Ihr vier ruhmsüchtige Köpfe, jeder wollte herrschen nach seiner Weise und ein kleines Stück Land haben zur Befriedigung seiner Tyrannis. Man nennt mich ein Ungeheuer, aber es ist besser ein

Ungeheuer mit großen Endzielen als tausend Ungeheuer mit kleinlichen, eigensüchtigen Bestrebungen. Die Tyrannen der Romagna waren wert, aus der Regententafel ausgestrichen zu werden, sie hatten Pygmäentalente, wo wir Titanen brauchen — oder sagen wir deutlicher einen Titanen."

„Und dieser eine", sagte Macchiavelli mit einer ehrlichen Verbeugung, „ist eben im Begriff, sich selbst den verdienten Lorbeer aufs Haupt zu drücken. Ich bewundre Eure Herrlichkeit."

Der Herzog stand ungerührt auf und trat ans Fenster. Unten plünderten französische Soldaten Kaufleute von Sinigaglia aus. Cesare riß die Tür auf. „Hänget alle französischen Plünderer!" Dann sagte er wieder gelassen zu dem verblüfften Florentiner: „Schreibet Eurer Signoria, daß ich mit der Aburteilung der Orsini ganz Florenz gedient habe, denn diese wollten die Feinde der Republik, die Medici, wieder einsetzen. Ich bitte Euch, sorgt dafür, daß meine Sekretäre kommen. Es sollen Tänze und Mummereien aufgeführt werden, meine Reiterei soll die bedrängten Bürger vor Ausschreitungen schützen, meine Gelehrten sollen die kriegsmäßige Befestigung Sinigaglias, die historische Vergangenheit der Stadt und die wirtschaftliche Lage studieren, meine Poeten aber heute nacht die schwungvollsten Hymnen auf Italien singen."

Die Tür des unheimlichen Blutgemachs öffnete sich. Michelotto trat schwitzend heraus. „Herr Vitelli und Oliveretto sind tot. Sie sind wie feige Mäuse gestorben. Die Orsini —"

„Sollen noch eine Galgenfrist haben. Ihr könnt sie vor die Madonna des Perugino führen, die im Kloster Santa Maria delle Grazie thront. Sie sollen dort Buße tun und um Milderung der Todesschrecken bitten. Was ist mit Pandolfo Petrucci von Siena?"

„Er ist entkommen."

„Verdammt!" rief Cesare geärgert aus.

Er erhob sich und trat ans Fenster. Kalt strich die Winterluft von der See herein. Er reckte die Brust in den Strahlen der erwachten Sonne und trillerte ein Schäferlied, das den Advent besang.

Ein blauseidner Friedenshimmel mit einem Abglanz ewigen Sphärenschimmers spannte sich über dem Vatikan aus. Es war, als hätte der schlafende Frühling geweckt werden sollen.

Der Leutnant Marco Romano schilderte dem Papst die Hinrichtung der zwei Kondottieri. Auf zwei Stühlen sitzend, Rücken an Rücken, waren sie erwürgt worden. Vitelli habe jammernd um des Papstes Absolution gebeten.

Der Papst ließ den Protonotar de Sermoneta kommen. „Set-

zet eine Urkunde auf, die schöne Stadt Fermo, des seligen Oliveretto letzter Besitz, ihres Tyrannen ledig, wird dem kleinen Rodrigo Borgia, meinem Enkel, mit Grund und Boden auf zehn Meilen im Umkreis der Stadt zu eigen gegeben."

Am Tage vor dem Heiligendreikönigsfest ließ Alexander seinen jüngern Sohn Jofré kommen, den unbedeutendsten und unfähigsten Burschen der Welt. „Du ziehst mit fünfhundert Mann, Bogenschützen und Reitern, gegen Monterotondo und belagerst das Schloß, wenn es nicht freiwillig seine Tore öffnet. Ich werde Sorge tragen, daß auch die andern Orsiniburgen zu Kreuz kriechen."

„Es wird eine schwere Arbeit werden", wagte Jofré zu erwidern.

„Um so leuchtender wird dein Name strahlen, Junge. Und nun ruf mir den Bischof von Corneto."

Dieser harrte schon im Vorgemach. Es war der reiche Adriano Castello, der Schatzmeister und vertraute Sekretär Alexanders, ein stattlicher, hochgewachsener Kleriker von stadtbekannter Gelehrsamkeit und hohem Ernst. Seine finanziellen Talente wurden bis nach Florenz gepriesen. Er war der Nachfolger des vergifteten Kardinals Ferrari geworden. Im Borgo stand sein wunderschöner neuer Palast. Alexander wußte, welchen Mann er sich zum Schatzmeister gemacht hatte. Es konnte einmal die Gelegenheit kommen, Adrianos Reichtum in Beziehung zur halbgeleerten Schatzkammer des Papstes zu bringen.

„Ihr baut Euch ein Haus an den Hängen des Monte Mario?"

„Ich habe schon daran gedacht, allerheiligster Vater. Es soll prächtig ausgeschmückt werden. Flandrische Teppiche sind schon bestellt, meine Bibliothek —"

„Ach ja, Eure Bibliothek, sie soll ja der des Kardinals Medici nicht viel nachstehen. Sagt man nicht, daß auch Giambattista Orsini eine große Bibliothek besitzt? Er soll viel im alten Rom herumstöbern —"

„Ich schätze ihn als einen bedeutenden Kenner der römischen Geschichte, als einen tüchtigen Antikenforscher", sagte Adriano.

„Ihr könntet mir gefällig sein, wenn Ihr von dem Orsini eine Abschrift der Familienbriefe des Cicero für mich erlangen könntet, ich meine nur zur Lesung. Ich liebe Cicero. Der Kardinal bewohnt seit einiger Zeit den Palast auf Monte Giordano. Weiß Gott, was ihn aus seinem einsamen Monterotondo da hereingezogen hat! Und bei der Gelegenheit könnt Ihr ihm gleich den glücklichen Fall von Sinigaglia melden." Der Papst sah zu Boden und schien das Teppichmuster zu studieren. Dann

sagte er sehr vertraulich: „Ich gedenke demnächst neue Kardinäle zu ernennen. Es ist sicher, daß ich Euch nicht übergehen werde."

Adriano verneigte sich glückstrahlend.

Alexander rückte näher heran. „Ihr könnt Euch verbindlich zeigen durch einen mühelosen Gegendienst, der Euch Gelegenheit gibt, Eure Anhänglichkeit an meine Person zu beweisen."

„Eure Heiligkeit —", stotterte der verwirrte Bischof.

„Ihr braucht nur den Wunsch zu äußern, Eure schöne Bibliothek vermehrt zu wissen durch kostbare Folianten, wie sie zum Beispiel dieser Orsini besitzt."

„Diesen Wunsch würde ich allerdings haben. Aber ich sehe nicht ein —"

„Wie Euch der Kardinal diese Folianten abtreten könnte?" Der Papst rieb sich langsam, lauernd die Hände. „Ei, man müßte ihm nicht mehr Gelegenheit geben, sie zu durchblättern."

„Ich verstehe noch immer nicht, Eure Heiligkeit —"

„Ihr seid ein Fischkopf, zukünftiger Kardinal", sagte der Papst mit leichter Ungeduld. Dann rundeten sich seine Pupillen, und die Iris schillerte grün. „Der Purpur ist Euch sicher, wenn ich des Kardinals Orsini — sicher bin."

Dem Bischof blieb der Mund offenstehen.

Da erhob sich der Papst und pflanzte seinen wohlgepflegten Leib vor dem bestürzten Prälaten auf. Mit einer eisig geschärften Stimme, die aber ganz leise tönte, enthüllte er die Ruchlosigkeit seines Gedankens. „Wenn morgen der Kardinal Orsini mir die Cicerobriefe überreichen wird, hat Eure Glücksstunde geschlagen. Ihr braucht dieses Ereignis nicht anders einzuleiten, all indem Ihr dafür sorgt, daß fünf bewaffnete Söldner hinter dieser Tür auf mein Glockenzeichen harren. Dann nehmt Ihr den Kardinal gefangen."

„Was — hat — er — verbrochen?" zitterte der entsetzte Bischof.

„Er hat die Unvorsichtigkeit begangen, mit meiner päpstlichen Autorität unzufrieden zu sein. Es werden zur selben Stunde, da die fünf Lanzen nach seiner Brust drohen, sämtliche Orsini in den Mauern Roms dasselbe Schicksal erleiden. Die Colonna, Savelli und Gaetani sind vernichtet. Die Bären sind die einzigen, deren Pranken noch zu fürchten sind. Sie haben das ganze Land im Norden Roms vom Tyrrhenischen Meer bis zum Fucinersee in ihrer Gewalt. Diese Gewalt unterbindet und gefährdet die meinige. Ich will sie brechen. Ist das geschehen, dann habt Ihr die Freude, Eure Bibliothek um einen Riesenschatz klassischer Weisheit vermehrt zu sehen."

Adriano wußte, daß jedes Zögern ihn beim Papst verdäch-

tig machen konnte. Mit verblaßten Lippen und schreckerfüllten Augen nickte er sein schmerzerfülltes Ja.

„Wählt Euch sogleich aus meinem Marstall das schönste Pferd aus. Es soll Euch ein Zeichen meiner Wertschätzung sein. Und nun schickt nach dem Governatore."

Der Bischof wankte ab. Alexander sah ihm mit zusammengebißnen Lippen nach. Dein Reichtum ist noch keine Macht, sagte er leise vor sich hin. Er ist es erst in den Händen desjenigen, der ihn zu nützen versteht. Und das werde wohl ich sein müssen. Mit einem sarkastischen Lächeln schlug er die Vulgata auf. Aber er fand keine Ruhe in der erhabenen Diktion des heiligen Buches. Er dachte an alte Geschichten. An die sonderbaren Gelüste seiner lieben Römer. Einst ehrten diese das Andenken ihres besten Senators, indem sie sein totes Haupt in eine kostbare Vase legten und diese über einer Marmorsäule auf dem Kapitol aufstellten. Es war das Haupt eines Brancaleone. Nun denn, sann er, ich will ihnen das Haupt dieses edlen Orsini ebenfalls zum ewigen Gedächtnis auf das Kapitol stecken.

Alexander und Cesare! Es war ein Hirn, das Hirn der Stiere von Rom, das die Taten dieser beiden Teufel ausdachte.

In den Weihrauchnebeln der heiligen Dreikönigsmesse saß der Papst auf dem Faldistolium in der weißschimmernden Dalmatica, die Manipula auf dem Arm, auf der Brust die drei leuchtenden Nadeln des Palliums, und verfolgte mit Aufmerksamkeit die Zeremonien des die Messe zelebrierenden Kardinals Giambattista Orsini.

Nach dem Segen setzte der Papst die Krone auf und begab sich nach dem Schiff der Veronika, wo zweimal die Lanze und dreimal das Schweißtuch gezeigt wurde. Dann ließ er sich im Tragsessel in den Saal der Päpste geleiten.

Da wurde der Kardinal Orsini zur Audienz gemeldet. Der Papst verschanzte sich mit Gelassenheit hinter seinem Schreibtisch, wo er die Lade öffnete und das Konvolut der Orsinibriefe flüchtig mit den Blicken streifte.

Im nächsten Augenblick stand der Kardinal im Zimmer.

„Ich habe Euch bitten lassen, mir die Kopie der Familienbriefe des Cicero zu bringen", sagte Alexander freundlich.

„Ich bin beglückt, Euch dienen zu dürfen, allerheiligster Vater", sagte der Kardinal, indem er sich erhob.

Alexander betrachtete gütig den seltsamen Schwärmer. Seine überempfindliche Erotennatur schnupperte unwillkürlich in dem Dunstkreis herum, in dem der Duft des allerschönsten Frauenleibes zu schweben schien.

Alexander nahm die Kopie aus des Kardinals Händen. „Ein

schönes heidnisches Dokument fürwahr", sagte er mit Prüferblick. „Ich schätze den Staatsmann Cicero ebenso hoch wie den menschlich durchgebildeten Geist und übersehe gern darüber seine Eitelkeit. Aber den wahren Menschen sollen mir diese Briefe doch näherbringen. Ihr habt sie oft studiert?"

Der Kardinal nickte. „Ciceros Stil ist mir für meine eigene Gedankenformung vorbildlich gewesen."

„Setzt Euch, setzt Euch", sagte der Papst aufgeräumt. „Wir wollen disputieren über Schönes und Gutes."

Der Orsini ließ sich in einen reich geschnitzten Sessel nieder. Sein genußfreudiger Blick wollte die Schöpfungen Pinturicchios studieren. Eine herrliche Farbenglut strahlte von der Decke, den Wänden und Lünetten herab und verwirrte das Hirn.

„Ich höre, daß Ihr Euch auf Monterotondo mit viel Geschmack eingerichtet habt. Um so mehr war ich erstaunt, als ich erfuhr, daß Ihr in den Orsinipalast gezogen. Was bewog Euch zu dieser raschen Entschließung?"

„Die allgemeine Unsicherheit, allerheiligster Vater. Seit ich mit den Savelli und Colonna zu tun hatte, fühlte ich mich nicht mehr sicher in der Burg."

„Ach ja — das war damals —, und es hat viel Aufsehen gemacht in Rom. Wenn Ihr Euch noch entsinnt, so waren es zuletzt Cesare Borgias Truppen, die Euch vor dem Ärgsten bewahrt haben."

„Ich hatte diese günstige Wendung gewiß dem politischen Machtgedanken des Herzogs der Romagna zu danken, der mich, ohne es zu wollen, von meinen Feinden befreite."

„Wer sagt Euch, daß dies nicht die Absicht war?" fragte der Papst lauernd.

Der Kardinal zögerte mit der Antwort. „Es paßt nicht recht zu dem Bilde, das wir uns von dem Herzog gemacht haben, wenn wir ihm die kleine Rolle des Beschützers der Orsini zumuten wollten."

„Ihr haltet ihn also nur großer Aufgaben für würdig? Ja, ja, mein Sohn hat diese gute Meinung durch Taten bestätigt. Die Romagna liegt in seinen Händen. Rom feiert Freudenfeste. Der Fall von Sinigaglia —"

„Zu dem ich meine ehrfürchtigsten Glückwünsche vor Eurer Heiligkeit Füßen niederlege", warf der Kardinal ein, der noch nichts von der verräterischen Handlungsweise Cesares ahnte.

„Ich danke Euch, lieber Kardinal. Es haben ja dort Eure Verwandten mitgeholfen, des Herzogs Werk zu vollenden. Pagolo Orsini und der Herzog von Gravina haben sich Cesare angeschlossen, nachdem sie zuerst in einer unverzeihlichen Verkennung der Tatsachen dem Herzog abtrünnig geworden waren." Der Papst hatte die Stirn gerunzelt; aber nun flog ein

heiterer Schimmer über seine fetten Züge. „Wir kennen kein Nachgrollen, und ein Hasser, einmal gewonnen, wiegt hundert Freunde auf, sagt man."

„Die Erhebung der Kondottieri geschah sicherlich unüberlegt", sagte Orsini etwas bedrückt, aber in dem Bewußtsein, keine Lüge zu sprechen.

Alexander machte mit der Hand ein Zeichen der Vergessenheit. „Um auf Euch zu kommen. Ihr lebt ganz der Kunst, glücklich zu sein? Wollt Ihr mir einen Teil dieser Weisheit verraten?"

„Ich weiß nicht, ob mein Freimut Eurer Heiligkeit willkommen sein kann?"

Da rückte der Papst mit inniger Anteilnahme seinen Stuhl näher. „Das Pfauengewedel des sklavischen Geschmeißes ringsum widert mich an. Ich brenne danach, ein aufrichtiges Meinen zu vernehmen. Sagt, wie stellt Ihr Euch die Verwaltung der Religion vor?"

„Als ein Amt ohne Feuer und Schwert", sagte Giambattista mit dem glücklichen Eifer eines Menschen, dem es vergönnt ist, zum erstenmal frei vor demjenigen zu sprechen, dessen Leben zum Teil Gegenstand seiner Gedanken war. „Die Verwaltung der Religion kann, dünkt mich, nur eine leichte Aufgabe für den sein, der wahre Religion hat. Und wer hat Religion? Der recht und gut ist."

„Das ist sokratische Weisheit", lächelte der Papst. „Man merkt, daß Ihr mit den Heiden auf gutem Fuß steht."

„Diese Heiden hatten Religion, sobald sie Gott auf die Finger sahen", sagte Giambattista mit ehrlicher Überzeugung. „Mich rührt dieses heilige Suchen Platos und Sokrates' ebensosehr wie der Glaubenseifer eines Paulus. Allerheiligster Vater, ich meine, wir haben Gott nur ein neues Kleid gegeben, aber ihn selbst konnten wir doch nicht umschaffen."

„Das klingt ketzerisch genug", lächelte der Papst wieder. „Aber ich bin kein Gregor. Man muß zuzeiten die Lüftung der scholastischen Stuben gestatten, und meine Gelehrten besorgen dies Geschäft mit Hingebung. Auch meine Gelehrten im Purpur. Übrigens tut die Helle, die von außen in das dogmatische Gebäude geschleudert wird, auch mir wohl. Nur sollten sich die Weisheitsverwalter hüten, allzuviel Licht in die Dunkelheiten der Religion zu werfen. Haben wir einmal einen sonnenklaren Weg zu Gott, dann brauchen wir keine Priester mehr." Der diplomatische Teufel rutschte dem Papst zum Kragen heraus. Er besann sich und nahm wieder die Maske des sittlichen Oberpriesters um. „Aber so weit sind wir noch nicht, und das Volk braucht die Priester."

„Aber nur gute, edle", wagte der Kardinal einzuwenden.

Der Papst nickte heftig. „Ich wünschte herzlich, daß meine Kardinäle Euch nachgerieten. Es ist eine Freude, Euch in den Schriften aus dem Bronnen der Religion schöpfen zu sehen.“ Der Papst log. Er hatte diese Schriften nie gelesen.

„Ich verteidigte in meinen Schriften nicht nur die Religion, sondern alles, was dem Leben Inhalt, Form, Farbe und Duft gibt, also Geist, Weisheit, Tugend, Liebe, Kunst.“

„Ein schönes Programm“, nickte der Papst. „Und Ehre dem, der sich ihm verschrieben.“

„Ehre dem, der es mich erkennen ließ“, wehrte der Orsini bescheiden ab. „Er, der Steinen feste Formen gab, wird wissen, warum er mir die Kraft gab, in seiner Werke wunderbaren Zusammenhang, in dem sich Offenbarung an Offenbarung reiht, Einschau zu halten. Sinnvoll laufen die Räder seines Uhrwerks, sinnvoll binden und lösen sich die Kräfte in Raum und Zeit, in dem kostbaren Licht Gottes wandle ich überwältigt und sehe seine Engel walten.“

Wenn deine Engel dich nur jetzt nicht verlassen! dachte Alexander. Aber noch gefiel er sich in der Maske des gutmütigen Plauderers. „Und wie weit wollt Ihr in die Majestät Gottes eindringen?“ fragte er scheinbar besorgt.

„Soweit es meine Demut erlaubt. Vor meines Gottes entsiegeltem Geheimnis müßte ich tot zu Boden fallen.“

„Die Ehrfurcht erweckt Achtung. Und — Ihr habt eine Reform des Altars vorgeschlagen nach altchristlicher Weise, eine Vereinfachung der bildlichen Verehrung. Einschränkung der Liturgie, Betonung der Predigt, ja sogar über das Zölibat habt Ihr, höre ich, Eure eigenen Gedanken, seit Ihr —“ Er stockte. Dann sagte er rasch: „Ihr habt ein Weib genommen, und zwar auf eine andre Weise, als es sonst meine Kardinäle zu tun pflegen.“

Über Giambattistas Herz ging ein leiser Schauer. Die Berührung seines Lieblingsproblems aber war ihm willkommen. „Allerheiligster Vater“, begann er mit Wärme, „ich segne die Stunde, da es mir vergönnt ist, vor Eurem Angesicht das Recht zu verteidigen, das auch mit dem Manne in der Sutane geboren worden ist, das Recht auf Liebe zum Weib. Des Heilands Wort nimmt die Ehre der Frau in Schutz und heiligt ihre Liebe, und des Paulus Wort, den Korinthern in die Brust gelegt, ist voll Sinn für die Ehe und voll Verdammnis für die Sünde, die aus einer schlecht verstandenen Liebe geboren wird. Aus dem Tempel der wahren Liebe haben unsre Priester ein Kaufhaus gemacht, in dem sie selbst Kaufmann und Käufer sind und mit der Ware prunken, die ihr Reichtum erstanden. Mir graut vor der Schändung eines Naturheiligtums, das Gott durch die Menschenehe gekrönt hat. Allerheiligster Vater,

wenn ein Konzilium sich mit der Verdammung des Konkubinats befaßt, so ist damit nur halbe Arbeit getan. Der Ehe heilige Wesenheit muß es dem Priester gönnen, um ihn zum sittlichen Menschen zu machen. Oh, laßt die Kraft Eurer Autorität ausströmen und legt den versammelten Kardinälen und Bischöfen ans Herz, daß sie zu einem solchen leidlösenden Konzil drängen. Meine Zunge ist kühn, aber die Kraft, die zur Kühnheit treibt, ist sittlich und stammt aus dem Herzen, das sich schämt, den freien, gottgegebenen Trieb verleugnen zu müssen."

Der große Pirat des erhabensten Gefühls saß lächelnd in seinem seidenüberwogten Stuhl. „Wir wollen's überdenken", sagte er mit gespielter Fürsorglichkeit. „Ihr habt allerdings einen Schatz am Herd, der einer solchen Verteidigung wohl wert ist."

Des Orsini Antlitz errötete in Glück und Stolz.

„Donna Tiziana de' Calvi, die eine Schar von Freiern in Aufruhr gebracht hat, soll der gute Stern Eures Lebens sein." Des Papstes Linke spielte unruhig mit dem geschnitzten Knopf der Schreibtischlade.

„Sie ist es", glühte der Glückliche. „Aus Leid rettete ich sie an meine Brust. Am Born meines stillen Denkens stärkte sie ihren eigenen hohen Geist und wurde mir Gefährtin meines Lebens. Doch drängt es mich, dem Bund Gesetz zu geben, um nicht meiner Obrigkeit ungehorsam zu sein."

„Habt Ihr Respekt vor dieser Obrigkeit?" Der Papst änderte den Ton. „Mich dünkt, Ihr habt das nicht immer gehabt."

„Ich verstehe nicht —", sagte Giambattista betroffen.

Der Papst hatte sich ohne Greisenschwere erhoben. Er stand nun mit gespannten Gliedern und hoch erhobnem Haupte vor seinem Opfer. „Ihr werdet mich verstehen, wenn ich Euch daran erinnere, daß Ihr des Papstes Majestät gefährlich nanntet in Wort und Schrift —"

Der Kardinal wurde kreidebleich.

Da raschelte etwas in des Papstes Hand. Giambattista erkannte sein Orsinimanuskript. Eine schreckliche Helle überblitzte ihn. Er fuhr mit der Rechten nach dem Herzen, wo das Blut in wilden Stößen tobte. „Allerheiligster Vater — das ist — eine Falle."

„Um des gefährlichen Denkers habhaft zu werden." Selbst der Papst zitterte in den Knien.

„Gefährlich? Ich?" Der Kardinal sah seinen Gott. „Was mir der Himmel an reinen Gedanken in die Seele gelegt, habe ich in diesen Blättern festgehalten."

„Undiplomatischer Kardinal! Vaterlandsschwärmer!" sagte der Papst mit verzogener Lippe. „Ihr überflogt die Grenze

Eurer stillen Wissenschaft und dachtet zu laut, stürmtet mit verlornen Zügeln im Reich der Politik Eures Geschlechts umher. Die Episteln an Eure Barone flammen von Aufruhrgedanken, unwürdig Eures priesterlichen Amtes. Der Orsini lodert seinen neuerwachten Alexanderhaß in die Welt. Was werft Ihr mir vor? Untreue? Als ob die Orsini die Hüter der Treue gewesen wären! Was verlangt Ihr ein Lächeln von dem Papst, den Ihr mit Frankreichs Hilfe einst bekriegt, von dem Papst, dessen Bruder Ihr aus den Mauern Roms verjagt, dem Papst, den Ihr bei Soriano aufs Haupt geschlagen, dessen Sohn Ihr verwundet und dessen Feinde Ihr beschützt habt. Glaubt Ihr, Kardinal, wir wüßten nicht die Hände zu erkennen, die schützend einen Marcello Gaetani, einen Riario vor unserm Zorn verbargen? Oh, wie klein dachtet Ihr von der Gewalt, die Ihr bekämpftet!"

„Ihr irrt", bebte der Kardinal, „ich kannte die Gewalt —"

„Ja, diese Briefe bestätigen es", triumphierte Alexander. „Und doch wart Ihr so töricht, an sie nicht zu glauben, sonst wären diese Briefe ungeschrieben geblieben. Nein, ich habe wahrhaftig kein Talent für einen Volksheiligen, aber ein um so größeres für einen Herrscher. Man liebt mich nicht, ich weiß es, und meine Epitaphisten werden Triumphgesänge der Hölle anstimmen, wenn der Gruftdeckel sich über mir schließt. Die Catalani waren Euch immer Nattern, aber auch jeder Papst, solange er nicht aus Eurem Geschlecht war, Orsini. Ihr wollt Italien vereinigt sehen unter einem Zepter, das das Volk schwingt. Verjüngt erst dieses Volk, gebt ihm die Kraft zu herrschen, dann ließe sich mit Euch darüber reden. Doch solange ein Hirn größre Taten ausbrütet als eine Welt voll Hirnen, solange laßt das Recht dem Einzigen. Wir haben die Colonna, Savelli und Gaetani, die Varani, Manfredi, Montefeltre und Sforza gebrochen, wir krönen das Werk mit der Vernichtung der gefährlichsten Feinde Roms!"

„Allerheiligster Vater!" Der Kardinal wankte.

„Unzufriedne Köpfe müssen rechtzeitig zur Vernunft gebracht werden."

„Allerheiligster Vater, nie tastete ich das kirchliche Hoheitsrecht des Papstes an, nur der Welt Zügel sollte der Vikar Gottes fallen lassen."

„Die Petrischlüssel öffnen Himmel und Erde!" rief der Papst mit pathetischer Gebärde aus. „Wir wollen Eure heldenhafte Gelehrtheit auf ein bürgerliches Maß herabsetzen, damit sie den harmlos denkenden Köpfen nicht Schaden bringe. Mit Hammerwucht will ich auf Eure Barone niederfahren. Und das Schwert ist der beste Helfer gegen die Auswüchse aufrührerischer Gelehrsamkeit."

„So wollt Ihr den Gedanken der Tugend kreuzigen?" zitterte der Kardinal.

Alexander verzog sein Fettgesicht zur Grimasse. „Der Sturm auf die letzten Barone Roms hat begonnen. Ihr dürft wieder einziehen in die Burgreste, die einst Eurem Geschlecht gehört hatten; die Torre di Nona öffnet für Euch ihre Pforten." Es war das Stadtgefängnis.

Giambattista fuhr entsetzt zurück. „Laßt Gnade walten!"

„Das will ich tun. Die Engelsburg hat beßre Stuben."

„Allerheiligster Vater!"

„Stuben, wo die Einsamkeit, die stille Freundin Eurer Gedanken, Hüterin Eurer gefährlichen Hirngespinste sein wird. Und nun wisset den Meisterstreich, der die Bewunderung der wahren Freunde Italiens erregen wird. Cesare Borgia hat die verräterischen Kondottieri überlistet. Vitelli und Oliveretto sind gerichtet, Pagolo Orsini und der Herzog von Gravina dürften in diesem Augenblick vor Gott stehen —"

„Himmel!"

„Hört Ihr die Glocken läuten? Es ist das Sturmzeichen für die Orsini! Ihre Burgen und Paläste zittern! Der Erzbischof von Florenz, Rinaldo Orsini, der edle Jacopo Santa Croce und der Abt Bernardino d'Alviano, die treuesten Sachwalter der Orsini, werden in diesem Augenblick gefangengenommen."

„Orsini!" rief der Kardinal schmerzerfüllt aus. Dann erhob er die Rechte zum Himmel. „Papst Alexander, an Eurem Sterbelager wird der Moderhauch unsrer Kerker wehen, der Gemarterten Geister werden Euch schrecken, wenn Ihr die Hände zum Gebet faltet, und er, der dem Maß der Untaten der Borgia sein donnerndes Vollendet! zurufen wird, wird Euch vor seinen Richterstuhl rufen!"

Alexander sprach ein hohnlächelndes Amen dazu, indem er die Glocke schwang. Die Tür öffnete sich. Der Bischof Adriano di Castello mit fünf päpstlichen Söldnern trat ein.

Giambattista ließ den roten Hut fallen und öffnete sein Kleid. „Hier habt Ihr die Brust, die Gott und das Gute im Herzen getragen!"

Aber keine der Lanzen stach zu. Der Papst winkte dem Bischof. Mit einem traurigen Blick nahm Adriano den edlen Gefangenen zwischen die blinkenden Lanzen.

Als der Kardinal Giambattista in der von Lanzen umdrohten Sänfte durch die Via Alexandria getragen wurde, sah er seine greise Mutter Ginevra mit verzerrtem Gesicht, fliegenden Haaren und in die Luft geschleuderten Armen durch die Straße wanken. Sie war wahnsinnig geworden. Gerade vor seiner Sänfte fiel sie in die Arme eines kotbespritzten Hellebardisten.

In dem fahlgrauen Dämmerwinkel einer schmutzigen Malerstube, wo Farben, fleckige Tücher, Gläserscherben, Teller und Kehrichtreste in wirrem Durcheinander lagen, kauerte Tiziana mit schreckweiten Augen und tränenfeuchten Wimpern, den Knaben Valerio im Arm.

Die Stube gehörte dem jungen Andrea Cornaro, einem unbedeutenden Schüler Mantegnas, der hier in der Nähe der Alten Banken zwei Zimmer bewohnte und erst vor kurzem aus Florenz gekommen war. Gutherzig, liebenswürdig, mit dem nötigen künstlerischen Leichtsinn behaftet und nicht gerade talentreich, schwang sich seine Jugend über die Bitternisse des ersten Verdienens hinweg.

Auf der Straße, im Gewühl der aufgeschreckten Römer, war ihm heute das schöne Weib mit dem Knaben in die Hände gelaufen. Er wußte gar nicht zu sagen, wie er die Hilflose plötzlich in den Armen hielt und wie er sie mit sich auf die Stube geschleppt. Er hatte Reiter traben und Sturm läuten gehört und hatte die Menge nach Monte Giordano strömen gesehen; aber was der Lärm zu bedeuten hatte, wußte er zunächst nicht. Aber dann gellte ihm unausgesetzt der Ruf: Orsini! in die Ohren.

Nun stand er ratlos, mit seinen Kinderaugen das Elend in Samt und Seide betrachtend, vor dem fast irrblickenden Weib. „Wer seid Ihr?“ fragte er endlich scheu.

Aus der Ecke zitterte die Angst. „Eine unglückliche Frau! Oh, verbergt mich vor den päpstlichen Schergen!“

Da ahnte er, daß sie eine Verfolgte sei, eine von denen, deren Name jetzt durch die Gassen hallte.

„Rettet mich — seht nach — wie es steht — ob der Palast brennt!“

„Welcher Palast?“

„Auf Monte Giordano!“ fieberte die gräßliche Angst. Tizianas Augen weiteten sich, als sähen sie der Welt Ende nahen.

Der Maler setzte ihr einen Trunk leichten Weines vor. „Ihr seid aus dem Palast entflohen?“

Sie ließ das Haupt sinken. „Ich will Euch reich belohnen, seht“ — sie griff nach einem reich gestickten Beutel im Busen — „und ich habe noch Goldschmuck bei mir — verratet mich nicht!“

„Wo denkt Ihr hin? Ich will sehen, wie es unten steht. Ich sperre zu und bitte Euch, alles als Euer Eigen zu betrachten.“

Tiziana hörte den Schlüssel knarren. Mühsam durchirrte ihr Geist die letzten Augenblicke. Sie hörte unausgesetzt die fürchterlichen Glocken im Ohr gellen und sah die drohenden Lanzen, durch die sie sich gekämpft hatte, um unter die aufgeregte Menge zu gelangen. Sie hatte die alte Ginevra vergebens ge-

sucht, um mit ihr zu fliehen, als die ersten Nachrichten von der Gefangennahme des Kardinals kamen. Und als die Orsiniwachen mit den schweren Rüstungen durch den Palast rasselten, suchte sie angstgehetzt, mit verzerrten Zügen das Tor zu erreichen, wo sie endlich die Wächter bestach, die sie ins Freie ließen. In der Menge wurde sie förmlich mitgeschwemmt und gelangte so zu den Alten Banken, wo sie dem Maler halb ohnmächtig in die Arme fiel.

Als nun die Stille der Stube ihre Netze um sie warf und nur der eintönige Schall der Glocken, durch das Fenster gedämpft, in ihre Sinne schlug, lösten sich ihre Schauer auf, und sie begann zu denken. Wie aus einem verfilzten Knäuel schälte sich langsam ein Gedanke nach dem andern los. Der erste zerbrach gleich ihr Herz: Giambattista in den Händen des Papstes!

Wird sich der Papst mit einer Verbannung begnügen? Und wenn auch — über ihn herrschte Cesare Borgia! Wenn jetzt dieser flammende Würger von Norden in das aufrührerische Rom heranzog, dann war ihr Schicksal besiegelt.

Da quietschte der kleine Valerio spatzenfröhlich auf. Sie warf sich über den geliebten putzigen Leib und drückte ihn, kaum ihrer Sinne mächtig, an ihre Brust. Mitten in der wehen Seligkeit überfiel sie der Gedanke an die Habgier der Borgia. Der Hamster mit der Tiara auf dem Kopfe wartete nun, sich die Backen vollstopfen zu können mit den geraubten Gütern.

Da schleiften Schritte. Cornaro kam, erregt und keuchend. „Es geht wild zu bei den Orsinipalästen", schnaufte er und warf seine bunte Jacke ab.

„Oh, sprecht, sprecht, ich ertrage alles —"

„Der Palast von Monte Giordano ist geplündert, ganze Wagen voll Silber und Gold stehen davor. Alexanders Truppen ziehen nach den tuskischen Burgen. Monterotondo soll die erste sein, die —"

„Monterotondo! Seine Burg!" Ein Verzweiflungsschrei stieß sich aus ihrer Brust. Die Rosentage ihres Glücks leuchteten grell auf, und der blutige Schein der Zukunft warf seinen Abglanz darauf.

„Der junge Don Jofré soll es nehmen, bis Cesare Borgia kommt", berichtete Cornaro.

Cesare Borgia! Es wurde Nacht vor Tizianas Auge. Wenn er kam, sich ihrer erinnerte, wenn sie ihm des Raubes wieder wert war, eine leichte Beute seines wollüstigen Sinnes — die Nacht gebar Schreckgestalten ohne menschliche Formen.

Cornaro zerhieb sie mit seinen Botschaften. „Viele Orsini sind gefangen, viele haben sich gewehrt und sind niedergehauen. Der Kardinal Orsini ist in der Engelsburg."

Tiziana verhüllte das Haupt. Hammerschläge fielen auf ihre

Seele. Und der da vor ihr stand, war er ein Feind, ein Verräter? Durfte sie ihm sagen, daß sie des Unglücklichen Gattin sei?

„Edle Frau, ich ahne, Ihr seid aus dem Geschlecht, das jetzt seinen Fall erleidet. Kann ich Euch meine Hilfe anbieten? Bedrängten beizustehen ist Christenpflicht. Laßt mich Euer Samariter sein. Ihr könnt in diesem Zimmer weilen, solange Ihr wollt. Habt Ihr Freunde, zu denen Ihr flüchten könntet?"

„Was Freund war, muß jetzt darauf bedacht sein, sich selbst zu retten. Ja, ich gehöre dem Geschlecht an" — ein flehentlicher Blick rief sein Mitleid an — „verratet mich nicht, bei allen Heiligen —" Sie fuhr plötzlich zusammen. „Habt Ihr nichts über die greise Mutter des Kardinals gehört?"

„Ja, ja, man hat sie in einer Kirche aufgefunden, halb wahnsinnig, sie schleuderte Altarkreuze gegen die Marienstatue —"

„O Ärmste, Ärmste!" Tiziana preßte die Hände an die glühenden Schläfen. Den Knaben hungerte. Cornaro drückte ihm ein Stück Milchbrot in den kleinen Mund. „Wie gut Ihr seid", sagte Tiziana dankbar. „Schafft mir doch ein Essen für den Knaben, nur ein wenig Milch —"

„Und für Euch?"

„Nichts, nichts. Und wenn Ihr könnt, besorgt mir bis zum Abend ein Quartier. Hier habt Ihr Geld."

„Es ist draußen zu unsicher für Euch", hastete der Maler hervor. „Ich bitte Euch, bleibt hier, ich belästige Euch nicht, bei meiner Ehre! Ich will unterdessen bei meinem Freund Prospecco arbeiten und schlafen, ich nehme das wichtigste Geräte hinüber. Aber ein ordentliches Bett will ich bei Monna Riccardo für Euch erbitten, einer kleinen Freundin von mir, die sich in Wäsche auskennt. Habt nur Nachsicht mit meiner Unbeholfenheit." Seine gütigen, frischen Augen sprachen und baten tief in ihr Herz hinein.

Als der Maler gegen Abend seine Gerätschaften zu seinem Freunde schaffte und die Stube so behaglich als möglich einzurichten begann, hatte Tizianas Herz einen ruhigeren Wellenschlag bekommen, und ihre Gedanken versuchten in die Leere des zerschlagenen Gehirns einzudringen. Sie blickte durchs Fenster, gerade in die verlöschende Glut. Die blutende, weitaufgerissene Wunde des Abendhimmels, die sich langsam schloß und in die sanfte Nacht hinübereilte, wurde ihr zum Gleichnis für ihr eignes Herz.

Bei der Kerze Schein saß sie dann allein mit dem Kinde an dem zerkerbten Tisch. Sie besann sich nun auf ihre schuldige Seele, die feierte und fürchtete und bangte, während Giambattista litt.

Mit Speeresschärfe stieß ein Gedanke in das Nebelbrauen ihres Hirns. Sie wollte das Ungeheuer mit der Wehrkraft ihrer Tugend verscheuchen, aber es kam immer wieder, wie ein zudringlicher, gigantischer Vogel, der nach ihr hacken wollte. Sie rettete sich an den kleinen Körper des schon schlafenden Kindes und streichelte ihn, als wollte sie in der Berührung des sanften Atems Linderung für ihre eigene Herzzerrissenheit suchen.

Auf der Straße wogte bis tief in die Nacht der Lärm und die Unruhe des Tages nach. Um die Orsinihäuser standen die Hellebardenkordone der päpstlichen Truppen. Von den Mauern und Zinnen der geplünderten Paläste rieselte das kalte Licht des Mondes nieder.

Aus der Romagna traf die beruhigende Nachricht ein, daß auch dort die gefährlichen Orsini auf dem Altar der Borgiahausmacht hingeopfert worden seien. Pagolo Orsini und der Herzog von Gravina waren von Michelotto erwürgt worden. Das Wespennest der Verschwörung war ausgebrannt.

Das Eroberungsglück seines Sohnes versetzte Alexander in einen lachenden Taumel. Und ein Brief von Lukrezia machte die Freude des Papstes vollkommen. Die junge Fürstin schrieb, daß Alfonso von Ferrara sie, wie es einem Gemahl zieme, des Nachts besuche, jedoch bei Tag seinen Freuden auch anderswo nachgehe. Der Papst schüttelte das Haupt. War Lukrezia in Wahrheit mit dieser Behandlungsweise einverstanden? Aber seine Augen kniffen sich zusammen. Sie hatte doch eine Schar von Dichtern und Sängern um sich. Der gelehrte Calcagnini erschöpfte sich in zärtlichen Hymnen an sie, und Ercole Strozzi, der junge schöne Apoll, soll, so schrieb sie, sich das Herz nach ihr wund schwärmen. Und dann war der venezianische Feinschmecker Pietro Bembo da, der, so sagte man, in seiner Huldigung vor ihren Reizen schon die Eifersucht des Erbprinzen erweckt haben sollte.

Eine Deputation der Kardinäle kam. Der Papst ließ sich in sein Arbeitszimmer tragen.

„Was wollen die Kardinäle?“ fragte er den Zeremonienmeister Burckhardt.

„In Ehrfurcht eine Begnadigung Giambattista Orsinis erwirken“, sagte der bewegliche Kleriker mit einigem Angstklappern.

Alexander fuhr empor. „Sie wagen es? Ich hätte Lust, diese Kardinäle zu sehen, um ihnen meine Entrüstung über ihre Kühnheit ins Gesicht zu schleudern. Sie sollen sich hüten. Solange die Stadt in Aufruhr ist, will ich keinen Kardinal und keinen Baron im Vatikan sehen. Was erfährt man von den Orsini?“

„Giangiordano und der Graf von Pitigliano sollen im Anmarsch auf Rom sein."

„Wahnsinnige! Wir werden sie an die Hölle glauben lehren!"

„Die Orsini sollen im Begriff sein, sich mit den Colonna zu versöhnen, um mit ihnen gemeinsam —"

„Hahaha!" lachte der Papst grimmig. „Cesare ist im Anmarsch. Er wird mit einer Handvoll Barone auch fertig werden, wenn er die Romagna bezwungen."

„Die Orsinifrauen sind mit ihren Männern auf ihre Burgen geflohen. Die Mutter des Kardinals Orsini liegt im Hospital San Girolamo, und man zweifelt an ihrem Aufkommen."

„Man soll Messen lesen lassen für sie in der spanischen Kirche."

Da hörte man draußen heftige Stimmen. Der Papst sandte Burckhardt ins Vorgemach. Dort wehrten Hellebardisten und Kammerherren einer Frau den Eintritt. „Wer ist es?" fragte Alexander.

„Allerheiligster Vater — des Kardinals Orsini Kurtisane —"

Eine Helle blitzte durch das verärgerte Gemüt des Papstes. „Laßt sie vor!"

Gleich darauf stand Tiziana de' Calvi im Saal der freien Künste. Halb ohnmächtig lehnte die schöne Gestalt an dem reichgeschnitzten Türpfosten. Der Papst stand auf und schritt federnd auf sie zu. Seine natürliche Galanterie litt es nicht, daß eine schwache Frau vor ihm zusammenbrechen sollte. Er nahm ihre Gestalt voll Artigkeit in seine Arme und führte sie in einen nilgrünen Seidenstuhl, wo er sie schonungsvoll niederließ. Nun schlossen sich die dunklen Wimpern über den angsterstarrten Augen. Ihr Herz klopfte wie dem Lamm, das den schnaubenden Wolf erspäht hat.

Der unersättliche Feinschmecker der Liebe stand mit schlürfendem Sinn vor dem unerwarteten Geschenk Gottes. Sein Rachetriumph zerbrach an der Mauer süßer Gewalten. Aber die Harpyiennatur klammerte sich doch im ersten Augenblick an eine andre Kostbarkeit, die diesen Götterleib schmückte, ein Perlenhalsband von seltener Reinheit und mattedlem Schimmer, und seine Gedanken griffen lüstern in den Glanz. Aber dann zerschlug die Schönheit des Weibes selbst alle häßlichen Habgiergedanken.

Also das ist sie! sann Alexander in die angstverzitterte Blumenschönheit. Die sehnsüchtigen Träume seines lüsternen Gehirns erblichen vor der Macht der Wirklichkeit. Während sich sonst seine Greisensinne in den blütenzarten Wundern mädchenhafter Anmut verfingen, feierten sie hier vor der reifen Frucht einer Frauenschönheit eine unverhoffte Andacht, die den unermüdlichen Schwelger vor Eros' Altären von Entzücken

zu Entzücken jagte. Bei Gott, dieser Kardinal hatte Sinn gehabt für die Edelfrucht der Liebe! sann der Papst in das zerbrochne, schöne Bild hinein. Ich brauchte nur die Hände auszustrecken, um die allerschönste Rose zu pflücken. Solange ich atme, habe ich meine Liebe gepflegt wie ein Gärtner seine holdesten Rosen und bin immer zart wie ein Daphnis gewesen. Und er studierte den Edelbau dieser Glieder, die der seelische Zusammenbruch nicht zerstört hatte, er dachte sich ein Bündel von heißen Strahlen aus diesem echten römischen Flammenauge, das jetzt die Wimper freigab, stahl sich von der Hochglut dieser Lippen einen Kuß, der sein vermorschtes Mark wieder erschauern ließ, und streichelte mit den Augen die marmorblasse Haut, die allen Duft der Sinnlichkeit für ihn verströmte. Ja, er freute sich still über dem Gedankenbild, daß diese wunderschöne Frau ihm liebend dienen würde wie die Dirne Abisag dem alternden David.

Mit krampfhaft gespannten Gliedern stand er an seinem Tisch. „Donna Tiziana, Ihr irrt sehr, wenn Ihr meint, daß ich Euch zürne. Euer Unglück bewegt mich. Kann ich etwas tun, um Euer Geschick zu mildern, Ihr sollt einen bereitwilligen Menschen in mir finden."

„Diese Hand gebot Fürsten und Königen, in ihrem Siegeslauf stillzustehen, sie hat die Erdkugel in zwei Hälften geteilt, sie sendet Blitze und träufelt Balsam in kranke Seelen, und sie wird auch den Kerker des unglückseligsten Mannes öffnen, über dessen Scheitel die Unschuld leuchtet." Nächtelang hatte Tiziana den Schmeichelklang der Worte geübt. Aber nun brach alles ungelenk, unglaubhaft, unnatürlich von den Lippen.

Der Papst fühlte den Mißklang zwischen Herz und Zunge. „Euer liebendes Frauenherz sieht die Unschuld, wo die Weltgeschichte seine Schuld richten wird."

„Sie nicht, wo Ihr nicht richtet, allerheiligster Vater. Oh, was hat er getan?"

Alexander furchte die Stirn. „Er ist der Kopf jener katilinarischen Bande römischer Barone, die das Papstjoch abschütteln wollen."

„Nimmermehr!" flammte Tiziana auf. „Italiens Heil sah er in seiner Träume lichtem Reich als höchstes Ziel. Nicht stürzen wollte er die Macht des Papstes, sie nur beschränken auf das Maß, das ihn ein Gotteswort als richtig wies: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Ja, er warf Euch vor, daß Ihr die Menschen erniedrigtet, statt sie zu veredeln, daß Ihr sie verdursten ließet, wo sie schmachteten —"

„Und das ist viel, beim Himmel! Ich ehre Eure Verehrung für den Geist, der seine Grenzen sprengte, aber was Euch ein Hochflug dünkt, war in Wahrheit ein Sturz in eines Abgrunds

Tiefe. Giambattista hat sein Los verdient, aber nicht Ihr das Eure."

Tiziana hatte eine feine Witterung für die Falschheit des Wortes. Doch hütete sie sich, ihr Feingefühl sehen zu lassen. „Allerheiligster Vater, wenn Ihr das Recht nicht anerkennen wollt, laßt Gnade walten."

Der Papst tat, als überhörte er die klagende Bitte. „Ihr seid mit Eurem Elternhaus verfeindet?"

„Weil ich dem Zug meines Herzens gefolgt bin, belastete ich mich mit dem Fluch der Calvi, Savelli und Colonna."

„Er erdrückte nicht die Liebe, die blumenrein in Eurem Herzen blühte. Wahrlich, dieser Mann war beneidenswert."

„Er ist es noch", sagte Tiziana mit einem leisen Stolz, den ihr leidgeprüftes Herz nicht verloren hatte. „Ganz Rom wird, wenn der Blutrausch vorbei, mit Ehrfurcht zu dem Kerker wallen, wo ein Edler für seiner Gedanken Hoheit leidet."

„Ihr irrt", sagte der Papst mitleidig. „Das Volk ist noch nicht reif für diese Gedanken. Es wird den Kerker meiden, weil es nicht gern mit Kerkern Bekanntschaft macht. Ja, ja", fügte er mit Nachdenklichkeit hinzu, „Ihr gleicht ihm, es sprang ein Teil seines Feuers in Euer Herz. Sagt doch, wo herbergt Ihr, wo seid Ihr zu Gast?"

Tiziana senkte das Haupt. „Die Armut gab der Armut ein Asyl. Ein mitleidiger junger Künstler —"

„Das darf nie und nimmer sein", fuhr der Papst empor. „Eine Edelfrau Eurer Art durch die Straßen gehetzt — ohne Quartier —"

„Der Kerker ist die Behausung des Edelsinns!" Ihre feinen Nüstern zitterten in Erregung.

„Ein Edelsinn, der sich mit heimlicher Aufruhrstiftung befleckt hat, verliert seinen hohen Glanz, Donna Tiziana."

„Das hat Giambattista nie und nimmer getan. Das hat Euer Wille aus seiner Schrift gelesen. O allerheiligster Vater, öffnet den Kerker meines Gatten und laßt mich zu ihm —"

„Er ist Euer Gatte nicht", sagte der Papst mit milder Eindringlichkeit.

„Gibt das Gesetz mir auch den Ehrentitel nicht, so band ich doch mein Leben an das seine gattengleich vor dem heiligen Altar."

„Ungültig alles —"

„So laßt die Liebe gelten! Nennt mich die Geliebte des Kardinals, nie hat es eine reinere gegeben, und meine Schmach wird meine Liebe decken."

„Ihr habt ein Kind?"

„Einen Knaben, sein Ebenbild."

„Hört mich an. Der Kardinal soll würdiger in seinem Ker-

ker gehalten werden, er soll Speise und Trank durch Euch erhalten —"

„Ich darf ihn sehen — halten —?" Die Gnade wehte wie ein Tauwindstoß in ihr Herz.

„So weit geht meine Absicht nicht."

Da holte Tiziana ihre letzte Waffe aus ihrer Brust. „Allerheiligster Vater — Gold, Perlen, blinkendes Gerät, der ganze Schmuck von Monterotondo, er soll in Eure Kammern übergehen —"

„Das wird er so und so. Jofré belagert das Schloß." Das rechte Augenlid verzog sich tückisch.

Tiziana wimmerte vor Weh. Da gewahrte sie, wie des Papstes Blick auf ihrem Perlengeschmeide erstarrte. Im Nu nestelte sie die mattschimmernde Herrlichkeit von dem braunen Samt ihrer Haut. „Nehmt das letzte Angebinde meines Kardinals!"

„Wahrhaftig — ein kostbar Ding!" Alexander ließ die gleißende Blankheit durch die wohlgepflegten Finger gleiten. Wie ein niedriger Krämer, mit gestielten, prüfenden Augen, leicht zitternden Knien und habsüchtigem Herzen wog er das knisternde Kleinod in den Händen spielend ab und ließ es im Licht schimmern. Dann warf er die letzte Scham von sich und trat den kärglichen Rest seiner Würde mit Füßen. „Ich will es gern nehmen, dies Geschmeide", sagte er, während sich seine Wangen leicht röteten, „es soll ein kostbar Andenken an die schönste und bedauernswerteste Frau Roms sein, ein Andenken an diese Stunde, die mir eine neue Offenbarung irdischer Schönheit schenkte. Der Kardinal wird ein fürstliches Gemach erhalten, selbstgewählte Lektüre und schmackhafte, reiche Kost." Wie ein gewöhnlicher Händler Geld und Ware tauscht, so fertigte er den Menschenhandel ab. Dann wurde seine Rede lebhaft bewegt. „Aber ich müßte mich einen Unwürdigen schelten, wollte ich Euch so ziehen lassen in neue Bedrängnis und Verlassenheit hinaus. Gönnt es mir, Euer Leben in geregelte Bahnen zu lenken."

„Mein Leben regelt sich nach dem Leben meines Gatten. Leidet er, so leide ich, frohlockt er, so frohlocke ich." Sie warf es stolz wie eine Fürstin hin.

„Oh, glaubt mir, das Leben zerbröckelt unsre Ideale durch seine unerbittlichen Forderungen. Die Armut würde Euer Gemüt, Eure Schönheit vergiften."

„Allerheiligster Vater! Giambattista leidet!!"

„Kann eine edle Schöpfung Gottes sich selbst zertrümmern?"

„Es liegt an Euch, mich nicht zu zertrümmern! Gebt uns frei!"

„Dem Orsini die Freiheit? Sie wäre mein Sargdeckel. Aber Euch, Euch könnte ich sie geben. Das losgerissene Herz wird

sich besinnen und das Leben in Freiheit einem Vertrauern hinter Kerkermauern vorziehen. Noch hält Euch das Unglück fest, aber werft Eure Gedanken in das nächste Jahr hinein. Verblichen und verwelkt wird die Erinnerung sein, tot die Vergangenheit, aber in Schönheit flimmern wird Euer Leib, in Schönheit Eure Seele. Blüten eines neuen Frühlings winken Euch, der Himmel wirft ungeahnte Gnadenfülle auf Euer Leben. Wenn Ihr den Vatikan jetzt verlaßt, steht Ihr auf dem Scheidewege. Ein Weg führt Euch in namenloses Elend, der andre" — des Papstes Gestalt richtete sich auf — „führt Euch in ein Reich unendlicher Gnade und Huld, dessen Ende erst das Ende Eures Lebens bestimmt. Pracht und Prunk sollen die Devisen des Hauses Calvi sein, ein glänzender Hofstaat, um den Euch Fürstinnen beneiden sollen, wird Euch umgeben, wolkenlos spannt sich ein Himmel irdischer Freuden über Euer Dasein aus — seht, diese kleine Glocke, die jetzt in meiner Hand ruht, ich läute sie, und fünfzig Läufer sind bereit und zwanzig Edeldamen, Euch zu geleiten in den Palast der Borgia, wo sich hundert flinke Hände im Augenblick rühren werden, die Zimmer für Euch zu schmücken, die Giulia Farnese innehatte —"

Wie von Natternzähnen gebissen, taumelte Tiziana in die Höhe. „Verweser des Reiches Gottes! Schamloser Schächer!" Mit wildjagendem Atem stand sie da, die sprühenden Blitze nach dem prahlenden Sünder schleudernd. „Mordet meinen Gatten! Mordet mich! Und noch im Tod werden wir vereint die Stunde preisen, da wir dem Wucherer Papst den Kaufpreis unsrer Ehre ins Gesicht geschlagen! Ruft Eure Schergen — ihre Dolche treffen kein unvorbereitetes Herz — doch hütet Euch! Hütet Euch vor den Leuchtfackeln der Orsini! Wenn man mich greift und bindet, brennt Rom an allen Ecken und Enden!"

Der Papst war bleich geworden wie der Kreidefels unter dem fahlen Schein des Blitzes. „Werft diese Frau in die Engelsburg!" rief er den herbeieilenden Kammerherren de Caza und Marmoglia zu.

„An deinem Orsinihaß, Papst Alexander, wird sich das neue Brautfeuer unsrer Liebe entzünden!" Mit jähem Ruck riß sie sich aus dem Arm de Cazas und zückte einen Dolch nach dem Papst.

Mit dem aufjagenden Ruf: „Hölle!" sprang Alexander beiseite und schleuderte eine Vase nach dem drohenden Arm, der kraftlos herabfiel. Im nächsten Augenblick hakten sich die Hände der Kammerherren in den fraulichen Samt der schönen Haut. Hochatmend, den letzten Blick der Verzweiflung nach dem erbleichten Herrn der Christenheit gerichtet, taumelte Ti-

ziana, von päpstlichen Söldnerlanzen umstellt, in den Saal der Heiligenleben hinaus.

Alexander schien um zehn Jahre gealtert zu sein. Er erblickte plötzlich in diesem schwarzen Dämon der Rache den, der gekommen war, für viele zu bezahlen. Kein Weib noch hatte seine zärtliche oder stürmische Werbung verschmäht, jeden Widerstand hatte die Hoheit seiner mißbrauchten Würde zerbrochen — und hier erlitt seine berühmte Ars amandi die erste Niederlage. Die Schmach rieselte durch seine Rückennerven und sammelte das Blut in seinen Wangen. Und er dachte unwillkürlich an seinen lieben Sproß Cesare. Der hätte anders gehandelt. Der hätte sich das Wild erlegt mit der Waffe der Jugend, mit dem Pfeil seiner persönlichen Kraft, mit der Gewalt des Zwingherrn. Aber er, der alternde Gott, hatte die Schmach erlitten, seine eingebildeten Kräfte verlacht zu sehen von einem Weibe. Es gab ein Weib, das lieber starb, als sich seiner Umarmung zu ergeben. Da kroch aus der Tiefe seines verderbten Charakters der Haß gegen dieses Weib empor. Und nach der Art heimtückischer Naturen holte er aus sich selbst die Rache hervor, die ihm die grausamste schien. Er wankte nach dem Tisch und griff nach einem Zettel. Dann warf er mit seinen stachlichten, zerrißnen Buchstaben dem Sohne Cesare die Beute hin: „Heil dir, Cäsargleicher! Dein Vater hat dir den Willkomm bereitet. Tiziana de' Calvi liegt in der Engelsburg und harrt deiner Erlösung. Beinahe hätten mich die tisiphonischen Schlangenarme der Römerin gefangen. Aber ich lasse dir das schöne Vorrecht der Jugend. Alexander Sextus Servus Servorum Dei."

Dann bestellte er ein gepfeffertes Huhn und ließ die päpstlichen Musici für die Mittagstafel holen.

Da tönten plötzlich ferne, dumpfe Kanonenschüsse.

Der Papst fährt empor. Die Tür wird aufgerissen. Der Saal der Papageien ist voller Hellebarden. Zwei Kuriale stürzen herein. „Allerheiligster Vater — die Orsini — haben die Nomentanische Pforte gestürmt — die Wache überrumpelt und sind in die Stadt gedrungen. Gegen dreitausend Söldner ziehen gegen Rom."

„Leibwächter zu mir!" stöhnt der entsetzte Papst. Seine Hände greifen nach der Stuhllehne. „Furchtbare Sibylle! Sprachst du wahr?"

Da eilte der verstörte Governatore von Rom, Pietro Isuagli, herbei. „Allerheiligster Vater — Muzius Colonna und Silvio Savelli haben im Verein mit den Orsini Palombara genommen und ziehen auf Monterotondo los, das schon in der Gewalt Don Jofrés lag."

„Colonna — versöhnt — mit den — Orsini?" Der Papst

reißt die Augen wie ein visionärer Seher auf. „Dann fegt Neros Feuerorgie über Rom!"

Ein Söldnerführer rutscht auf den Knien herein, halb wahnsinnig vor Angst und Schreck. Mit blutendem Gesicht, von Hieben zerfetzt, drängt er sich vor die Füße des zitternden Papstes. „Gnade — Gnade — auf dem Weg zur Engelsburg — die Frau in der Sänfte —"

„Tiziana de' Calvi?! Was ist —?!" Der Papst flammt empor.

„Die Sänfte wurde überfallen — Fabio Orsini tat's —"

„Und? —"

„Die Gefangene ist befreit!" Von Angst zerwürgt speit es der Söldnerführer von sich.

„Beim Satan!" faucht sich der Papst in die Hölle hinab. Dann entlädt sich seine Wut über den Söldling. „Und du? Hund! In die Torre di Nona mit dir!"

„Allerheiligster Vater!" bat de Caza für den Unglücklichen.

Der Papst raffte mit einem letzten Rest von Entschlossenheit seinen Menschen aus Angst und Entsetzen auf. „Die Schweizer heran! Die Palastwache! Kapitän Raimondo Borgia! Alle Spanier sammeln! Alles, was den Vatikan betritt, nach Waffen untersuchen! In der Engelsburg die Kanonen vorbereiten! Rom niederringen und die Orsini! Eine halbe Welt dem, der mich vor den Orsini rettet."

Eine erbarmungslose Sonne, von Winternebeln schmutzigrot umbraut, fröstelte in die Glieder des Papstes hinein, der halb ohnmächtig in dem scharlachnen Samt lag. Die Ärzte eilten herbei. Aber der Teufel auch. Und er hütete das ihm verschriebne Blut mit der Sorgfalt eines treuen Heiligenpatrons. Noch war der Verfalltag nicht gekommen. Noch war die Sündenlast nicht zum Atlasberg angehäuft. Noch war nicht die Zeit, den Skorpion an seinem eigenen Gift verrecken zu lassen.

Der Papst sorgte gar liebevoll für den gefährlichen Kardinal Orsini; er gab ihm ein Gefängnis, dessen Einrichtung der hochpriesterlichen Würde durchaus entsprach. Die Weltgeschichte sollte nicht sagen, daß er ein knauseriger Tyrann gewesen sei. Reichgestickte, kostbare Wandteppiche, weiche Felle, ein kunstvoll geschnitzter Tisch mit Stuhl, ein silbernes Waschbecken, eine Bibliothek von römischen Geschichtsschreibern und Kirchenvätern, Bilder aus dem Märtyrerleben der Heiligen — wahrhaftig, das Gemach hätte einen Hauch von Behaglichkeit ausströmen können, wenn es nicht die Kerkerzelle eines stolzen Gedankenjägers gewesen wäre, bewacht von einer dreifachen Lanzenreihe, die den Korridor absperrte.

Der überlistete Orsini konnte seine Natur nicht verleugnen. Auch jetzt noch spielte sein Hirn mit der Möglichkeit der Frei-

heit. Sosehr blühte das Kind in seiner Seele, sosehr lebte der Glaube an den Sieg des Guten in seiner Brust.

Zuweilen schreckte ihn der Schritt der ablösenden Wache aus der Tiefe des Denkens. Dann lauschte er, ob nicht ein Zeichen der Außenwelt ihm verriet, daß die Dinge draußen einen guten Gang nähmen. Aber er hörte nur dumpfes Stimmengewirr.

Er sah die vertriebenen Orsini geeinigt und versöhnt mit dem großen Geschlecht der Colonna und hörte — wie ein Märchen klang es ihm ins Ohr —, wie sie mit Trommeln und Pfeifen gegen Rom marschierten und den Papst von seinem blutigen Thron stießen. Und auf den zerstörten Burgen wehten die Freiheitsbanner. Das Feuer des Kampfes wurde zum Herdsegen und das Schwert zum Sinnbild der Gerechtigkeit.

Der Gedanke an den Papst machte keinen Hasser aus ihm. Die natürliche Güte verzieh dem Gewaltherrn das entsetzliche Unrecht, und er liebäugelte mit der Möglichkeit, daß ihm Alexander bald reuig die Kerkertore öffnen werde.

Aber dieser Papst war nicht der Papst seiner Wünsche. Mit zerschlagener Seele sann der Kardinal dem Ratschluß Gottes nach, der einen solchen Missetäter mit dem heiligen Gold der Tiara gekrönt hatte. Wann wird der Mann kommen, der den zerstörten Tempel des Christentums in hohepriesterlicher Majestät wieder aufrichtet?

Durch alle Gedanken schnitt das Leid um Tiziana seine tiefen Wunden. Er wußte nichts von ihr. War Tiziana nach seiner Gefangennahme entflohen? Wohin? Oder saß sie vielleicht jetzt in demselben schauerlichen Gemäuer, vielleicht nur ein paar Schritte weit von ihm, ohne daß sie wußte — und der kleine Valerio? Das ganze Erwachen, Blühen, Reifen und Fruchttragen dieser Liebe erstand vor seinem rückschauenden Geiste.

Es wird Abend. Der Kardinal schlägt die Bibel auf. Ein Diener zündet zwei Kerzen an. Ein Wunder liegt plötzlich in seiner granitnen Wuchtigkeit vor ihm: Sadrach, Mesach, Abed-Nego im glühenden Ofen unversehrt, und Nebukadnezar, der Stolze, sich beugend vor Gottes Rettermacht. Oh, wenn diese Macht sich an ihm offenbarte, nicht durch ein Wunder im gemeinen Sinne, sondern durch die natürliche Vernichtung des Bösen durch das Böse, damit das Gute erhalten bleibe. Er wollte einfache Rechnung machen.

Spät abends öffnet sich die Tür, und ein Arzt der Kurie kommt, ihn zu besuchen. Es ist der greise Andrea Balbetti, ein weiser Mann, in Ehren grau geworden.

„Was hat man mit mir vor?“ fragte der Orsini mit gerechter Neugier.

„Ich weiß es nicht.“ Aber in seinem Gesicht leuchten so gütige, blaue Augen.

„Wißt Ihr nichts — von — meiner Frau?“ Zitternd erheben sich die Arme nach dem Greis.

Der eisgraue Mann schüttelt den Kopf.

„Ihr wendet Euch ab?“ Der Kardinal krampft seine Fäuste auf der Brust zusammen. „Sie ist gefangen — in der Engelsburg?!“

Da hält ihm Balbetti den Mund zu. Dann drückt er den Kardinal in den Sessel nieder, fühlt ihm den Puls, untersucht die Lunge und das Herz. Und wie seine Lippen ganz nahe dem Ohr des Gefangenen sind, flüstert er ihm zu: „Lest in meinen Augen —“

„Das Entsetzliche?“

„Das Gute.“

„Sie ist frei?“

„Hütet Euch zu verraten — ich bin des Todes —“

„Sagt nur das eine — frei?“

„Die Wände haben Augen, Ohren, Taster —“

„Ich halte Euch mit diesen Händen“, flüstert der Kardinal in höchster Erregung. „Ich kralle mich in Euern Leib, wenn Ihr Lärm schlagt —“

„Armer Kardinal“, lächelt der Greis ergriffen. Und er neigt sich zur Brust herab, als wollte er sie untersuchen, und flüstert: „Donna Tiziana ist auf dem Weg zur Engelsburg von Fabio Orsini befreit worden.“

Der Kardinal taumelt in die Höhe, seine Stimme gurgelt: „Frei?!“ Und er stürzt, seiner Sinne kaum mächtig, in die Arme des Alten. „Wo — ist sie?“

„Auf Monterotondo. Die Orsini nahmen die Burg dem Jofré wieder ab, sie berannten das Schloß im Verein mit den Colonna!“

„Orsini und Colonna versöhnt?! Träume, Träume! Blendet ihr?“ Er schloß die Augen wie im überströmenden Schauer.

„Aber Cesare Borgia ist auf dem Weg nach Rom.“

Der Kardinal stürmte freudetrunken über das Unheil hinweg. „Die Hasser versöhnt! Das ist das Erwachen der Nation! Sie werden die Spanier vertreiben, das fremde Joch abschütteln!“

Da öffnete sich die Tür eines Kastens, der in einer dunklen Ecke stand. Ein Höfling in kohlschwarzem Wams, die Maske vor dem Gesicht, den Degen in der Faust, trat heraus und ging mit wuchtigen Schritten auf den Arzt los. „Wollt Eure Zunge künftig hüten!“ sagte er mit schneidender Stimme und legte das kalte Eisen sanft auf die Schulter des Greises. „Folgt mir! Euer Zimmer ist bereit.“

Der schneehäuptige Mann brach ohnmächtig in den Armen des Sbirren zusammen.

Giambattista riß die Augen auf. Dann gellte sein Zorn aus der Brust: „Henkersknechte und Spione! Das Weiße des Auges bewacht von den Kreaturen des Satans!"

„Auf Befehl Seiner Heiligkeit wird künftig niemand mehr vorgelassen", sagte ungerührt der Höfling. „Wachen!"

Vier Partisanenträger traten ein und nahmen den ohnmächtigen Arzt in ihre stählernen Arme. Der geheimnisvolle Scherge machte einen Rundgang durchs Zimmer, ohne den Kardinal eines Blickes zu würdigen. Die lauernden Augen durchsuchten jede kleine Falte in den Teppichen. Dann verschwand die dämonische Erscheinung in dem unheimlichen Kasten, dessen Tür sich geräuschlos schloß. Im Zimmer blieb eine herzbeklemmende Stille zurück.

Der Kardinal starrte entsetzt auf das Requisit der päpstlichen Tücke.

Aber er hatte nicht Zeit zur Verdammnis. Die Tür knarrte leise. Ein Minorit der Observanz trat ein, ein schleichender Mönch mit taubengrauen Augen in einem pockennarbigen, verzogenen Gesicht.

„Der allerheiligste Vater läßt Euch ankündigen, daß Ihr morgen die heilige Beichte ablegen und die Hostie nehmen sollt, hochwürdiger Kardinal."

Giambattista sah den Bruder mißtrauisch an. Das Mönchsgelichter war dem weltfrohen Denker verhaßt. Ein leichtes Grauen schüttelte ihn. „Der Papst wolle mir einen Kardinal senden, so werde ich beichten. Ich bitte um den Kardinal Caraffa."

„Es ist nicht anders zu machen", sagte der Minorit reglos.

Die Unheimlichkeiten, die sich im Verlauf weniger Minuten um den Kardinal verdichtet hatten, beunruhigten ihn. „Wer seid Ihr?" forschte er argwöhnisch.

„Ein gehorsamer Frater."

„Habt Ihr — Aufträge?"

„Den besagten."

„Sonst keine?"

„Keine."

„Euer Auge versteckt sich."

„Es ist mir von Gott gegeben."

Oder vom Satan! dachte der Kardinal. „Wann kommt Ihr morgen?"

„Wenn der Tag heranbleicht." Der Mönch verneigte sich tief und tappte schleichend wie auf Rattensohlen ab.

Eine Schauerwolke lag im Gemach. Des Kardinals Atem war beengt durch eine plötzliche Stickluft, die sich fast greifbar

über alle Gegenstände gelegt hatte. Er fühlte, wie ihm das Denken schwer wurde. Was griff ihn da mit unsichtbaren Waffen an? Wehte von diesem Mönch nicht ein eiskalter Hauch in sein Blut? Seine Gedanken versuchten, sich die Gestalt wieder zu vergegenwärtigen.

Aber dann schnellte sein Geist aus allen Nebeln empor. Tiziana frei! Auf dem heimatlichen Schloß in Sicherheit! Und die Orsini und Colonna im Anmarsch auf Rom!

Es mußte nahe an Mitternacht sein. Giambattista griff nach den Aufzeichnungen, die er aufs Papier geworfen. Es waren bewegte Gedanken über den Gottesfrieden und über die platonische Unsterblichkeitsidee.

Aber immer wieder der Ruf: Tiziana gerettet!

Und doch: was würde sie jetzt beginnen? In Sehnsucht verzehrt und verhärmt harrte sie jetzt in den kampfumtobten Burgmauern seiner Rückkehr. Wer würde die Trauer enden?

Er ging unruhig auf und ab. Sooft er mit seinen Schritten sich der Tür näherte, wehte ihn ein unbestimmter, unerklärbarer kalter Hauch an. Wer wird der nächste sein, der durch diese Tür schreitet? Der Befreier? Oder —?

Da lief Eiseskälte durch das Mark des Gefangenen. Die erregten Sinne spielten mit einem schemenhaften Gebilde. Dem Kardinal war, als öffneten sich die eisenbeschlagnen Türflügel und der Papst selbst trat herein, in der schimmernden Dalmatica, die Tiara auf dem Haupt, die Maske des listigen Teufels auf dem Gesicht. Und hinter ihm der Mundschenk und seine Läufer, mit dem gedeckten Tisch, der die Speisen des Versöhnungsmahls trug. Und Alexander lud ihn ein, mit ihm Versöhnung zu trinken. Und es funkelte goldner Terraciner in zwei goldnen Kelchen, die der Papst selbst füllte — und er reichte ihm den einen, auf dem die Irislegende ziseliert prangte — und er lächelte das arglistige Lächeln der Hölle — denn in den Geistern des Weins lag die Giftkraft der Borgiatücke.

Der Kardinal warf das Gesicht in die Hände. Zum erstenmal kam ihm der Gedanke, daß der apostolische Würger das unheimliche Mittel der geräuschlosen Vernichtung eines Menschenlebens auch auf ihn anwenden könnte. Eisen, Blei, Strick und Tiberwasser, der fürchterliche Apparat der päpstlichen Tyrannis hatten ihre Schauer schon erschöpft. Und ganz Rom wußte, daß in der letzten Zeit ein zuckersüßes, weißes Pulver zur lautlosen Vernichtungswaffe in der Hand des Papstes geworden war. Und auf einmal fieberte der Körper wie unter dem Angriff der Aria cattiva. Die Muskeln siechten hin, und die Augen bekamen einen matten Glanz, und die Eingeweide wurden brüchig und zerfielen. Der Würger war mild und sanft. Die Verruchtheit spiegelte der Welt den natürlichen

Verfall des Körpers vor, den die Kerkerluft zerbrochen hatte.

Giambattista erbleichte bei dem Gedanken. Er besah sich entsetzensbleich den Kelch, der noch halb geleert dastand. Es war nichts Auffälliges daran. Der Weinrest roch wie gewöhnlich. Dieser Künstler des Mordes verstand es, das Getränk unverdächtig zu brauen und zu kredenzen.

Oder wenn diese Kerzen, die der Diener eben gewechselt hatte und die jetzt einen süßlich schwülen Geruch verbreiteten und mit rötlich geringeltem, feinem Rauch zu schwelen begannen, eines heimtückischen Giftes verdampfende Seele bargen?

Mit schreckvollem Auge betrachtete er das Kräuseln der unheimlichen Flämmchen. Dann warf er sich entschlossen zum Tisch und blies die Kerzen aus. Eine monddämmernde Helle umspielte deutlich alle Gegenstände. Besonders das Kreuz auf dem Betpult zwischen den vergitterten Fenstern erglomm beinah magisch sanft unter dem Schein der lichtbelebten Nacht. Den Kardinal zog es zum Gebet hin.

Er wußte nicht, wie lange er so gelegen hatte.

Aber auf einmal war der Monddämmer heller geworden, fahle Schimmer verdrängten das heimliche Licht. Des Morgens graues Gespenst schlich heran.

Als sich der Kardinal umwandte, erblickte er den geisterbleichen Minoriten. Ausdruckslose Augen blickten ihn aus grauen Höhlen an.

Ein jäher Schreck riß den Kardinal aus der Gebetstiefe. Er wußte nun, was seiner harrte. In der Hand des Mönches blinkte das Silber einer kleinen Speiseplatte, auf der die Hostie lag. Und diese Hostie — den Kardinal durchschauerte die Gewißheit — barg die teuflische Verruchtheit des Borgiagehirns. Im heiligsten Symbol der Menschenliebe lauerte das Gift des Vaters der Christenheit auf sein edelstes Opfer.

Die tuskischen Schlösser starrten von Lanzen und Panzern. Zehnfach verstärktes Mietsvolk lag in den Mauern. Das ganze Bergland nördlich der heiligen Stadt, aus dem die Orsiniburgen wie trotzige Inselklippen aus einem erstarrten, welligen Meer emporragten, war von farbigen Reitertruppen bewegt, die von Schloß zu Schloß trabten. Bang spannten sich die Blicke der streifenden Knechte nach Nord in die Tibersenkung. Von dort konnte er kommen, der unversöhnliche Rächer Cesare Borgia, dem sich schon ungeheure Gerüchte voranwälzten wie Staubwolken vor dem Gewitter.

In Rom hatten die Bären die Oberhand gewonnen. Sie hielten alle ihre wiedergewonnenen Paläste besetzt, ihre Trupps zogen mit wimpelgeschmückten Speeren waffenrasselnd straß-

auf, straßab, der Governatore war machtlos, die päpstlichen Söldner zitterten, und Alexander hatte sich im waffenstarrenden Vatikan zurückgezogen und verfolgte schreckensbleich die Vorgänge in seiner wankelmütigen Stadt. Der ganze Borgo war von den fürchterlichen Haufen der Bärenknechte umlagert.

Da wandte Fortuna ihren Flug um. Wie ein Wirbelwind vor dem Gewitter brauste an einem hellen Wintermorgen aus der sabinischen Tiberenge ein starker Reitertrupp Cesare Borgias daher. In Cività Castellana nächtigte der schreckliche Haufe. Von dort her flatterte die Kunde in das tuskische Orsiniland: Cesare Borgia naht!

Das Wort wirkte Entsetzen aus. Die Reiterhaufen verschwanden urplötzlich in den sichern Mauerringen der Burgen. Im Nu zogen sich die lagernden Truppen um den Borgo zurück, die Engelsbrücke wurde freigegeben, alle Orsinihaufen wurden ins Innere der Paläste gedrängt und diese zur Verteidigung hergerichtet.

Der Papst atmete auf. Und der erste Reiterbote brachte die Kunde, daß Cesare auf dem Wege nach Viterbo sei. Der Papst schnaubte seinen unterdrückten Haß gegen die Orsini in die Luft: „Ich will dieses ganze Haus ausrotten!"

Auf Monterotondo lag alles in den Fangarmen der Beklemmung. Das nahe Palombara war von den Savelli verlassen worden, und päpstliche Haufen hatten sich dort eingenistet.

Hier hatte Jacopo Santa Croce, ein Verwandter des Kardinals, den Befehl über die Burg übernommen. Er hatte sich zuerst in Rom mit zwanzigtausend Dukaten sein Leben vom Papste erkauft und mußte dann den Papstsohn Don Jofré auf das Schloß begleiten, um es ihm zu übergeben. Doch als die Barone Rom mit einem kecken Handstreich in ihre Gewalt bekommen hatten und der Meisterstreich des Fabio Orsini die schöne Kardinalsfrau mitten im Borgo den päpstlichen Wächtern entrissen hatte, nahm Don Jofré von Monterotondo schleunigst Reißaus, um noch rechtzeitig an das Vaterherz zu gelangen. Am nächsten Tage schon brachte Fabio die zitternde Tiziana in die Burg. Gleich darauf holten Orsiniknechte das schreiende Knäblein aus der Malerstube des Cornaro und brachten es jauchzend in die Arme der glücklichen Mutter. Fabio Orsini aber ritt noch am selben Tag in seine Stammburg Cervetri, um seine Besatzung zu rüsten.

Da kam die erste bange Nachricht. Der Herzog der Romagna sei im Anmarsch auf Rom. Wie eine blutrote Sonne die Angst in die Gemüter der Menschen hetzt, so jagte diese Kunde alle beweglichen Einbildungskräfte der Burgleute durcheinander. Jacopo Santa Croce, der wankelmütige, furchtsame Herr, ließ

den tapferen Burghauptmann Spinozzi kommen und besprach mit ihm in Gegenwart der Burgherrin Tiziana die Möglichkeit einer Übergabe der Burg an Cesare Borgia. In diesem Augenblick schnellte Tiziana empor und schleuderte den Fußschemel weit von sich.

„Die Burg gehört meinem Herrn Giambattista Orsini, er hat darüber zu verfügen."

„Er ist ein Ohnmächtiger", widersprach der kleine, bangherzige Santa Croce mit der Wohlbeleibtheit eines Pfäffleins.

„Und wenn sich in diesem Augenblick das Tor der Engelsburg für ihn öffnet?" sagte Tiziana mit glanzerfülltem Auge.

Santa Croce aber holte mit einer Jammergebärde andre Unheilsnachrichten aus seinem Köcher hervor. „In Rom wanken die Orsini, Donna Tiziana. Der Erzbischof von Nicosa ist aus der Stadt entflohen, dem Giulio Orsini in Cere ließ der Papst sagen, daß — oh, erschreckt nicht — daß das Haupt Giambattistas verwirkt sei, wenn Giulio das Schloß nicht übergebe."

Ein Pfeil durchschoß die Brust Tizianas. Aber sie raffte ihre Kraft zusammen. „So wird der Bruder nicht den Bruder sterben lassen!"

„Was noch nicht sicher ist. Es handelt sich um die Waffenehre der Orsini."

Da mengte sich der Burghauptmann Spinozzi ins Gespräch. „Ich habe die Ehre, meinem Herrn zehn Jahre auf Monterotondo zu dienen. Ich kenne die Liebe meines Herrn zu seinem Ahnenschloß. Ich würde mich bis in den Tod verfluchen, wenn ich leichtfertig und schnell die Mauern übergeben würde."

Tiziana wurde es warm ums Herz. „Gebt mir Eure Hand, Burgvogt." Und sie drückte dem Riesen stark und lang die Hand.

Da nahm der beleidigte Edelmann seinen Abschied. Schon eine Stunde darauf ritt er mit seiner Begleitung aus den ungeliebten Mauern, an denen sein Herz nie gehangen hatte. Er hätte sie nur lieblos und daher auch ohne Erfolg verteidigt.

Kaum war Santa Croce fortgeritten, brachten Reiter die Meldung, daß sich alle Orsini wie Dachse in ihrem Bau verkrochen hätten. Aber sie wollten auch zeigen, daß sie Igelstacheln hätten. Die Burgen Bracciano und Cervetri waren für den stärksten Widerstand ausgerüstet. Man hoffte noch immer auf eine günstige Wendung, die Frankreich herbeiführen konnte, der Schutzpatron der Orsini.

Am Abend kehrten die spähenden Söldner mit der Kunde heim, daß auf der Straße gegen Bracciano des Papstes Artillerie heranrücke. Also wagte der Papst den mächtigsten der Orsini zu belagern. Dann schlug auch für Monterotondo die Schicksalsstunde.

Der Himmelsdom brennt in rosenroten Abendflammen. Feurige Wolkenzungen lagern riesenhaft über den violendunklen Umrissen der tuskischen Hügel. Über der Burg schwebt eine einsame weiße Wolke gleich einer marmornen Riesenkuppel durch das dunkle Blau.

Um Tiziana beginnen die Schatten zu dämmern. Das Gerät des Turmes bekommt Farblosigkeit und nimmt verschwommene Umrisse an, während draußen noch der verglühende Abend Hügel und Höfe vergoldet. Die Milde des Vorfrühlings haucht durchs Fenster.

Still liegt die Burg. Aber es ist nicht die friedsame Stille einer bukolischen Natur, sondern eine, in der alles Leben den Atem bang anhält wie die Landschaft vor dem Nahen des donnernden Gottes. Auch hier kommt ein Furchtbarer gezogen, der sich götterähnlich dünkt, der sich mit frevlerischer Überhebung Gewalten anmaßt, die andre Gewissen erdrücken würden, während sie das seine für neue Untaten weiten. Der Rächer naht! Und diesem siegenden Teufel sollte ein Weib trotzen können, eingeschlossen von einem Mauerring, umwehrt von einer Handvoll alter Krieger, gattenlos, hilflos der eigenen Ohnmacht preisgegeben und den furchtbaren Forderungen des triumphierenden Feindes, der vielleicht knapp vor dem letzten Ansturm die heuchlerische Larve des Freundes aufsetzen wird!

Von tausend Gefühlen bestürmt lag Tiziana im veilchengeschmückten Betschemel. Die Stunde der Befreiung aus den Händen des Papstes knapp vor der einbrechenden Kerkernacht leuchtete wie ein Jesuswunder in ihre Herzzerrissenheit hinein. Als an sie die dunklen Schatten herangeschritten waren, frohlockte sie insgeheim, denn sie glaubte die Nähe ihres Gatten zu spüren, und wie tröstender Psalmgesang hätte die Stille der Nacht erklungen, die sich in einem Kerker über beider Seelen senkte. Da — mitten in ihre Hirngespinste klang der Schwertklang des braven Jungen Fabio Orsini hinein. Wie ein Stoßfalke war er mit den Seinen dahergeflogen, und mitten im päpstlichen Rom hatte er mit adlerkühnem Griff die sichre Beute aus den feindlichen Krallen gerissen, und umtobt von Gefahr hatte er die schöne Verwandte auf ihr Schloß geführt. Von den Burgen kamen die Gesandten der Orsini geritten, um der geretteten Tiziana mit Blumen und Geschenken zu huldigen. Aber Fabio Orsini schämte sich. Denn er hatte diese schöne Frau zum zweitenmal in seine Gewalt bekommen — ohne daß er es selbst wollte. Er wurde wie in jener schweren Schicksalsnacht auf Bracciano ihr Retter, ohne zu wissen, wen er befreite. Das Fischlein, das er abfangen wollte, hieß Don Jofré, und statt seiner zappelte nun Tiziana de' Calvi im Netz. Wie erstaunt war er, als er die von den Trägern befreite

Sänfte öffnete und die halb tote Tiziana darin erblickte. Mit ritterlicher Galanterie geleitete er seinen Fang nach Monterotondo.

Spinozzi hatte seine Reckengestalt vor Tiziana aufgepflanzt. Mit seinen derben Fäusten drohte er in die Schattenlandschaft hinaus, die jetzt ihr Dunkel zu Füßen der Burg ausspann. „Ohne des Papstes Artillerie wird er sich die Zähne zerbrechen an unsrer Burg! Ich kenne Cesare Borgia! Er wagt alles durch List, nichts durch Talente! Es gibt keinen talentloseren Feldherrn als ihn, freilich auch keinen glücklicheren. Wenn ihn das Glück in dieser Stunde verläßt, hilft ihm sein Geist und sein Ansehen nicht über den Mißerfolg hinweg."

„Wie ist die Stimmung unter den Burgleuten?" fragte Tiziana mit gesenktem Kopf.

„Die Raufbolde brennen darauf, den romagnolischen Garden zu zeigen, was Orsinihiebe sind."

„Es geht um des Herrn Ehre und Besitz. Und es geht — um meine Ehre."

„Wir werden daran denken, hohe Frau." Der Alte neigte huldigend das Haupt.

„Sind die Bauern aus dem ganzen Gebiet im Innern der Burg?"

„Samt Hab und Gut", nickte der Burgvogt. „Es geht ein Sprüchlein durchs Land: Wenn des Herzogs Scharen kommen, fließt dem Bauer der warme Quell aus den Augen, der rote aus den Fingernägeln. Des Cesare Mordgesellen jagen in den Stuben der Bauernweiber von Bett zu Bett und machen blutige Brautbetten daraus."

„Was sagen meine Gelehrten zu meiner Absicht, die Burg zu halten?"

Spinozzi schüttelte lächelnd den Kopf. „Der Astrolog sitzt unausgesetzt bei den Tabellen und sondiert. Es scheint, daß ihm die Planeten nicht gehorchen wollen. Giampolo dichtet, den Angstschweiß auf der Stirn, lateinische Hymnen auf den gefangenen Kardinal, Buonconti übersetzt seelenruhig den Strabo, eine Arbeit, die ihm noch der Kardinal aufgetragen und mit der er zu Ende kommen will, bevor Cesare ihm den Schlußpunkt setzt."

„Was sagt mein Rabe?" fragte Tiziana. Sie hatte einen possierlichen Kerl des schwarzen Vogelgelichters gezähmt. Die Burgleute raunten sich zu, wenn der Rabe heftig mit den Flügeln schlage, sei Gefahr im Verzug.

„Er ist unruhig", berichtete der Hauptmann.

„Um so ruhiger wollen wir sein", sagte Tiziana. Aber es preßte sich doch ihr Herz zusammen.

Spinozzi sah seine Herrin beinahe mit verklärten Blicken an.

„Nimmer hätte ich mir's träumen lassen, edle Herrin, daß Eure zarte Frauenseele des Kampfes Schwert zücken würde —"

„Mein Kardinal hat das Schwert für mich ergriffen, sollte ich's jetzt nicht für ihn versuchen? Was eine Katharina Sforza erlitten, kann eine Tiziana de' Calvi auch erleiden. Laßt uns die Burg besichtigen."

Der Burgvogt nahm die Laterne und begleitete mit zwei Knechten die Herrin durch die Zimmer und Gänge. Sie besichtigte die Schießrohre, die aus den Mauerluken drohten, prüfte Harnisch und Gehänge der wachenden Knechte und spornte sie zur Munterkeit an, sie sah der Pulverbereitung zu und lugte mit etwas schaurigem Gemüt in die Pulverkammer, die im Ostturm lag. Sie hämmerte selbst einem halbblinden Söldling die verbogene Pulverpfanne zurecht und bereitete das Pech vor, das zum Sieden gebracht und von den Zinnen auf die Feinde herabgegossen werden sollte.

Dann schritt sie vor das Tor, wo man die schweren Kugelketten gespannt hatte. Dort stand sie lange und sah in die unheimlich schweigende Nacht hinaus, die ihre dunklen Gespinste über die tagmüde Landschaft gebreitet hatte.

Dann ließ sie ihr Pferd in den Hof bringen, einen Zelter von Schwanenweiße. Sie prüfte das Zaumzeug und den Sattel, schwang sich hinauf und ritt mit Spinozzi zu den Vorwachen im Gelände, die sie wohl wachsam fand. Nach ihrer Rückkehr verteilte sie im Burghof Linnen zum Wundverband, ordnete die Tragbahren, untersuchte die Pechfackeln und die Wasserschleusen.

Als das besorgt war, stieg sie die Treppen hinauf in das einsame Gemach an das Lager ihres Kindes. In des Knaben friedsamen Zügen stieg das Bild des Vaters auf, dessen Ebenbild Valerio war. Fein, aber in klarer Zeichnung lag schon das schöne Profil angedeutet, und wenn das Kind spielte, hatte es schon das beseelte, sinnende Auge des Vaters.

Nun schauerte sie zusammen. Ihr war, als hätte sie Hufschlag gehört. Sie gab der Kammerfrau wieder die Sorge um den Knaben und ging auf ihr Zimmer, wo man die Meldungen hinbringen sollte. Sie öffnete das Fenster. Wieder strich eine laue Meerbrise herüber, durchhaucht von unbeschreiblich süßen Vorfrühlingsdüften. Aber die Schwüle wurde drückender, und im Westen sah es aus, als verdunkelte sich die Nacht zu stygischen Finsternissen, die Gewitterschwere in sich bargen.

Da — wieder eilender Hufschlag im dunklen Gelände. Bangdurchzitterte Minuten. Ein Läufer öffnet die Tür. Der Burghauptmann tritt mit gefurchter Stirn herein. „Hohe Frau — es ist Nachricht von draußen da —"

„Euer Aug' spricht — laßt auch die Zunge sprechen."

„Es ziehen Kolonnen aus dem Tibertal daher."
„Sie kommen?" Ihr Herz jagte.
„Man weiß noch nicht, wohin sie schwenken werden; nach Westen, dann gilt es Bracciano, sonst aber —"
„Monterotondo!"
Der Hauptmann schwieg. Durch die Nacht ging ein unbestimmter, dumpfer Ton, der sich zu einem gezogenen Klagelaut zu verdichten schien. Da blitzten in der Tiberdunkelheit Lichter auf. Ein leises Rollen, wie von fahrendem Fuhrwerk, drang durch die Luft. Der Burghauptmann eilte ab, da Meldung kommen mußte.
Mit fliegendem Atem harrte Tiziana. Die Nacht schien Gestalt zu bekommen. Das Lichterblitzen vervielfältigte sich. Die funkelnden Augen des Ungeheuers Nacht wurden größer — deutlich sah man das Näherkommen —, und nun verschwanden einige Lichtpunkte unter der vorspringenden Tuffhügelnase, die gegen den Tiber steil abfiel. Der Fluß war überschritten.
Da war es, als wäre die Furcht in dem zagen Herzen mit einem Male zerbrochen, als hätte das Herz selbst verdoppelten Spielraum für den höher schlagenden Blutschwall und als öffnete sich die Brust sichtbar für den Einzug einer starken, weihespendenden Kraft. Die ganze Vergangenheit schien in einen Lichtkern zusammengepreßt zu sein, der sein Strahlen in Tizianas Herz gleiten ließ. Es glühte und schnob und brauste in ihr: Ausharren! Für ihn! Deinen Herrn und Gebieter! In das schaurigschöne Bangen fielen die wuchtigen Hammerschläge der Eilnachrichten.
Der Leutnant Montfort trat schwerstiefelig ein. „Hohe Frau — es ist Gefahr im Anzug."
„Sie soll uns gewappnet finden", tönte es hell vom Fenster herüber.
Spinozzi stürmte herein. „Die Trupps schwenken nach Ost."
„So wollen wir nach West feuern!" entschied die zum Jubel gesteigerte Stimme.
Der Burgvogt verbiß die Lippen. Es war, als würgte etwas an seiner Kehle.
„Wenn es zu tagen beginnt und wir den Ring um die Burg sehen, werden wir die ersten Bogenschützen arbeiten lassen." Tiziana legte jedes Wort ruhig und sorgfältig hin.
Da tauchten draußen, und nun ganz nahe, die Windfackeln auf; aber im nächsten Augenblick verloschen sie wieder.
„Es ist Sturm im Anzug vom Meer herüber", sagte Tiziana mit verhaltener Erregung. „Daß mir die Leute auf den Sturm achten, wenn sie zielen."
Montfort zeigte in die überdämmerte Tiefe hinab. „Da seht

— ein Reiter mit einer weißen Fahne — jetzt hält er am Tor —"

„Laßt ihn ein", befahl Tiziana mit einem nach Luft lechzenden Atemzug.

Montfort eilt hinab.

Spinozzi steht noch immer reglos da. In seiner Brust arbeitet die furchtbarste Qual, sie zerreißt ihm das verwitterte Soldatengesicht.

Da tritt Montfort mit einem stattlich gewachsenen Kriegsmann ein.

Tiziana starrt den Sendling an. Eichenstämmig und herrlich steht er da. Nun neigt er das schöne Haupt. „Im Namen des Herzogs der Romagna Cesare Borgia, dessen Urkunde meine Gesandtschaft beglaubigt, frage ich Euch, edle Herrin, ob Ihr gewillt seid, das Schloß Monterotondo, die Stammburg des gewesenen Kardinals Giambattista Orsini, dem Herzog zu übergeben. Dieser verspricht der Besatzung freien Abzug und dem Schloß vollständige Schonung. Es wird Seiner Herrlichkeit eine große Ehre sein, Euch, edle Frau, ehrenvoll aus dem Schlosse zu geleiten."

„Wie Astorre Manfredi von Faenza!" höhnte Tiziana mit glühendem Auge. „Er hat dem Knaben das ehrenvolle Geleite bis in die Wasser des Tibers gegeben." Man glaubte das Beben ihres Markes zu hören. Tizianas Glieder streckten sich, ihre Haltung wurde eisern, ihr Wuchs reckte sich ins Fürstliche, und mit leisem Zorn in der Stimme kündigte sie ihren Willen: „Saget Eurem Herzog, dieses Schloß ist nicht mein."

Der Feldhauptmann zögerte mit der Gegenrede. „Verzeiht — wir meinten —"

„Zuerst eine Frage. Wer seid Ihr?"

„Giovanni Montone, Feldhauptmann Seiner Herrlichkeit."

„Wo steht Euer Herr?"

„Er zieht die Eisenklammer um die Burg."

„Wir werden sie sprengen."

„Versucht es nicht", warnte Montone beinahe traurig, gerührt von der Schönheit dieser gereizten Löwin.

„Wir werden es versuchen", trotzte es vom Fenster zurück. „Und saget Eurem Herrn, Tiziana de' Calvi ist nie und nimmer gewillt, diese Burg, ihres angetrauten Gatten heiliges Gut, dem Herzog zu übergeben. Senatoren, Gelehrte, Kardinäle und Kriegshauptleute haben unter dem Schutz dieser Burg ihren Geist und ihre Tugend gebildet. Die köstlichste Frucht dieses stolzen Stammes, mein Gemahl Giambattista Orsini, hat hier sein edles Leben unter dem Schirm ebenso edler Ahnengeister dem Gipfel entgegengeführt. Nur mit seiner Einwilligung kann ich diese Burg übergeben."

„Das wird — dann — allerdings — nicht möglich sein" sagte Montone sichtlich bestürzt.
„Vielleicht in diesem Augenblick nicht, doch wenn das Geschick sich wendet, werde ich Euch Antwort geben."
Der Gesandte trat blaß näher. „Edle Frau — der gewesene Kardinal —"
„Hat ihn der Papst seiner Würde beraubt?" flammte Tiziana empor. „Er wirtschaftete mit Würden und Ämtern! Die Herrlichkeit seiner Geisteswürde kann Alexander niemals aberkennen."
„Verzeiht, edle Frau — der Kardinal — ist —"
„Herrin! Herrin!" warf sich Spinozzi mit einer Art Aufschrei zu Füßen Tizianas nieder. Um seine Lippen zuckte wilder Schmerz. Das Blut tobte in ihm. Ein schreckliches Geheimnis warf seine Männlichkeit in den Staub.
Tiziana sah den alten Freund mit fragenden, unsichern Blikken an. Da merkte sie, daß auch Montone und Montfort das Haupt gesenkt hatten. Ihre Augen spannten sich, ihre Kehle war wie von fremden Gluten erfüllt, ihre Knie durchrieselte ein unerklärlich heißes Sickern wie von Blut. Und da bröckelte es auch leise, leise von ihrer Kehle los, als rissen sich dort kleine lebendige Teilchen ab: „Ihr — ihr — ihr — sagt doch — was — steht ihr so — betroffen — was — sollen — diese Gesichter — diese —" Plötzlich zerriß ein Schrei die Stille.
Spinozzi nahm den wankenden Leib seiner geliebten Herrin in die Arme.
Da sah er, wie ein Eishauch über das olivendunkle Gesicht Tizianas jagte und alles Blut in die Herzkammer trieb. Langsam, wie eine von unbarmherzigen Händen zerrissene Rose fiel ihr schöner Leib in seinen Armen zusammen. In eine fühllose Ohnmacht löste sich das schwache Leben auf.
Der Sendling Cesare Borgias trat an den Burgvogt heran. „Sie wußte nichts?" fragte er bestürzt.
„Vor einigen Augenblicken brachten es die Reiter aus Rom."
„Daß Giambattista Orsini —?"
Der Burgvogt warf einen furchtbaren Blick zum Himmel. „Wehe dem, der Gottes Hand vorgegriffen!" Und er hob die geballten Fäuste wie zum Schlag. „Otternbrut! Tod, Tod, Tod überall, wo der Pesthauch der Borgia weht! Mein Herr vergiftet im Kerker zu Rom — und hier, seine geliebte Rose, sein Stern, sein Alles zerblättert, verlöscht!" Er stielte die blutunterlaufenen Augen vor und schrie, daß es von der Wand gellte: „Hütet euch, Borgia! Hüte dich, Cesare, dem der Schatten des Avernus auf dem Fuße folgt! Dieser Tod in Rom wird auf Monterotondo furchtbares Leben wecken!" Und er strich leise wie ein kummervoller Vater über die Stirn der gebroch-

nen Frau. Da kam ihr Blut zur Macht. Und ihre Augen öffneten sich.

„Herrin, Herrin!“ stammelte der Burgvogt mit knirschenden Zähnen.

In Tizianas starren Blicken lag eine fremde Seele.

Montone trat vor der Gewalt des Schmerzes ehrfurchtsvoll zurück. Seine Bewegung gab Tiziana einen Ruck ins Leben. Ihre Finger krallten nach dem Saum seines Mantels. „Bleibt!“ Die Augen blickten fremd alle Männer der Reihe nach an. „Wie — ist — das geschehen?“ tönte es hohl und verloren.

Spinozzi näherte sich ihr mit den hilfsbereiten Armen. „Wir wissen es nicht — aber — er starb im Kerker der Borgia. Heute nach Mitternacht — wurde seine Leiche mit ehrenvollem Geleit nach San Salvatore gebracht.“

„Ja, ja — es geschieht alles sehr ehrenvoll — bei den Borgia.“ Tiziana richtete sich wie mit überirdischen Kräften seherhaft groß auf, und im nächsten Augenblick gellte ihr Kassandraruf hinaus in die sturmzitternde Frühe: „Papst! Cesare Borgia! Des Toten Blut über euch!“

Montone überlief ein Grauen. Er sah, wie die Gestalt vor ihm zu pythienhafter Hehrheit emporwuchs, wie sich in diesen kohlschwarzen Augen ein unheimliches Feuer entzündete und wie die Nerven dieser ins Dämonische spielenden Frau einer Tat zuzudrängen schienen. Er glaubte, daß das ganze Wesen vor ihm im nächsten Augenblick zu einer einzigen Flamme werden würde, die durch Zauberkraft alles Leben ringsum versengen mußte.

Im nächsten Augenblick riß Tiziana mit gelöster Riesenkraft den heiligen Willen aus ihrer Heldenseele. „Saget Cesare Borgia, dem Herzog der Romagna und Fürsten des Orkus, Tiziana de’ Calvi verlangt nach ihm! Er möge sie holen kommen! Aber merkt Euch: jeder Mauerstein dieser Burg wird sich in eine Löwenkralle wandeln!“

Die Tür flog auf. Unter dem wehenden brandroten Schein einiger Fackeln stand dicht zusammengeballt ein Häuflein graubärtiger Burgknechte. Dahinter Frauen und Mädchen in tuskischer Tracht.

„Was wollt ihr?“ rief Spinozzi den grimmverzerrten Gesichtern entgegen.

Da schmiß sich einer nach vorn, einer mit zerrauftem Bart, eckigen Schultern, die sich hilflos hin und her rissen, einer mit treuen Hundeaugen und verkrampften Händen, die die Mütze zerknüllten. „Das Schloß ist in Aufruhr — Cesare zieht heran, und sie sagen — es läuft so von Maul zu Maul — daß unser edler, guter Herr —“

„Mach’s kurz!“ warf sich ein zweiter an seine Seite, dem

der Zorn die Kehle noch nicht so zugeschnürt hatte. „Seine Herrlichkeit, der Kardinal — soll in Rom vergiftet sein?! Ist's wahr, Herrin?"

Tiziana riß die Hände empor an ihren Hals, als wollte sie die Flammen darin ersticken. „Euer Herr — ist tot!" Die Klage scholl wie ein Donnerruf aus der Höhe an die Ohren der erregten Knechte.

Da fuhren die Leiber auseinander, die Hälse streckten sich, Fäuste schwangen sich in die Luft, Schultern duckten sich wie zum lauernden Angriff, und die Wut stieß ihre wilden Laute aus den Brüsten. „Hunde und Schurken in Rom! Den Orsini gemordet! Die Rose der Kardinäle! Die Pest über Rom!"

Und ein andrer stieß sich mit den stiermächtigen Ellbogen den Weg durch den Haufen und warf sich der Herrin vor die Füße wie ein Klotz: „Wir wollen ihnen Igelstacheln zeigen. Stellt mich hinaus, allerschönste Frau, dorthin, wo er selber ankommt, der Cesare Borgia, und ich will Euch sein Hirn und Blut in meiner Sturmhaube bringen, angefüllt bis zum Rand!"

„Leute — ihr liebtet euern Herrn?" schluchzte Tiziana in den wüsten Haufen hinein.

Da schleuderten sie sich alle zu Boden und hoben beschwörend und schweigend die Hände empor. Es war ein ergreifendes treues Bekennen der Liebe, daß es dem Hauptmann Montone heiß in die Augen schoß.

Tiziana wankte in die Arme Spinozzis. „Helft mir — wie soll ich diese Liebe lohnen?"

„Stellt sie auf die Probe!" rief der Burgvogt; dann wandte er sich an die Knechte, markig und erregt, daß sein eisgrauer Bart zu zittern begann: „Männer von Monterotondo, der Kardinal ist tot, sein Geist lebt, sein Auge sieht vom Himmel auf euch, und sein Ohr horcht dem Pulsschlag eurer Herzen. Es kommt ein Feind heran, schlimmer denn alle Feinde des Herrn, einer, der sich eure schöne, liebe, gute Frau holen will zum fürchterlichen Zeitvertreib —"

Die verkrampften Finger bäumten sich auf.

Montone wurde schneebleich. Aber er wagte sich nicht zu rühren.

„Satanshunde kämpfen an seiner Seite, die Hölle hängt sich an seine Fersen, alle Ungeheuer der entmenschten Natur sind sein Gefolge. Ihr habt nicht mit Menschen, sondern mit Teufeln zu kämpfen. Wollt ihr das?"

Der ganze Gang heulte auf. Es klang wie lachende Lust, wie wilder, zornbeschwingter Jubel. Und aus dem Haufen schälten sich die Weiber und Mägde los und warfen sich Tiziana zu Füßen. „Liebe, süße Donna, Ihr kamt in unsre Stuben, wenn wir krank waren", weinte eine Matrone mit zottigen

Strähnen. „Ihr habt meine Jungen mit dem kleinen Valerio spielen lassen", schluchzte eine andre. „Unsre Kleinen gingen nie schlafen, ohne für Euch zu beten." „In jeder Hütte hat man deine schwarzen Augen gesegnet." „Nach der Madonna kommst du, Heilige!" „O du schöne, schöne Heilige!" „Du gabst uns Brot und Wein!" „Wir verlassen dich nicht!" So warfen sie ihr einfältig und ehrlich und erschütternd ihre Liebe zu Füßen.

Da taumelte Tiziana aus ihrer Schmerzzerrissenheit empor. Sie stand inmitten der knienden Frauen und der kampflechzenden Burgknechte. Langsam schob sie den stützenden Arm Spinozzis beiseite. Mit hellglutendem Blick warf sie das Feuer ihres Herzens in die Seele des Herolds. „Meldet Eurem Herrn, was Ihr gesehen. Und fügt hinzu: Er soll mich holen kommen. Und wir wollen ihm die Arbeit nicht leicht machen, wollen Totenberge häufen auf seinem Wege in mein Brautgemach."

„Edle Herrin", bebte Montone.

„Und wollen Täler zwischen den Totenbergen schaffen, durch die das Würgerblut strömen soll. Seht diese Getreuen, sie halten mir die Treue, die sie dem Toten nicht mehr recht halten können. Seht nach, Söldner Cesares, ob der Herzog in seinen Reihen einen einzigen so treuen Mann sein eigen nennen kann, wie diese hier zu meinen Füßen. Der Geist der Menschenliebe, den der Kardinal auf Monterotondo großzog, zwang sich ein ganzes Volk zur unbedingten Treue. Ihr Mut ist geschwellt von Todestrunkenheit, Cesare mag ihn in Stücke hauen, wenn er's vermag. Ihre Herzen dampfen vor Racheglut, denn man hat ihren Herrn gemordet. Wenn Cesare seiner Söldner sicher sein will, muß er Gold und Silber unter sie werfen. Diesen warf ich meine Liebe in die Herzen, und sie färben mir dafür ihre Schilde rot, schmücken mit blutigen Rosen ihre Lanzenspitzen und füllen ihre Helmkannen mit Borgiablut. Ihr Leben ist meines, meines ist das meines Herrn."

Sieghaft, statuenhaft stand sie da, dreifach gewachsen durch die Kraft leidenschaftlicher Bewegtheit.

Da wälzte sich der Reckenleib Spinozzis auf den Gesandten zu, der völlig verblüfft wie ein überrannter Knabe dastand. „Und sagt dem Cesare, er soll den Zerberus Spinozzi kennenlernen, der seinen Leib vor der Tür aufpflanzen wird, hinter der seine Herrin atmet. Und wer ihr schönes Brautbett besteigen will, muß zuerst meine Zähne einzeln aus den Kiefern reißen. Das sagt der ganzen Mörderbrut, die sich unter seiner Fahne zusammenverfilzt hat wie ein Rattenkönig."

„Und hört meinen Abschiedsgruß", jubelte Tiziana völlig entflammt hinzu. „Eher wechselt die Sonne ihren Lauf und dampft der Mond Feuerqualm aus, bevor Tiziana de' Calvi

ihren geheiligten Mutterschoß dem Spießgesellen Luzifers öffnet! Mit Stricken in sein Bett gezerrt, will ich mein Brauthemd mit dem Blut des gräßlichen Tyrannen färben." Ihre Seele rauchte wie ein Vulkan der Rache.

Da sprang einer, ein hagerer, von Narben zerrissener Knecht mit bleigrauen Augenringen und schrecklich geweiteten Pupillen dem Montone vor die Füße. „Und sagt noch, wir werden Bart an Bart fechten für unsre liebe Herrin und euch allen die Augen aus den Höhlen reißen beim wilden Tanz. Und dieser Turm wird in die Erde wachsen, das oberste sich zuunterst kehren, und eure Gräber werden wir euch mit dem Schwert schaufeln."

„Heb dich, Paolomaria", rief Tiziana dem Wildling zu.

„Er soll die Tür hinter sich schließen, der Höllenhund", murrte der Söldling. „Ich steh' nimmer für meine Geduld."

Tiziana ordnete den Leuten eine Gasse an. Mit eiskalter Haut durchschritt sie der romagnolische Hauptmann.

„Alle Mann auf Posten!" rief Tiziana ohne Grauen und Angst.

Mit pfeifendem, johlendem Geheul hetzte die Kriegsmeute hinab in den Hof. Dort empfing sie eine schrille, mißklingende Musik von Lauten, Trommeln, Kastagnetten und Pfeifen, ein Tanz von infernalischer Wildheit, der alle zur Kampfwut aufstachelte.

Tiziana horchte auf den brausenden Donner der Begeisterung. „Mir ist so leicht, Spinozzi, als fielen alle Erdenschleier von mir ab. Und nun, hoher Mut, dein Eisen in meine Brust, und du, Tod, dein Eisen in die seine!" Sie stand von Himmelflammen verklärt im fahlen Licht des Morgens.

Die Burgglocke setzte mit hallendem Sturmruf ein. Von den Wehrgängen sausten wilde Gesänge in die windgepeitschte Landschaft.

Unheimliches schwefelgelbes Gewölk zog in zerrißnen Fetzen von Korsika her nach der römischen Erde, die in furchtbarer Bängnis lag. Über dem Meer begann es zu dröhnen und zu zürnen.

So wie der See um eine Insel seine breiten Wasser legt, so schloß Cesare seinen lebendigen Eisengürtel um den Leib der Burg.

Der Morgen hob sich. Furchtbare Wetter brauten über dem Tyrrhenischen Meer und wälzten ihre Wolkenleiber wie gigantische schwarze Stiere heran, die mitkämpfen wollten bei dem irdischen Tanz der Frevler, mitkämpfen gegen ihren Feind Cesare Borgia, den Stier- und Menschentöter.

Aber das morgendliche Dröhnen des Himmels erschreckte

den Verächter göttlicher Drohungen nicht. Cesare Borgia stand im Feldherrnzelt hochaufgerichtet mit gespannten Fibern und Nerven. Er wartete auf die Rückkehr seines Unterhändlers Montone. Der dunkle Harnisch legte sein Eisen grausigdüster um die schönen Herrenglieder, er schien wie ein stählernes Hochzeitsgewand, das Hephaistos geschmiedet. Der Helm trug den phantastischen Drachen als Zier, und wenn sich der Träger bewegte, schillerten die Korunde wie drohende Schlangenaugen, die in die Sonne blinzeln. Aber das Antlitz unter diesem unheimlichen Helm war von Heiterkeit überstrahlt, jeder dämonische Zug erschien vertilgt, die Siegeslust eines Cäsar leuchtete aus den blauen Augen. Es waren nur kleine zusammengewürfelte Trupps, die Cesare hier zusammengezogen hatte, denn der größte Teil des romagnolischen Heeres war aufgelöst worden, und die restlichen Häuflein waren planvoll vor die übrigen Burgen der Orsini geworfen.

Montone zögerte. Cesare wurde ungeduldig. Er sah gespannt nach den Zinnen der Burg, die wie graue Riesenzähne in das fahlgelbe Licht starrten. Noch hißte sich keine Fahne dort als Friedenszeichen. Trotzig begann sich das Gemäuer aus Nacht und Nebel zu schälen, und bald lag der ganze Koloß drohend vor den furchtlosen Augen des Herzogs Valentino.

Seine fünf Hauptleute meldeten ihm, daß der Belagerungsring geschlossen sei. Deutlich gewahrte Cesare die Linie der Söldner, die die Laufgräben aushoben.

Da fielen drüben die Kugelketten vor dem Tor. Die Flügel sprangen auf. Montone ritt aus dem dunklen Schlund.

Als der Feldhauptmann herangesprengt kam, warf Cesare einen Blick in das Manuskript. Es war einer der Orsinibriefe Giambattistas, den ihm der Papst geschickt hatte. Lässig nahm er das Heft zur Hand und tat, als ob er gedanklich mit dem Inhalt beschäftigt gewesen wäre. Aber er war ein großer Komödiant. In Wirklichkeit fieberte sein Herz nach der frohen Nachricht, dieses Herz, das die hemmungslose Sinnlichkeit regierte. Cesare warf seine wildeste Soldateska vor die Burg, um sich ein Weib zu erobern, nach dem sein ungestümes Hengstblut begehrte. Er haßte die Orsini nicht wie sein Vater, aber sie waren ihm unbequem geworden in seinem großen politischen Kalkül. Der Feldhauptmann Pagolo und der Herzog von Gravina waren erwürgt, der Kardinal Orsini vergiftet; nun hieß es noch, das Haupt des Hauses Giangiordano Orsini in Bracciano unschädlich zu machen. Aber die Aufgabe lockte Cesare persönlich weniger als die Niederringung der stolzen Kardinalskurtisane, die sich das Mäntelchen der Ehefrau umgeworfen hatte. Diese Belagerung sollte ein Meisterstück seiner Tyrannenlaune werden, aber keines seiner Waffenkunst,

die er ja überhaupt nie beherrscht hatte. Und jetzt sollte die Welt mit maulaufsperrender Bewunderung von der Erfindungskraft seines Hirns erzählen, das den Gedanken eines neuen Helenakampfes aussann. Frauen, die sich seiner Männerkraft hingaben, hatte er zu Dutzenden in den Armen gehalten. Aber hier widerstand ihm ein Weib, um das schon einmal ein kleiner Baronalkrieg entbrannt war. Und diese seltsame Frau hatte, um ihren Reiz zu erhöhen, auch den Dolch nach Cesares Vater gezückt. Es stand ihm also der Kampf mit einer Judithnatur bevor.

Mit gesenktem Haupt stand der schmucke Feldhauptmann Montone vor seinem Herrn.

„Sie ergibt sich?" fragte Cesare ohne nervöse Hast.

Montone schüttelte das Haupt. „Ihr müßt sie selbst holen kommen." Und mit nachschauernder Ergriffenheit erzählte er, was er erschaut, gehört, erlebt.

Cesare blieb rührungslos. „Sonderbare Frau", sagte er. „Mit einer Handvoll abgekämpfter Greise die Bezwingerlust eines Cesare Borgia ins Wanken bringen zu wollen! Es soll ein kurzer Tanz werden."

In das erste Prasseln des Regens warf Cesare das Blitzlicht seiner List hinein. „Montone, ich soll sie holen kommen, sagst du? Den Stolz liebe ich. Doch wirst du so gut sein, mir dabei behilflich zu sein, die blühende Beute zu bergen." Er sah seinen Hauptmann mit einem bezwingenden Lächeln an. „Du bist schmuck und jung und stählern wie ich."

Montone strahlte vor Stolz. „Hoheit —"

„Du hast meine Gestalt und Haltung", schmeichelte der listige Herzog weiter. „Sag, hättest du Lust, für deinen Herrn einen zweiten Gang in die Höhle der Löwin zu wagen?"

Montone war geneigt, noch viel mehr für ihn zu tun. „Ihr macht mich zum glücklichsten der Menschen."

„Du nimmst meinen Harnisch und Helm. Denn siehst du, ich liebe Jupiters List. Tiziana de' Calvi soll in Cesares Gestalt, aber nicht von ihm selbst eingeholt werden, damit das schlanke Mäuschen nicht hinterher triumphiert, der Kater hätte sich ihrem Willen gebeugt."

„Die Idee ist nicht mit Gold zu bezahlen", lachte Montone.

„Wenn die Burg niedergerungen ist, gehst du in meinem Panzer, meinen Drachen auf der Brust, hinein und holst mir mein Liebchen ins Brautbett. Die Sänfte nimmst du gleich mit, führst dann die Schöne in mein Zelt, lüftest das Visier, und wir weiden uns an den erschreckten Taubenaugen. Heda, Läufer!"

Reichbetreßte Knechte in rotgelben Wämsern traten herein.

„Schmückt dieses Zelt mit den kostbarsten Gehängen, streut

Blumen auf das Lager, tragt weiche Löwenfelle herbei, gießt Narden aus und laßt die Flötenbläser kommen." Dann wandte er sich zu Montone und klatschte ihm leicht und leutselig die Wange ab. „Mein guter, braver Bursche. Du willst belohnt sein für deine Treue. Siehst du, wenn dieses Glück zu Ende geschlürft sein wird, dann —" er senkte die Stimme und blinzelte seinen Freund geheimnisvoll an — „ich liebe es nicht, Rosen allzu lange in meiner Vase zu belassen. Es sollen sich auch andere Rosenfreunde an ihrem Duft erfreuen. Und am Ende ist sie eine Frau mit Mordgedanken. Nimm den Panzer! Stücke los!"

Wie springende Flammen loht die Begeisterung von Herz zu Herz. Die Burgknechte lauern mit den Augen und den drohend gespannten Armbrüsten in das furchtbare Wetter hinaus, das graue Schleier von Regen über den Belagerungsring wirft. Bäche ergießen sich von der Burghöhe hinab in das Lager, als wollten sie des Titanen Soldateska ersäufen. Und manchmal kräuseln sich die Regenströme zu einem Wirbel zusammen, der sturmgepeitscht an den Mauern vorübergeistert wie ein Schattenbild des Orkus.

Durch die Gänge huscht mit fliegender Brust das zur Heldin gewordene Weib. Sie eilt von Mann zu Mann und wirft ihren Mut in die Herzen. Ihr rotseidenes Gewand mit dem perlenübersäten weißen Mantel leuchtet schon von weitem durch die Nacht der Korridore wie eine daherfliegende Flamme.

Jetzt, jetzt mußte Montone bei Cesare angelangt sein und ihm den fürchterlichen Willkomm vor die Füße gelegt haben. Tiziana lugte bei einer Schießscharte hinaus in das Zwielicht des grauen, von allen Elementen durchwüteten Morgens. Da hielt das Unwetter einen Augenblick den Atem an. Und jetzt krachten die ersten Schüsse von drüben her. Orsini und Borgia verbissen sich ineinander wie Hund und Igel.

Tiziana flog zum ersten Wehrgang hinan, von wo sie das Kampffeld von einer vorgemauerten Nische übersehen konnte. Dort stand ein alter Schütze, der schweigend einen Pfeil nach dem andern in den dichter werdenden Ring sandte. Sie hörte die Befehle der Unterführer im Schlosse undeutlich hallen, und ihr Geist wußte nicht, was sie bedeuteten. Aber ihr Gefühl raunte es ihr zu: alles für dich! alles!

Eine Kette von Söldnern lief den Gang herauf zur breiten Scharte. Sie nahm einem Bogen und Köcher ab und machte sich bereit zu töten. Sorgsam spannte sie die Sehne mit den weichen Fingern und bat Gott um eine sichere Hand. Dann schnellte sie ihren bittern fraulichen Gruß in den eben heranwurlenden Knäuel Menschen. Sie sah einen fallen, und durch

ihren Leib jagte ein paar Herzschläge lang das Entsetzen. Wieder spannte sie die Armbrust, um sich an das Morden zu gewöhnen. Sie zupfte kräftig an der Sehne, und da klang diese, als wäre es die Saite einer Laute. Das Herzweh zerriß Tiziana. Sie warf die Armbrust weg.

Da nahm einer in jauchzender Kampflust seinen Panzer ab und legte ihn im Spaß der Herrin um den Leib. Ihr Auge leuchtete in der eisernen Wehr und ihre Hände streichelten das kalte Metall, das sich starr an ihre hochgehende Brust preßte. Und einen Helm setzte ihr ein junger Orsiniknecht aufs dunkle Gelock, und alles schrie um sie vor Lust und Begeisterung. Sie hatte ein eisern Brautgewand angelegt für den lüsternen Freiersmann.

Ihr Gemüt verhärtete sich, über ihre Seele legte sich die Kruste des Hasses und der Rachsucht. Gerüstet mit dem leuchtenden Erz, klirrend und gewaltig wie eine Nemesis, schritt sie jetzt durch den finstern Gang hinauf zur höchsten Burgzinne.

In den Lüften über ihr tanzen die Wetter endlos ihren donnernden Reigen. Und zu ihren Füßen speit der Erzfeind seine wilden Feuer und Pfeile gegen die Burg.

Das Gemäuer zittert und kracht. Im Südturm bersten die Backsteinmauern, und aufstäubende Breccien taumeln in die Tiefe, in das Gewipfel der Eichen hinein, in die heranstürmenden Teuflinge des Cesare Borgia. Hart an den Burgwällen beginnt der Kampf.

Ein schrecklicher Freier naht. Blutgeruch geht ihm voraus. Jetzt, jetzt beginnt der Feind zu stürmen. Leiber wälzen sich heran, schnauben und branden gegen die Mauern, und Tiziana meint den Kampfschweiß zu riechen und die blutigen Stirnen zu sehen.

Da stürmt Spinozzi herauf auf die Zinne. Seine Augen sind gläsern, seine Haare triefen, sein Gesicht zuckt. „Herrin — es steht schlecht —“ Der Schmerz bricht wie ein Schluchzen aus seiner Brust.

Tiziana reißt ihm das Schwert aus der Hand und hebt es himmelwärts. Eine lebendige Nike, steht sie da. Ihre Augen irrlichtern nach Rom. Kuppeln, Türme, Dächer sind von den geisterdüstern Floren des Wetters überhängt. Aber sie will den Turm von San Salvatore erkennen, wo die Gruftschatten den geliebten Leib vor der Qual dieser Zerstörungsorgie behüten. Aber was ewiges Leben war an Giambattista, das muß sie im Himmel suchen. Und so wendet sie den Blick wieder nach oben, wo die Wolkenungeheuer tanzen.

„Unsre Alten sind müd gekämpft oder tot da unten. Der Hof ist ein einziger Friedhof. Was soll nun kommen, edle Frau?“

„Das Ende", weht es kalt über Spinozzi hin. Sie drängt sich an den erschütterten Burgvogt hin und krallt ihre feingeknöchelten Hände in seinen Bart. „Bringt ihn mir, bringt ihn mir, oh, bringt ihn mir, guter Spinozzi! Doch bringt Ihr mir das ganze feindliche Heer, die Männerleichen einzeln aneinander gereiht, wie tote Störe, bringt Ihr mir die alle und Cesare nicht, dann soll sich die Hölle in Euer Gebein brennen. Ich will ihn haben, haben, haben!"

Sie starrt ins Leere und sieht plötzlich ihr Leben an des Orsini Seite von zwei Schauernächten eingegrenzt. In einer Sturmnacht kam sie an des Kardinals Herz, still und leblos, dem Tode nah; und in einer Sturmnacht beginnt sie, eine furchtbare Lebendige, von allem Abschied zu nehmen, was sie noch an den Kardinal band.

Jetzt fließen die Regenschleier auseinander — gespenstisch grau dämmert das Feldherrnzelt herauf. Die Borgiafahne peitscht der Wind.

Da starren die dunklen, von Todesweihe verklärten Augen hinab auf den unheimlichen Magnet. Sie meint das wollüstige Lechzen des Vampirherzens herauf zu hören durch den Sturm. „Beugst du dich, Unhold, vor keiner Majestät Gottes?" ruft sie hinab. Es verhallt im Gebrüll von Kampf und Wetter. „Cesare Borgia, es ist der Liebe heiliger Schmerz, dessen du spottest, der Treue heilige Not, die du verlachst! Soll ein schwaches Weib das Werkzeug Gottes sein, den Giganten des Bösen zu vernichten? Oh, er ist mehr! Er ist dieser Zeit ungeheurer Dämon, ihr Sinnbild! Er setzt in seiner Überwinderherrlichkeit seinen Fuß auf der Menschheit Nacken und verlacht Gottes gütigen Willen. Komm an, Cesare! Du bist sterbensreif, besinnungsloser Kain und Nero! Deine Fackel lösch' ich aus."

Ihre Augen haken sich in das Zelt ein — dort hebt es sich — schreitet mit königlicher Formbildung heran — in schwärzlichem Panzer und Helm — das Visier über die höllische Larve gezogen — mit den dunklen Farben des Todes geschmückt, schreitest du in die Freierstunde hinein? Freier, Freier, ich will dir einen odysseischen Freierwillkomm bieten!

Wie gierige, blutlechzende Spinnen kriecht es an den Hängen empor. Alle Leiber in Eisen geschlagen, darüber der Sturm seine Regenschleier fetzt. Da wälzen sich die Feindeshaufen ans erkämpfte Tor heran — prasselnd fliegen die Brandkugeln — weit gähnt über Leichen das offene Tor — heulend taumelt die wilde Mordmeute in den dunklen Schlund. Eisen, Pflüge, Sensen, Kugeln, brennende Pechkränze und rotglühende Speere sausen den herzoglichen Söldnern aus dem Hof entgegen.

Dort haben sich die letzten Alten, lauter zerschmissene, vom

Krieg braun und hart gegerbte Eisenfresser, hinter Leichenhügeln verschanzt. Mitten unter ihnen steht auf einem Faß im schwarzen Talar der junge Burgdiakon und schwingt nun das Kreuz über die heranstürmenden Haufen. Wie unter einer Vision werfen sich die Cesareknechte zu Boden. Im nächsten Augenblick saust eine Pfeilsalve in sie hinein. Da heult der betrogene Sturmhaufe und stürzt sich mordgierig auf die spartanischen Greise. Das Meer von Blut droht überzuwallen. Man kennt keine Gesichter mehr, nur vermetzgerte Fleischmassen, von Panzer, Schienen und Waffen überdeckt.

In die Wutorgie starrt der Burghauptmann von der Zinne. „Herrin — die Treue verblutet — es geht nicht mehr —" Heiser gurgelt es aus der verschnürten Kehle.

Tiziana wankt. Die schwarzen Wimpern schließen sich über der Seele, die in diesen Augen glüht. Dann wirft sie das Schwert und den Helm und den Panzer fort und stürmt davon, die Treppe hinab ...

Spinozzi steht aufrecht da und läßt Sturm und Tod um sich brausen. Keine weiße Fahne soll den Vollender grüßen.

Im Turmzimmer liegt Tizianas schwarzer Kopf über dem lächelnden Knabenantlitz des Valerio Orsini. In Fieberschnelle rast das letzte Unheil an ihrem verstörten Geist vorbei. Giambattista tot! Ein Held und Kind zugleich! Sein Leib zerfällt, und meiner sollte blühen für des Polypen blutsaugende Lust?

Da reißt sie den Knaben an sich und flüstert in den Himmel: Getreuer ... ich komme! Treuer! Treuer! Es klingt wie ein Echo der Erde in den Himmel zurück. Hätte ich nicht so sehr geliebt, ich hätte nicht so sehr gehaßt. An meiner Liebe Größe maß ich meinen Haß, und so geschah's, daß aus der Trauer Sanftmut der Rache Ingrimm wurde. Oh, daß der Köcher Seele neben so viel Liebe so viel Haß bergen muß, daß seine Pfeile nach beiden Seiten so tief verwunden müssen! Mein Leben verrauscht und Rache ist sein Schwanengesang.

Sie reißt das Kind empor und eilt ans Fenster. Hinter einem Wall von päpstlichen Eisenmauern schreitet der furchtbar gepanzerte Werber über den Hof. Es ist, als träte Satan selbst die Brautfahrt an. Auf dem schwarzen Brustharnisch leuchtet die goldne Schlange.

Cesare Borgia! Ich will dir ein feuriges Kurtisanenbett bereiten.

Und Tiziana eilt, den Knaben im Arm, aus dem Gemach. Dämmerdunkel umfängt sie im feuchten Gang. Da am Ende schwelt im Mauerring eine Fackel. Sie ergreift sie und schwingt sie jubelnd zur feuchten Decke. Himmel, wenn deine Wetter nicht das Werk vollenden, reiß ich dir deinen Blitz-

strahl aus der Herrscherhand und lenke ihn selbst in meiner Würger Gebein!

Die Borgiahörner tönen. Jetzt betritt der Würger den Turm, hinter ihm zwei Hauptleute im Harnisch. Der Hof wimmelt von wüsten, siegestrunkenen Gesellen.

In der Frist von zehn Atemzügen muß sie sich entscheiden. Der weiche Kinderhauch schmeichelt an ihre Wange. Sie steigt die Wendeltreppe hinab, vorbei an dicken Rundmauern mit winzigen Luglöchern. Vor einer eisernen Pforte hält sie still, drückt die Klinke nieder ... stygische Finsternis gähnt ihr aus einer kühlen Tiefe entgegen. Eine Weckerin kommt! Eine, in deren Seele schon der Himmelsklang seraphischer Chöre wogt. Eine, deren Psalmwort lautet: Selig alle, die den Tod erflehen, denn sie halten liebliche Ausschau nach dem Garten Gottes.

Vor dem Turmtor unten hält der schwarze Ritter still. Zwei qualmende Siegesfackeln rahmen ihn rechts und links ein. Dann tritt er mit schweren, vom Eisen gehemmten Schritten zur Treppe.

Die Wolken reißen auseinander. Phöbus küßt befreit die Welt.

Und mitten im Glutenkuß erbebt die Erde. Ein furchtbarer Donner wälzt sich über das tuskische Hügelland. Ein Turm von Monterotondo bricht in sich zusammen wie von dämonischen Händen gestürzt. Qualmende Feuersäulen schießen in die Luft, dicke, braune Nebel verfinstern die junge Sonne.

Der Stern des Orsini erlischt.

Aus dem Schwadengewölk, das flammende Trümmer umwogt, steigt unsichtbar eine Phönixseele zu den goldnen Fernen empor.

Im Feldherrnzelt kniet der unüberwindliche Tyrann zum Gebet nieder, er, dem der Hölle Listen dienen und vor dem das Gute schaudernd die Waffen streckt.

Über Menschenleibern verbrennt in flammenden Zungen das Banner der Orsini, ein Opferfeuer der Liebe.

DRITTES BUCH

Das Mädchen von Nettuno

Glutenschwer liegt die Maremme unter den Gewalten der Sommersonne. Über dem Meer von Nettuno Glut, Glut, Glut. Die Wasser liegen ölig und träge, nach Süden zu von milchigen Streifen umsäumt. Reglos stehen die Fischerbarken im Glast, überblaut von einem einsamen, wolkenlosen Himmel. Kein Windhauch kost die Wellen, keine Möwe blitzt durch die Luft, keine Stimme zerbricht die schwüle Stille.

Schwüle und Stille auch über dem Sumpfwald der Maremme, der sich tief ins Land bis an die Hänge der Volskerberge zieht. Schwüle und Stille auch über dem Häuserklumpen von Nettuno. Rötlichgraue Kastellmauern schieben sich an die Wellen heran: die Burg der vertriebenen Colonna, wo jetzt des Papstes Schergenregiment wütet. Nach dem sonnenverflimmerten Anzio zu und bis hinüber nach dem traumhaft leuchtenden Turm von Astura erfaßt das Auge der Fischer den Tuffstrand; aber die mit den Falkenaugen erhaschen auch noch die dunklen Sarazenentürme weiter südwärts, und wenn sie mit den Blicken den heißen Sonnendunst durchstoßen wollten, träfen sie auch noch das Zauberkap der Kirke mit seinem dunkelgrünen Waldkleid und die kleinen, stillen Ponzainseln, die wie verlorene Reste eines Erdenwracks im Meer schwimmen.

Und im Eichenwald, der landeinwärts im Pontinischen Sumpf verwurzelt steht, brütet eine Stille, die erschrickt, wenn ein Vogel zweigbrechend durch die Wipfel scheucht. Dort aus dem Wald schleichen böse Fiebergeister ins Land, streichen bis in die Hügel der Campagna von Rom und lauern auf Menschenlungen. Aber die Brutstätte des Todes wimmelt von anderm Leben. Ruhevoll lagern die Herrscher des Sumpfes unter den Kronen, die wilden Büffel mit den nach rückwärts gekrümmten Hörnern auf dem mächtigen Schädel, den starren, tückischen Augen und der wuchtigen Brust. Und wenn die Leute an der Stadtmauer von Nettuno in den Herbstnächten das Ohr schärfen, hören sie das Wildschwein stöhnen und den Hirsch rören.

Am Strand, auf Rufweite von der Kastellmauer, hebt es sich langsam aus dem gelbroten Sand. Ein Mädchenkopf. Der rote Rock leuchtet wie eine riesige Mohnblume. Lässig auf dem Rücken hingestreckt, die Beine übereinandergeworfen, die

Haare zerrauft, den Rock bis über das Knie sorglos verschoben, so liegt das braune Meerkind da. In der Ferne, weitab vom Ort, von einem einsamen Gehöft, einem Casale her, schallt ein Ruf: „Carmela!"

Aber das Mädchen regt sich nicht und duckt sich noch tiefer in das spärliche Gras. Mag die alte Gimani sich die Kehle ausschreien nach ihr.

Carmela Accolti blickt nach dem Meer, mit einem Auge, in dem die Schwermut der Pontinischen Sümpfe glänzt. Lauernd, glatt, ein funkelndes Ungeheuer, liegt es vor ihr. Nur ganz vorn an der kleinen Tuffklippe wirft es sich mit kleinen Wellen im losen Spiel ans Land, das letzte Aufatmen der Wasser, die eine schaukelnde Galeasse weit draußen in Unruhe gebracht. Das Mädchen spannt die Augen nach dem Fahrzeug. Die Segel leuchten herüber wie große Möwenflügel. Die Galeasse gleitet hoheitsvoll nach Süden auf die fernen Ponzainseln zu, und ihre langgestreckten Kielwasserstreifen silbern herüber. Carmela schiebt sich vorsichtig, den Leib eng an den Boden gedrückt, bis zur flutfeuchten Tuffklippe vor. Dort setzt sich nun das Mädchen hin und läßt die Füße in das laue Wasser baumeln. Poch, poch, poch! spricht das Meer am Strand. Die großen Augen spannen sich, die granatdunklen Lippen pressen sich aneinander, die feine Nase schnuppert in den fischelnden Geruch des Wassers, wo die lustigen Makrelen vor ihren Augen blitzen.

Carmelas Blicke fingen nun ein Boot auf, das sich langsam von Astura her dem Strand näherte. Sie kannte den braunen, schmal gebauten Holzleib und das gelbe Segel. Und ihre Augen verfinsterten sich.

Der Mann, der da heransegelt, ist einer, den sie ihr ans Herz geworfen haben vor Gott und den Menschen. Es ist Ercole Landi, ihr Verlobter. Aber der jungfräuliche Herzschlag geht kühl wie der Wellenschlag des Meeres. Ercoles Verlobungskuß vor zwei Jahren hatte keine schmerzlich-süße Wunde in ihr Leben gerissen. Es war das um die Zeit gewesen, da sie zum erstenmal längere Röcke zu tragen bekam und da die Burschen, die ihrer Pflegeeltern Mühlenschenke besuchten, den Verstand um sie zu verlieren begannen. Da fand es der Pflegevater Gimani an der Zeit, die schöne Carmela für einen zu bestimmen, der ihm paßte. Das war Ercole Landi, kein Mondscheinheld, aber ein tüchtiger Fischer, der auf dem Meer Bescheid wußte, der sein Boot zu lenken verstand und auf dem Wasser herumstrich, den Handel klug besorgte, ein schmucker, wettergebräunter Bursche, der auf alles ergrimmt war, was nicht zu dem alten Herrengeschlecht der Colonna halten wollte. Er war sehr verliebt in das braune

Fischermädchen. Noch hatte kein Bursche ihr das Herz beunruhigt, so daß sie nicht Gefahr lief, die Verlobung mit Ercole Landi zu bereuen, an den sie wie ein schöner Kamm verhandelt worden war. Das war nun einmal so Brauch.

Gelassen blickt sie nun der Fahrt des schlanken Seglers entgegen. Drei Mann sitzen darin. Vor zwei Tagen war Ercole Landi allein in der Nacht aufgebrochen, und nun kehrte er mit zwei Männern heim. Nun hält das Segelboot bei der einsamen Mühle da drüben, die sich klotzig im Geviert aus dem flachen Boden hebt. Das ist der Carmela Haus. Dort wohnt sie bei ihren Pflegeeltern, dem alten, humpelnden Gimani und der dicken, klumpigen Matrone Nanna. Die backen das Kornbrot und die Maiswecken, schenken den Nettuner Wein und liefern Fische nach dem Kastell und nach Rom.

Jetzt steigen die drei Männer mit bootsmännisch gespreizten Beinen ans Land. Schwerfällig humpeln sie dem Mühlentor zu und verschwinden im Casale.

Carmela hört von weit drüben die Hühner herübergackern. Und nun sieht sie Ercole aus dem Hause treten. Im nächsten Augenblick schrillt es an ihr Ohr: „Carmela!“ Da springt sie auf und steht wie eine versteinerte Flamme im grellen Sand. „Diamine!“ ruft sie nach dem Sucher hinüber.

Der Bursche springt wie ein Jagdhund über die Meersalzpfannen, die am Strand spiegeln. Seine dunkle Jacke schlottert um die sehnigen Glieder. Mit einem tollen Sprung über die langen Bootshölzer, die in der Nähe liegen, ist er bei ihr, und seine braungerösteten Arme fangen ihre Schönheit ein. Gelassen empfängt sie den Willkomm. „Zwei Tage ist man fort, und man spürt den Kuß kaum, der einen empfängt.“ Er sagt es mit einem bösen Blick.

Da tut er ihr leid. Mit scheuer Zärtlichkeit reicht sie ihm nun zum zweitenmal die Lippen. Aber er wendet sich von ihr, geht mit schlenkernden Armen nach den Bootshölzern hinüber und wirft sich dort mit einem gemurmelten Fluch nieder. So verbittern sie sich den ersten Augenblick des Wiedersehens.

Aber Ercole hält es nicht lange aus. „Hast du mir nichts zu sagen, Carmela? Ich war zwei Tage fort, und du bist kalt wie ein Thunfisch.“

Sie schlingt den Arm um seinen kurzen Nacken, denn sie weiß, daß ihr Händedruck den Mann noch immer besänftigt hat, der jetzt mit seiner Vergrämtheit großtut.

Ercole hob nun seinen blonden Kopf. „Sagte ich dir nicht, daß ich in zwei Tagen kommen werde?“

Sie nickte nur lässig.

„Und doch hast du mich nicht im Haus erwartet. Liegst hier und träumst.“

„Ich war auf dem Weg von der Stadt und kam durch die Hitze in Schlaf."

„Drei Schritt vom Hause?" fragte er ungläubig. „Du hast einfach ins Meer gestarrt, Carmela. Mach nur nicht so."

„Also wenn du's weißt!" entgegnete sie gleichgültig.

Der Ton schlug wieder böse in sein Herz. Er ergriff ihr Handgelenk und drückte es heftig, daß sie fast aufschrie. Sie schliefte mit ein paar Schritten nach dem Korb hinüber, der im Sande stand, voll mit Einkauf. „Gehen wir", sagte sie verbissen.

„Bleib!" befahl er barsch.

Sie stellte den Korb wieder hin und blinzelte scheu nach dem jähzornigen Gesellen. „Was willst du also? Das und jenes ist dir nicht recht. Bald sinkt die Sonne. Der Vater wartet, wir gehen auf den Calamaio."

„Ich will dich allein haben", sagte er heftig. „Kein liebes Wort hast du für mich. Wenn ich dich liebkose, sprichst du von deiner kranken Henne. Wenn ich dich meine caprina heiße, meine kleine, kleine Ziege, wirst du unwillig." Er sah sie mit hungrigen Augen an. Und dachte an die Zeit, da sie ihm ohne viel Feierlichkeit verlobt worden war. Es war aber auch eine ganz gehörige Ehre, wenn ihm der Wirt der Wolfsmühle Beppo Gimani seine Pflegetochter zum Weib gab, ihm, dem armen Fischer und Turmwächterssohn, der nur so nebenbei auch Sumpfhühner fing und Wildsäue verstohlen in die Falle lockte. Man nannte ihn auch den Froschuhu, weil er es verstand, mit einer Gerte die Sumpffrösche scharf und sicher zu zerschlagen und aus ihren Schenkeln eine wohlschmeckende Speise zu bereiten. Er hatte, als er noch in Civitavecchia arbeitete, manche Frau und manches Mädchen ohne besondere Gewissensbisse in seinen kräftigen Fischerfäusten gehalten, aber bei der Carmela mußte er haltmachen, da gab es kein keckes Zugreifen, denn sie sollte ihm ja vor dem Altar ans Herz gebunden werden, da durfte er sie samt und sonders erst nehmen, wenn sie ihm angetraut war. Da fühlte denn der Bursche manchmal ein Gären besserer Lebenskräfte in sich, und er verband mit seiner wilden Sehnsucht nach ihrem Leib auch eine Art Verehrung ihres seltsamen Wesens. Sie war sein wildes Meer, sein Sturmvogel, seine kleine Krabbe, und er gab ihr Namen, oft ohne jede Innigkeit, mehr in Schalkheit und Hänselei. Und je näher es der Hochzeit ging, die im Herbst stattfinden sollte, desto mehr freute er sich bei dem Gedanken, daß dieser flatternde rote Rock einmal von ihm abgestreift werden würde und daß er in diesem verknoteten Haar einmal nach Herzenslust wühlen durfte.

Vor allem hatte es ihm ihre in voller Jugend blühende Ge-

stalt angetan. Jetzt schon hatte sich die mädchenhafte Ungelenkigkeit verloren, die Glieder waren gestrafft, die Lenden weich gepolstert, die Brüste schön geschwellt, die Schultern fleischig und gerundet, der Nacken in wunderbarer Beugung geformt. Und der schöne Kopf machte den schmachtenden Ercole geradezu wirbeln, denn er saß in römischem Edelmaß, gar fein profiliert auf dem schlanken, braunen Hals, gekrönt von einer offenen Stirn, unter der die großen, oft seherhaft geweiteten Augen mit den glänzenden Pupillen wie zwei geheimnisvolle Feuer brannten. Das antike Oval des Gesichtes umrahmte von den Schläfen aufwärts das dicht geknotete, rabenschwarze Haar.

Ercole gewahrte nun, wie sie stolz an den Bootshölzern vorbeischritt, dem Uferrande zu, wo sich ihr nackter Fuß in den flimmernden, gerippten Sand grub.

Ercole rannte ihr nach und drückte ihre stolze Schlankheit an sich. Aber schon nach einigen Herzschlägen löste sie sich sanft aus den Fischerarmen. „Ercole, wen hast du da mitgebracht? Die zwei Männer, mit denen du kamst?"

„Ach die! Du hast sie nicht erkannt?"

„Die Sonne blendet."

„Hm — am Abend wird es für dich ja doch aufkommen", sagte er düster. „Und du bist schweigsam, Schwalbe. Es sind Leute von den Colonna, die ich mitgebracht habe."

„Vom Kastell?" fragte sie ohne innere Bewegung.

„Von den Vertriebenen, ja."

„Was wollen sie? Sich fangen lassen?"

„Sie sind sicher auf dem Dachboden der Mühle. Es sind Diener des alten Kardinals Giovanni Colonna, der seit sechs Jahren in Sizilien verbannt ist."

„Der mich gefirmt hat?"

Der Fischer nickte. „Gott halte die Hand über ihn und alle Colonna", sagte er mit beinahe demütig gesenktem Haupt. „Und Gott zerschmettre den Papst und Cesare Borgia, die sie verbannt haben. Es waren gute Zeiten, da wir für die Colonna arbeiteten. Nun haben wir keine ruhige Stunde mehr. Unsre Rücken sind gestriemt von der Zuchtrute der Borgiaschergen, Gott zerschmettre den Vogt von Nettuno, den Aquasparta!"

„Das ist sehr wahr, ja wahrhaftig, das ist wahr. Gott zerschmettre alles Gezücht der Borgia!"

„Gehen wir in die Mühle", sagte Ercole. „Ich habe auch Wein von Terracina mitgebracht."

„Ach, wo Männer beim Wein beraten, hat ein Mädchen nichts zu suchen", sagte sie schüchtern.

Da wurde der Junge wieder wild. „Bei der Madonna, du treibst ein schlechtes Spiel mit mir." Er drohte ihr mit den

Händen, daß sie's verstehen konnte. „Ich bin dir verlobt und habe Rechte auf dich."

Als sie die böse zuckenden Lippen bemerkte, lenkte sie sanft ein. „Ich bin nur müde und will schlafen, bis die Sonne geht, denn in der Nacht muß ich mit Vater auf den Calamaiofang."

„Hüte dich, die Sonne sinkt, und die Fieberhexe schleicht mit dem ersten Stern aus dem Sumpf."

Carmela warf sich wieder in den Sand. Ercole streichelte ihre Glieder mit verliebten Blicken. Ein Gähnkrampf überfiel sie, und er nahm das für einen Abschiedsgruß. Er streckte Carmela die Hand entgegen, sie ergriff sie schläfrig und drückte sie. Dann hörte sie, wie seine Schritte über die Steine glitschten, sah noch seinen schwarzbraunen Nacken über dem Hemd dunkeln und die eckigen Bewegungen seiner Arme. Dann schloß sie müde die Augen. Ein Traum erzählte ihr Wahrheiten: daß alle Jungen von Nettuno nach ihr blickten. Und sie ärgerten sich über ihren Hochmut und meinten, wenn die Sonne zwischen ihren Füßen daherrollen würde, sie wüßte nichts von dieser Ehre. Der Turm zu Babel war hoch, aber der Stolz der Carmela Accolti ist noch höher, höhnten andre.

Als sie erwachte, ging die Sonne schon zur Neige. Die Flut patschte heran und versenkte die alten Marmortrümmer der Villentreppe in eine gründunkle Tiefe. Fern im Osten leuchteten die Zyklopenmauern von Norba aus dem violetten Hang der Volskerberge wie ein Demantgehänge auf, und darüber spannte sich ein Azur von undurchdringlicher Tiefe. Aus dem Waldsumpf tappten die Ungetüme der schwarzen Büffel in den beginnenden Abend, bis zu den Schultern oft im Morast watend, die unförmigen, schwer bewehrten Schädel erhoben, die blöden Augen auf die vergoldete Stadt gespannt.

Carmela löste sich mit weitgestreckten Armen den Schlaf aus den Gliedern. Ein altes Lied löste sich dann von ihren herben Lippen, es sang sich wie von samtnen Hüllen gedämpft in die ersterbende Glut hinaus.

„Ich geh des Nachts, wenn der Mond tut gehn,
Ich suche, wo sie den Geliebten haben,
Da hab' ich den Tod, den finstern, gesehn,
Er sprach: Such nicht, ich hab' ihn begraben."

Unwillkürlich spielte Carmela mit dem kleinen Amulett, das sie am Busen trug; es war ein Wachsstück einer Kerze, die das Antlitz einer Bologneser Hexe bei ihrem Feuertod vor Jahren beleuchtet hatte. Das Ding hatte sie von der Pflegemutter erhalten, die es wieder einst in bösen Tagen von Carmelas wirklicher Mutter bekommen. Die war lange tot, so lange, als das Kind jetzt Erdenlicht mit seinen Augen atmete, denn sie war

bei Carmelas Geburt gestorben. Und es lag noch so mancherlei Geheimnis über dem Tod, von dem die dicke Gevatterin Gimani, die doch die Schwester der Toten war, nie recht reden wollte. Carmela mußte zufrieden sein, daß sie von der Mühlenwirtin ins Haus genommen worden war und von ihr nun mütterlich erzogen wurde.

Wieder suchten Carmelas Augen das Meer ab, als hätten sie von dort das Heil zu erwarten. Der goldne Sonnenglanz, der sich allmählich verrötete, wollte ihr aber nicht wiedergeben, was er gestern gab.

Gestern. Ja, gestern hatte die Carmela Accolti genau um die Stunde, da der Tag verblutete, ein wundersames Erleben gehabt. Sie war mit dem Vater im Boot gelegen weit draußen auf dem Meer, denn die Fische sprangen, und es war viel Beute zu erhoffen. Der alte Gimani spürte in die Tiefe, und sie war auf einer Bootbank eingeschlafen. Und als sie erwachte, war ihr Herz wie im Traum. Vor ihr segelte eine Barke vorbei mit einem Mast und einem weißen Segel. Und an dem Mast lehnte ein Schiffer von solcher Schönheit, daß der Evangelist Johannes in der Kirche von Nettuno dagegen verblaßte. Aber dieser Schiffer am Mast, von den Abendflammen umloht, war kein Heiliger, sondern ein Mensch. Sie spannte ihre Augen nach dem Schiffer, der in einem einfachen, groben Leinwandkittel stak, das Hemd weit geöffnet, daß die Sonne seine herkulische Brust brannte, die rote nettunische Mütze auf dem Kopf. Aber kaum erschaut, segelte das Bild an ihr vorbei, verschwamm, verschwand. Das war alles. Es war keiner der Männer von Nettuno, keiner aus Anzio, das wußte sie. Und der Vater Gimani wußte auch kein Haus zu nennen, aus dem der Schiffer wäre, und auch die Barke sah er zum erstenmal. So war der Fremde wohl aus einem andern Ort in das Meer von Nettuno verschlagen worden. Als die Barke in der Richtung auf Terracina langsam zu einem kleinen Punkt zusammenschrumpfte, schaukelte noch immer in den Gedanken Carmelas der schöne Fremde hin und her. Und die Nacht war gekommen, und sie hatte dem Vater umständlich und geistesabwesend bei der Arbeit geholfen, so daß er sie schelten mußte, wenn ihr die Haspel aus den Fingern glitt oder sie den Fisch beim Angellösen nicht richtig hielt. Und als heute der Abend kam, dieser goldflutschwere Abend über dem Meer, da kam ja auch die Stunde wieder, in der gestern —

Ja, die Stunde kam — das Schiff aber nicht. Da verdunkelten sich Carmelas Augen und ihr Herz schlug unruhig. Denn sie war eben in den Jahren, da das Blut nach dem Manne ruft. Über dem Meer entzündeten sich die rotgoldnen Wunder des Untergangs. Aus dem Feuergrab legte sich plötzlich ein breiter

Strahlenteppich über das Meer bis zu den Füßen des lichtgeblendeten Mädchens; er erschien ihr wie eine feierliche Einladung, darüber hinwegzuschreiten, gerade auf das feuergoldene Himmelstor zu.

Die Maremme verdämmerte in fahle Schatten, aus denen, wie Landi sagte, die Fieberhexe herausschleichen würde. Aber Carmela brauchte nur Olivenharz anzuzünden, um die Hexe zu verscheuchen. Ihr gesunder, blühender Leib trotzte der aria cattiva. Wie oft lag sie in heißen Nächten vor der Mühle, ein dickes Wolltuch um den Leib gewickelt, und ließ den Mond in der Flut tanzen, während ihre Freundin, die Annunziata Forse, des Ölhändlers Tochter, ihre blitzblauen Liebeslügen herunterschnarrte.

Da stieg er jetzt empor, der Buhlen bleicher Geselle, gerade über dem Horn der Semprevisa. Lautlos wie eine Katze schlich er sich in sein mächtiges Reich.

Nun erhob sich Carmela. Sie hatte noch einen wichtigen Gang zu tun. In jeder Vollmondnacht mußte ihr zweites Amulett, ein Korallenhörnchen von rosigem Glanz, neue Zauberstärkung und Weihe erhalten, wenn es sie vor böser Liebe und allerhand Gebrechen bewahren sollte. Dazu mußte Carmela zur Zeit des Mondaufgangs das Korallenhörnchen auf einen Baumstumpf am Waldrand legen; die Holzfläche mußte mit Provatura, dem Büffelkäse, eingerieben werden, und im Innern des morschen Baumes mußten drei Kügelchen aus den zerriebenen Blättern einer Euphorbie und der Milch einer Büffelkuh gedreht, auf einem Nagel hängen, der aus einem gestrandeten Schiff stammte. Das zauberkräftige Zubehör hatte sich Carmela schon vor Jahren verschafft, das hing nun alles in einem hohlen Baum, zu dem sie jetzt die Schritte lenkte. Stickige Luft wehte ihr aus den dunklen Eichentiefen entgegen, der Brodem des Giftes braute über dem Wurzelwerk, und aus den Sumpflöchern quarrten leise die verschlafenen Hühner und Lurche. Vorsichtig legte sie den Talisman auf das morsche Holz und sprach einen selbsterdichteten Mondsegen über das Hörnchen.

Der Vater wartete, und der Calamaio auch. Die ganze Küste rüstete sich um diese Zeit zum nächtlichen Fang.

Eben als das Mädchen heimkehren wollte, ertönte ein dumpfes Gurgeln und Schnaufen im Sumpf. Dann schwoll es an wie dröhnender Schlachtruf; aber er jagte ihr keine Angst ein. „Pojo, Pojo!" rief sie ein über das andre Mal. Da platschte und spritzte es in der Dämmerung unter den Eichen. Und gleich darauf trottete ein klumpiger Büffel aus dem Schatten hervor und hielt schwer wie ein Lastschiff vor Carmela. Der Büffel war zahm und hatte Sinn für Gunstbezeigungen. Carmelas Ernst zerrann, wenn sie ihn sah, und sie ließ sich in

Neckereien und Tollheiten mit ihm ein. Sie zog ihn beim Schwanz und ahmte sein Gegrunze nach, seine ungelenken, schwerfälligen Bewegungen, flocht Eichenlaub um seine Hörner oder bemalte seine Augenknochen mit allerhand Farben.

Jetzt stellte sie sich mit gespreizten Beinen vor ihn hin und lockte ihn mit Laub heran. Er kam willig wie ein Hündchen zu den guten Händen getorkelt, neigte sein schwer gehörntes, borstiges Haupt mit den Triefaugen, und sie kraulte ihm das schwarze Stirnhaar und gab ihm dann einen gutgemeinten Schlag auf die Schnauze. Aus dem nassen, verspeichelten Maul schnaubte ihr der heiße Atem entgegen. Nun biß ihr die Sumpfluft in die Augen, und der Büffelgeruch stach ihr in die Nase. Sie schwang sich behend auf des Riesen Rücken. Dort saß sie mit wohliger Behaglichkeit, ließ die Beine zu beiden Seiten der fettgepolsterten Weichen herabbaumeln und warf den Oberleib auf den Nacken des Stiers, faßte bubenübermütig die Hörner an und lenkte nun den geduldigen Tölpel nach Hause.

Durch die tiefe Stille tappte der Büffel mit seiner leichten Reiterin dem Meere zu. So ging der Ritt im beginnenden Mondenschein dahin. Bei den Bootshölzern bog sie links ein auf den Weg zur Mühle. Der Strand war hier sehr sandig, das Meer seicht; es reizte Carmela, mit dem Tier in das schwarze Wasser hineinzutraben. Aber der Büffel bockte. Sie streckte ihren Oberleib nach rückwärts und zog mit ihrer kleinen Kraft die Hörner des trotzigen Gesellen zurück.

Da erschrak sie.

Vor ihren Augen glitt wenige Schritte vom Ufer die Barke mit dem schönen Schiffer vorbei; sie erkannte sie sofort an dem weißen, schief hängenden Segel. An den Mast gelehnt stand der fremde Mann regungslos, ein Steinbild. Und plötzlich hielt die Barke. Und das Mädchen vernahm eine Stimme, die klang wie aus dem Meer herauf, gedämpft und flüsternd, als spräche das Meer selbst: „Mich hat wahrhaftig die heilige Jungfrau hierhergeführt, daß ich dich schaue, süßes Kind. Alle Welt schläft, nur du wachst und ich." Hier hielt die Stimme inne, und Carmela sah, wie das Schifflein dem Ufer zusteuerte. Da erfaßte sie ein heilloser Schreck, und sie stachelte den Büffel zu einem wütenden Trab an. Atemlos hielt das Tier einige fünfzig Schritte vor der Mühle. Carmela drehte sich um, am ganzen Leibe zitternd. Und sie sah das Boot ganz fern im Mondenschein auf die Schatten des Colonnakastells zusegeln. Da glaubte sie, daß sie alles träume.

Es war nicht gut, daß Carmela Accolti in dieser wunderschönen Mondnacht ihren feisten Büffel ritt. Sie sah aus wie die Europa auf dem Stier. Es wäre besser gewesen, sie hätte

den Büffel in den Sumpfpolstern der Selva Nettuna schlafen lassen.

In dem Mauseloch — so nannte der Vater Gimani die alte Rumpelkammer auf dem Dachboden der Wolfsmühle, die zugleich Schenke war — sollte sich, wenn es nach dem Willen der Colonna gegangen wäre, um diese Stunde das Schicksal Roms vorbereiten. Hinter den verrammelten Gucklöchern, durch die kaum ein Strahl der untergehenden Sonne blitzte, saßen auf einem umgestürzten Faß bei dem Schein zweier von einem Balken herabhängenden Öllampen zwei struppige Männer, eben jene, die heute Ercole Landi mit dem Boot aus Terracina geholt hatte. Um sie herum lagerten ein paar Nettuner Bürger, Fischer und Knechte auf dem Boden, die dunklen Feuerköpfe, die bis zur Siedehitze erregt schienen, in den aufgestützten Händen verklammert, die glühenden Augen auf die Lippen der beiden Colonnadiener gespannt. Im Mauseloch lag eine Stickluft, von dem schwülen Mischgeruch von Zwiebeln, Fisch, Katzenkot, Orangenschalen, verbrannten Haaren und Öl durchschwängert. Auf verschiedenem Rumpelwerk lagen die Männer da, vor sich den Becher mit dem bernsteingelben Nettuner Wein, den der Hauswirt Gimani, auf seinem Gichtfuß humpelnd, von Zeit zu Zeit nachfüllte. Dem Wolfsmüller Gimani stand das alte, zerfurchte, zerrissene und vernarbte Gesicht, das wie eine leere Honigwabe aussah, in Flammen des Weins und der Begeisterung. Ercole Landi, der Leithammel der mißvergnügten Männer, saß zu Füßen seiner zwei Freunde aus Terracina und begleitete jedes ihrer Feuerworte mit einer großartigen Geste der Bestätigung, so daß es manchmal aussah, als wollte er sich die Arme aus den Gelenken schleudern.

Die zwei Männer auf dem Faß waren in unscheinbare Bettlerfetzen gehüllt. Es waren Vater und Sohn, beides treue Knechte der Colonna. Der alte Zoratti, fünfzig Jahre im Dienste des berühmten Geschlechts und seit dreißig Jahren Kammerdiener des verbannten Kardinals Giovanni Colonna, saß wie ein verrunzelter Silen auf dem Faß, das gebräunte Gesicht mit den weißen Haarfetzen in der Stirn in die linke Hand gestützt, mit der Rechten jedes Wort seiner Flammenrede mit südländischer Überschwenglichkeit begleitend. Dem jungen Andrea Zoratti, vor zwei Jahren noch Turmwächter auf dem Kastell in Nettuno, jetzt ebenfalls durch die Borgia nach Sizilien vertrieben, lohten die Feuer des Grimms aus den großen, blaugrünen Augen. Die Jugend bestand auch nur gegenüber dem eisgrauen Vater, denn Andrea war schon längst über die Wanderjahre des Lebens hinaus und lehrte daheim schon einen

siebzehnjährigen Sohn, wie man für die Ehre der Colonna, des alten Ghibellinengeschlechts, die Waffen führt.

„Das Maß ist voll“, beendete Vater Zoratti seine Lästerrede auf den Papst Alexander VI. „Der Himmel wird die Strafrute schwingen, aber wir sind es, die ihm dabei helfen müssen.“ Sein blitzendes Greisenauge winkte dem Sohn zu, auf daß er spreche.

Unter den horchenden Männern von Nettuno entstand eine Bewegung. Der Alte hatte ihnen aus dem Herzen gesprochen, er hatte die Leiden seines Herrn geschildert, der seit sechs Jahren verbannt war. Und nun schien die Zeit herbeigekommen zu sein, denn aus Sizilien schwärmten in den letzten Wochen die geheimen Sendlinge der Colonna verkappt und vermummt in den latinischen Landstrichen umher, spürten und tasteten in die Stimmung des unterdrückten Volkes und versuchten den Brand des Aufruhrs in die Herzen zu werfen. Aber die Borgia waren auf der Hut.

Da streckte sich einer der Zuhörer mit dem Oberleib fischschnell empor. „Haben wir es nicht vor Augen, das Schreckensregiment des Alexander Borgia?“

Und Ercole ballte seine Fäuste. „Haben sie nicht meinen Bruder in Bagliano gefangen, weil er verdächtig war, einen Colonnabrief den Conti zugetragen zu haben? Und haben sie ihn nicht gefoltert, bis er gestand, was gar nicht wahr war?“

Und ein junger Fischer, dem die Zähne blitzten, kroch an das Faß heran und spie seinen Geifer gegen die katalanische Wirtschaft, wie man das ganze Treiben der Borgia nannte, von sich. „Bluthunde sind sie! Die Blutsteuer wird von Tag zu Tag höher, und jetzt haben sie uns in Nettuno die Zwingburg errichtet, auf der des Papstes Vogt, der wütende Aquasparta, unsre Daumen foltert. Sechzehn unterirdische Gefängnisse, halb mit Meerwasser gefüllt, harren dort auf die ärmsten Opfer aus den Reihen der Colonna. Und jetzt wird das Maß überlaufen, denn man erwartet Cesare Borgia, des Papstes schrecklichen Sohn, in Nettuno. Dann gnade uns Gott und die Jungfrau.“

Da ging leise die Tür. Ein Lichtstrahl der roten Sonne flüchtete über das erhitzte Gesicht des Eisenhändlers Balbo, der in das Mauseloch hereinjagte und die Tür hinter sich zuwarf. „Cesare Borgia kommt nach Nettuno! Mit Mordhänden, an denen noch das Blut seines Opfers klebt!“

„Was ist geschehen?“ brausten die siedenden Köpfe auf. Und der alte Gimani griff mit seinen stangendürren, nackten Armen nach des Händlers Schultern.

„Wer ist ermordet?“

„Der Sekretär des Papstes, der Bischof Lazzaro Troccio!“

Balbo ließ das Entsetzen nicht ausfluten und warf neue Nahrung in die erregten Gemüter. „Troccio soll geheime Verhandlungen zwischen dem Papst und Spanien an Frankreich verraten haben. Cesare kommt darauf, will ihn verhaften lassen, Troccio bekommt Wind, schifft sich ein, wird jedoch von pfeilschnellen Galeassen bei Korsika eingeholt, er wehrt sich wie ein Verzweifelter, sein Schiff wird in den Grund gerannt, er selbst von den Würgern Cesares ohne Verhör ermordet. Der Papst läßt das Gerücht aussprengen, Troccio habe sich selbst erdolcht aus Kränkung darüber, daß er nicht auf der Liste der neuen Kardinäle stand."

Ein prasselndes Hohngelächter erschütterte das Mauseloch.

Einer der Fischer mit einem echten Furbazzogesicht, mit dem der Römer gewiegte Schelme bezeichnet, ballte die von Seilen zerfurchte, zerschnittene Faust. „Der Bischof hatte eine gefüllte Geldtruhe, und darum mußte er daran glauben wie der Kardinal Michele, den sie vor zwei Monaten vergiftet haben, worauf einhundertfünfzigtausend Dukaten in den großen Mordsack des Papstes wanderten. So ist es dem Kardinal Orsini ergangen, dem Ferrari, dem Santa Croce und vielen andern."

„Und nun paßt auf, wie die letzten Colonna, die noch in Nettuno hausen, lange Beine bekommen werden, wenn Cesare Borgia naht", sagte ein nach Teer und Zwiebeln riechender älterer Mann.

Balbo hatte sich unterdessen zwischen die zwei Zoratti auf das Faß geworfen. „Trachtet noch heute das offene Meer zu erreichen, wenn euch euer Leben lieb ist", warnte er.

„Nein, nein, wir haben unsern Auftrag", sagte der alte Zoratti. „Und wer seinem Herrn dient, ruht nicht, bis der letzte Apfel vom Stamm gefallen ist."

Balbo zog die Köpfe der Nächstsitzenden an sich heran. „Seht, die Gelehrten von Rom sollen es gefunden haben, daß vor undenklichen Zeiten unter der Ätnaglut ein böser Dämon gehaust hat, Typhon nennen ihn die Gelehrten, der hat mit der Schlange Echidna furchtbare Menschenungeheuer erzeugt, der schrecklichste der Abkömmlinge aber ist Cesare Borgia. Er ist schön wie der Marmorgott, den sie bei Ostia jüngst gefunden haben, und die Frauen, die in seinen Armen liegen, kommen von seiner Liebe nicht los, denn sie hat Basiliskenglut."

Die Leute saßen mit gespannten Nerven da. „Erzähl uns noch vom Papst, Balbo", bat Gimani und schenkte dem Eisenhändler das Maß übervoll, daß der gelbe Wein duftend auf die Erde tropfte.

Ein Fischer mit einer schwarz behaarten, bronzebraunen Brust, die das Hemd sprengte, griff nach den rauhen Händen Balbos. „Du weißt es, du kommst jeden Monat nach Rom, und dein Sohn ist beim Kardinal Rovere bedienstet gewesen, der da jetzt in Frankreich verbannt ist."

„Ja, wenn wir den wieder hätten, den Kardinal Rovere!" nickte mißmutig der Eisenhändler. „Dann wackelte dem Papste die Tiara auf dem Haupte. Rovero ist der größte Feind der Borgia gewesen."

Der schmale, verfaltete Hals des alten Gimani streckte sich wie ein Flamingoschlauch vor. „Erzähl uns von Borgia", baten seine blutleeren Lippen. „Ist es wahr, daß der Papst nach Nettuno kommen soll?"

Balbo nickte. „Er will sich das hergerichtete Kastell besehen und der Messe am Johannestag beiwohnen, die der Kardinal Ilerda zelebrieren wird. Und Cesare soll an dem Tag einen Faustkampf mit dem stärksten Mann von Nettuno, dem Schmied Tignosi, bestehen, und alle Mädchen und Frauen sind auf das Schloß geladen zu einem großen Essen —"

Die Zoratti, die durch des Händlers reichliche Neuigkeiten zum unfreiwilligen Schweigen verurteilt worden waren, sprangen jetzt auf. „Das alte Blendwerk der Hölle!" rief der alte Vasall der Colonna. „Das Festessen wird der Fischteich für Cesare sein, dort fängt er seine schönen Karpfen. Seht diese grauen Haare, sie haben viel erlebt, manche Fehde mit dem Orsini, Conti und Santa Croce, aber sie sind erst grau geworden über der Schmach der eigenen Tochter, die einem Kardinal Borgia in die Arme fiel vor zehn Jahren. Nun kommt an euch die Reihe. Für die Lüste des Papstsohnes habt ihr eure Töchter großgezogen, Nettuner, in einer einzigen Nacht wird sich die Schande über euer Haupt ergießen. Wollt ihr es erleben?" Der alte Leib hatte sich hoch aufgerichtet, das Auge sprühte das Feuer der Empörung, die Lippen zuckten und die Hände dräuten zum Himmel.

Da klopfte es dreimal an die Tür. Gleich darauf rief draußen eine dünne Stimme: „Chi dorme non piglia pesci! Wer schläft, fängt keine Fische!"

Alle Mienen verzerrte die Angst. Nur die Zoratti, die das Losungswort erkannt hatten, horchten mit freudig gespannten Gesichtern auf, und der junge Andrea sprang zur Tür, riß sie auf und stürzte vor einer männlichen Gestalt nieder, die jetzt im Zwielicht zwischen den Pfosten stand, eingehüllt in einen Hirtenmantel, einen grauen Schlapphut auf dem Kopf, die Beine in Strümpfen aus Ziegenwolle und von braunen Bändern umschnürt, die Füße in den spitzen, durchlöcherten Ciocien aus Eselshaut steckend, ein Hemd aus grober, schmutziger Leinwand

auf dem Oberleib. Das junge Gesicht war durch vulkanischen Staub, den der Schweiß zu Klumpen geballt hatte, völlig entstellt. Nun trat der Fremde, von dem verzückten Andrea geleitet, in den bescheidenen Lichtkreis der Lampen, warf den Hut ab und wischte sich mit dem Mantelfetzen Staub und Schweiß vom Gesicht. Da warfen sich die verblüfften Männer plötzlich mit Ausrufen der Freude auf die Knie.

„Herr! Herr! Herr!" stolperte die Freude ungeschickt und zärtlich zugleich aus den Brüsten. Und die Hände zerknüllten den Mantel und streichelten ihn, als wäre er eine heilige Reliquie. Der alte Zoratti aber bot mit zitternder Hand dem Fremdling den Sitz auf dem Fasse an, während Gimani die Treppe hinabtorkelte, einen Stuhl für den ehrwürdigen Gast zu holen und das Frauengelichter aus allen Mühlenwinkeln hervorzuscheuchen, damit es auf der Wacht sei und niemand mehr einlasse in die Wolfsschenke, denn es sei dem Hause großes Heil widerfahren, das freilich zugleich Gefahr bedeute, wenn ein Unberufener dahinterkäme, wer in diesen armseligen Mauern eingekehrt sei. Und ganz verklärt murmelte er, den Stuhl bringend: „Oh, diese Ehre, diese unverdiente Ehre! Vespasiano Colonna läßt sich herab zu dem Hund von der Wolfsmühle! Vespasiano Colonna!" Er hätte den Namen des Heilands nicht ehrfürchtiger aussprechen können.

Der junge Herr aus dem alten Geschlecht stand noch immer gerührt unter der Bedrängnis einer überströmenden Verehrung seiner einstigen Dienstmannen.

„Legt mehr Bretter vor die Luken, daß man unser Licht nicht sieht", sagte der Colonnajüngling mit seiner glockenhellen Stimme.

Ein Fischer stellte Faßdauben vor die Spalten der Fensterbretter. Und nun sahen alle auf die künstlich entstellten feinen Adelszüge des jungen Menschen, der noch vor zwei Jahren mit seinem Oheim Prospero, dem berühmten Kriegsmann, Eigner des Kastells von Nettuno gewesen war. Ja, das waren noch Tage ohne Knechtung gewesen, denn die Colonna waren in allen Landschaften südlich von Rom gar freundliche Herren, und die Bauern arbeiteten ohne Hochdruck für ihre Kastelle, der Wein wurde gern gezinst, und wenn des alten Prospero Kriegergestalt einmal im Jahre von Ort zu Ort ritt, um die Fechsung zu besichtigen und die Weinlese mitzumachen, dann gab es Freudentage für die Colonnabauern. Sie waren keine übermütigen Herren und kannten nur eine Leidenschaft: als Stämmlinge der alten Kaiserpartei der Ghibellinen den Papst und seine Orsini zu bekriegen. Im ganzen südlichen Latium saßen ihre Vögte, und ihre Kastelle schimmerten von den sabinischen Bergen ins Tal des Sacco hinab. Die edelsten Jüng-

linge aus den kleinern Geschlechtern Roms dienten ihnen, und alles schwache und vom Papst verfolgte Volk verband sich mit ihnen zu heimlichen Trutzbündnissen. Spanien hatte an ihnen eine treue Stütze, und das Haus Aragon in Neapel war lange Jahre mit ihnen verbunden. Da ereilte sie ihr Schicksal. Den diplomatischen Künsten Alexander Borgias und seines Sohnes Cesare gelang es, sie zuerst an sich zu ziehen, um sie dann um so sicherer zu verderben. Mit Hilfe der Orsini wurde der Colonna Einfluß zuerst geschwächt, und eines Tages rannten die päpstlichen Truppen Sturm gegen alle Colonnaburgen. Die Bergfesten wurden auf zwei kleine Borgiakinder verteilt, Nettuno, das Meerkastell der Colonna, erhielt der kleine Rodrigo, der Sohn der Papsttochter Lukrezia Borgia.

Das Kastell Nettuno hatte einst Papst Martin V., der einzige Papst aus dem Hause der Colonna, gleichzeitig mit Astura von den Frangipani käuflich erworben, und seitdem hatte es im friedlosen Wandel der Zeiten unbekämpft dagestanden.

Nach dem Heimatschloß, dessen Mauern nun von einem fahlen Licht umsponnen wurden, spannten sich jetzt die sehnsüchtigen Blicke Vespasianos, der mit müde gewanderten Füßen, bestaubt und verschmutzt, in das alte Wolfsloch geschlichen kam. Aus Neapel hatte er sich bis in das Patrimonium als Schafhirt verkleidet durchgeschlagen, war schon bis nach Rom gelangt, hatte dort einen allzu heißen Boden gefunden, war vielen Borgiasöldnern begegnet, und hatte dann endlich, am Rand der Pontinischen Sümpfe vorwärtsschreitend, Nettuno erschaut. Als es zu dämmern begann, war er in die verrufene Wolfsmühle, aus der die getreuesten Colonnasöldlinge stammten, geschlichen, um den Vater Gimani zu begrüßen und dort das Saatgut seines Willens zu bestellen.

Nun grüßte ihn durch die Rundung einer Luke das blasse Gemäuer seiner Vaterburg. Sein Vater selbst war längst tot, die Mutter unter dem Schutz treuer Freunde in Taormina.

Mit gesenktem Antlitz, wie ein im Gebet Versunkener, ließ er die Kindheitsschauer aus den Mauern der Burg herüberwehen in sein Herz. Wenn er den Blick anstrengte, sah er die kleinen, zerbrochenen Zinnen, wo er seine Kinderpfeile verschossen hatte, sah das kleine Seitentor, durch das er mit anderen Knaben auf den Strand hinabgestürmt war, um Seeschlachten zu spielen und die aus Sand geformten Sarazenentürme zu zerstören. Auch auf dem Boot hatte er Mädchenschultern geküßt und manch zarte Blume geknickt.

„Daß wir Euch nur wieder haben!" wimmerte der alte Gimani kniend, während er dem Herrn die Hand küßte. Man wußte nicht, ob er weinte, denn seine Augen waren immer vertränt, als wären sie von Meerwasser vollgesogen. „Blaß seid

Ihr geworden, edler Herr, als hättet Ihr unser Fieber in den Knochen."

„Das Leben fern der Heimat macht blaß, Alter", sagte der Colonna mit verfinsterter Stirn. „Wie geht es euch, Leute? Der Kardinal läßt euch grüßen."

„Du bist Balbo, der Eisenhändler, nicht wahr?" wandte sich Colonna an den lebhaften Nettuner.

„Habe ich Euch doch die Reifen geschmiedet", lachte Balbo, „und manch zerbrochenes Spielzeug ganz gemacht. Glaubt uns, Herr, seit die Colonna verjagt sind, wollen unsere Maulesel nicht mehr recht fressen, über den Wein kommt die Reblaus, die Ratten vermehren sich, die Schiffe scheitern, weil das Leuchtfeuer von Anzio oft verlöscht, und niemals noch schwammen so viele tote Fische im Meer wie jetzt. Ihr kommt von Rom, edler Herr?"

Vespasiano nahm einen tiefen Schluck aus dem grünen Steinkrug, den ihm der Wolfsmüller gereicht. „Rom liegt im argen. Ich habe Cesare Borgia gesehen, und ihr werdet ihn am Johannesfest auch sehen."

„Wenn Cesare durch die Straßen geht", erzählte Vespasiano weiter, „hat er einen dreifachen Ring von Leibwächtern um sich, denn auch er hat Grund, vor ganz Rom zu zittern."

„Wie sieht er aus?" rückte die Neugier Ercole Landis hervor.

„Schön wie ein Erzengel Peruginos und stark wie Simson. Vor acht Tagen ist nur die Hälfte eines Prälaten auf der Engelsbrücke gehangen, und Cesare Borgia ritt vorbei und bekreuzigte sich mit einem Lächeln. Die Orsinischlösser sind gefallen, von den Mauern baumeln noch die Leichen der Vögte, und ihr habt wohl auch von der tapfern Tiziana de' Calvi gehört, die ihre Burg in die Luft sprengte, um Cesares Giftkuß zu entgehen. Blut und Rauch sind die Wahrzeichen der Borgia. Cesare hält das Heft in Händen, er ist Herzog der Romagna geworden und will bald König der Welt werden oder Papst von Teufels Gnaden. Alle göttlichen und menschlichen Rechte hat er gebrochen und hat das schwankende Schifflein Petri, auf dem der ohnmächtige Steuermann Alexander sitzt, in den Sturm hinausgetrieben, daß es keinen sichern Hafen mehr finde. Er ist unangreifbar wie ein Igel, unausrottbar wie ein Rattenkönig, und wenn man nicht unter seiner blutigen Größe zu leiden hätte, müßte man sie bewundern."

Balbo wurde rot vor Neugierde. „Und was ist mit der Parisina?"

„Cesare wird, wenn er die Laune dazu hat, die Kurtisane vielleicht zur Herzogin adeln. Aber Freunde, ich bin nicht wie der Dieb in der Nacht gekommen, um euch von den Gelüsten unseres Todfeindes zu erzählen, sondern um euch zu fragen:

Wie lange noch wird eure Langmut währen?“ Wieder warf er durch eine Spalte seine sorgenden Blicke in die Nacht hinaus.

„Habt keine Angst, edler Herr“, beruhigte ihn Gimani. „Die Hunde schlagen rechtzeitig an, und bei der Tür steht meine Nanna, die hat Wolfsaugen und sieht Euch bis in das Augenweiße des Burgtürmers. Herr, wenn's an uns läge, wir brächen lieber heut als morgen in die Burg und spießten den Aquasparta auf der höchsten Zinne auf.“

„Ja, ich weiß, der Bluthund gießt die Schale des Borgiazornes über alle Colonnadiener aus, aber er ist ebensowenig wie Cesare mit gewöhnlichen Waffen zu schlagen. Und dann aber — wo sind die Helden, die sich an seinen Leib wagten? Von Rom ist kein Heil mehr zu erwarten, denn es besteht aus Schwärmen von Prälatenknechten, Sykophanten, Pharisäern, Bullenschreibern und im Müßiggang geschulten und von den Papstlastern angesteckten Tagdieben. Aber seht, hier am Meer haust noch ungebrochene Kraft, — oh, rückt ganz nahe heran, Freunde, seht, ihr seid auf den Ruf des braven Ercole Landi zusammengekommen, um eurer Landsleute Not in eure Hände zu nehmen. Die Besten und Treuesten von Nettuno hat er aus den Löchern der Dürftigkeit herausgekitzelt, um mit ihnen den Weg der Befreiung zu beraten. Nun bin ich unter euch und frage euch, ob ihr mir euer Schicksal anvertrauen wollt.“

Die beschwörenden, mit Schwielen bedeckten Hände griffen nach seinem Hirtenfell.

„Edler Herr, jagt uns aufs Schloß, und wir töten Aquasparta!“ rief ein Fischer.

„Sachte, sachte, Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden, und man sagt, der Fisch stinkt vom Kopf. Was hülfe es euch, wenn ihr Aquasparta beseitigt? Wenn ihr Aquasparta treffen wollt, müßt ihr Cesare treffen. Und trefft ihr Cesare, trefft ihr auch den Papst, und damit stürzt das ganze Teufelsregiment in Trümmer.“

Die Blutgierigen fletschten die Zähne, als wollten sie Granit zerbeißen. „So treffen wir Cesare Borgia!“ schnellte die aufgestachelte Wut Ercole Landis heraus.

Alle Gesichter fieberten in Erregung. Der Rachedämon im Herzen Vespasiano Colonnas hatte leichtes Spiel. Aber er, der gebildete, überlegene Kopf arbeitete feiner als die allzu leicht beweglichen Herzen seiner Parteigänger. „Ihr wollt also die Hellebardenmauer der Spanier durchbrechen, ihr, die armen Lazarusse, die waffenlosen Knechte? Seid klug wie die Schlange und einfältig wie die Taube. Man sagt, Cesare soll einen demantnen Helm in den Schlachten tragen, und wer den in die Hand bekäme und ihn mit Bocksblut erweichte, könnte den Herzog niederstoßen. Freilich, das Leben jedes einzelnen

von euch ist so kostbar, daß man es nicht nutzlos dahinopfern sollte." Mit klügelnder Berechnung schmeichelte er dem Menschenwert dieser Lumpen, und dankbar blickten ihn ein paar Augen an. Es war ja so leicht, ihre Herzen zu erregen. Der Papst schwelgte in Tafelfreuden, und sie lebten in Steinlöchern und würgten Kürbissuppe und Brot hinunter.

Vespasiano tat, als zermalme er einen Gedanken. Dann blickte er das Dutzend Gestalten mit wägender Miene an. Es war keiner unter ihnen, dem er das Opfer zutrauen könnte. Auch Ercole Landi nicht, denn wenn er noch verlobt war wie vor zwei Jahren, dann — da flammte ein Strahl durch Vespasianos Gedanken. Hatte Ercole nicht das schönste Mädchen Nettunos zur Braut? Wie hieß sie nur gleich? Und nun schlug er dem in Verschwörungsgedanken vergrabnen Fischer auf die Schulter, daß er zusammenschreckte. „Hör doch, Ercole, du hast dein Mädchen doch lieb, die schöne — ach ja, die schöne Carmela Accolti?"

Den Burschen überlief es heiß. „Wer mir die Carmela antastet, wird zu Fischfutter zermalmt", sagte er prahlerisch.

Da knurrten die Hunde. Gimani sprang herbei und hielt ihnen die Mäuler zu. Im nächsten Augenblick klang es draußen durch die beginnende Mondnacht wie ein geisterhafter Ruf, der leise anschwoll, verhallte, sich wieder erhob und näher kam.

Die Fischer rissen sich aus dem Bann der Aufruhrstimmung, und alles drängte zur Luke, wo man die Bretter wegriß. Ein schiefbuckliger Geselle mit einem dunkelroten Weingesicht flüsterte: „Die Sibylle! Die Sibylle!"

Vespasiano kannte das unheimliche Weib, das im Geruch einer halb heidnischen, halb heiligen Macht stand und sich im Tuffgestein am Meeresstrand eingegraben hatte, um Gottes Weisheit zu ergründen und in den ernsten Zeitläuften die Gewissen der Küstenbewohner aufzurütteln. Schon unter dem Papst Innozenz VIII. saß sie spinnengrau und vertrocknet in der Tuffsteinhöhle, die mit den Resten eines halb im Meer versunkenen Peristyls angefüllt war, und handelte mit Weisheit, welche sie, als sie noch lesen konnte, aus einer kostbaren Bibel und aus anderen geheimnisvollen Handschriften hervorholte. Es hieß, sie stamme aus edlem Haus und wäre zur Zeit der avignonischen Päpste in eine dunkle Liebesgeschichte verwickelt gewesen, bei der auch politischer Verrat und allerhand Spuk mitgespielt haben sollten. Ihr Wissen war tief, und von den eleusinischen Geheimnissen, sagte man, wisse sie auch mehr, als einem ehrlichen Christen ziemte. Wenn die sonderbaren Gelehrten aus Griechenland an den alten Villenstrand kamen, um Ausgrabungen zu machen, hielten sie oft Zwie-

sprache mit der wunderlichen Greisin. Vespasiano erinnerte sich der Zeiten, da er selbst von ihr manchen Segen geholt, bevor er in ein Orsinigefecht gezogen; ja, gar manchen Liebeshandel hatte er von ihrer Prophetie abhängig gemacht, die sie unter Zuhilfenahme einer geheimnisvollen Rauchpfanne über einem Eisengestell von sich gab.

Nun hörte man den Klageruf der Greisin nähertönen, und Vespasiano erblickte im bleichen Mondschimmer die von zwei zwerghaften Männchen begleitete Gestalt der Sibylle wie einen grauen Schatten aus dem Orkus daherhumpeln.

„Führt sie herauf", befahl Vespasiano.

Da schnellten zwei junge Burschen hinunter, und bald darauf schleppten sie die alte Krähe mit zwei possierlichen Zwergen in das Mauseloch.

Auf der Schwelle der Kammer hielt der Fuß der halbblinden Greisin inne. Gimani wollte sie auf eine alte Truhe niederdrücken, aber die Sibylle hieb mit erstaunlicher Kraft mit ihrem Stock auf das morsche Ding los, daß die Umstehenden beiseite sprangen. Dann nahm sie die Zwerge bei den Händen, drückte ihre viereckigen, verrunzelten Wasserköpfe gegen ihre Lenden und tappte mit ihnen langsam über den geziegelten, roten Boden bis zur Luke. Man wußte nicht, führte sie die Zwerge oder wurde sie von ihnen geführt. Sie humpelten wie gichtbrüchige Kranke, stützten sich ebenfalls auf Arbutusstöcke und hatten verzwickte Gesichter, von Pergamenthäuten umspannt.

Die Sibylle stand jetzt bei der Luke. Es schien, als tauchte ihr überirdischer Blick in die dämmernde Helle der Nacht. Das graue, togaartige Linnen, von einem Geißelstrick über den Hüften zusammengehalten, schlotterte um ihr Knochengerüste in unzähligen Falten und erhöhte das Geisterhafte ihrer Erscheinung. Um den Hals schloß sich das Gewand mit einer brandroten Krause, so daß es aussah, als leuchtete dort eine breite Strangulierungsnarbe. Die spitze, kreideweiße, dünnflügelige Nase saß wie ein Fremdkörper in dem umbrabraunen skelettierten Gesicht, und das glanzlose, halb erloschne Augenpaar gab diesem nur den Ausdruck einer Totenmaske. So stand sie wie ein erdfremdes Wesen, vom Hauch einer Unsterblichkeitswelt berührt, vor den Verschwörern.

Vespasiano näherte sich ihr wie einem kostbaren Tabernakel. „Was treibt dich, Sibylle, wehklagend durch die Nacht?" fragte er leise, als fürchtete er, ihr morsches Wesen könnte vom Schall seiner Stimme zerbrechen.

Ein abermaliges Wimmern, wie ein langgezogener Windharfenlaut in die Herbstnacht tönend, antwortete ihm. Und die Zwerge stielten ihre Augen, als wollten sie dem Frager miß-

trauisch auf den Grund seiner neugierigen Seele schauen. Dann legten sie wie flehend die bamstigen Hände ineinander, und der eine mit dem bartverwilderten Gesicht knurrte in einem schlechten Italienisch: „Nur fragen, was notwendig ist.“

„Ist euch ein Unglück zugestoßen?“

„Man hat uns aus der Höhle gejagt“, klagte der zweite Zwerg, dessen Stimme denselben knarrenden Klang hatte, als wäre er der Zwillingsbruder des Wichtes.

„Wer hat euch verjagt?“

„Spanische Knechte mit Spießen“, antwortete der erste wieder, und so wechselten sie sich regelmäßig im Antwortgeben wie abgerichtete Sklaven ab.

„Was haben euch die Knechte getan?“

„Ein Gebot des Papstes jagte uns davon.“

„Warum?“

„Weil unsre heilige Magd des Herrn des Papstes Tod verkündigt hat.“

„Warum hat sie dies getan?“

„Sie konnte nur sagen, was sie gesehen.“

„Was hat sie gesehen?“

„Schwarze Vögel flogen über den Vatikan — wehe!“

„Und der Tod in einer schwarzen Katzengestalt zögerte mit dem Sprung auf des Papstes Brust; er tat den Sprung aber doch!“

„Und in der Nacht, da sie dies sah, glühte das Blatt der Bibel, auf welchem verzeichnet steht das Wort des Zacharias: Und siehe, es wird ein Mann kommen, der heißt Zemach, unter dem wird gebaut werden des Herrn Tempel, und er wird sitzen und herrschen auf dem Thron.“

„Und es hüte sich der Papst vor einem der zweiundvierzig ägyptischen Unheilstage!“

Vespasiano näherte sich ihr und erfaßte vorsichtig ihre Hand.

Da formte sich aus dem Gewimmer ein verständliches Wort. „Wer — sind — die Männer?“

„Es sind gute Freunde von dir“, sagte Vespasiano, „die mit denen, die dich vertreiben wollen, nichts gemein haben. Wo willst du jetzt hin, Sibylle?“

„In den Garten Gottes, Mann“, erwiderte die dünne, gläserne Stimme.

„Du hast noch zu leben, wir werden für dich sorgen, der Wolfsmüller wird dich in seinem Hause halten wie einen Splitter vom heiligen Kreuz.“

Der Hauswirt beteuerte mit einer hündisch-kriecherischen Gebärde, daß er gewillt sei, es so zu halten. Die Sibylle tastete mit der Hand nach dem jungen Sprecher. „Das ist — das ist —

eines Menschen Hand, der Großes im Sinn hat. Du bist aus dem Geschlecht derer, die da waren."

Der Colonna hörte das Blut wallen über den Spürsinn der grauen Frau. „Es ist so, wie du sagst, Sibylle. Künde mir, ob mein Wille gesegnet wird."

Da ging es wie ein wellenförmiger Krampf durch der Alten Leib, sie wand sich in Schmerzen, ihre Finger verbogen sich, und die blauen Aderstränge an den Händen traten wulstig hervor und schienen zu bersten. Der gespenstische Kopf erhob sich truthahnartig aus dem brandroten Halsgeschnüre, die weißen, spärlichen Strähnen starrten wie kleine Spieße nach allen Seiten, die glanzlosen Augen bekamen einen hellen Schimmer, als zerflössen Pupillen und Iris in der Gallertkugel, und die Lippen gaben in einem seltsam fremden Ton das Gesicht der Seele kund: „Die Zeit vollendet sich gegen Morgen — über Vater und Sohn leuchtet eine Flammenschrift — unlesbar — und Cesare Borgia —" Sie hielt wie im Grauen vor der Vision inne, und über ihren Mund zog sich ein leichter Schaum.

„Was ist mit Cesare Borgia?" Vespasiano ergriff wie mit Geiergier die Hand der Sibylle.

„Ein Werkzeug — göttlicher Rache — seh ich reiten — auf einem Stier — ein Weib mit schwarzem Haar — und in Nettuno — geht auf die Saat — des Giftes — Weh mir! Heil euch! Europa reitet auf dem Stier — ich sehe Blut — ersticke, Weisheit der Amalthea! Ersticke!" Die letzten Worte erstarben schon in einem Lallen, das keine Deutung mehr zuließ. Kraftlos fielen die Arme herab, und wie eine durch tückischen Zauber verwelkte Blume hing sie an dem Stuhl und schien zu vergehen. Die Zwerge, die solche Schauer gewohnt zu sein schienen, standen regungslos wie zwei versteinerte Schildwachen neben dem erschöpften Gespenst.

Die Zoratti fuhren mit nassen Tüchern über ihre Stirn. Man bettete das Weib auf dem Steinboden, Ercole brachte Tuchwerk und Essig.

Plötzlich schrillte unten eine weibliche Stimme; es war ein Kreischen wie nach einem Schreck. Vespasiano wandte sich zur Luke, die ein Stück der mondhellen Landschaft kreisförmig ausschnitt.

Da gewahrte er ein seltsames Bild, das ihn mit leisem Grauen erfüllte und ihn erbleichen machte. Durch die grünlich-silberne Nacht ritt auf dem Rücken eines Büffels ein Mädchen mit schwarzem Haar. Europa auf dem Stier. Das Wort der Sibylle schien Fleisch und Blut zu werden.

Näher und näher ritt das Mädchen auf die Mühle zu. Vespasiano erkannte jetzt Gestalt und Gesicht. Das war sie, die schöne Carmela Accolti. Vor der Tür unten ging das Frauen-

gekreisch in Gelächter über. Aber Vespasiano lachte nicht. Er zog Landi zur Luke hinüber.

„Die Närrin!“ lachte der Fischer etwas verärgert.

„Die Retterin!“ meinte Vespasiano mit bedeutsamem Ton. Und Ercole riß das Auge auf. „Die?“ fragte er blöde. „Nichts für ungut, aber Ihr seid krank, edler Herr.“

Aber Vespasiano Colonna war nicht krank. Sein gesundes Gehirn schoß seine Pfeile in das Bild dieser dunklen Reiterin in der Mondnacht.

Die Sonne warf ihr goldnes Feuer über die kleine Stadt. Meer und Himmel ertranken in Blau. Aus den engen Krummgassen mit den zerbröckelten, zerrißnen Häusergesichtern drängten sich die Menschen auf den Platz vor dem Kastell, wo die kleinen Palazzi der alten Colonnavasallen und ein paar elende Häuser standen, zwischen denen die Zinnen eines Wartturmes aufragten. Die meisten Dächer fielen hofeinwärts ab, so daß der Abschluß gegen den strahlenden Himmel auf der Gassenseite ein Mauergesims oder eine Zinne bildete.

Auf dem ungepflasterten Platz, wo das zusammengetretene Gras in rostbraunen Büscheln unter den Sonnenpfeilen welkte, hatten sich die Leute zusammengeschart, und von Mund zu Mund sprang das bange Wort: Die Borgia kommen. Aber es lief noch eine andere Botschaft durch die Menge des Marktvolkes, das hier schnatternd die Geschäfte abwickelte und die Neugierde spazieren führte. Das Johannisfest stand vor der Tür, und der Papst wollte es selbst begehen.

Da standen die grell gekleideten Frauen von Nettuno, feueräugig oder mit schwermütigem Blick, Brust und Kopf mit eitlem Tand behängt, das schwarze Haar von dem gold- oder silbergestreiften Deckeltuch gekrönt, das über die stolze Stirne hervorragte; und die jungen Mädchen im roten Jäckchen und goldbordierten roten, veilchenblauen oder lauchgrünen Rock, gestikulierend und klatschend. Eben schwatzten sie sich die Lunge aus über das Gebot, das heute morgen mit Trommelschlag auf dem Platz von spanischen Reitern verkündet worden war, und reckten die Hälse nach den reich verzierten Mauleseln, die, von Rom kommend, allerlei Gerät nach dem Kastell der Borgia schafften, nach den galonierten Dienern und Knechten, die staffelweise in die Stadt gezogen kamen. Die Fischer drängten sich mit den Körben zu den geschwätzigen Weibern durch, und manchmal gellte ein Fluchhagel in die Glut, wenn Weib und Mann aneinander gerieten. Braune Hirten mit Schafpelzen, sonnverbrannte Gestalten aus den Volskerbergen, die ihre Einkäufe machten, wanderten, begleitet von ihren weißen Hunden, mit schlappen Schritten durch die

Menge und warfen buhlende Blicke nach den Stadtmädchen, die ihre braunen Leiber geschmeidig wie Angorakatzen in der Sonne wiegten und mit ihrem von prallgelben Blüten durchsteckten Rabenhaar die Bergmänner kokett herausforderten.

Die Händler brachten neue Mären von Rom. Da war einer, den die ängstlichen Nettuner förmlich belagerten. Das war der lange Simone mit den Taschenmessern. „Wartet nur, sie werden euch den letzten Büffel wegführen, die von Rom, so wie sie es denen von Sermoneta gemacht haben."

„Oh, mein guter, schwarzer Büffelstier!" stammelte ein Nettuner Krämer.

„Was hast du Angst?" herrschte ihn ein andrer an. „Mit Jammern ist uns nicht geholfen. Ihr seid alle Schlafmützen, von der Sonne verdorrt oder von dem Fieber zermürbt."

„Und ich sage, man muß alles ringsumher töten, damit Cesare Borgia eine Wüste findet", riet ein andrer weißer Mann.

Ein Zwerglein sagte: „Cesares Schergen ziehen von Ort zu Ort, die schönsten Mädchen von Latium zu suchen."

„Ich schlage vor, daß wir, um den Herzog versöhnlich zu stimmen, ihm alle Madonnenbilder durch Jungfrauen in feierlicher Prozession entgegentragen lassen", meinte ein Pfiffikus.

„Dann nimmt er Bilder und Jungfrauen und schickt nur die Bilder unversehrt zurück", lachte im Gelächter der andern der lange Simone.

„Spottet mir den Herzog nicht", mischte sich ein Söldling hinein, der unter ihm gedient hatte. „Er hält strenge Mannszucht, er plappert nicht soviel wie ihr, sondern er handelt. Im Lager vor Faenza lag er einst im Gras. Da kam eine Giftschlange gekrochen, alles sprang auf, nur er blieb liegen und bannte die Schlange mit seinem Blick. Ein Söldner wollte sie endlich töten. Da sagte Cesare: ‚Willst du töten, was ich begnadigt habe!' Und gab ihm einen Backenstreich, daß er umfiel."

„Ja, ja, der Mensch hat den Teufel im Leib", bestätigte ein Faßbinder.

„Sprecht nicht despektierlich vom Herzog", mengte sich ein stattlicher Bürger hinein.

Es war der edle und ansehnliche Ratsherr Agniolo Martinese, der mit seinem schmucken Sohn Lorenzo plötzlich mitten unter den schwatzenden Bürgersleuten stand. „Was laßt ihr euch die gute Laune verderben durch Lügen über Cesare Borgia?" fuhr er beinahe ergrimmt die Nächststehenden an.

Ein paar Hände griffen unterwürfig und kriecherisch nach dem feinen Zeug seines Wamses, um es zu küssen.

„Ihr seid doch alle eingeschüchterte Hasen", sagte Agniolo übellaunig. „Ihr wollt in Schmutz und Laster verkommen. Da

seht euch meinen Sohn an" — er stellte den schlank gewachsenen Jüngling wie eine zu prüfende Musterware vor die Gaffer hin —, „sieht er aus, als ob er verprügelt wäre? Und ist doch an die sieben Monate unter dem Cesare Borgia da oben in der Romagna gesessen. Hat er nicht Anstand und feine Sitte?"

Ein paar Köpfe flogen liebedienerisch heran. „Oh, oh! der Madonna und aller Heiligen Segen auf Euer Haupt!" rief eine Matrone inbrünstig aus und putzte sich ihre schmutzige Nase an seinem Ärmelsaum.

„Na also, dann hört, er war in Forli, Imola, Cesena und Urbino und hat die Vermessungsarbeiten bei den neuen Schulen zu besorgen, die jetzt der Herzog in allen Städten der Romagna zu errichten beginnt."

„Wer Cesare Borgia nicht im neuen Lande gesehen hat, kann auch kein Wort über ihn sprechen", sagte nun Lorenzo Martinese mit seiner einschmeichelnden Stimme. „Bei Gott, oder wenn ihr wollt, beim Teufel, Cesare ist groß und furchtlos, unbeugsam und gerecht, tapfer und klug, er verachtet jede Gefahr und fügt sich nicht ins Unvermeidliche, sondern kämpft wacker dagegen an. Auch ich haßte ihn, Leute, als ich noch den Römer Cesare Borgia kannte, das könnt ihr mir wahrhaftig glauben, aber den Romagnolen Cesare Borgia mußte ich lieben lernen. Aus meinem Saulus ist ein Paulus geworden. Und wißt ihr wodurch? Durch die Gerechtigkeit, mit der der Herzog sein schweres Amt verwaltet."

„Daß so was möglich ist?" verwunderte sich der Stachelkopf mit dem Fischmaul.

„Ihr werdet sie ja hier auch bald zu spüren bekommen. Die ganze Romagna litt an dem schweren Übel der Ungerechtigkeit, an der Willkür der kleinen Tyrannen. Und jetzt geht hin und fragt, ob nur einer unter den Romagnolen einen Grund zur Klage hat, ob nicht jeder sein Leben für den Herzog hergeben würde. Und seine Truppen! Da solltet ihr die Manneszucht sehen, den Respekt, die Ordnung —"

„Haha, da habt ihr's!" mischte sich der Söldling drein, der früher schon den Herzog verteidigt hatte.

„Ich habe sein Lager gesehen. Da wird kein Huhn geschlachtet, ohne daß die Hauptleute davon wüßten, kein Diebstahl und keine Plünderung, kein Mord und keine Notzucht."

„Und hat er nicht seinen eigenen Statthalter, den ungerechten, blutsaugerischen Ramiro di Lorqua vierteilen lassen, weil er ungerechte Bluturteile fällte?" rief der Söldling wieder dazwischen.

Der alte Martinese legte wohlwollend dem Jungen die Hand auf die Schulter. „Brav, mein Sohn. Hast du dem Herzog gedient?"

„Zwei Jahre, Herr, und hab gesehen, wie er alle Kreatur nach Verdienst behandelt. Was war da — hört mir zu, Leute — auf halbem Wege zwischen Faenza und Forli? Ha, das hat uns alle das Wasser in die Augen — na also, hört! Des Herzogs Pferd wird scheu und tollt mit ihm auf eine Brücke, die über den Ronco führt. Grad in der Brückenmitte wirft ihn das Pferd ab, und der Herzog kollert ins Wasser. Da stürzt sich ihm einer nach und zieht ihn, selbst mit dem Wasser kämpfend, pudelnaß heraus. Wer war's? Einer, dem er tags vorher fünfzig Stockstreiche geben ließ, weil er bei einer armen Witwe eingebrochen."

Die Zuhörer gestikulierten und schrien Beifall.

Und Lorenzo fuhr fort: „Und wie danken's ihm die Romagnolen, daß er die Kondottierenwirtschaft über den Haufen geworfen."

„Ei, Herr, hat er sie nicht bei Sinigaglia ermordet?" fragte ein mißtrauischer Krämer.

„Freilich. Was sollte er tun? Haben sie sich doch gegen sein Leben verschworen. Darf das ein Unterfeldherr, ein Hauptmann?"

„Ach, hört mir mit den Kondottieren auf!" sagte der alte Martinese. „Wollten selbst kleine Herzoge sein und ihn angreifen. Nun hat er die Romagnolen selbst in Sold genommen, und die beschützen nun Land und Herzog mit einer Treue, die wahrlich nur dem Gerechten und Starken gehalten wird."

„Das muß man sagen", half dem Alten der Sohn, „besser ein großer, gerechter Tyrann als zehn kleine, ungerechte." Der Baumeister strich sich wohlgefällig das Haar. „Er hat die vorzüglichsten Kriegsbaumeister Italiens in die Romagna beordert, um alle Städte zu befestigen und das Land mit Kanälen zu versehen. Und was hat er den Städten alles gegeben! Sie dürfen sich selbst verwalten, dürfen selbst ihre Prioren und Signorien wählen, ihre eignen Steuern einziehen und ihre Schutzwachen halten. Seht, seine frühere Grausamkeit hat sich nur als Mittel zum Zweck erwiesen; er konnte gar nicht anders sein als grausam, weil die früheren Unterdrücker des Volkes auch grausam waren. Sollte er sie mit Milde strafen?"

Die Leute sperrten Mäuler und Augen auf.

„Und ihr sollt die Männer eures Schlages da oben sprechen hören, wie sie der Herzog leutselig behandelt. Dort oben geht der Herzog ohne Panzer und ohne Leibwache aus, denn er weiß, daß ihn die Romagnolen ebenso lieben wie ihn die Römer hassen, die nur seinen Weg zur Macht, aber ihn nicht in seiner Macht selbst gesehen haben."

„Aber ein Gottseibeiuns ist er doch!" rief ein hartnäckiger Colonnese dazwischen.

„Er ist und bleibt ein Tyrann, aber der größte!" zischte ihn ein bekehrter Nettuner nieder. „Du aber bist und bleibst ein Dummkopf!"

„Aber der größte!" höhnte noch ein Spottvogel dazu.

Da kam es zu einer Balgerei, der die beiden Martinese lachend den Rücken kehrten.

Lorenzo aber schwärmte noch ein Stück Weges von Cesare Borgia, den der Colonna im Mühlenhaus so arg zerzaust hatte.

Sie drängten sich durch das Gewühl nach dem Rathaus.

In einer Ecke des Marktes wackelte die Mutter Gimani unter das aufgeregte Volk, das sich um den großen Hühnerkorb der Gevatterin Felice drängte. Die Wolfsmüllerin, noch ganz heiß geschmiedet von den gestrigen Ereignissen in der Wolfsmühle, suchte neben ihrer Einkaufslust auch ihre Neugierde zu befriedigen. Die Gevatterin klapperte in ihren Ledersandalen von Weib zu Weib und holte geschickt allerlei Neuigkeiten hervor, die für die Mühle von Belang sein konnten. Ihr Äußeres litt nicht an übertriebener Reinlichkeit, lässig hing ihr das zerrissene Gewand um die breiten Hüften, und unter dem Rocksaum bräunte die schmutzige Patina ihrer nackten Füße hervor, das gepolsterte Bäuchlein schwappte bei jedem Schritt, und in schönem Rhythmus schwangen die fetten Brüste mit. Man hätte es ihr nie angesehen, daß sie eine schöne jüngere Schwester gehabt hatte, die Mutter der Carmela Accolti. Es waren siebzehn Jahre her, daß Monna Lia, die den wackern Schankwirt Accolti in Civitavecchia geheiratet hatte, in den Tod gegangen war. Und das Geheimnis ihres Todes behütete die Schwester Gimani mit seltener Standhaftigkeit.

Sie schliefte zu einer Hökerin, bei der ein Dutzend Burschen und Kinder sich um einen gefangenen Raben balgten. Bei der Amelia Ruzatti konnte man alle Neuigkeiten brühwarm erhalten, denn sie war die Frau eines Stadtwächters. Mitten im Geschrei der Kinder kramte die Ruzatti ihre Seligkeiten hervor. „Also daß Ihr's wißt, Gevatterin Gimani, es wird ein Johannisfest werden, wie es das Meer nie erlebt. Nur, glaube ich, wird der heilige Johannes grün wie seine Heuschrecken werden, wenn er das erlebt, was sie ihm in Rom zugedacht haben."

„Was haben sie ihm denn zugedacht?" platzte die Neugierde der Wolfsmüllerin heraus.

„Der Papst wird das Meer segnen, aber wie!"

„Wie wird er's denn tun?"

„Mit der Teufelskarbatsche. Wißt Ihr, was der Papst ersonnen?"

„Was hat er denn ersonnen?"

„Bei Santa Maria in Fiore, so wart Ihr nicht da, als die spanischen Reiter es verkündigt haben?"

„Ich hab's versäumt, da mir gerade die Gevatterin Santa die Schwielen an den Füßen ausschnitt. Also, was haben denn die spanischen Reiter verkündigt?"

„Die Sitte mit dem Fisch hat er umgestoßen, der Papst. Hat nicht am Johannistag nach der großen Messe der älteste Fischer von Nettuno die schönste Seebarbe auf einer silbernen Schüssel dem zelebrierenden Kardinal überreicht?"

„Das hat er getan, wahrhaftigen Gotts!' beteuerte die Mutter Gimani gewichtig, als gelte es das Heil der Welt. „Und ich seh noch immer den alten Barbasetti mit dem Schilfgürtel um den Leib, dem Froschgras auf dem Haupt und den Tangmuscheln auf den Ohren triefend aus dem Meer steigen und auf dem Sand dahinhumpeln in das Meßzelt."

„Ja, der alte Barbasetti tut's nicht mehr, der fängt die Fische auf der Petruswiese da droben. Aber es ist Wichtiges geschehen, worüber die posaunenden Engel ihre goldnen Ohren zerbrechen werden, wenn sie's hören."

Bei der Madonna von Aquila! Was ist Wichtiges geschehen?" Die fette Gevatterin stielte die Augen, als müßte im nächsten Augenblick ein Heiliger aus dem Himmel an ihr vorbeiziehen.

„Es soll überhaupt kein Fischer mehr den Fisch überreichen."

„Nein?"

„Ja, so will's der Papst. Er verzichtet auf das dürre Gerippe eines alten Nettuners mit den Muscheln auf den Ohren —"

„Das ist bei Gott die leibhaftige Wahrheit?" Die Gimani stemmte die Arme in die Hüften, daß sie aussah wie eine dickbäuchige etruskische Vase.

„Es ist die Wahrheit, wie es die Wahrheit ist, daß von nun an statt des Fischers das schönste junge Mädchen von Nettuno den Fisch überreichen wird."

„Nein?"

„Ja!" schrie die alte Ruzatti die Gevatterin von der Mühle zusammen.

„Also da bleibt die Sonne stehen." Die Gimani stand gänzlich hilflos da. Und die Hökerin patzte aus einem Knetteig eine heilige Maria zurecht.

Ja, so hatten es wahrhaftig des Papstes spanische Reiter verkündigt. Da sich nach dem Tod des Barbasetti die Stadthäupter nicht einigen konnten, wer an dessen Stelle das Amt der Fischdarreichung übernehmen sollte, übergab man die ganze Angelegenheit der päpstlichen Kammer, die die Sache dem Oberhaupt der Christenheit selbst vortrug. Alexander entschied ebenso schnell wie eigenartig. Er wies auf die heidnische Färbung der Sitte hin, denn der Fischer stellte ja nichts anderes

dar als den Meergreis Nereus oder Gott Neptun, der nun dem christlichen Bezwinger den schuldigen Tribut in Form eines Fisches zu überreichen hatte. Wenn nun der Meergreis gestorben war, so konnte doch an seiner Statt die schönste der Nereiden das Amt übernehmen, und es mußte sich jedenfalls hübscher machen, wenn aus den Fluten venusgleich ein blühendes Weib emporstieg, als wenn der steckendürre Barbasetti mit den verklebten Augen und den hervorstehenden Rippen aus dem Wasser triefte.

„Und das alles kann sein, ohne daß der Himmel einstürzt?" empörte sich die Gevatterin Gimani.

Da war schon ein neues Schnatterweib an ihrer Seite, die Gevatterin Maliana, die Frau des Sargmachers. „Der Himmel stürzt nicht ein, Gevatterin Nanna, wenn ein schönes Mädchen aus dem Bad steigt; warum sollte er just einstürzen, wenn der Papst dabei zuschaut? Der hat doch schon mehr Mädchen aus dem Bade steigen sehen in seinem langen Sündenleben." Sie rollte ihre hellblauen Entenaugen, in denen immer ein paar Tränen schimmerten, wiewohl die alte Vettel ein bewegliches Zwerchfell hatte.

Auch der Stadtpfeifer Chismondi kam herbei, ein etwas schief gewachsener Geselle mit einer Warzennase und runden Vogelaugen, aus denen viel Schalkheit lachte.

„Sünde, Sünde! der Papst will uns verunehren!" jammerte die Gevatterin Gimani.

„Juckt euch der fremde Flohbiß, Weiber?" fuhr der Stadtpfeifer dazwischen. „Auf eure Nacktheit wird der Papst verzichten, das könnt ihr mir aufs Wort glauben."

Da nahmen sie ihn zwischen ihre Fäuste, bis er von mehreren Jungen Beistand erhielt. Bald knäulte sich unter allgemeinem Gelächter der ganze Prügelhaufe bei der Hökerin zusammen.

Man bemerkte Bewegung vor dem großen Tor. Dann strömten die Leute auf einem Punkt zusammen. Und plötzlich flog ein Name durch die Luft: Carmela Accolti!

Und die Leute schwärmten wie Bienen über den Markt. Von Lippe zu Lippe sprang es: Carmela Accolti ist gewählt! Carmela Accolti ist zur Fischerin gewählt.

Da fiel in der Nähe der Hökerin ein fettes Weibsbild in die Arme des schiefgewachsenen Stadtpfeifers. Dieser sagte nichts als: „Die Junge wäre mir lieber." Aber er tätschelte der halb ohnmächtigen Nanna Gimani die gepolsterten Wangen und meinte: „Na, so groß ist das Unglück nicht, die allerschönste Tochter zu haben, Gevatterin Gimani. Und wenn's auch nicht Eure eigene ist!"

Die Wolfsmüllerin war bald umringt. Man gratulierte und

hänselte zugleich. Die Gevatterin kam nur schwer zu sich. „Diese Ehre! Diese Ehre!" wimmerte sie hilflos und wußte nicht, ob sie sich darüber freuen oder ob sie vor Schande vergehen sollte. Da schleppten sie zwei Stadtknechte mit unbeholfener Galanterie auf das Stadthaus, wo man ihr den Willen der Prioren von Nettuno kundgab, wonach Carmela Accolti am Johannistage dem Papst den Fisch überreichen sollte. Die nähern Weisungen würden durch den päpstlichen Palastkapitän Rodrigo Borgia erteilt werden, der das Arrangement der Feierlichkeit gemeinsam mit dem Zeremonienmeister Burckhardt übernommen hatte.

Als die Mutter Gimani in der Mittagshitze heimpilgerte, war ihr ganzes Hirn wie ausgeschabt und hohl. Oh, was sollte das werden! Ihre Pflegetochter, das schönste Nettuner Mädchen, aus dem Meer steigend, splitternackt, vor dem Papst — — das Bild brannte in roten Flammen um sie, sie spürte, wie sich Weihrauchwolken um ihre Carmela ballten und aller Augen auf die Schönheit dieser Fischerin gespannt waren. Nein, jetzt durfte der Himmel nicht einstürzen, jetzt mußte er gewaltig blau strahlen, um das Fest zu verschönen, wo die Accolti Triumphe feiern sollte.

Nun wackelte Mutter Gimani den Strand entlang nach Hause.

Pustend und schwitzend kam die Matrone an. Vor dem Hause stand ein alter sarkophagähnlicher Trog, den der alte Gimani aus einer der zertrümmerten Strandvillen des alten Roms herausgebrochen hatte und der jetzt als Waschtrog diente. Auf den setzte sich die Gimani, von dem Erlebten ganz ermüdet. Um sie dorrte das spärliche Grün, sehnsüchtig langten die Halme nach dem Schatten, der von den Bohnenstangen kam.

Da rannten die Frauen aus dem Hause und machten strahlende Gesichter, denn sie wußten schon alles, da es ihnen ein Mauleseltreiber erzählt hatte, der flinker war als die fette Gimani. Da kam nun die kleine entenwatschlige Niora, der weibliche Knecht des Hauses, und die Gevatterin Severa, und die Freundin der Accolti, die flinkmäulige, großherzige und kleinfüßige Annunziata Forse mit dem allerliebsten Engelsgesicht, hinter dem ein kleiner Teufel saß. Wie wilde Wespen fielen sie über die Matrone her, schleppten sie ins Haus, und die Annunziata ließ ihre Mühlen klappern: „Die Carmela weiß schon alles, und sie weint sich die Augen aus, die Närrin, weil sie alles für eine Sünde hält. Ihr müßt sie prügeln, damit sie ihr Glück verstehen lernt. Oh, Madonna, Madonna! Was gäbe ich darum, mit so viel Ehren vor dem Papst zu stehen! Und der Cesare Borgia wird auch dabei sein, sagt Ihr? Hei, das ist

doch eine Sache! Oh! oh! oh! und da plärrt das Federvieh, daß man schier mitheulen möchte vor Ärger." Zwischen ihren behenden Rosenlippen schlüpfte das Zünglein hin und her, als wäre sie ein wahrhaftiges Natternweibchen.

Die alte Niora heulte aus Sympathie mit. Sie war jetzt dreißig Jahre in der Mühle und im Dienste ergraut, und sie war schwachköpfig und schwerhörig.

Nun kam auch der Vater Gimani dazu und wußte nicht, wie er sich zu dem Fall verhalten sollte. Es war zuviel für sein einfaches Fischergemüt. Seine Pflegetochter sollte splitternackt vor dem Papst spazierengehen, ausgerechnet vor dem Menschen, den er so grimmig haßte und gegen den er sich jetzt mit andern verschworen hatte. Wie sollte er seinen Haß mit der Ehre in Einklang bringen? „Die Carmela, hörst du, Nanna — die Carmela! Am Johannistag! Die Carmela! Oh! Oh! oh! Ach, das ist ja zum Kinderkriegen."

„Was sagt denn Ercole Landi dazu?" erkundigte sich die Mutter schweißtriefend.

„Als ob der was zu sagen hätte!" empörte sich der Vater. „Haben wir nicht die Kinder zusammengetan? So geschieht, was wir wollen. Ercole weiß noch nichts, er ist drüben in Anzio. Aber die Carmela, das Kind —"

„Sie wird uns durchgehen, das weiß ich", lärmte die Mutter.

Gleich darauf lag ihr das braune, glückliche Unglückskind am Halse. „Nein, um alles in der Welt tu ich das nicht! Ich möchte doch sehen, wer mich dazu zwingen kann."

„Wer dich zwingen kann?" hackte wie eine aufgeregte Henne die Mutter in die Weinende hinein. „Der Papst mit der Tiara kann dich dazu zwingen. Tust du's nicht, dann haben wir den leibhaftigen Satan auf dem Leib."

„Daß dich die Wetter!" platzte der Vater drein. Seine Angst jagte um den im Heuboden verborgenen jungen Colonna. Das fehlte gerade noch, daß sie bei der Gelegenheit den Kopf der Verschwörung fänden! Er drehte sich das Mädchen heran und fauchte: „Daß du mir keine Geschichten machst, Carmela! Betrachte es immerhin als eine Ehre, um die dich andre Mädchen beneiden werden."

Da warf sich die Freundin Annunziata mit ihrer Weisheit hinein. „Du, daß du es nur weißt, im Sabinergebirge haben sich zwei Dörfer um die Ehre gerauft, das schönste Mädchen für eine Nacht in die Arme des Kardinals Farnese zu geben. Sie haben einander mit Steinen blutig geworfen, daß du's nur weißt. Jedes wollte für sich die Auszeichnung haben. Und in Piombino haben die schönsten Frauen vor dem Papst nackt getanzt, daß du's nur weißt. Und du willst — hahahaha! Du weißt wahrhaftigen Gotts deinen Leib nicht einzuschätzen. Da

packte ich's doch anders an, wären die Herren Prioren auf mich geraten." Und sie blitzte lachend mit ihren blendenden Zähnen die verschluchzte Freundin an und drehte sich dann, die Arme herausfordernd in die Hüften gestemmt, wie ein Kreisel herum.

„Im übrigen, haben wir denn nicht die Sibylle im Haus?" triumphierte der alte Gimani. „Bevor wir sie nach Astura befördern, wollen wir sie in der Sache befragen."

Das leuchtete den Frauen ein. „Oder noch besser, wir fragen unsern edlen Gast", sagte die Mutter Gimani mit einem Augenzwinkern. „Der ist in der Welt erfahren und weiß Sitte und Brauch und was da not tut. Du mußt es ihm beibringen, Beppo."

Carmela warf sich mit dem Kopf auf den Tisch, der nach Fischen roch und von Öl und allerhand Speisen braun verfleckt war.

Die Annunziata Forse kroch wie ein listiges Schlänglein heran und blinzelte mit den graugrünen Augen, hinter denen Evas Erbsünde saß. Dann wisperte sie in das pechschwarze Haar der Freundin: „Kleine Närrin, heut abend tanzt du mir noch, daß die Röcke fliegen. Haha, und wenn dir die Ehre würde, dem allerschönsten und stärksten Mann, dem Cesare Borgia nur einmal —"

„Schweig, Katze!" fuhr Carmela in die Höhe. Und ihre Augen wetterleuchteten vor Zorn. „Glaubst du, ich lasse meinen Leib zerschlagen vom erstbesten?"

„Vom erstbesten! Hahaha! Alle zehn Finger würde ich mir abschlecken, wenn ich — ach, was verstehst du von Glut und Glück!"

„Wenn deine arme tote Mutter das erlebt hätte!" rief die Mutter Gimani mit einer plötzlichen Trauermiene aus. „Dein Vater in Civitavecchia kümmert sich freilich nicht um dich, der wird die Ehre Ehre sein lassen, aber deine Mutter, oh, die hätte eine Messe gestiftet für den Sankt-Johannis-Tag!"

Der Vater war nach oben ins Mauseloch gekrochen, um mit dem versteckten Vespasiano zu verhandeln. Die Mutter war, nachdem sie ihre Kürbissuppe hinuntergestürzt hatte, mit der alten Niora und der Gevatterin Severa in eine der Mühlenkammern geschlichen, wo sie die Sibylle mit den Zwergen versteckt hatte. Sie hatte über Nacht schöne Einquartierung bekommen und war der Ängsten voll. Lauter verjagte Menschen befanden sich nun in der Mühle, kaum eine Rufweite von den Feinden entfernt.

Unterdessen versuchte unten im verrußten Zimmer, das zugleich Küche war, die Überredungskunst der Annunziata Forse einen Sieg zu erringen. Sie redete wie in eine Kranke hinein

und malte ihr die Sache goldig und blau aus. „Ach du, wenn du obendrein für alle deine Mühe und Gefälligkeit eine Belohnung bekommst, ein gesticktes Seidenband ins Haar oder eine Perle auf einer goldnen Halskette — ja, ja, so verschenkt sie der Cesare an die schönen Frauen."

„Ach, was weißt du davon, Ziege!" warf Carmela verschluchzt ein.

„Ja du, wahrhaftigen Gotts! Übrigens, wer sagt dir denn, daß du nicht auch einen Schilfgürtel bekommst um die Lenden wie der alte Barbasetti? He? Aber wir werden dich schon feiner herrichten als den alten Stinkbock, daß du's nur weißt. Bei Gott, ich sollte so sein wie du, und ich würde mir meine Jungen schon aussuchen. Alle Nettuner Fischer sind ja Weiberscheuchen, alle sind vom Meerwind vertrocknet, keine Heuschrecke springt auf sie, ohne daß sie umfallen vor Angst, dumme Wiedehöpfe und Klageeulen, das sind sie, wahrhaftigen Gotts!" Nachdem sie sich so ihr Herz tüchtig erleichtert hatte, sagte sie beruhigter: „Ich möchte mir doch an deiner Stelle einen feisten, gemästeten Papstprälaten aussuchen, wie sie in den Palästen im Borgo wohnen. Ich will dir was sagen, kleine Mücke. Hättest du nicht Lust, dich schön herzuputzen für den Tag und alle Kardinäle und Monsignori verrückt zu machen? Schmier dich mit einer gewissen Salbe ein und flieg in der Nacht auf den Monte Paterno bei Bologna, wenn Vollmond ist. Auch den Nußbaum von Benevento kann ich dir anraten."

Carmela horchte auf und machte ein böses Gesicht.

„Du mußt nur zuerst ein Mahl nehmen, bei dem Salz und Brot fehlen. Der Vater des Stadtpfeifers Chismondi hat's meiner Mutter vor Jahren anvertraut, wie man die große Hexerei erlernt. Er hat dann freilich nicht mehr viel von Hexen wissen wollen, denn er hat sich einmal bewegen lassen, unter dem Nußbaum von Benevento den Hexen von Neapel aufzuspielen, und am andern Morgen saß er schlaftrunken auf dem dürren Baum, und statt der Pfeife hielt er einen Schwanz einer toten Katze im Maul. Über den Weinreben aber rings um ihn lag die Hexenbutter, die die Hexen ausgespien in der Nacht. Willst du, so helf' ich dir, Carmela, denn du hast es doch leichter als wir."

„Wie meinst du das?" fragte Carmela ganz verwundert.

„Ach, mach nur nicht so dumme Augen. Du verstehst mich schon."

Carmela sah die ratsbeflissene Freundin bestürzt an. Aber dann sprang sie empor und gab der glaubensfesten Annunziata einen knallenden Backenstreich. „Daß du's nur weißt", spottete sie die verdutzte Freundin aus. „Das ist für dein unheiliges Geplapper. Du hast eine dreizehnmal geschwollene Zunge."

Die schwarzhäuptige Annunziata hielt sich die Backe und knirschte mit den Zähnen. Das war doch noch nicht dagewesen. „Mach, was du willst", fauchte sie. „Ich bin keine von denen, die in jeder Wolke einen Hexenbock sehen, aber ich habe eine Nase für Menschen, vor denen man sich bekreuzigen muß."

Carmela biß sie förmlich mit den Augen zusammen. „Was heißt das?"

„Daß du am wenigsten das Recht hast, die Ohren zu verschließen, wenn man vom Monte Paterno spricht."

Mit einem Sprung war Carmela an ihrer Seite und pflanzte ihre gestreckte Gestalt vor ihr auf. „Was heißt das?" brannten ihre Lippen aufs neue.

„Das heißt, daß der Apfel nicht weit vom Stamm fällt und daß die Kinder von Katzen wieder nur Mäuse fangen."

„Das geht auf meine Mutter? Wart, ich will dir das Maul öffnen und deine Backe zum Kürbis machen!" Und sie hob mit der geballten Faust zum Schlag aus.

Aber die billige Freundin war flinker und flog zur Tür. Dort warf sie einen Kübel zwischen sich und die Wütende und rannte davon, nachdem sie von draußen die Tür zugesperrt hatte. Durchs Fenster aber kreischte sie in die Stube hinein: „Ich habe in meiner Mutter Leib eine ehrliche Herberge gehabt, aber über deiner stand kein ehrliches Schild. Eine Katze gebiert keine Maus und eine Hexe keine Heilige."

Der rote Rock flammte wie ein Irrfeuer draußen in der Sonne zum Strand.

Carmela sah dem Geleuchte nach. Hilflos, in der Seele verwundet, sagte sie leise vor sich hin: „Nun hat sie meine Mutter beschimpft." Und sie dachte darüber nach, was ihr einmal dunkel über die Seele gelaufen war, als sie von ihrer Pflegemutter allerlei Unbestimmtes über ihre tote Mutter gehört hatte. Jetzt schoß es ihr durch den erregten Sinn: deine Mutter war nicht ganz hell im Glauben an Christus und die Madonna. Es muß etwas Sündiges an ihr gewesen sein.

Da sperrte die Gimani die Tür von außen auf und trat ein, und ihre Lippen schmatzten noch im Nachgenuß des Öls. „Wer hat dich denn eingesperrt?"

„Die Annunziata", sagte Carmela düster.

„Die Ziege!" Sie legte ihr die Hand um den schönen Nacken und tätschelte ihr die Wange. „Die Sibylle schläft, so können wir's noch nicht erfahren, wie sie über deine Sache denkt. Mach nicht solche Augen wie eine Eule bei Nacht, Kind —"

„Meine Mutter ist eine Hexe gewesen", sagte Carmela tonlos, wie aus einer gebrochenen Seele heraus.

Die Matrone erschrak. „Um Jesu willen, wer hat dir das —?"

Sie schnappte erregt nach Luft. „Aha, die Forse! Oh, diese Schuftin! Man könnte aus ihr sieben Teufel austreiben, und es blieben noch immer sieben zurück. Wenn sie noch einmal unser Haus betritt, fliegt ihr der Pechkübel an den Kopf. Ha, der Balg lügt wie ein päpstlicher Auditor. Weißt du, daß sich zwei Liebhaber um sie geprügelt haben? Und was tut sie, die Forse? Sie erhört beide, jeden zu seiner Zeit, verspricht jedem die Hochzeit und balgt sich unterdessen mit einem dritten herum, den sie zum Schluß heiraten wird. Und solches Dirnenzeug will dich beschimpfen! Eh! Daß die Pest über sie komme! Du, einer Hexe Kind! Hahaha!"

„Wahrhaftigen Gotts!" Carmela ließ ihre Tränen in die Augen schießen. „Mutter Gimani, sagt mir alles, sagt mir die Wahrheit." Und sie legte den Kopf an die schwere Brust der bestürzten Müllerin. „War meine Mutter schlecht?"

Die Gevatterin hatte vor Hilflosigkeit runde Augen bekommen, und ihre fetten Wangen gerieten ins Zittern. „Was soll ich dir sagen, Kind? Ich weiß ja nicht viel von ihr. Sie lebte in Civitavecchia mit dem Schankwirt Accolti nicht in bester Ehe, das ist ja wahr. Man hat viel zusammengeplaudert von meiner Schwester, aber wer kann sagen, was daran wahr ist?"

„Nein, nein, Euer Auge weicht mir aus", sagte Carmela ungeduldig. „Ihr wart oft in Civitavecchia bei ihr, als ich noch nicht auf der Welt war, so müßt Ihr wissen, wie es zuging bei ihr. Gleich nach meiner Geburt ist die Mutter gestorben, nicht wahr? Und Ihr nahmt mich mit nach Nettuno? Warum blieb ich nicht beim Vater?"

„Er konnte dich doch nicht aufziehen, bei seinem mühseligen Geschäft, ganz allein, ein Mann — und dann das Hafenvolk um dich herum, oh! oh! wo wärst du da hingeraten?"

„Die Wahrheit, oder ich springe Euch aus dem Haus." Es flammte bereits ein Trotz in ihren Augen.

Die Alte fuhr sich mit den Händen in die Haare. „Ist das christlich gehandelt? Soll ich dir dein Herz mit Dingen beschweren, die das Grab schon bedeckt hat? Mit meinem Geld hab' ich dich erzogen, denn deine Mutter hat nicht eine Nadel hinterlassen. Oh, daß ich davon reden muß, aber du möchtest mir ja die Augen auskratzen!" Um ihre Mundwinkel schäumte der Geifer, und ihre Blicke sprühten Blitze.

Carmela ging mit verweinten Augen zur Tür. Da rief die Mutter sie mitleidig zurück. „Komm, am Ende ist's wirklich besser, du erfährst die Wahrheit aus meinem Mund als die Lügen aus einem fremden." Sie krempelte sich die Ärmel bis zu den Achseln hinauf und durchwühlte nun einen Haufen Wäsche in einem Korb.

Carmela half ihr, tat aber ihre Arbeit mit halbem Sinn. Ihre

Seele war gespannt nach dem geheimnisvollen Bild ihrer Mutter.

„Sie war schön, meine Schwester Lia, aber voll Launen und Dummheiten. Ja, ja, es ist nicht gut, wenn der Mensch zuviel Grillen im Kopf hat. Eine ihrer Grillen war, daß sie den dickbäuchigen Schankwirt Accolti geheiratet hat, der zu ihrer Schönheit paßte wie ein Elefantenfuß zu einem Veilchen. Sie gebar ihm trotz fünfjähriger Ehe kein Kind. Sie hätte es jedem andern lieber geboren als gerade dem Accolti. Da lag auch schon das Übel für später verborgen. Denn dann, als die große Sache kam — ja, da fuhren sie alle über sie her und bauschten ihre Sünde zur Ungeheuerlichkeit auf."

„Was war das für eine große Sache?" forschte Carmela ganz rot.

Die Gimani setzte sich eng an den Korb heran und musterte mit halben Gedanken Hemden und Bettzeug, während sie mit verhaltener Stimme erzählte: „Es kam damals um die böse Zeit ein gelehrter Mann nach Civitavecchia, der geheime Wissenschaft betrieben hatte. Er wohnte im obersten Stockwerk der Schenke des Accolti. Dort muß wohl zuerst die Lia ihre sonderbaren Erfahrungen bekommen haben. Es kam dann eine Zeit, wo sie die Messe versäumte, und eines Tages kam man darauf, daß sie das Hauskreuz verkehrt in der Stube aufgehängt hatte. Es mag ja gewiß ein Versehen gewesen sein, aber es sprach sich weiter. Einmal sah man sie mit einem Mann — es war nicht der Gelehrte, denn der war schon alt — auf einem Boot durch den frühen Morgen segeln, weit ins Meer hinaus, als die Schenke geschlossen war. Der Accolti war gerade damals fern, und als er heimkam, erzählten es ihm gute Freunde. Da setzte es Hiebe ab, doch merkwürdig, der Lia Gesicht blieb unversehrt, trotzdem Teller und Scherben auf sie geflogen waren, und am nächsten Tag waren im Gesicht des Mannes purpurne Flecken zu sehen so groß wie ein Taschenkrebs. Man sprach damals schon, die Lia hätte ihren Mann — verhext. Wer der fremde Mann war, wußte niemand zu sagen; es hieß nur, er sei vom päpstlichen Hof, vielleicht ein Kammerdiener, doch einer meinte, er sei viel mehr, und man getraue sich nicht, es zu sagen. Es war damals Papst Sixtus in Krieg verwickelt mit vielen Feinden, und eine unruhige Zeit war hereingebrochen, viele Soldatenhaufen durchzogen die Stadt, Schiffsleute kamen und gingen, und es war in Civitavecchia viel fremdes Volk zu sehen. Wer konnte also sagen, wer in jener Nacht draußen am Meer mit der Lia gewesen war. Aber die Lia war wie verwandelt, und ihr Leib schwoll mit der Zeit an. Da wußte man es. Und der Accolti schlug sein Weib nach Herzenslust, immer aber hatte er die

Wunden, und sie blieb unversehrt. Da ging's immer lauter um: sie verstünde sich auf den bösen Blick und auf allerlei dunkle Dinge, und man wisse schon, wer der Fremde gewesen sei. Allmählich wetzten sie die Mäuler schärfer und meinten, daß man in jener Nacht einen Feuerstreifen hinter dem Boot gesehen habe. Dann kam endlich die Zeit der Wehen. Und in einer Nacht brannte plötzlich vor dem Hause des Accolti am Strand das Boot lichterloh, eben jenes, in dem die Lia hinausgefahren war aufs Meer. Als man hinlief, um zu löschen, schrie deine Mutter laut auf und wand sich in Qual, und während die Flammen hoch schlugen, kamst du auf die Welt. Und da ging's auch schon durch den ganzen Hafen: ein Flammenkind, ein Flammenkind! Und man sprach davon, sie hätte gar nicht auf menschliche Art geboren. Und doch lagst du ganz sauber und richtig in den Linnen, und kein Fehl war an dir zu entdecken."

„Mutter, arme Mutter!" schluchzte Carmela. Ihre tränenverglänzten Augen verkrochen sich hinter der Schürze.

„Von dem Augenblick an hatte sie die Sprache verloren, und die alten Spinnenweiber behaupteten, das sei immer so bei gebärenden Hexen, und was da entstünde —" Sie hielt mitleidig inne, riß den Kopf des weinenden Mädchens an sich und ließ ihre eignen dicken Tränentropfen auf die schwarzen Haare perlen. „Nein, nein, nein, es war ja alles übles Gerede und Altweibergetratsche. Du bist wie ein Englein herangewachsen, schlank und meerbraun und mit schwarzen Kohlenaugen, und deine Seele ist rein geblieben, und auch deiner Mutter Seele war sicherlich rein."

„Meine arme Mutter —", wimmerte es unausgesetzt von Carmelas Lippen.

„Weine nicht, Kind", tröstete die Gimani die Unglückliche. „Es war ja dann alles vorbei. Deine Mutter ist drei Tage darauf gestorben."

„Ist sie schwer gestorben?"

„In der Nacht ihres Todes, sagen die Hafenleute, soll es um die Schenke nicht geheuer gewesen sein. Es war niemand drin als der Accolti, und der saß verloren und vergessen in einer Ecke. Und er will ein fortwährendes Schnarchen und Schnaufen gehört haben an der Außenmauer des Hauses. Und dann, als er einmal in der Nacht zu seiner toten Frau hinauf gewollt, hat sich die Tür wie von selbst geöffnet, und eine schwarze Katze sei lautlos herausgeschlüpft, die Treppe hinunter, eine Katze, die man sonst nie im Hause gesehen."

Es war ganz still geworden, so daß man das leise Sprechen der Männer oben im Mauseloch hören konnte. Carmelas Herz war von Trauer und Weh durchzuckt, und eine Bangigkeit über ihr eignes Geschick durchlief sie heiß.

Da tappten die Schritte des Wolfsmüllers vor der Tür. „Heda, Carmela!“ rief er an der Schwelle. „Gesegnet bist du und aller Gnaden voll.“ Er sprach das sehr pathetisch und berechnend. Es schien, als hätte er getrunken, und doch hatte er keinen Tropfen genippt.

Seine Nanna blickte ihn voll Neugier an, aber er kümmerte sich nicht viel darum, sondern sprach: „Was du auch erfahren mögest, ich hau dir die Gebeine entzwei, wenn du schwatzest, denn es geht um unser aller Leben.“

Die Müllerin glaubte vor Schreck vergehen zu müssen. Ihr rotes Vollmondgesicht glühte. Sie kännte ihren Mann als einen, der Wort hielt, wenn es zu hauen galt. Er drehte nun sein glänzendes Antlitz dem Mädchen zu und sagte, indem er Carmela bei der Hand nahm: „Bist du nicht immer meine kleine Katze gewesen?“

Davon wußte sie freilich nichts zu erzählen.

Aber der Wolfsmüller fuhr unbeirrt fort: „Und hat meine kleine Katze ihrem Pflegevater nicht gern die Hosen gebürstet, als sie noch so hoch war?“ Er zeigte ihr Kindermaß am Tischfuß an. „Und wer brachte mir immer die Pillen, wenn ich Bauchgrimmen hatte, wer putzte mir am Feiertag fein säuberlich das Gewand? Wer flickte mir, wo es not tat, das Hemd und die sonstige Wäsche? Und wer war —?“

Carmela unterbrach seinen zärtlichen Liebkosungsschwall, der so selten war wie ein Gewitter im Winter. „Was wollt Ihr von mir?“

„Zuerst dir sagen, daß ich lieber mein Leben verlieren wollte als dich.“

Sie blickte mißtrauisch in die überfreundlichen Augen des Alten. „Ihr habt nicht immer so gesprochen, Vater Gimani.“

„Bei Gott und der Jungfrau, daß dich der —!“ Er besann sich rechtzeitig und tätschelte die Hand seines Pflegetöchterleins zärtlich ab. „Du hast immer ein gescheites Köpfchen gehabt, Carmela, du warst mein Augapfel, nicht wahr, Nanna?“ Er tippte seiner Ehehälfte mit dem Finger etwas heftig in den Bauch. „Ach, Carmela, was du für ein Glückskind bist! Alle Mädchen von Netturno wirst du ausstechen und wirst mit deiner Schönheit paradieren vor den höchsten Herrschaften. Oh, mit dem Gelb, das an diesem Tag der Neid erzeugen wird, wird man ganz Rom anstreichen können.“

„Was hab' ich zu tun, Vater Gimani?“ fragte Carmela unruhig und verwirrt.

„Da droben im Mauseloch steckt einer, dessen Weisheit in der Sache über alle Grenzen geht, der hat's im Kopf, das kannst du mir glauben. Er wünscht dich zu sprechen, es ist ein feines, schönes Herrchen. Aber ich bitte dich bei allen Hei-

ligen um dein Stillschweigen, das Grab sei eine Plappermühle gegen deine Zunge. Du weißt nicht, welcher Ehre du entgegengehst und welcher Heiligenschein dich umstrahlen wird."

Carmela hielt mit stummem Staunen die Hände über die Brust gekreuzt und rührte sich nicht von der Stelle.

Gimani sah ihr in die verängstigten Augen. „Wenn es dunkel wird, mach dich bereit, schmück dich fein, denn es ist ein edler Herr, der deiner wartet, und was er dir sagen wird, entscheidet über unser aller Leben und Zukunft."

Carmela erschrak heftig. Was riß man sie aus ihrem stillen Frieden, aus ihrer Einsamkeit heraus? „Laßt mich allein", bat sie mit umflortem Auge. „Ich verspreche Euch, zu gehorchen, aber laßt mich nur allein mit meinem Meer. Ich will die Fische schwimmen sehen und die Möwen kreischen hören, sonst nichts."

„Alles, mein Vögelchen, alles, was du willst", schmeichelte der Alte. „Laß sie, Mutter, sie wird am Abend um so freundlicher sein." Und er führte Carmela selbst zärtlich wie ein Brautvater zur Tür und hinaus in den vollen Glanz der Sonne und überließ sie dort ihrem Willen.

Sie flog an den Strand mit einer Schnelle, wie die Henne, wenn es blitzt. Es trieb sie dorthin, wo sie gestern mit aufgelösten Sinnen gelegen. Und dort warf sie ihren glühenden Blumenleib in den heißen Sand und starrte auf das Meer.

Wie blauer Samt wellte es vor ihren Augen auf und ab. Große, blitzende Flächen voll Silber schuf das Spiel der Sonne, springende Spiegel, die zerbrachen und neu erstanden. Gelbe und braune Segler, die sie alle kannte, schaukelten auf dem Wasser und zerrissen die tanzenden Blitze.

Carmela spannte die Augen in die blaue Unendlichkeit. Das Boot neben ihr knirschte im Sand, schaukelte und lebte, und leise gluckste die Welle an Bord. Ein zweites Boot lag in der Nähe zum Ausbessern mit dem Boden nach aufwärts gedreht; unförmig wie der Leib eines riesigen Maikäfers lag es da. Carmela kroch dorthin und schmiegte sich an das heiße Holz an. Die Sonne brannte ihre Haut wund, aber sie spürte es nicht. Es war alles in einem wellenden, unruhigen Gang in ihr. Ihre großartige Mission am Johannistag, das Hexenschicksal ihrer Mutter, der Fremde im Mauseloch — alles versank in ein leises wallendes Chaos. Nur etwas schälte sich aus dem Gewoge heraus, als sie jetzt auf die blaue, von silbernen Lichtern gebrochene Wasserfläche starrte. Sie sah ein Boot mit einem Schiffer am Mast — nur einen Augenblick lang —, dann verschlang das Bild die überglühende Sonne, und nur die Riesenhaftigkeit der Meerweite senkte ihren Zauber in ihr verwirrtes Gemüt. Ihr war, als begänne sie plötzlich in diese von

Blau und Gold erfüllte Unendlichkeit hineinzuschwimmen, immer weiter, immer weiter ... und als wäre sie plötzlich ganz allein auf dieser Meerwelt, ganz allein, nur vom Atem Gottes behütet. Sie und das Meer. Aber kein Mensch ... keiner ... oder vielleicht einer — —.

Abend am Meer. Die Sonne sinkt. Bald trieft das Mondlicht in die Flut und zerrinnt dort zu beweglichem Silber. Über den Eichenwäldern liegt das Licht geschlossen, und in den tiefen Schatten unter den Kronen weben die Geister des Sumpfes. Die Mauern der Mühle, um die wildes Kraut und braunes Elendgras wuchern, dunsten noch in der Backofenhitze des Tages nach.

Die Fischer lungern vor der nächtlichen Ausfahrt am Strand vor der Mühlenschenke und gurgeln den linden Wein hinunter. Sie sitzen bei roh gezimmerten, eingerammten, windschiefen Tischen, die klaffende Risse zeigen, aus denen die rostigen Nägel wie entblößte Gelenke hervorschauen. Sie trinken alle gern, wenn der Balbo unter ihnen sitzt und ihnen den Takt dabei gibt. Er hält den Zaghaften immer sein Sprichwort vor: Wer trinkt, schläft gut, wer gut schläft, sündigt nicht, wer nicht sündigt, kommt in den Himmel, ergo: wer trinkt, kommt in den Himmel.

Aber den Wolfswirt litt es heut nicht unter seinen paar Gästen. Er bewegte seine Gliedmaßen hurtig wie Krabbenbeine, denn die Ungeduld saß ihm im Leibe. Er war immer ein Teufelskerl gewesen, der Vater Gimani, als er noch jünger war, und ein Spaßmacher, der die Langeweile vertreiben konnte. Er verstand seinen Daumen zu verdrehen, daß es aussah, als wäre er gebrochen, er konnte das Messer so werfen, daß es mit der Klinge stets im Boden steckenblieb, er konnte sich hundertmal auf einem Bein herumdrehen, ohne schwindelig zu werden, er lag im Rausch auf dem Bauch, ohne zu rülpsen, einen Tag und eine Nacht, sprang dann plötzlich auf und sagte: Buon giorno!, als ob nichts gewesen wäre, und war der tauglichste Mensch in der Maremme. Und das alles machte ihn bei den Leuten beliebt.

Aber heute verschwand er bald, und seine Frau mußte das Regiment unter den Gästen führen. Der Müller hatte oben im Mauseloch zu tun und führte nun Carmela in die Kammer hinauf. Gimani war beinahe feierlich gekleidet, das geflickte Hemd war gewaschen und hatte ein Wappen auf der Brustseite, das schwer erkennbar war, denn Gimani hatte das Hemd einst bei einem Schiffbruch in die Hände bekommen und trug es als eine Art Talisman an besonderen Glückstagen.

Carmela wußte nicht, was man mit ihr vorhatte. Aber die

einsamen Stunden am Meeresstrand hatten ihr bewegtes Herz beruhigt, ihr künftiges Los, das mit dem Johannistag verwoben schien, in einem freundlicheren Licht erscheinen lassen. Der Vater hatte darauf bestanden, daß sie sich sorgfältig kleide, und so flammte sie in rotem Rock und Mieder, mit Goldborten bestickt, das schneeweiße, buffärmelige Hemd zierlich gefaltet, ein silbergestreiftes, weißes Tuch auf dem Kopf, das prachtvolle schwarze Haar mit einer roten Rose geschmückt.

Als Gimani die Tür öffnete, fiel Carmelas erster Blick auf ihren Verlobten. Auch er hatte dieses feierlich gespannte Gesicht, das ihr beim Vater aufgefallen war, nur lagen noch Furchen auf seiner Stirn. Dann führte sie der Vater zwischen den großen, als Tische dienenden Fässern zu einem Tisch, auf dem ein Kruzifix stand. Da erschrak sie. Was wollte man von ihr? Alles geschah mit einer unheimlichen Feierlichkeit und Gemessenheit, als wäre sie in einer Kirche.

Da gewahrte Carmela in einem finstern Winkel, den das schräg abfallende Dach mit dem Fußboden bildete, eine zusammengekauerte Männergestalt, die sich jetzt erhob und in das Licht trat. Carmela zuckte zusammen, denn sie hatte im Nu Vespasiano Colonna erkannt. „Hoher Herr", flüsterte sie mit gesenktem Kopf wie eine demütige Magd. Sie hatte einst den schmucken jungen Vespasiano, der der schönste von den Burgbaronen war, mit Wohlgefallen verfolgt, wenn er auf seinem reich gezierten Maultier nach Albano geritten war, und ihr Herz hatte gelacht, wenn er sie am Strande gnädig ansprach.

Der Colonna reichte ihr herzhaft wie seinesgleichen die Hand. „Die Madonna sei mit dir, Jungfrau", sagte er mit gedämpfter Stimme. „Du bist erstaunt, mich wiederzusehen. Ich bin vertrieben, aber die Sehnsucht nach der Heimat und nach bessern Zeiten ließ mir keine Ruhe. Du bist schön geworden, Mädchen."

Der Fischer Ercole hob seine verdunkelte Stirn, und ein Leuchten ging plötzlich über sein Gesicht. „Edler Herr, ich werde ein Weib an ihr haben, das sich sehen lassen kann."

Der junge Colonna zog einen Stuhl an den Tisch heran und setzte sich. Aus einem zweiten Winkel schlieften jetzt lautlos wie Marder die beiden Zoratti herbei. Das Mädchen erschrak abermals, und ihr war, als wären in den finstern Falten und Löchern dieses Mauselochs noch viele Gestalten verborgen, die zu irgendeinem geheimen Geschäft hier zusammengekommen waren. Und sie saß nun als einziges Weib inmitten dieser Männer und wußte nicht, was sie davon halten sollte.

„Hab keine Angst, Mädchen", sagte Vespasiano freundlich.

„Du bist zu einer großen Ehre berufen, höre ich. Du sollst den Johannisfisch dem Papst reichen."

Carmela senkte schamvoll das Haupt.

„Welche Stunde haben wir jetzt?" wandte sich Vespasiano an den alten Zoratti, der mit seinem Sohn schweigend dasaß, viele Papiere vor sich auf den Knien.

„Der Mond geht auf", antwortete der Alte.

„Gebt die Aspekten." Er nahm von Zoratti ein Blatt Papier und las leise davon ab. Dann sagte er laut: „Venus steht im Zeichen des Krebses, und Jupiter folgt ihr. Carmela, es ist eine große Stunde für dich gekommen."

„Herr — edler Herr —", zitterte sie in ihrer Hilflosigkeit.

„Weißt du, daß die römische Welt im argen liegt?"

„O Herr, ich weiß es."

„Daß das Grauen und Entsetzen im Sold der Borgia liegt, und daß über den Colonna der Unstern aufgegangen ist —"

„O Herr, ich weiß es."

„Der Wein verdorrt, die Fische ziehen nicht mehr wie sonst an den Strand, und es geschehen allerlei Zeichen, die den Untergang bedeuten. Alle Rompilger sind des Entsetzens voll; was sie sehen, bringen sie in die Heimat, es ist ein Füllhorn von Untaten und Lastern. Was tun, Carmela, die Bauern, um gute Saat zu erzielen? Sie tauchen das Korn, bevor sie es in die Erde senken, dreimal in das Wasser des Jordan, das ein frommer Klausner aus dem Heiligen Land nach Rom gebracht. Und die Fischer bestreichen ihren Kahn mit den Händen, die das Stroh berührt haben, auf dem die Wächter des heiligen Petrus im Kerker geschlafen, die Not wird nicht in Segen verwandelt durch der Menschen Einfalt, sondern durch der Menschen kühne Tat."

Vespasiano neigte den Oberkörper vor, und seine Stimme wurde leiser. „Höre, Kind, die Stunde der Borgia ist gekommen. Sie sind nicht durch Worte und Gebärden zu fällen, sondern nur durch Taten. Es ist ein Savonarola aufgestanden und hat des Papstes Untergang verkündigt wie einst der Prophet Daniel. Aber der Papst ist bis heute nicht zur Hölle gefahren, seine Sünden übertönen die Missetaten des Nebukadnezar, er streckt seine Macht aus mit Hilfe seines fürchterlichen Sohnes Cesare Borgia, vor dessen gewaltiger Größe Italien erschauert."

Gimani nickte und füllte die Zinnbecher. „Hörst du, wie es steht?" flüsterte er der Pflegetochter ins Ohr.

Carmela blieb unbeweglich wie ein Steinbild.

„Nun hat der Himmel seine Zeichen geschickt in den Sternbildern", fuhr Vespasiano fort, „und wir sind daran gegangen, sie zu deuten. Die Spanier unter Gonsalvo dringen gegen Nea-

pel vor, Frankreichs Heer zieht sich auf Gaeta zurück, damit sind die Beschützer der Borgia und diese selbst in größter Not, wir haben freie Hände, wenn wir uns mit den Orsini verbinden. Nun heißt es, den Kopf der Schlange zu treffen, und das ist nicht der Papst, sondern der Herzog der Romagna, Cesare Borgia." Vespasianos Augen glühten Haß.

Ercole Landi, angefeuert durch die Glut des Colonnahasses, packte Carmela beim Arm. Sein Blick war wie ein Wespenstich. „Jetzt öffne deine Ohren, Carmela", keuchte er.

Vespasiano wandte nun auch sein Antlitz zu ihr. „Hast du von ihm gehört, Carmela Accolti?"

„Von wem, edler Herr?" zitterte sie wie Espenlaub.

„Von ihm, Cesare Borgia!"

„Die Mädchen erzählen von ihm, dem schönen Teufel —", sagte sie zaghaft.

„Siehst du, von diesem Feind unsres Volkes wird deine Schönheit in Fetzen geschlagen werden. Sie werden dir sagen, du dienst einem heiligen Zweck. Seine Heiligkeit der Papst selbst, vor dessen Augen deine Glieder in Scham erglühen werden, wird es dir ins Herz prägen lassen, du stelltest die schöne, meerentstiegene Liebesgöttin dar, und du wirst ihm, dem unheiligen Papst, die Gabe des Meeres auf silberner Schüssel reichen, und vor den Augen der Kardinäle wirst du demütig und gehorsam deine Glieder wiegen in rhythmischem Schritt, und Cesare Borgia, der Fürst der Lüste, wird dich mit den Blicken seiner Gnade an sich ziehen und dir ins Ohr flüstern: Komm heute nacht!"

„Nein!" Wie ein Verzweiflungsschrei entrang es sich der Brust Carmelas. Sie saß mit weitgeöffneten Augen da, die Hände wie abwehrend von sich gestreckt, als wäre das Grauen einer satanischen Berührung über sie gelaufen.

„Du wirst kommen, schöne Carmela!" schlug Vespasiano in ihre verwirrte Seele hinein.

„Ich werde nicht kommen!" wimmerte sie hilflos.

„Du wirst kommen", triumphierte Vespasiano, „denn in deinem Kommen wird sich das Geschick eines ganzen Reiches erfüllen."

Und Gimani klatschte ihr beruhigend mit den schwieligen Händen den Nacken ab und sagte väterlich mild: „Caprina, caprina! Hör den braven, guten Herrn Colonna."

Carmela hetzte ihren heißen Atem dem Edelmann ins Gesicht. „Gebt mir — Frieden — — laßt mich —"

„Damit wir Friede haben, sollst du dem Willen Cesare Borgias untertan sein!" sagte der Colonna. „Es wird dir auch keine Wahl bleiben, Carmela, denn man wird dich vom Feste angefangen in einer süßen Kerkerhaft halten, um die dich

manches Weib beneiden dürfte. Du wirst auf weichen Teppichen ruhen, und süßer Wein wird deine Zunge netzen, und wenn Cesares Stunde gekommen ist, dann wird er dich holen lassen, und nun wird er dir befehlen, deinen Körper zu salben für —"

„Herr — was hab' ich Euch — getan — — daß Ihr mich so — beschimpft?" Unter heftigem Schluchzen, das ihre Schultern durchschüttelte, brach das Weh ihrer zerschlagenen Seele los.

Vespasiano neigte sich über sie. „Carmela, hältst du mich für so grausam, daß ich deine Verstümmelung ruhigen Blutes mit ansehen sollte? Nein, Carmela, das Samenkorn muß untergehen, daß es Frucht tragen kann, der Wundervogel Phönix muß verbrennen, um aus der Asche zu erstehen, der Mensch muß Leid erfahren, um für die Freude geheiligt zu werden."

Carmela riß die Augen auf und schrie mit ihrem wild gewordenen Herzen Ercole an: „Meinen Leib lässest du zerschlagen? Wirst du den zerschlagenen, gebrauchten Leib wieder haben wollen? Sag mir das!"

Ercole umschlang ihren Hals. „Du ... du ... die Madonna hat dich für uns geschaffen ... oh, ich werde dich noch tausendmal mehr lieben ... nach dem Opfer!"

Da rückte Vespasiano ganz nahe an sie heran. „Weißt du, was jene Delila tat, um für ihre Landsleute das Haupt ihres Feindes zu erlangen? Sie gab ihren Leib hin an den starken Simson, und als sie ihn wehrlos in ihren Armen hielt, fielen die Philister über ihn her und banden ihn. So sollst du es mit Cesare Borgia tun —"

„Herr — Herr — — Herr —"

„Es ist die Tat Judiths in deine Hände gegeben. Um ihr Volk zu retten, legte sie sich in das Lustbett des Holofernes, und als er wollustmüde schlief, hieb sie ihm das Haupt ab." Und mit gewaltiger Ruhe legte er ihr das Begehren der Verschworenen in die Seele: „Bring uns das Haupt Cesare Borgias."

Das Wort fiel mit Wucht in alle Gemüter.

Carmela war bleich wie Kreide geworden. Bildsäulengleich, die gelähmten Hände an die Schenkel geklammert, das Haupt in einen unsichtbaren Schraubstock geklemmt, saß sie da.

Vespasiano suchte die Starre zu lösen. „Wir wollen die Frohbotschaft aus deinem Munde: der Herzog ist tot! Unsere Gebete für dich werden zu lebendigen Engeln werden, die dein Lager der Qual umstehen, und jedes Haar auf deinem Haupte wird gezählt sein. Carmela, des befreiten Volkes Liebe wird dich erhöhen!"

Aber kein dunkler Befreiungsdrang quälte sie, und sie wußte nichts von Menschenbosheit und Welthändeln. Sie, deren ein-

zige Bettelschuld die weibliche Eitelkeit gewesen war, sollte nun auf einmal zur Mörderin werden? Sie sah die Männer der Reihe nach groß an und fragte: „Was wollt ihr, Männer, eigentlich von mir?“

Ercole, der sich ihr innerlich am nächsten glaubte, drang ungeduldig in sie: „Daß du Cesare Borgia tötest. Die Ehre der Welt liegt auf deinen Schultern. Befreie uns!“

„Wenn du diese Ehre so hoch hältst, Ercole, warum tust du die Sache nicht selbst?“

„Weil ich nicht an ihn herankommen kann.“

Vespasiano unterstützte den Fischer. „Cesare hat einen lebendigen Panzer von eisernen Leibern um sich, niemand kommt an ihn heran, nur — ein Weib.“

„Habt ihr nicht andre Weiber genug um euch, die ihm den Judaskuß geben könnten?“ fragte Carmela mit wachsender Furchtlosigkeit.

„Und wer sagt dir, daß du geschändet wirst?“ fragte Ercole. „Sagt es ihr, edler Herr, daß sie sich wie eine gereizte Wölfin wehrt und die Natter mordet, bevor sie sticht.“

„Bei der Madonna von Trastevere, ich durchschaue euch alle!“ jagte Carmela mit brausendem Blut heraus. „Feig seid ihr alle!“

Die Männer fuhren zurück. Aber Vespasiano beruhigte sie. „Das solltest du nicht sagen, Kind. Wir werden unsern Mann zu gehöriger Zeit stellen. Dein Urteil ist nicht reif und kann's nicht sein.“

„Und doch verlangt ihr von dem unreifen Weib einen Mord. Wer wird ihn verantworten vor Gott?“

Aus dem Schattendunkel einer Ecke, wo Fischernetze lagen, trat die Gestalt eines Mönches in das träge Halblicht. Das braune Ordenskleid mit dem weißen Strick um die Lenden verriet ihn als Franziskaner.

Carmela erschrak, als träte der Tod an sie heran. Der Mönch trat näher und berührte der Erstarrten Haupt leicht mit dem Finger. Heiser klang seine Stimme, als wäre sie verrostet durch das Schweigen in der Zelle. „Ich reinige deine Hände von Blut, das von dir vergossen werden wird zur Erlösung von ganz Rom und der Christenheit. Schwöre, daß du gewillt bist, das Opfer für dein Volk zu bringen.“

Carmela war, als röche sie in dem Augenblick süßlichen Blutgeruch. Ihr Herz schlug bis zum Halse hinauf, ihr Oberleib lehnte kraftlos in den gespannten Armen Ercoles.

„Ehrwürdiger Vater — ich — kann nicht — Luft — Luft!“ Es brach sich wie von sterbenden Lippen los.

„Carmela, meine kleine Caprina“, wispelte der Pflegevater in ihre Angst, „wir alle werden reich werden, die Colonna

sorgen für uns, wir bekommen unser schönes Haus und viele Golddukaten, hier hast du es schriftlich, vom edlen Herrn Vespasiano unterschrieben. Die Mühle wird umgebaut, du selbst wirst reich ausgestattet für deine Brautschaft."

Vespasiano neigte sich zu ihr und flüsterte in ihre Ohnmacht hinein: „Höre, wie du es anfängst. Wenn du wie eine Braut gesalbt und geschmückt in sein Gemach trittst, läßt du dich unschuldig kosen von ihm und bittest um einen Trunk, den er dir nicht verwehren wird. Bevor du ihm das Opfer deines Leibes bringst, schwelgst du mit ihm beim Mahl und sorgest, daß er dir den Wein kredenze. Du nimmst tändelnd sein Glas in die Hand, lenkst seine Blicke auf einen Gegenstand und schüttest, während er sich wendet, dieses weiße Körnchen in seinen Wein. Cesare trinkt ahnungslos den Wein und trinkt damit seinen Tod."

„Tu's, tu's!" drängte keuchend der alte Gimani. „Wir kriegen Gold, Gold!"

„Und wenn ich's nicht tue?" rang es sich verzweifelt aus ihrer Brust.

Der Vater unterdrückte einen Fluch, Ercole verbiß die Lippen, Vespasiano aber sprach mit unheimlicher Ruhe: „Dann, schöne Carmela, würden wir für dein Leben nicht länger einstehen können. Ein wissendes Herz bedeutet eine Gefahr für uns. Deine Schritte werden von diesem Augenblick an bewacht bis zu dem Tag, da es geschehen wird."

„O mein gütiger, guter Gott!" jammerte Carmela.

Da trat der Franziskaner an sie heran. „Du rufst den an, der dir vergeben wird. Im Namen Gottes beschwöre ich dich, die Welt von dem Teufel der Teufel zu befreien."

„Im Namen Gottes?" Carmela riß die Augen auf. „Das könnt Ihr verantworten?" Oh, was wußte sie viel von Gott? Sie hatte den üblichen Gott von klein auf mitbekommen auf den Weg. Er war für sie ein allwissendes Wesen, hatte ein dreieckiges Auge, das Flammen sprühte, wohnte mit selig gewordenen Menschen im Paradies, und der Allmächtige sah mild und gütig aus, aber auch fürchterlich und streng, wenn es sein mußte, und er lenkte Sonne, Mond und Sterne an unsichtbaren Fäden. Sie hatte eine ehrfürchtige Scheu vor dem Priestergewand und dem Kreuz an der Mönchsbrust.

Da hörte Carmela plötzlich ein leises Wimmern. Es klang wie aus dem Mühlgang herauf, den eine Tür verschloß. Die Männer horchten auf.

„Bring sie", sagte Vespasiano zu Landi. Der schob den knarrenden Holzriegel bei der Tür zurück und öffnete. Da stand die Sibylle mit den Zwergen zwischen den Pfosten. Die Knochenhände auf den Stock gestützt, wankte sie über die

Schwelle. Ihr Pergamentgesicht war fahlgelb, ihre Hände spielten wie die einer Sterbenden unruhig am Griff des Stockes.

„Gottgesegnete, was erblickst du?" fragte Vespasiano mit verhaltenem Atem.

„Ein Menschenkind, zart wie eine Schneeflocke und hold wie ein Paradiesengel. Rom wartet auf eine Tat. Sie soll geschehen von dem Kind, das da saß auf des Stieres Rücken. Laß mich das Menschenkind suchen mit den Händen."

Die Männer gaben der tastenden Sibylle den Weg zu Carmela frei.

Und die entsetzensbleiche Carmela fühlte, wie sich ausgemergelte Hände auf ihr Haupt legten, langsam und leicht, als wären es Totenhände aus dem Schattenreich. „Dreimal gesegnet seist du, Magd!" Die Hände lösten sich, die grauen Farben wurden dunkler, der Körper der Sibylle wurde zu unbestimmten Schatten, und nur das leise Stöhnen drang noch von der Tür herüber, als käme es aus geisterhafter Tiefe. Dann verdichtete es sich zu den Angelusworten: „Ecce ancilla Domine, fiat mihi secundum verbum tuum." Die zwei mißgestalteten Menschenkröten an der Seite der Sibylle wurlten mit ihren Klumphänden an dem abgezehrten Leib herum und zogen ihn in die dunkle Tiefe des Mühlengangs hinab.

Carmela stand wie im Fieber. Die Summe von Spuk und Wirklichkeit wirbelte ihre Gedanken zusammen.

„Hast du's gehört?" flüsterte ihr Vater.

„Hast du's gehört?" wisperte es von rechts und links.

Das Wort der Sibylle war Wasser auf die Mühle Vespasianos geworden. Und der alte Gimani tanzte wie ein Harlekin vor seiner Pflegetochter herum. „Es ist deiner toten Mutter Geist, der in dich gefahren ist. Aus einer Hexe ist eine Heilige geworden!"

Carmela brannte das Wort wie eine Stichflamme ins Herz. Haha! Nun rücken sie damit heraus, mit der Hexe und Heiligen! Wie sie's brauchen! Es muß etwas in mir sein, was ich nie verstehen werde, was meine Mutter mir mitgegeben hat im Leib und was ich nie abschütteln kann. Und ihr war, als bekäme sie plötzlich einen freiern Atem, als hätte dieser Sibylle Körperhauch Kräfte in ihr ausgelöst, von denen sie sich noch keine Rechenschaft geben konnte. Schwer löste sie sich und streckte ihre zitternde Hand dem Priester entgegen. „Hier — meine Hand!" Sie verkeuchte den Atem, der ihre schöne Brust hob.

Alle Männer frohlockten.

„Aber merkt es euch, Männer von Nettuno! Ich töte den Herzog, weil er mir Schmach antut. Nicht um euretwillen, son-

dern um meiner Ehre willen fällt Cesare Borgia." Sie spürte, wie sich aus ihrer Schwachheit allmählich eine Festigkeit des Willens gebar, der die Worte immer tönender machte. Sie wuchs aus ihrer hirtenhaften Einfachheit heraus und in eine Sphäre einer eigentümlichen Geweihtheit hinein. Aus ihrer Tugend und Reinheit riß sie ein böses Geschick, denn als ein solches empfand sie es, sosehr sich diese Männer bemühten, es als eine himmlische Mahnung hinzustellen.

„Ihr sagt, er ist nur durch List zu besiegen?" fragte sie den Colonna.

Vespasiano nickte. „List oder ein Wunder muß ihn töten."

„Ich will bitten, daß ein Wunder zu Hilfe kommt", sagte Carmela mit fliegendem Atem. „Wann werde ich in seinen Frevlerarmen liegen?" Ihre Wangen glühten.

„Das weiß nur der Herzog selbst."

„Ich hörte sagen, er hätte schon eine Geliebte."

„Parisina Mattei, ganz recht."

„Das Weib tut mir weh", sagte Carmela mitleidig.

„Du kennst sie nicht, sie ist stolz und herrisch."

„Bin ich nun frei?"

„Du bist frei — doch durch den Schwur gebunden."

Carmela erhob sich. Ihr war, als fielen Folterschrauben von ihr ab. Der Pflegevater umarmte und küßte sie, seine Augen schimmerten wie Eidechsenäuglein. Ercole zog sie ans Herz, und sein Stolz auf sie machte ihm die Augen leuchten. Der Franziskaner trat mit Vespasiano und den Zoratti beiseite. „Gebt ihr das Gift erst, bis sie den entscheidenden Gang tut", sagte der Mönch. „Es ist ein gefährlich Ding in den unkundigen Händen eines Weibes."

Der Mond ging schon hoch, als Carmela allein die Treppe hinabstieg. Durch eine Luke fiel das Licht weiß wie Schnee auf die Steine. Sie hüpfte über die Strandgräser und die tagdurchglühten Steine in die helle Juninacht hinaus. Die Fischerschwänke waren längst verstummt, es saß nur mehr eine alte Katze auf einer verborgenen Bank vor der Mühle. Im Westen über den dunklen Häuserumrissen von Nettuno lag noch die nachdämmernde Helle des Tages, während von Osten her die bleichen Mondlichtfluten über das Wasser zu strömen begannen. Ohnmächtig verflimmerten die Sterne in der Überfülle des Glanzes. Carmela ließ ihren von Weh und Schauern durchrüttelten Leib auf einen der tangüberzogenen Klippensteine fallen. Sie war müde, als wäre sie meilenweit über Sandwüsten gelaufen.

Da hörte sie den Sand knirschen. Ercole sprang in großen Sätzen daher. Er warf sich vor ihre Knie hin. „Du ... du! Nun werden wir leben, daß der Teufel Galle speit! Bei der

Madonna, das hast du brav gemacht. Dein Herz wird hart werden vor Wut über den schönen Räuber. Hahaha! Ganz Italien wird zum Hause der Accolti und des Fischers Landi wallfahrten kommen. Mutter Gimani muß an dem Freudentag Kürbissuppe für fünftausend Personen kochen. Und alle Freunde lade ich ein zu einem Tanz."

„Das wirst du tun zu meinen Ehren, Ercole?" lächelte Carmela traurig. „Haha, du hast mich also sehr lieb, mein Junge?"

„Daß du fragen kannst!" Er griff leidenschaftlich nach ihrer Hand.

„Laß, laß", wehrte sie ihn ab. „Nun wird das Fest bald kommen. In drei Tagen ist es da. Dann wird deine Carmela nackt in der Sonne gehen. Und du läßt es zu und hast deine Carmela sehr lieb."

„Was soll ich tun, wo es doch unser aller Erlösung ist! Und wenn doch alle deine Unehre mit tausend Ehren hinterdrein bezahlt wird."

„Freilich, was soll man da tun", spottete sie. „So werden wir denn sehen, was die Madonna beschließt."

Da geisterte es von fern auf dem Meere daher, ein weißes Segel, schief hängend, über einem dunklen Bootsstreifen. Von Nettuno kam's heran. Carmela kannte dieses Boot, dieses Segel. Eine Unruhe ergriff sie. Nun nahte zum drittenmal der unheimliche Segler. Sie konnte nichts weiter entdecken als den Mast und in schwankenden Umrissen die Gestalt daran. Aber sie vermeinte mit ihrem Geiste die schwermütig gespannten Augen zu sehen.

„Was ist das für eine Segelbarke?" fragte Ercole. „Es muß einer von weit drüben sein."

„Was weiß ich", sagte Carmela unruhig. Und ihr Blick bannte das fremde Boot.

„Der Satan über alles fremde Gelichter!" fluchte Ercole. „Es kann auch einer der Spione Aquaspartas sein. Sie durchstöbern seit drei Tagen alle Löcher Nettunos. Herr Vespasiano will um Mitternacht fort gegen San Marino. Ich muß ihn warnen. Beobachte den Segler. Landet er, spring zu uns hinauf." Er eilte nach dem Casale.

Carmela folgte mit dem Blick dem dahinziehenden Boot. Es zog an ihr vorbei, hielt einen Augenblick in der Nähe der Mühle still und schwamm dann wieder wie ein geheimnisvoller dunkler Schwan meerwärts in die Tiefe. Dort verblaßte es nach und nach und löste sich wie ein Geist in nichts auf.

Ercole kam lange nicht. Dann hörte Carmela die Mühlentür gehen und sah Vespasiano mit den zwei Zoratti und Ercole ins Freie treten. Sie sahen alle nach dem Meer. Dann wandten sie ihre Schritte landeinwärts nach dem Waldsumpf, dessen dunkle

Wand sich im Osten lang hinstreckte. Ercole gab den Männern wohl das Geleite.

Nun schritt sie in Unehre und Sünde hinein. Wer wird den Vorhang weben, der ihre Sünde bedeckt?

Sie dachte jetzt an Ercole. In zwei Monden wird sie ihm gehören. Bangigkeit überfiel sie. Wie eine dunkle Seherin saß sie da, bis die Mutter Gimani sie vom Hause aus rief.

Sie betrat die Diele. Die alte schwarze Katze lag ihr plötzlich im Weg. Mit einem bösen Tritt jagte sie sie in die Nacht.

Und in dieser Nacht zog einer voll Unruhe über das Meer von Nettuno auf pfeildünnem Segelboot mit Gedanken, die Sein und Dasein verdammten. Verfolgt von den Flüchen römischer Mütter und von den Tränen der von ihm zehnfach gekreuzigten Liebe, zog er dahin in einsamer Nacht. Es war ein Fischer in zerfetztem Gewand, unter dem ein fürstliches Herz schlug. Die Maske der Niedrigkeit tat not. Hätte er seine herzogliche Hoheit so unbewacht zur Schau getragen, losgelöst von der Hellebardenmauer der getreuen Spanier, die Hände der Verschwörer hätten leichtes Spiel gehabt.

Die Sibylle sah viel, aber sie sah nicht, daß der nahe war, dem sie den Untergang gewünscht hatte. Auch Sibyllen haben mitunter ihre kläglichen Stunden.

Über das Dach der schlafenden Mühle huschte ein Fledermausschatten hin. Carmela schlief unruhig auf ihrem großen Blättersack. Bald aber wob sich ein Traum zu einem wunderlichen Gesicht zusammen. Sie sah unter einem blütenreichen Granatbaum des Herrgotts silberweiße Majestät sitzen, und ringsum waren viele Köche, die ganze Meermengen von Zwiebelsuppe kochten. Und der Herrgottvater schwang in einer Hand die Sonne und in der andern den Mond und blätterte mit den Füßen in der Bibel, und dann fiel sein Blick aus dem dreieckigen Auge auf Nettuno, und er schüttete die Zwiebelsuppe aus allen Kesseln auf die Stadt, und es entstand daraus ein Blutregen, so daß die Menschen aufschrien und sich verkrochen, Carmela selbst aber wandelte mit vergoldetem Scheitel durch die purpurne Glut des Stadtbrandes und hinter ihr der Büffel mit den Hörnern, auf denen Silberkerzen brannten. Und sie schritt durch flammende Nebel vor dem Büffel her und predigte den verbrannten Leichen von der Liebe.

Langsam siechte die Nacht hin, und im Osten erstand glutschwangeres Gewölk.

Im kassettierten Empfangssaal der Burg von Nettuno saß Alexander VI. im rotseidenen Polsterstuhl und besah sich sein Antlitz in dem venezianischen Riesenspiegel an der Wand. Alexander war gestern von Rom gekommen. Drum sah er an-

gegriffen aus, denn die Reise hatte ihn ermüdet. Das ovale Kahlhaupt mit dem verschwommenen Gesicht glänzte wie eine Qualle, die sonst so klaren Augen schimmerten matt, die Wangen hingen wie verwelkte Spätrosen herab, die stolze spanische Schönheit war vom Alter und der Sündenlast zerschlagen, aber die Eitelkeit saß ihm noch im Nacken. Er strich sich mit der wohlgepflegten Hand das spärliche Haupthaar zurecht.

Um den Papst standen sein Neffe Rodrigo Borgia, der Kapitän der Leibgarde, der stolze Kardinal von Cosenza Francesco Borgia, dessen Auge einen ganzen Flammenhaufen von Sinnlichkeit ausloderte, dann des Papstes Liebling Romelino da Ilerda mit dem flatternden Johanneshaar, die Kardinäle Sprata und Serra und der Zeremonienmeister Burckhardt mit dem Vogt Aquasparta, dem Tyrannen von Nettuno.

Romelino trat nun vor und legte dem Papst einige Schriftrollen vor. „Don Gonsalvo de Cordova hat mit seinen Spaniern Neapel besetzt, die Franzosen halten sich nur noch in Gaeta und schicken verzweifelte Hilferufe, die wir vorderhand noch ungehört verhallen lassen müssen nach dem Willen des Herzogs der Romagna. Ludwig XII. scheint also wie sein Vorgänger keinen glücklichen Stern zu haben.“

Der Papst zeigte wenig Interesse für König Ludwig. „Wo ist mein guter Herzog?“ fragte er mit trägem Auge.

„Er schleudert am Meeresstrand Steine wie ein Zyklop über die Wasserfläche. Dabei empfängt er den spanischen Unterhändler“, meldete der Kardinal Francesco Borgia.

„Gleichzeitig mit dem französischen?“ verwunderte sich Alexander.

„Seine Hoheit der Herzog hat größere Wunder vollbracht, als zwei feindliche Gesandte gleichzeitig zu empfangen“, lächelte der Kapitän Rodrigo.

„Frankreich will freien Durchzug durch den Kirchenstaat und durch Toskana haben“, sagte Romelino. „Und der Herzog Valentino soll sein Kriegsvolk Frankreich unterstellen; aber Seine Hoheit der Herzog wird weder ja noch nein sagen.“

Den Papst schien auch dies zu langweilen. „Burckhardt!“ rief er ablenkend.

Der geschäftige, kleine, graue Zeremonienmeister trippelte herbei.

„Werden wir morgen Sonnenschein über dem Fest haben?“ fragte der Papst.

„Wir werden Sonnenschein haben“, meldete demütig der Chronikschreiber.

„Es sollen prächtige Männer und Frauen in Nettuno sein?“

Die Höflinge nickten. „Es sind Hundeseelen in diesem Seenest“, sagte im Gegensatz dazu der Burgvogt Aquasparta. Er

hatte ein galliggelbes Gesicht, doch wuchs sein Leib stattlich empor über die Kardinäle. „Ich bitte um Verdopplung der Leibwache", sagte Aquasparta. „Der Herzog ist geschützt, wenn ich geschützt bin."

Der Papst nippte von der Milch und kaute an dem Pinienbrötchen, während seine Gedanken wieder zum kommenden Fest liefen. „Burckhardt, ich will, daß zwischen der Fischreichung und dem ‚Ite missa est' sich der Chor der Sänger einschiebt und ein Gebet. Ja, hm — noch etwas — verstärkt die Leibwache um den Herzog. Lieber Romelino, Ihr habt mit dem Herzog in Pisa studiert, ist er nicht ein trefflicher Mann?"

„Eure Heiligkeit, Cesare Borgia ist ein Muster an Gerechtigkeit, aber auch an Strenge. Der Ordnungsliebende wird nimmer seine Faust zu fürchten brauchen."

„Da habt ihr's, da habt ihr's!" sagte der Papst freudestrahlend zu den Umstehenden.

Die Kardinäle lächelten liebedienerisch.

Der Papst tätschelte die Hand seines Lieblings Romelino und sagte: „Erzählt mir etwas Neues aus den Schlafgemächern meiner Kardinäle. Man munkelt etwas von einer heitern Affäre des Kardinals Farnese."

Romelino kannte seine Pflicht. Er schmunzelte, als er berichtete: „Eure Heiligkeit, man könnte damit den Dekamerone um ein schönes Kapitel bereichern. Der Kardinal besucht des Nachts eine schöne Frau, deren Gemahl verreist ist. Unglücklicherweise kommt der gewarnte Gemahl zurück, aber er macht keinen Lärm und zieht keinen Dolch, sondern begibt sich mit zwei Dienern in den Palast des Kardinals und läßt sich dort das Meßgewand des Kardinals anziehen. Als am nächsten Morgen der Kardinal aus dem Hause der Geliebten in seinen Palast zurückkehrt, sieht er in seiner Kapelle den weltlichen Herrn im vollen Priesterornat stehen. „Seid Ihr bei Sinnen?" donnert er den Frechling an. „Mein heiliges Gewand an Eurem ungeweihten Leib?" „Vergebung", erwidert der betrogene Gemahl mit Seelenruhe. „Ihr habt in meinem Hause meine Stelle vertreten, ich wollte soeben versuchen, Euern Platz einzunehmen. Das Gewand, das Ihr in meinem Hause — nicht trugt, steht Euch ebenso an wie mir dieses hier, das ich aber zu tragen gedenke." Sprach's und verließ den Palast mit dem kostbaren Gewand. Und der verblüffte Farnese dachte nicht daran, sich sein Gewand zurückzuholen."

Papst und Kardinäle meckerten. „Es gibt noch gutmütige Ehemänner", sagte Francesco Borgia.

Der Papst nickte lachend und erkundigte sich dann, wie die Nettuner die Sache mit der Fischreichung aufgenommen hatten.

„Äußerlich sehr demutvoll", meldete Kapitän Rodrigo. „Be-

fehlen Eure Heiligkeit, daß das Mädchen, welches die alte Fischerruine ersetzen soll, im leichten Schilfkleid erscheine?"

„Cesare Borgia meint, das Mädchen personifiziere eine Naturgewalt, das Meer. Die Griechen hätten in so einem Fall nur die feierliche Nacktheit geduldet. Niemals hätte ihr Schönheitssinn eine Nereide in bunten Fetzen dargestellt. Statuenhafte Blankheit scheint mir die natürlichste Darstellung zu sein. Ein meergrüner Schleier um die Lenden ist schon ein großes Zugeständnis."

Die Kardinäle nickten zustimmend und lächelten in sich hinein.

Die Schildknappen vor dem Gemach öffneten plötzlich lautlos die Flügeltüren. Auf dem Gang entstand eine Bewegung, die sich in das Gemach fortpflanzte. Man hörte die Schritte der romagnolischen Garden auf den Steinen hallen. Die Kardinäle traten zur Seite, denn sie wußten, wer der war, der unangemeldet eintreten durfte. Im nächsten Augenblick schritt er markig über die Schwelle: Cesare Borgia, der Herzog der Romagna.

Der Papst erhob sich freudestrahlend und begrüßte den Sohn seiner alten Kurtisane Vanozza. „Geliebter Herzog — oh, verlaßt mich, Kardinäle! Wir sehen uns bei der Tafel." Er verabschiedete alle mit einem gnädigen Blick.

Cesare trat in das Sonnenlicht. Er küßte die Hand des Vaters. In dem scharf profilierten, ebenmäßig geschnittenen Antlitz saß Kälte neben schlecht verhehltem Leid; die sonst so sternklaren Augen, das Erbstück des Vaters, die Furcht der Massen, die Freude der Frauen, hatten einen müden Glanz.

„Nun, wie ist deine Reise in die Colonnalandschaften ausgefallen?" fragte der Papst neugierig.

„Es hat mich nicht lange in San Marino gelitten. Ich bin seit vier Tagen — in Nettuno."

Der Papst sah verwundert auf. „In Nettuno? Hattest du Gründe, mir deine Anwesenheit zu verbergen?"

„Ich hatte Wind bekommen, daß hier etwas vorgeht. Der Kardinal Giovanni Colonna soll, wie mir meine Spione sagen, aus Sizilien Leute geschickt haben, die die Stadt an vergangene Zeiten erinnern sollen. Ich mischte mich unter die Fischer, um die Stimmung zu sondieren. Es schleichen sicherlich Colonnaspione umher, von denen wir keine Ahnung haben. Sie landen des Nachts mit ihren Fahrzeugen an der Maremme und springen von da wie Flöhe ins Land hinein."

„Sonst betrübt dich nichts?" fragte der Papst ruhig. „Mich deucht, dein unruhiger Blick hat andre Ursachen."

„Das Gestirn Frankreichs ist im Sinken", sagte Cesare mit verdunkeltem Antlitz. „Die berühmten Hommes d'armes sind

von Gonsalvo geschlagen, und Gaeta hat keine ewigen Mauern. Der französische Unterhändler hat mir zu verstehen gegeben, daß Cesares Truppen nicht zu verachten wären, wenn Ludwigs neues Hilfsheer durch Toskana heranzieht, um die Schlappe gutzumachen. Ich möchte mit meinen Truppen über Toskana herfallen, wenn sich die Franzosen neue Hiebe in Neapel holen. Deshalb habe ich vor wenigen Augenblicken dem spanischen Unterhändler wichtige Zusagen gemacht, ich habe ihm erlaubt, Söldner in Rom zu werben."

„Du willst den getreuen Freund Frankreich verlassen?" Der Papst spannte ängstlich die Augen.

„Noch ist es nicht geschehen. Aber ich habe Brücken zu den Spaniern gebaut. Im Grunde ist nur der Stärkere unser Freund. Stark aber ist nicht der Länderreiche, sondern der, der seine Länder zu gebrauchen versteht. Nicht die Staaten treiben Politik, sondern die Höfe. Das politische Leben dieser Höfe ist eine Jahrmarktsmesse, alles handelt, rauft sich, sticht rechts und links, schneidet den andern Vorteile ab, kauft und verkauft sich, und es kommen wenig anständige Leute, aber desto mehr Schelme zusammen. Ich habe die Absicht, auf diesem Markt der beste Händler zu sein. Bis jetzt war es nicht die schlechteste Ware, die ich Euch heimbrachte. Urbino und Piombino sind wieder mein, Ferrara ist durch den Gemahl unsrer Lukrezia an uns gebunden, Florenz, Siena und Pisa sind nahe daran, in mein Netz zu gehen, Venedig habe ich mir durch schöne Versprechungen warm gehalten, und in Neapel arbeiten Spanier und Franzosen für uns, indem sie sich um die schöne Beute raufen. Gebt mir Geld zu einem neuen Unternehmen."

„Unersättlicher! In welche Taschen soll ich noch für dich greifen?" jammerte der Papst. „Achtzig neue Kurialämter habe ich geschaffen, habe jedes um siebenhundertsechzig Dukaten verkauft, die neuen Kardinalsernennungen trugen mir einhundertdreißigtausend Dukaten ein, aber nun sind die Quellen erschöpft."

„Die jungen Kardinäle sind erledigt, erledigt nun auch — die alten!" sagte Cesare.

Der Papst zuckte mit keiner Fiber. „Michele, Troccio, Ferrari, Orsini, Giovanni — ach, die Reihe wird endlos."

„Allerheiligster Vater, was wir bereuen, wird nicht ungeschehen gemacht, doch wovor wir zurückschrecken, wird nie zum Geschehnis. Durchstöbert die Kardinalsliste, sucht nach gewissen Untugenden, die zum Verbrechen gestempelt werden können. Das ist die Biegsamkeit moralischer Werte, die nur vom Standpunkt des Beurteilers abhängt. Ich habe vom Kardinal Casanova das Programm der Festlichkeit erfahren. Man

muß sagen, Burckhardt hat sich angestrengt. Aurelio Brandolini soll die Festpredigt halten."

„Wenn nicht das Schauspiel mit der Jungfrau einen gewissen Reiz auslöst, dann wird Brandolinis Predigt das Fest nicht gerade verschönen, denn er spricht schon recht schläfrig. Ich habe dem Vater des schönen Kindes drei Dukaten anweisen lassen."

„Man wird auch für ein einfaches Halsband für die Jungfrau sorgen müssen", sagte Cesare mit halbfernen Gedanken.

Der Papst vertrug die Milch nicht. Er ließ Chinaellawein bringen. „Hole der Satan den Juden Bonet de Lattes, der mir die Milch anpries; der andre Hebräer Pintor ist ein nachsichtigerer Geselle, er verschrieb mir den Wein. Komm her, mein Sohn, trinke ein wenig, er wird auch dich stärken. Ach du, gesteh es nur, diese Parisina — hm — diese Parisina liebt die Liebe bis zur Unersättlichkeit."

Der Herzog fuhr empor. „Es drängt mich sehr zu ihr, ich möchte die Rosen der Parisina wieder riechen. Dort im Glashaus am Tiber."

„Dieses Weib", sagte der Papst ernst, „ist gefährlich."

Cesare lächelte. „Parisina ist schön, launenhaft, herausfordernd, unersättlich und daher wie geschaffen zu einer Herrscherin. Ich weiß nicht, ob sich Parisina mit solchen Gedanken schmeichelt, aber — es sind niedrigere Damen Königinnen geworden. Doch es gibt ein größeres Hindernis. Ich glaube, Parisina wird eine stattliche Herrscherin werden, jedoch ein kleiner Mensch bleiben."

„Du hast doch nicht gar die Sehnsucht nach einem —"

„— nach einem Menschen!" sagte Cesare mit verhaltener Qual.

„Du hast sie doch zur Genüge kennengelernt, um diese Sehnsucht zu verlernen", sagte der Papst ärgerlich.

„Ich habe noch keinen Menschen kennengelernt, deshalb sehne ich mich danach", quälte es sich hilflos aus Cesares Brust.

„Und wer sagt dir, Sohn, daß du je einen kennenlernen wirst?"

„Das ist es, allerheiligster Vater! Was um mich kriecht, ist Kreatur, Furcht und Sold binden sie an meine Seele. Laßt mich Exempel machen, und es wird keiner hart bleiben im Feuer. Laßt mich armselig werden, und es wird keiner vor Schmerz vergehen. Ich darf keine einsamen Nächte mehr haben wie jetzt in Nettuno, ganz allein auf dem Meere, zwischen Himmel und Wasser, allein mit dem allmächtigen Gott, unsichtbar neben mir das Buch der Unschuld aufgeschlagen. Ach, allerheiligster Vater, laßt Euern Sohn nicht mehr allein in den

Nächten, denn er hat keinen größern Feind als sich selbst." Er zerknirschte das Wort zwischen seinen Zähnen und wurde schamrot.

Der Papst war tief bewegt. In diesem Sünder hatte sich fürchterlich verjüngt, was in seiner schreckvollen Sündhaftigkeit alt geworden war. Während ihn selbst erst das Alter auf das Kreuz der Reue genagelt hatte, warf diesen von ihm selbst erzogenen Lastermenschen schon die Jugend auf den Marterpfahl der Selbstverdammnis. Aber mehr noch bangte dem Papst um die Erfolge, die plötzlich wankend werden konnten, wenn dieser Sohn durch ein Erleben Gottes erschüttert werden sollte. Dann wäre die Welt um einen Büßer reicher, aber das Haus Borgia um eine Säulenstütze ärmer. Er zog das Haupt des Sohnes an sich und tröstete in das braune Gelock hinein: „Cesare, deine Gedärme spielen dir schlimme Streiche. Es kommt das alles aus dem Bauch und schafft die ersten Ansätze zu Mißerfolgen. Hahaha, du verzagst wegen ein paar Nächten auf dem Meer! Wir gehen morgen in die Eichenwälder auf Wildschweine."

„Recht so, allerheiligster Vater, ich will das wildbrausende Leben um mich wieder haben, und die Gespenster werden erbleichen. Und Parisina muß zum Fest kommen. Heda! Läufer!" Er riß die Tür auf. „Marco Romano, herein!"

Des Papstes Auge glänzte. „Du sollst jagen, spielen, Feste feiern, mit den Pferden rennen, Stiere töten, und die Arbeit soll dich wieder in die Klauen nehmen, dieser herrliche Regulator des Gemüts. Wir wollen die Colonnaburgen besuchen und das neuerbaute Monterotondo, wo das Weib dir trotzte —"

Cesare unterbrach den Vater mit einer heftigen Gebärde. „Laßt dieses Weib in Ehren ruhen, allerheiligster Vater. Es hat Cesare Borgia besiegt auf seine Weise. Seit dem Tag von Monterotondo hat meine Ehre eine empfindliche Saite bekommen."

Marco Romano, Cesares Hauptmann, stand in der Tür.

„Du reitest, daß die Steine flammen, nach Rom und holst mir zur Nacht Donna Parisina hierher. Nimm dir meinen Rappen und für sie den Triton aus dem Stall, dann ein Geleite von sechs Reitern. Mach fort." Romano eilte ab.

„Sancia stellt dir wieder nach, höre ich", sagte der Papst aufgeräumt.

Cesare schüttelte sich in besserer Laune. „Ja, das Weib meines Bruders ist nicht mehr von ihrer Liebe zu mir zu heilen. Es wäre gut, sie wieder zu verbannen. Der Kardinal Ippolito d'Este hat sich in ihrem Bett gewälzt, und nun soll ich wieder Lückenbüßer sein. Nein, nein, der Kessel ist zu schadhaft, man kann keine Bettelsuppe darin kochen. Sagt, hat Euch Lukrezia geschrieben, allerheiligster Vater?"

„Ach ja, mein frommes Kind!" Er reichte dem Sohn einen Brief. „Sie hat Rom verschmerzt, besucht Kirchen, baut Lustschlösser, tanzt, singt und spielt Theater. Alfonso hat seine eigene Geliebte, aber er ist auch eifersüchtig auf Lukrezia. Dieser Kanonengießer, dieser Drechsler! Haha! Pietro Bembo, der Gelehrte, macht sich bei unserer Lukrezia viel zu schaffen, und Bembo ist dumm genug, mit seiner Liebe zu prahlen."

„Ich kenne Bembo und begreife die Schwärmerei Lukrezias. Der poetische Hang erhebt den Mann über zehn seinesgleichen. Aber Bembo soll sich hüten. Der Kanonengießer Alfonso könnte leicht Sinn für Dolche bekommen. Man darf doch nicht so leichtsinnig auf die Gießerei eines Erbprinzen sündigen."

Der Papst lächelte vor sich hin. Er dachte daran, daß Lukrezia in Rom das Cilizio, das Bußhemd der Franziskaner, unter dem Gewand trug, was sie nicht hinderte, darunter noch ein weltliches Hemd zu tragen, welches in verbuhlten Stunden — er hielt mit seinen Gedanken taktvoll inne und sagte laut: „Ich hoffe, daß Lukrezia und Bembo ihre Sünden mit Anstand begehen werden."

Cesare lenkte ab. „Der französische und spanische Botschafter bitten um Audienz, allerheiligster Vater."

Der Papst nickte, Cesare rief den Zeremonienmeister. Schildknappen und romagnolische Garden, alles in Gold und Brokat schimmernd, ordneten sich zum Spalier für den Herzog.

Bevor Carmelas große Stunde schlug, melkte sie noch die Ziege. Der fahle Morgen stand noch über dem Stall, als Carmela, auf einem Stein sitzend, das glänzende, volle Euter der Ziege bearbeitete. Langsam troff die herbe Milch in den Topf.

Dann wurde es lebendig in der Mühle. Bald mußte der Karren aus der Stadt kommen, Carmela zu holen. Mutter Gimani wackelte wie eine gutgemästete, fröhliche Ente über den Hof. „Drin liegt die frische Wäsche, Kind. Ich und Niora werden dir das Haar flechten. Du kommst zwar unter die Hände des päpstlichen Haarkünstlers, sagte mir der oberste Prior Ser Spinetti, aber sie sollen sehen, daß wir uns nicht spotten lassen. Und in der Kammer dampft schon das Wasser, dort striegeln wir dir den Leib. Zum Teufel mit der Ziege! Die Zeit rinnt."

Als die Sonne mit blutroten Wolkenschleppen über die Sümpfe stieg, hielt der städtische Karren mit zwei Maultieren vor der Wolfsschenke. Carmela, begleitet von Vater und Mutter, die festlich gekleidet waren, hüpfte mit den zart gefesselten Füßen wie eine Antilope über die Wagenwände, daß der Rock nur so flog. Auf dem Karren saß schon Ercole Landi,

jede Fiber vor Erregung gespannt. Glückstrahlend besah er sich sein aufgeputztes Liebchen, das die Glieder in den scharlachroten Sonntagsstaat der Nettuner Mädchen gehüllt hatte. Die Last der Haare, vom silbernen Pfeil durchbohrt, türmte sich über dem braunen Kopf, als wollte sie ihn erdrücken. Rosen, Geschenke Landis, prangten an ihr, das Leibchen bauschte sich wie eine Flamme, und das goldverzierte Mieder schnürte locker den Rumpf. Die Füße, von schwarzen Strümpfen umspannt, staken in roten Schuhen. So trat sie die Fahrt in den Johannismorgen an, im Herzen eine Leere, die das Schicksal füllen mochte, auf der Brust in einem Säckchen eingenäht die weiße Todesperle für Cesare Borgia.

Auf dem kurzen Weg zum Stadthaus gafften nur ein paar Frühaufsteher die schmucklose Carrozzina an.

Da rollten sie in das Stadttor hinein. —

Auf den durchgoldeten Gassenmauern leuchtete ein Meer von grünem Eichenlaub, gesprenkelt von den hängenden Purpurgirlanden der Rosen und den weißen Wellen unzähliger Myrtenfestons. Vor den Toren der Paläste, wo die Kardinäle wohnten, standen deren Pagen in ihren Farben und sahen gelangweilt auf die Menge, die durch die Gassen tobte und wogte. Ein Geschrei von saturnalischer Heftigkeit erfüllte den Platz vor dem Kastell. Unter wüstem Gelärm zog eine Frauenschar heran, die die Madonna del mare, eine Statue heidnischer Abkunft, auf einem blumengeschmückten Eisengestell trug. Die Madonna hatte eingesetzte Glasaugen, und ihr Gewand war über dem ganzen Leib zusammengeschnürt wie bei einem Wickelkind.

Im Gedränge stand der Eisenhändler Balbo mit dem Schmied Tignosi, der heute nachmittag mit Cesare Borgia einen Ringkampf bestehen sollte. Tignosi war ein unförmiger Menschenkoloß, der stärkste Mann in Nettuno. Der Schmied fühlte sich als der Held des Tages.

Balbo wünschte, daß es dem Schmied gelänge, den Herzog in die Magengrube zu treten, dann wäre Nettuno gerettet und die ganze Verschwörung überflüssig. O Schmied, was liegt in deinen Händen! Das Geschick Roms, der Welt! Dein Leben mußt du freilich opfern, denn wenn die Magengrube des Herzogs platzt, werden dich die romagnolischen Fäuste zermalmen. Aber was ist an dir gelegen, Schmied? Man wird einen neuen Schmied zu finden wissen, aber einen neuen Herzog Gott sei Dank nicht.

Der Lärm wuchs mit dem Steigen der Sonne. Die Weiber schnatterten, die Feigenhändler von Cori, die Ölmänner aus Genazzano, die Krämer aus Rom schrien ihre Waren aus, die Fischer und Hirten schäkerten mit den Mädchen, die Maulesel

brüllten, die Kinder quietschten, und die Trompeten der aufziehenden Wachen schrillten in den Hexenkessel hinein.

Gleich hinter dem Kastell lag das lichttrunkne, silberblitzende Meer. Über den Wassern war Glanz und Dunst und siedende Luft, über dem Sumpf im Osten ein brauner Brodem, unbeweglich und dicht, von den Giften geschwängert.

Auf dem Sandplatz am Meer war das Kapellenzelt errichtet worden. Ein mit Goldgeräten überlasteter Altar unter einem blauseidnen Baldachin warf ein Strahlenbündel von Gold in die Luft. Die Madonna und ein paar schreckverzerrte Heilige standen wie Wachen im Halbkreis um den Altar.

Hallende, meerwärts schaukelnde Glockentöne begannen das Fest einzuläuten. Die erznen Schwestern von Anzio fielen jubelnd ein.

Aus dem rosenüberhängten Tor schreitet der Zug: Schildknappen in Gelb und Rot, Kreuz und Schwert tragend, Lakaien in der scharlachnen Zimarra, zwölf reiterlose, goldgezäumte Pferde, von Knechten in Brokatwämsern geführt, Domherren in Spitzenchorhemden, Kammerherren, Protonotare und Auditore in violetter Seide, sechzehn Kardinäle in Purpur mit der Cappa magna, paarweise schreitend, hinter ihnen ihre Sekretäre in lilaseidnen Mänteln und ihre Schildträger, dann die Leibwache des Papstes in Erz starrend, ein Zug von Klerikern, dann das allerheiligste Sakrament, von Weihrauch umwölkt, die Meßpriester — und jetzt — die Menge hält den Atem an — die Köpfe glühen — unter dem hermelingefütterten, blaßblauen Damastbaldachin der Tragsessel des furchtbaren Papstes, vom Glorienschein der Sonne vergoldet, umnebelt von den Wolken des mildduftenden Harzes, flankiert von den weißen Diakonen — und auf dem Sessel er, er, er! Alexander VI., getragen und gehoben von der Weihe des Augenblicks und von der eignen Eitelkeit, die greisen Glieder umhüllt von einem weißseidnen, goldgestickten Festornat, mit dem roten Pluviale und dem Achseltuch, der Stola und der dreistöckigen Tiara. Die Glöckchen bimmelten um den Baldachin, das Gebetsmurmeln der feierlich daherschreitenden Meßpriester dringt gedämpft in die vor Ehrfurcht erschauernde Menge, und über die prunkhafte Prozession fallen, von jungen Mädchenhänden gestreut, purpurne Rosen wie riesige Blutstropfen.

Und hinter dem Papst ein Trupp der erzgepanzerten Leibwache, dann Cesare Borgia im weißen Atlaswams mit geschlitzten Ärmeln, das Barett in den Händen, umgeben von dem Ring der getreuen Garde.

Dann folgten die wenigen kirchentreuen Barone mit ihren Sekretären und Kammerherren, der Stadtpräfekt und die Prioren von Nettuno, der Vogt Aquasparta, der farbendüstre

Schweif der Skriptoren, Kurialbeamten, Sekretäre, Notare und viele andere päpstliche Höflinge.

Beim Altar scharten sich die Kardinäle in steifer Grandezza um den zelebrierenden Kardinal Romelino da Ilerda. Nun kam der Papst, getragen von den rotseidenen Pagen. Er setzte sich in den Faltstuhl.

Cesare Borgia war unter das große, weiße Zelt getreten, das man für das Papstgefolge seitwärts des Kapellenzeltes errichtet hatte. Seine Blicke suchten das zweite Zelt ab, das etwas seitwärts stand. Dort blühte und flimmerte der Flor römischer Frauen. In der vordersten Reihe saßen die Frauen der Gesandten neben den Kurtisanen der Kardinäle. Dort verfing sich der Blick des Herzogs in eine schöne, von Seide und Brokat umhüllte Frauengestalt, die einen lächelnden Blick aus Feueraugen herübersandte, während zwei kniende Pagen ihr Luft zufächelten. Es war Parisina Mattei. In ihren streng geschnittenen Zügen lag eine herbe Schönheit, die das Schild der Tatkraft und eines festen Willens war. Lieblichkeit war durch Stolz verdrängt, Anmut durch Erhabenheit ersetzt.

Die Messe setzte ein. Romelino sprach mit klarer Stimme das „Oremus te, Domine", und der silberhelle Chor der Knabenstimmen begann den Introitus.

Die Glut schwoll an. Aber leise wehte ein Meerwind über das Kirchenschauspiel hin, er peitschte leicht die Rauchfahnen der im grellen Sonnenstrom schwelenden Pechfackeln und machte den Atem der andachtslosen Beter freier.

Nun erscholl weich und stark zugleich des Paulus Diakonus Johanneshymne.

Cesare Borgia stand in tiefer Versunkenheit. Er achtete der Glut des phaetonischen Lichtes nicht und stand außerhalb des Zeltschattens mit entblößtem Haupt. Auch als Brandolini in einer wundersamen Predigt Maria als Königin des Meeres pries, blieb Cesare regungslos. Nur einmal huschte sein Blick flüchtig nach dem Meer, als suchte er etwas.

Die Predigt war zu Ende, der Papst erhob sich und segnete das Meer, indem er die dargereichte Monstranz schwang.

Die tiefe Erschütterung der Gemüter sprengte die Brüste und ließ zerrissene Gebete und Rufe der Anbetung heraustaumeln. Madonna del mare! Grazie! Ajuto! Viele hundert Hände griffen wie braune Fackeln in die Luft und streckten sich der goldstrahlenden Monstranz entgegen. Romelino trat vor den Altar und verkündigte den Ablaß.

Der Papst trat auf den Herzog zu und sprach leise zu ihm: „Die Fischreichung wird vor Euern Füßen stattfinden, Herzog, nehmt das Geschenk des Meeres anstatt meiner entgegen, denn es ist ein weltlicher Akt."

Da ging ein Posaunenstoß von der Kastellzinne über das strahlende Meer. Die Vorhänge eines kleinen Zeltes im Wasser wurden von unsichtbaren Händen beiseite gezogen.

Und nun beleuchtet die erbarmungslose Sonne ein seltsames Schauspiel. Aus den Zeltvorhängen tritt ein Mädchen, bis zur Brust im Wasser. In den hocherhobnen Händen hält sie eine große Muschel, auf der eine frische Seebarbe liegt. Langsam mit ihrem nackten Leib die Flut teilend, schreitet sie den sanft ansteigenden Grund hinan gegen den Strand. Das Wasser kost ihre braune Haut, auf der die Sonne Rubintöne hervorzaubert. Mit einer natürlichen Anmut, ohne Scham, ohne Zagen, ohne Stolz trägt sie ihre Schönheit ans Land. Jeder Schritt ist eine Befreiung von dem blößendeckenden Wasser, das wie silberne Perlen von den Brüsten und Lenden niedertropft, um welch letztere jetzt ein grüner Gürtel mit Steinen besät sichtbar wird. Nun wird der schöne Schoß frei, die Knie, und das Mädchen wird zur wandelnden Statue, von des Schöpfers edler Künstlerhand geformt.

Die Höflinge flüstern einander erregte Worte zu. „Venus Anadyomene! Der Meerschaum perlt von ihr herab! Seht die Schulterrundung! Sie leuchtet wie Bronze! Welch vollendete Büste!"

Ja, diese Brust ist schön! Sie ist etwas heller als der Leib und schattet sich bis zur kleinen Knospenkrönung in bernsteindunkle Töne hinein. Auf ihrem Fleisch lag ein Schimmer der Meeresfeuchte, und er verklärte den ganzen Leib, als wäre er ein lichtdurchsogener Kristall.

Mit vestalischem Schreiten betrat ihre nackte Sohle fest und schmerzlos den Marmorsockel einer zertrümmerten Römersäule, der fußhoch aus dem Wasser ragte. Hier stand sie einen Augenblick still. Es war, als grüßte sie jetzt mit ihrem glanzerfüllten Körper die Sonne, die ihre Schönheit segnete. Ihr Haar, unter dem Vollglanz der Sonne blauschwarz schimmernd, war kunstvoll in Knoten und Voluten geflochten und von einer dunkelroten Rose durchglüht. Die Wangen überflammte die Scham, je näher sie dem harrenden Spalier der Höflinge kam. Die ersten Kammerherren stießen ihre Blicke wie Dolche in ihre Gestalt.

Hinter der ersten Söldnerreihe stand einer mit Herzklopfen und Beben. Ercole Landi spannte das Auge der Liebe nach ihrem Leib. Und er erschrak vor ihrer Schönheit. Also das gehörte bald ihm! Ganz allein ihm! Nein — zuerst dem Teufel in Samt und Seide. Er biß sich in die Lippen vor Wut.

Die Gasse verengt sich, Farben glühen vor Carmelas Gesicht, Priesterornate, von Weihrauchnebeln umsponnen — — das Zelt gleißt —

Ein Kammerherr tritt an sie heran und weist ihren Fuß nach dem Zelt des Herzogs. „Dort, Mädchen, Seine Hoheit erwartet dein Geschenk."

Sie strafft die Muskeln, die Hände senken die Muschel mit dem Fisch, ihr von Farben geblendetes Auge sucht das Ziel, das Schmach und Schande endet —

Da fliegt eine Blutwelle über ihr Herz. Sie spürt einen Riß durch alle Gelenke und Sehnen. Ihr Fuß erstarrt. Ihr Auge aber blickt weit aufgerissen den Herzog an. Und ihr Herz beginnt plötzlich zu zittern wie unter brennenden Schlägen, und die Muschel in ihren Händen zittert mit.

Und Carmela neigt das Haupt, daß Cesare Borgia nur mehr diese zusammengedrängte, gebändigte Flut blauschwarzer Haare und den bronzenen Nacken sieht. Und ihre Hände lassen plötzlich die Muschel fallen — Carmela bricht in die Knie — wirft das Haupt in die Hände und —.

Cesare ist mit einem Sprung bei ihr und verscheucht die Höflinge, die helfend herbeigeeilt sind. Er hebt sie allein empor. „Ich danke dir, schönes Kind", sagt er warm. „Gott segne das Meer und — dich!" fügt er leise hinzu. Und seine Augen sammeln mit einem einzigen Blick ihre Schönheit. „Gebt ihr einen Mantel!" befiehlt er rauh einem der goldglänzenden Priester. Der wirft das Wort angstvoll weiter. Und sie reißen Brandolini, dem Prediger, die violette Toga herab und decken mit ihr die wimmernde Angst des Mädchens zu.

Cesare Borgia wendet sich, blaß und erregt, an einen Kammerdiener. „Den Leibarzt Seiner Heiligkeit!"

Ein Jude mit fahlgrünem Gesicht und schiefen Schultern, eingehüllt in eine rote Toga, drückt sich zum Zelt heran. Er untersucht den Herzschlag des Mädchens. Cesare steht dabei. Er starrt die schwer wogende Brust an. Der Leibarzt lächelt. „Es ist nichts als die Aufregung."

„Tragt sie in die Burg und bringt ihr die Kleider nach", befiehlt der Herzog.

Die Menge wogt und wallt. Das Murmeln schwillt an und braust plötzlich wie ein erzürntes Meer.

Nanna Gimani wackelt auf den Beinen hin und her wie eine Galeere bei Wind und wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Oh, mein Herzenskind! Mein Goldvogel! Ich vergehe, wahrhaftigen Gotts, ich vergehe! Siehst du denn nicht, Beppo?" Aber sie verging nicht, sondern schrie aus Leibeskräften, bis die Nebenstehenden sie mit Fäusten bearbeiteten.

Landi drückte die Hand seines zukünftigen Schwiegervaters und keuchte ihm leise ins Ohr: „Dort tragen sie ihre Kleider — und in den Kleidern ist der Tod eingenäht. Beim Schwert des Petrus! ich hätte sie ihm doch nicht geben sollen."

Die Menge geriet in strudelnde Bewegung, Knäuel formten sich, Hände flogen dräuend empor.

„Bringt sie zum Schweigen!“ rief Cesare in den Lärm hinein. Und Leutnant Torani warf sich mit seinen romagnolischen Bauernriesen in die Masse, die entsetzt auseinanderstob. Der Papst warf aus seinem Beutel Gold unter die Leute. Die Empörung wandelte sich im Nu in Jubel um. „Evviva il Papa!“ hallte es wie eine schreiende Hymne zum Himmel. Der Papst hatte Nettuno gewonnen, er, der selbst die größte Harpyie war.

Durch den Lärm stießen Fanfaren. Andalusische Tänzerinnen fuhren auf einem blumengeschmückten Wagen aus dem Stadttor und begannen vor dem Zelt der römischen Frauen ihre rhythmischen Tänze. Glocken und Musik, Jubel und Geschrei, ein erregtes, wogendes Durcheinander, von grellen Farben durchfunkelt.

Cesare Borgia trat auf Parisina Mattei zu und begrüßte sie. Die Augen der schönen Kurtisane leuchteten stolz. Aber sie gewahrte mit ihrem feinen Instinkt, daß des Herzogs Seele aus dem Gleichgewicht gekommen war. Seine Blicke huschten nach dem Stadttor, wo eben das ohnmächtige Fischermädchen in die Burg getragen wurde.

„Darf ich Euch heute nacht auf das Meer rudern?“ fragte der Herzog plötzlich gesammelt mit kühler Artigkeit. „Wir werden das Boot mit Lampen schmücken, bunte Feuerräder sollen die Nacht erhellen, und meine Flötenbläser werden ihr Bestes leisten.“

Parisina verneigte sich dankend, und ihre Fächerknaben wiegten leise die Wedel über der goldnen Flut ihrer Haare.

Die Sonne warf unterdessen mitleidslos ihre Strahlen auf das bewußtlose Kind auf der Bahre. Der Sekretär Agapito schritt neben ihr. Der violette Mantel bedeckte den Körper Carmelas nur halb. Eine der jugendzarten Lenden schimmerte rosigbraun unter der Hülle hervor. Die großen Wimpern waren fest geschlossen. Wenn diese Augen sich öffnen werden, sann Agapito in das schlafende Leid, werden sie eine andre Welt sehen.

In einer rosenrot überglühten Barke ruderten Cesare Borgia und Parisina Mattei hinaus in die Nacht mit den blassen Sternen. Über den Sumpfwäldern erhob sich aus silbernen Himmelswiesen Artemis' treues Gestirn.

Kein Fischerboot durfte in dieser Nacht auf das Meer. In einer Riesenellipse trieben die Wachboote des Herzogs im Meer und hielten jedes Fahrzeug von der Annäherung an die Barke ab.

Als es dunkelte, saß Carmela in einem schönen Zimmer des

Kastells am Fenster. Neben ihr stand eine Dienerin, eine rotwangige Matrone mit angenehm gepolstertem Leib, und vor der Tür gingen Pagen auf und ab.

„Wann darf ich fort?" fragte Carmela die Dienerin nach einem endlosen Schweigen.

„Das weiß niemand als Seine Herrlichkeit der Herzog", antwortete die Matrone mit fetter Stimme und setzte sich breit wie ein Frosch ans Fenster.

Carmela sah dunkle Bootspunkte draußen treiben, und nun stieß vom erleuchteten Strand eine von rosigen Gluten übersponnene Barke in die dämmernde See. „Was ist das?" fragte sie mit verwunderten Augen.

„Das ist das Boot Seiner Herrlichkeit des Herzogs", antwortete wieder die Dienerin mit starrer Gemessenheit.

Carmela fühlte einen Schlag auf das Herz. Und ihr Hirn bewegte das Wort hin und her: das Boot Seiner Herrlichkeit des Herzogs. Noch eine drückende Neugier lastete auf ihrer Seele. „Fährt der Herzog — immer — als — Herzog?" fragte sie ganz leise und scheu.

„Niemand sieht in das Treiben Seiner Herrlichkeit des Herzogs."

Da war Carmela, wo sie früher war. In ihrer Brust wogte es wie ein erzürntes Meer. Ihr war, als wäre ein Boot vom Abendschein umglüht und zöge nun bei der Mühle vorbei — und an dem Mast lehnte ein zerlumpter Fischer. — Da schüttelte sie die halb gelösten Locken, und zwischen ihren Zähnen zerbiß sie einen Fluch. Dann fragte sie mit unermüdlicher Neugier: „Fährt jetzt der Herzog allein aufs Meer?"

Die Dienerin antwortete mit Kühle: „Seine Herrlichkeit der Herzog fährt mit Parisina Mattei aufs Meer."

Parisina Mattei? Sie fragte es nur mit den Augen, in denen es böse glühte. Dann wieder: „Ist sie schön?"

Die Dienerin erhob sich. „Ich werde das Bett richten", war die Antwort. Und sie machte sich bei dem weißen Bett in der Ecke zu schaffen. Es war weich gepolstert und mit einer karmesinroten Decke überdeckt. Carmela bekam gelinde Schauer. Sie dachte an ihren Blättersack mit dem schmutzigroten Betttuch darüber und an die kahlen Mauern zu Hause. „Muß ich schlafen gehen?" fragte sie verwirrt.

„Ihr müßt nicht", sagte die gemästete Frau mit verdunkelter Stirn. „Ruft mich, wenn Ihr etwas braucht. Mein Zimmer liegt gegenüber, und ich heiße Teresa." Sie schwappte wie eine Riesenqualle hinaus.

Carmela aber blieb am Fenster und starrte nach dem immer kleiner werdenden rosigen Licht auf der See. — — —

Cesare Borgia und Parisina Mattei trieben auf dem glanz-

erfüllten Meer. Der Strand hob sich von Zeit zu Zeit mit leuchtenden Feuergarben aus dem Dunkel.

Der Herzog ließ auf der leichtbewegten See die Ruder sinken. Eine sanfte Trauer wob um Parisinas Stirn, die den goldnen Baldachin eines herrlich geflochtnen Haares trug. Dieses Haar, ursprünglich von einem kastaniendunklen Braun, hatte die schöne Frau aus dem Hause der Mattei mit Eidechsenöl, Safran und Birkensaft auf venezianische Art vergoldet, und es mußte wöchentlich einmal stundenlang der Sonne ausgesetzt werden, was jetzt auf dem Dach ihres Lusthauses am Tiber geschah, das ihr Cesare Borgia geschenkt hatte. Um sie sammelten sich, da der Stern Lukrezia Borgias nunmehr in andern Zonen leuchtete, Dichter, Künstler und Gelehrte, dann Höflinge und Prälaten, und ihre lebensfrohe Art, ihr Liebreiz und ihre Vornehmheit, dann aber auch ihre gefällig geschmückte Untugend wurden bald das Entzücken der Stadt.

Parisina war schon in ihrer frühesten Jugend mit einem Franziskaner durchgegangen, der sie dann bußfertig am Gestade des Albanersees wie eine trauernde Ariadne absetzte. Sie wurde dann im Elternhaus in Gnaden wieder aufgenommen, heiratete den reichen Handelsherrn Grimaldi in Venedig, der sich ob ihrer Untreue vergiftete. Dann nahm sie einen schönen, aber talentlosen Mailänder Maler zum Mann, der flüchten mußte, als die Franzosen in Mailand einmarschierten. Parisina geriet in die Gefangenschaft des Kapitäns der Hommes d'armes. Diesen ermordete sie eines Nachts, beraubte ihn und flüchtete auf seinem Pferde in die Arme ihres versteckten Gatten, dem sie das geraubte Geld als Zahlung für ihre Schändung in die Hand warf. Der glückliche Maler küßte sie halb tot, was Parisina nicht hinderte, ihn bald darauf mit einem genuesischen Tuchherrn zu betrügen. Maler und Tuchherr starben dann in einem Monat, man glaubte durch Gift. Parisina hatte den schönen Kardinal Cesare von Mord zu Mord, von Sieg zu Sieg eilen sehen, sie sah ihn, nachdem er den Purpur abgeworfen, Herzog der Romagna werden. Sie wußte, daß Fiammetta Pandolfi, dann die Fürstin und Schwägerin Sancia von Squillace und endlich Lukrezia Borgia in seinen Armen glücklich und unglücklich geworden waren, daß Cesare vergeblich die Schönheit der Tiziana de' Calvi zu erobern gesucht hatte, daß er mit einer schönen Jüdin Lea Turina einen Mond lang in der Maske eines Sabinerhirten fern im Gebirge gelebt, und sie wußte auch, daß nun in seinem Sinnenleben eine Ebbe eingetreten war. Bei einer Moreska im Palast des Kardinals Caraffa sah Cesare die schöne Frau als Göttin Flora. Dann ließ er sie zu sich laden und sagte ihr nichts als: „Ein Brieflein von Euch wäre mir heiliger als die Lanzenspitze des hei-

ligen Andreas." Von diesem Augenblick an hatte ihr Leben festere Haltung bekommen. Sie formte ihre Gestalt und ihr inneres Wesen nach dem Willen des Herzogs, spielte nach einem heuchlerischen Herzenskampf die Rolle des im Netz gefangenen Vögleins, ergab sich dann seiner sprühenden Liebe und sah, daß Cesare in der Tat sein Herz an sie verloren hatte. Der Herzog brauchte doch endlich einmal eine Herzogin, und diese konnte sich, sowie der Papst Bologna in seinen Händen hatte, vielleicht in eine Königin verwandeln. Die Ehe Cesares konnte leicht zerbrochen werden, denn sie hing zur Hälfte in spanischen Landen, auch hatte der Herzog für Charlotte d'Albret und sein Töchterchen nichts mehr übrig.

Da saß nun ihre Schönheit dem Menschen gegenüber, der sich rühmte, so viele Frauen besessen, aber noch keine geliebt zu haben. Parisina fühlte sehr wohl, daß auch sie nicht die Wundertäterin an seinem Herzen sein würde. Er schien eine Scheu zu haben vor der hingebungsvollen Liebe einer Frau, es war, als traute er dem Edelsteine eines Weibes nicht, als hielte er jedes für falsch und ichsüchtig. Darum mußte sich Parisina hüten, ihn in dieser Meinung noch zu stärken. Sie mußte alles aufbieten, um ihn mit dem Schatz ihrer Äußerlichkeit wenigstens so lange zu fesseln, bis die erwartete Herzogskrone auf ihrem Haupte glänzte. Sie ahnte nicht, daß gerade er, der sinnliche Schwelger, der Verächter jedes Gefühls, der übersättigte Genußmensch, bald auf jenem Gipfel stehen mußte, von dem aus sich kein Blick mehr auf eine höhere Warte öffnete und der nur die Rückschau auf eine ungeheure Leere gewährte. Die rächenden Gewalten, die Dienerinnen der Reue, Ekel und Abscheu, standen schon bereit, um ihre grausigen Fittiche über dem Herzen des überreizten Lüstlings zu schwingen, damit er zusammenbreche unter der Angst vor der namenlosen Öde seines Innenlebens.

Parisinas Lippen zitterten gar oft in böser Glut und verzogen sich in den Mundwinkeln. Kräftig geschwungene Brauen erhöhten die Leuchtkraft ihrer blauen, großen Augen, die in Wonnestunden voll gieriger Verliebtheit brannten. Es genügte oft ein kurzer, lauernder Blick dieser herrlichen Augen, um Cesare zu entzünden.

Einen solchen Blick warf sie ihm auch jetzt zu. „Wollt Ihr nicht an meiner Seite sitzen?" forderte sie den Kühlen heraus.

„Man wechselt nicht gern die Bank auf offnem Meere", sagte Cesare ausweichend.

„Man wechselt lieber die Gedanken, sehe ich. Es tut mir weh, Herzog, Euch nicht ganz gefangennehmen zu können. Ihr seid auch in der Liebe noch immer der große Feldherr, der seinen Willen dem Feinde diktiert. Freilich, es ist leicht zu

siegen, wenn der Feind so schwache Waffen hat wie ich." Sie verrunzelte die Stirn.

Cesare sah auf das dämmerfahle Meer, das über der Spitze von Anzio, wo die Leuchtfeuer wie große heidnische Opferflammen lohten, noch das Licht des Sommerabends mit seinen Wellen einzuatmen schien. Und in milder Pracht ergoß sich, wie in einem schönen Traum, von Osten her das Mondlicht über die tänzelnde Flut. Immer ferner schwand das Kastell, und rings um sie war nur mehr die leise bewegte, schaurige Fläche, auf der die Bootslichter der Sbirren wie mattschimmernde Perlen im Dämmerlicht lagen.

„Isabella d'Este bittet mich, ihr Orfino zu senden", sagte Cesare unvermittelt, um aus der sinnlichen Sphäre zu steuern.

„Es wäre schade, ihn ziehen zu lassen", sagte Parisina mit leichtem Herzzucken.

„Ich weiß, er vertreibt Euch manche böse Stunde und hat Sinn für Anmut und Vortrag. Aber ich bin der Markgräfin sehr verbunden für das Geschenk von hundert Masken."

„So schätzt Ihr den Dichter nicht höher ein als hundert Masken?"

„Als Mann der Tat liebe ich die Wirklichkeiten mehr als die Blütenträume dichterischer Gehirne. Dichter formen sich die Menschen selbst, ich muß mir die gegebenen umformen, das ist schwerer. Der Dichter sieht die Welt durch die Schleier seines Gefühls, ich durch die Klarheit meines Verstandes. Es ist nicht unverständlich, daß wir uns da so wenig verstehen wollen. Aber — Orfino dient Euch mit Artigkeit, und somit dient er auch mir. Isabella kann also warten."

Parisina dankte mit einem feurigen Blick. An ihrem Halse hing ein pechschwarzer Orthit an einem roten Band, den sie wie einen Talisman hütete.

„Werdet Ihr nie aufhören, an solche Schutzkräfte zu glauben?" fragte der Herzog, mit dem Stein spielend.

„So wie Ihr nie aufhören werdet, mich mit Eurer Liebe zu beglücken", erwiderte sie schmeichlerisch.

„Und wenn ich doch aufhörte?" spielte er mit ihr.

„Dann wird dieses Meer mein kaltes Bett sein", war die Antwort.

„O wie pathetisch!" rief der Herzog lachend aus. Er kannte die Lebenslust seiner Parisina. Er wußte, daß ihre Liebe an der Grenze der Wollust innehielt, daß ihre Blutraserei wie die seine den ganzen Inhalt ihrer sogenannten Liebe bildete. Nun lenkte er ab. „Ich werde in einigen Tagen in die Romagna reiten. Wollt Ihr mir die Strapazen des Lagers versüßen?"

„Sicherlich", nickte Parisina, „zumal ich nicht die Weither-

zigkeit einer Isabella von Mantua besitze, die ihrem Gatten, wenn er ins Feld zieht, eine schöne, gesunde Mantuanerin aussucht, welche ihn ins Lager begleiten muß."

„Wie fürsorglich", lächelte Cesare.

„Man kann nicht sagen, daß Isabella übertrieben eifersüchtig ist."

„Drum seid Ihr es um so mehr", sagte Cesare und küßte rasch und feurig ihre Hand.

Die Nacht löste sich mählich in flüssiges Silber auf. Cesare verlöschte die Rosenampeln. Das Boot trieb steuerlos wie ein geisterhafter Nachen im Mondlicht.

Cesare betrachtete den blühenden Nacken der Kurtisane. „Woran denkt Ihr?" fragte er.

„Daß meines Herzens einziger Gebieter die Kunst verlernt hat, Galanterien zu sagen und nahe daran ist, an der Seite seiner Parisina Langeweile zu empfinden. Soll ich die Musen anrufen oder die Lyra tönen lassen? Lacht doch, Herzog, und laßt uns eleusinische Feste feiern unter dem Sternenhimmel Latiums."

Die trüblaunige Stimmung zerbrach. „Geliebte du!" flüsterte Cesare an ihr Ohr. „Ich weiß, liebliche Melpomene, du lechzest nicht nach dem delphischen Lorbeer, sondern nach den Myrten und Rosen der Liebe. Und ich will sie dir geben. Ich will dir alles geben. Soll ich die Tempel wecken, die einst an diesem Strand Neptun geweiht waren, und die Villen der Kaiser, in denen Göttergedanken Orgien trieben mit der Liebe? Alles, alles, alles — nur eines müßtest du mir geben, du müßtest mich erlösen von —" Er hielt plötzlich inne, denn er fürchtete sich vor dem Bekenntnis seiner Seelenzerrissenheit. Er wollte glücklich und mächtig erscheinen, und niemand, niemand, auch Parisina nicht, sollte erkennen, daß er von der Reue fürchterlichen Malen schon gezeichnet war.

„Wovon soll ich Euch erlösen?" fragte sie tastend.

„Nichts, nichts", wehrte der Herzog ab. Er warf mit unfürstlicher Brutalität seinen Arm um den bleichblanken Nacken, als umhalste er eine der schwarzen Dirnen von Albano. Sie ließ es geschehen und war froh, daß die Flamme der Sinnlichkeit den gefährlichen Trübsinn verbrannte. Cesare raffte mit ein paar Blicken die ganze Schönheit von oben bis unten zusammen, wie Südwindhauch strömte es von ihr in sein aufrauschendes Blut, ihre losen Arme, glattschimmernd wie mondverbleichter Marmor, zogen ihn an sich und, seine Sinne bis zum Taumel erschöpfend, preßte sie ihre Lippen auf die seinen.

„Kirke! Kirke!" jauchzte er. Und schleuderte den schon halb gefallenen, aus Silber gesponnenen Gürtel von ihren Len-

den, daß die darin eingeschlagenen Bildnisse der römischen Kaiser an die Bordwand schlugen.

Parisina riß ihr Kleid auf — vor Cesares Blicken dunkelte es — —

Plötzlich sprang der Herzog empor, griff mit den Händen nach ihr und streckte ihren Oberkörper wie einen Feind, den er zu Boden zwingen wollte, langsam und schwer auf den Grund des Bootes nieder. „Hüte dich zu fragen, warum ich Venus' Opfer heut verschmähe", sagte er mit seltsam zitternder Stimme. Dann weicher: „Ihr seid schön, schön, wie Agamemnons Geliebte Chryseis schön gewesen sein muß, und ich hätte Lust, mit Eurer Schönheit vor meinem ganzen Hof zu prahlen, aber —", er stockte und sagte dann mit unerbittlichem Ernst: „Ich bete an diesem Johannistag vor keinem Altar, der der Liebe geweiht ist."

Parisina richtete ihren Oberleib mit einem heftigen Schwung vom Boden auf. „Das — verträgt — kein Weib."

Cesare ergriff nach einer Weile besänftigt ihre Hand, die so weich war wie ein Pantherfell und nach Narden duftete: „Verzeih, aber ich habe Angst, mich an dir satt zu lieben. Sieh, ich liebe dich zuviel. O lache nicht, lache nicht. Wer allzu stürmisch liebt, hat bald Ruhe in seinem Herzen nötig. Danke Gott, daß ich die Kraft habe, meine Sinne zu hemmen."

„Es ist eine neue Seite Eurer Proteusgestalt, Hoheit", sagte Parisina mit einer Stimme, in der der beleidigte Stolz zitterte.

Cesare gab sich Mühe, es zu überhören. Er wußte nicht, warum er ergriffen sein Gesicht der Burg zuwandte, deren geisterbleiche Mauer, von den halb erloschnen Kerzengirlanden unheimlich gebleicht, weit am Strand drüben herübersah. „Wir rudern heim", fuhr er matt fort und ergriff die Hölzer. Das Wasser klatschte laut, messerscharf zerschnitt der Kiel die flimmernde Flut, es war, als jagte ein Hirsch heimwärts in die dunklen Schatten seines Waldverstecks.

Parisina saß bösäugig auf der schaukelnden Bank. „Ich ahne, Herzog, was Euch bewegt", sagte sie nach einem unheimlichen Schweigen. „Der Tag brennt Euch im Herzen."

„Er war schön." Er sagte es mit erleichterter Brust.

„Er und seine Bilder. Andalusische Tänzerinnen — ein nacktes Fischermädchen — die Nettuner haben wahrhaftig eine feine Witterung für den Geschmack Eurer Hoheit."

„Ihr gebt den Nettunern zuviel Ehre, die Veranstaltung entsprang dem Hirn meines Vaters. Das griechische Schauspiel endete erbärmlich. Das Kind tat mir leid."

„Dieses Mädchen wird Euch noch so lange leid tun, bis es wirklich in Euern Armen liegt." Parisina warf einen trocknen Spott in das Wort.

Cesare tat einen heftigen Ruderschlag, aber er antwortete nichts.

Da begann sie ihn neuerlich zu reizen. „Es wird gut sein, wenn ich mich für die Duldsamkeit der Isabella von Mantua allmählich zu begeistern anfange. Ich werde also Sorge tragen, daß Eure Hoheit im Feldlager der Romagna den schönen Leib dieses Fischermädchens zur Verfügung habe."

Der Herzog biß sich in zorniger Aufwallung in die Lippen. „Eure eifernde Regung täte mir wohl, wenn sie das Zeichen eines Kampfes um mein Herz wäre, aber sie scheint nur dem Neid zu entspringen —"

„Welchem Neid?" flammte Parisina empor.

„Daß neben Parisinas herrlichem Leib auch noch andre Körper existieren, die das Entzücken des Herzogs herausfordern."

Parisina lachte grell wie ein Specht. Aber dann verstummte sie plötzlich. „Hoheit", sagte sie nach einer Weile, „das habe ich nicht verdient." Ihre Eitelkeit empfand es wie einen Rutenschlag, daß der Herzog diesen braunen Leib der Fischerin mit dem weißen Marmor ihres Körpers vergleichen konnte. Es war ja freilich ein Eintagstriumph einer Fischerdirne, der nicht des Ärgers wert war, eines der Zwischenspiele, die ihre Liebe schon öfters unterbrochen hatten, ohne daß sie darüber in Verzweiflung geraten wäre, ein flüchtiges Aufschäumen der Begierden — Parisina lachte sich plötzlich aus ihrer Eifersucht heraus und schlug mit dem Fächer dem Herzog auf die rudernde Hand. „Rudert, rudert schnell, ich will Euch selbst vor die geheime Tür führen und Euch mit einem Knicks der schönen Aufregung überlassen."

Nun tat sie ihm plötzlich leid. „Parisina, wir wollen noch ein Fest auf dem Tiber feiern, bevor ich reise. Ich will die Neidharfen der schönen Frauen um dich klingen hören, meine Dichter sollen wetteifern, dich zu besingen, und du selbst sollst singen wie in jener Moreska — Parisina, auch jetzt sollst du zur Laute greifen. Der Mond verfinstert sich, deine Stimme soll ihn freundlich stimmen."

Parisina griff nach der Laute. Sie fühlte, wie ihre Schönheit wieder über ihn Macht gewann. Sie sang ein von lachender Lust getragenes neapolitanisches Mondlied in die Nacht, in welchem Küsse sprangen, Herzen brachen und Unschuld fiel. Cesares Kopf versank in ihren Knien. Parisina löste ihr Haar und warf den goldnen Mantel über sein Haupt. „Sag es mir, daß du mich liebst, dein Reh, deine Chryseis, deine Phryne —" Ihre Lippen glühten an den seinen.

„Ja, ich liebe dich, ich liebe dich! Und jede Stunde der Enthaltsamkeit bezahle ich mit Tränen."

„Geliebter!"

Ihr Haar mit dem Geruch korinthischen Balsams lag wie ein Netz über seinem Haupt. Die kleine Wolke über dem Mond verschwamm vollends. Die Flut triefte von Licht. Der Herzog versank in den Wogen eines rasenden, brausenden Sinnenmeers ...

Aber dann umkaltete ihn ein Gefühl, als hätte er sich todbringenden Lippen genähert. Er warf seinen friedlosen Geist in die Sprüche Salomos, und ihm flammte dann stundenlang das Wort entgegen: Die Lippen der Dirne sind erst süß wie Honigseim, aber dann bitter wie Wermut und wie ein scharfes Schwert.

Schlaffarmig ruderte der Herzog ans Land. Es war eine stumme Fahrt, als trüge der acherontische Nachen ihre tote Liebe an den dunklen Strand. Die Lichter waren verlöscht, die Freudenflammen verlodert. Mit Galanterie geleitete Cesare Parisina ins Schloß hinauf, in ihr Schlafgemach. Dann nahm er voll Höflichkeit Abschied von ihr.

Es war eine trübselige Nacht. Zwei Pagen des Herzogs mußten heimlich vor der Tür der Parisina Wache stehen, denn Cesare wollte vor den Listen dieser eifersüchtigen Potiphar sicher sein.

Um das Kastell schlich in der Nacht Landi mit verschäumtem Mund. Er bröckelte zitternd Minute für Minute von der schneckenträgen Zeit ab, und er grub seine Krallenfinger in den Tuff, als wäre der Stein des Herzogs Sündenleib, den er in Fetzen reißen wollte. Aber mitten im Schäumen und im Zorn hörte er eine weiße Kugel in den Wein fallen. Und da lachte er unheimlich auf.

Cesare Borgia stand, als die Nacht mit dem Morgen lautlosen Gruß tauschte, vor der Tür der Carmela Accolti. Ihm war, als müßte er auf der Stelle Parisina aus dem Schloß, aus Nettuno, aus Rom, aus seinem Herzen jagen. Er hatte die Briefe des spanischen und französischen Botschafters durchblättert, er hatte sich in die Kriegskonstellation von Neapel versenkt, wo sich Spanier und Franzosen bis aufs Messer bekriegten.

Es war still geworden, nur die Garde war in den Gängen verteilt und hütete das Leben der Borgia.

Eine heftige Unruhe trieb den Herzog in die Nähe des Mädchens, das heute den Eindruck einer Griechenstatue auf ihn gemacht hatte. Er konnte nicht sagen, was sein Herz dabei so ergriffen hatte. Aber es war nicht der Dämon gemeiner Lüsternheit. Wenn ihn das Bild Parisinas beunruhigte, tauchte unmittelbar neben ihr wie ein willkommener Schatten in der Sonnenglut die Gestalt dieser Fischerdirne auf, von der er

nichts wußte, als daß sie die Prioren von Nettuno würdig befunden hatten, ihre nackte Schönheit vor dem päpstlichen Hofe auszustellen.

Und nun stand er in dem schwach erleuchteten Gang vor ihrer Tür. Auf einen Wink seines alten Dieners Jakobus wurden sämtliche Romagnolen auf dem Gang entfernt.

Wenn sie jetzt erwachte und in ihrer ganzen Lieblichkeit erschrak? Cesare ertappte sich auf einer unerhörten Empfindsamkeit. Was hatte er in seinem Leben schon für Leute erschrecken sehen, und sein Herz hatte nicht gezittert. Warum zitterte es jetzt vor der Angst einer fremden Dirne, die vielleicht nicht einmal Angst hatte, sondern nach seiner Umarmung lechzte? Vorsichtig wie ein Dieb öffnete er die Tür.

Bei einem Tisch saß schlaftrunken die Matrone. Sie sprang verwirrt auf und verließ, als wäre sie dies schon so gewohnt, ohne Befehl das Zimmer.

Cesare schritt an das Bett, wo Carmela in tiefem Schlafe lag. Das schöne Haupt dunkelte aus dem Weiß der Polster und Betten. Ihre Züge, vielleicht von einem Traum leise verquält, waren in der tiefen Schlafgebanntheit noch ernster und herber. Cesare bewunderte den ebenmäßigen Schnitt dieses ungewöhnlichen Gesichts. Lieblich setzte sich der Hals mit den zart gespannten Muskeln an das herrliche Oval und schweifte dann in vollendeter Rundung zu den Schultern hinüber, die zum Teil entblößt, zum Teil von dem gebauschten Hemd bedeckt waren.

Der Herzog wußte nicht, was er jetzt tun sollte. Er hatte einmal mit brutaler Gewalt einen solchen Schlaf gestört, als er die schöne, nonnenfromme Daniela Narni in seine Gewalt zwingen wollte. Aber der Blick ihrer entsetzten Augen stieß jetzt aufs neue in seine Seele, und eine unbegreifliche Scheu hielt ihn davor zurück, jetzt ein gespenstisches Abbild dieser Augen, die längst erloschen waren, zu erleben. Wohl zog es ihn zu den fest geschloßnen Lippen hin, die wie Siegel eines wertvollen Schatzes waren, aber es geschah doch mit einer leisen Herzensrührung.

Und so verloren sich seine Augen nur in die braune, zarte Samthaut dieses Gesichtes. Und den schwülen, salzherben Duft des Haares sog er gierig ein. Neben ihm erschien ihm der künstliche Geruch des Parisinagoldes wie Bockgestank. Auch der Atemhauch der Schlafenden war wie zarte, schmerzenstillende Frühlingsluft, die eines Kranken Brust erquickt. Während der Herzog mit den Zaubern dieses dunklen Madonnengesichtes spielte, tändelten seine Finger unwillkürlich an dem roten Leibchen, das neben dem Bett auf einem Stuhl lag, und ahnungslos griffen sie das körnige Gift, das in einer Falte leicht eingenäht war. Hielt ihn ein böser Engel vor der

Entdeckung zurück? Unausgesetzt betrachtete er das süße Antlitz, und ihm war, als sähe er den Traum durch ihr Hirn rinnen, der des vergangenen Tages böse Schande zum Inhalt hatte.

Er saß lange und unbeweglich an ihrem Bett. Die Kerze erlosch endlich, und das Mondlicht webte seine grünbleichen Dämmer auf den Boden hin. Da sah er durch das Fenster in die nachtmüde Unendlichkeit. Das Meer lag noch in schwärzlich grauen Spiegeln geglättet, und im Riesenrund darüber blaßte das einförmige Blau im Osten in ein bleiches Gelb hinüber. Das sanfte Vorspiel einer farbigen Morgenhymne begann.

Noch einmal trat Cesare an das Bett. Noch immer saß in seinem Herzen ein fremdartiges Erbarmen. Damit nahm er Abschied von ihr.

Aber als er auf den Gang trat, zerriß er den Lorbeer seines Sieges. Er wandte sich an die in einer Nische kauernde Matrone: „Das Mädchen bleibt noch eine Nacht hier. Sie soll aufs beste bedient werden." —

Der Tag kam und ging. Carmela versaß die Stunden beim Fenster. Die Flut der wild erregten Gedanken war verebbt. Seit sie dem Schlaf entronnen war, belastete ihr Hirn eine sonderbare Ruhe. Wenn Schritte tönten, warf sie den Kopf zurück und lauschte. Wie eine große Woge wälzte es sich manchmal über sie: dieser Mann, dieser große, schöne, starke Mann, war er das wirklich, der dreimal an ihr vorbeigesegelt war? Ja, konnte denn dieser Herzog der Fischer sein oder der Fischer ein Herzog? Was wob sich da um ihr Herz zusammen? War nicht alles gegangen, wie es die Colonna wünschten? War sie nicht in des Herzogs Hand geraten und er in ihre? Nun war es an ihr, seiner Stunden Lauf zu enden. An ihr? Doch nur an dem Herzog. Wenn er sie heute von sich stieß, war die Hoffnung der Colonna gescheitert. Wenn er nicht kam — oh, was hielt ihn bisher ab zu kommen? Noch eine Nacht hatte sie hier zuzubringen, wie ihr die Matrone sagte. So mußte diese eine Nacht ihr Schicksal sein.

Es war keine Furcht in ihr, sondern nur eine Ungeduld, ein Harren auf ein großes Etwas, dem sie keinen Namen geben konnte. Sie verlag den Tag, aß gierig von den feinen Sachen und warf sich wieder in das Netz ihrer Gedanken.

Als am Abend die Stunde des Fischfangs kam, wurde sie ganz aufgeregt. Sie sah jetzt tief unten am Strand die Fische aufschnellen, und sie wäre am liebsten nach ihrer Mühle gerannt, wo sich die Fischer jetzt zur Nachtfahrt rüsteten. Sie stöberte ja immer die verschiedenen Fische in ihren Bezirken auf, ja, sie verstand gar wohl das Töten der Fische mit der

Steinschleuder, und wenn die Zugleine über ihre Finger rollte, die das feine Gefühl des Anbeißens hatten, liefen gleichsam ihre Augen mit in die Tiefe, und sie haspelte den Fang herauf.

Die Matrone stand auf der Schwelle. Sie brachte das Essen, ein feines Huhn. „Ihr dürft nicht gleich schlafen gehen, denn Seine Herrlichkeit der Herzog kommt dann."

Ihr Blut geriet in wildes Brausen. Wie hatte sie nur das Entsetzliche vergessen können? Sie stieß den Teller von sich, doch verloren sich ihre Blicke in dem roten Wein, der in einem hohen Glase dunkelte. Ihr Herz hüpfte an das rote Mieder.

Die Alte ging hinaus; ein arges Lächeln spielte auf ihren Lippen.

Carmela legte sich aufs Bett. Ihr war, als kröche plötzlich das Fieber über sie. Dann griff sie nach dem Leibchen und nahm das weiße Todkügelchen heraus, das sie unter einem Zipfel der Tischdecke versteckte, um es gleich bei der Hand zu haben. Sie zupfte am Mieder, glättete ihren Rock, steckte die Nadel im Haar zurecht — oder sollte sie ihr Haar lösen? Ein Gefühl der Überlegenheit überkam sie; aber es brach im nächsten Augenblick in sich selbst zusammen, denn die Tür wurde weit aufgerissen — —

Der Herzog trat mit der Wucht eines Tigers herein. Draußen verloren sich raschelnde, eilige Schritte. Und im Zimmer ward es still, daß man die Herzen schlagen hörte.

Carmela wankte, tastete nach dem Tisch und fiel dann in den Stuhl, als wären ihre Nerven und Sehnen plötzlich zerschnitten worden.

Cesare Borgia neigte sich voll Zärtlichkeit über ihre Angst. „Mädchen, hab keine Sorge — wie heißt du?"

Sie schwieg vor fortbrausendem Schreck. Jeder Laut blieb in der Kehle hängen. Keinen Blick wagte sie auf das Antlitz zu werfen, das über ihr hing. Plötzlich spürte sie den Hauch über sich verwehen, und sie hörte die Schritte des Herzogs wuchtig und beinahe klingend. Da erhob sie das Haupt. Der Herzog stand beim Fenster, das er öffnete.

Die Bewegung ließ sie zu Sinnen kommen. Sie schob ihre zitternden Füße langsam gegen das Fenster zu, wo die Dämmerung mählich graue Schleier zu spinnen begann. Dann warf sie sich vor der hohen Gestalt des Herzogs in die Knie. „Hoher Herr", brach es ungelenk aus ihrer Brust. Und ihr schwarzes Haupt fiel schwer auf ihr Mieder, so daß sich wieder ihr brauner Nacken in weicher Rundung dem Fürsten entgegenbog.

„Du brauchst keine Angst vor mir zu haben, Mädchen", sagte Cesare wieder mit leichter Befangenheit im Ton.

Aber die Verängstigte erhob sich nicht. Da packte sie Cesare mit lachender Gewalt und hob sie, daß ihr Rücken auf dem

einen Arm, ihre Kniekehlen auf dem andern ruhten, trug sie auf das Bett und ließ sie dort sanft nieder, als hätte er eine Traganter Puppe in den Händen.

„Mädchen, was ängstigst du dich, du weißt ja nicht, was für eine Macht du über —", er hielt erschreckt inne. Dann sprang er auf und zündete zwei Kerzen an, die in silbernen Leuchtern staken.

Carmela zitterte. Doch als der milde Kerzenschimmer das Zimmer erhellte, erschien ihr auch das Wesen des Herzogs gesänftigt, und sie getraute sich, ihn ein wenig anzusehen. Er saß bei ihrem Bett, ganz still, und sie konnte sein Gesicht, das im Schatten lag, nur undeutlich sehen. In dem kleinen Mädchenhirn war alles Denken auf einen Augenblick ausgeschaltet, sie vernahm nur in ihren Adern ein leises Rauschen. So lag sie denn regungslos da, ganz verstrickt in dem Labyrinth ihrer Gefühle.

Cesare lenkte nun absichtlich seine eigne Erregung auf ein gedankenleichtes Gebiet und fragte: „Wie heißt du, Kind?"

Da sagte sie kaum hörbar: „Carmela Accolti."

Er schlürfte gleichsam ihren Namen mit den Lippen nach: „Carmela Accolti. Und deine Eltern?"

„Ich habe keine. Mein Pflegevater ist der Wolfsmüller Gimani vor der Stadtmauer. Jedermann kennt ihn." Sie wußte gar nicht, wie leicht ihr das vom Mund kam.

„Und was tust du den ganzen Tag, Mädchen?"

„Ich liege auf dem Meer bei den Fischen, bin im Haus bei der Wirtschaft, bei den Ziegen und Hennen."

„Hast du gern dein Amt übernommen? Ich meine das am Johannistag." Der Herzog warf die Beine übereinander, als wollte er sich's gemütlich machen.

Carmela drehte schamrot den Kopf gegen die Wand und antwortete nichts.

„Hast du gewußt, wer ich bin?"

„Nein", sagte sie mit gehemmten Gedanken.

„Daß du den Fisch dem Herzog der Romagna bringen sollst?"

„Das, ja."

„Und hat dich die Ehre nicht gefreut?"

„Ich weiß nicht." Sie spürte, wie durch seine gütigen Fragen der Wellenschlag in ihrem Blute sanfter und sanfter wurde.

Cesare drehte ihren Kopf langsam zu sich und sah ihr nun fest in die dunklen Augen. Wie waren die schön! Und welch ein gereifter, fast fatalistischer Ernst saß auf dieser jungen Stirn! „Weißt du, daß du sehr schön bist, Carmela?" fragte Cesare, ihre Hand streichelnd.

Ihre Brust ging hoch und schnell.

„Und als du wie eine Nereide — ach, das verstehst du ja nicht — als du so auf mich zugeschritten kamst, da war ein herzliches Freuen in meiner Brust ob deiner Schönheit. Ihr habt sicherlich nicht viele solcher Mädchen in Nettuno.“ Er sah die unschuldige Selbstgefälligkeit auf ihrem Antlitz strahlen.

Carmela sog begierig den süßen Seim seiner Worte in ihr Herz. So sprach ihr Ercole doch nicht. Und zum erstenmal wagte sie es, das Auge freier zu ihm zu erheben. Ach, er war schön, schöner als der Engel auf dem Hochaltar der Colonnakirche. Schöner als alle Heiligen. Und schöner als alle Fischer von Nettuno.

Der Herzog steckte ihr eine rote Rose von seinem Barett ans Mieder. Sie zitterte, als sie seine Hand auf ihrer hochklopfenden Brust spürte. Und sie dachte daran, daß diese Hand schon oft getötet hatte, Menschenleben und Menschenreinheit, und doch zitterte sie jetzt nicht aus Furcht vor dieser Mörderhand. Ihr war, als entdeckte sie plötzlich eine Zärtlichkeit in ihrem unsichern Gefühl, als liefe ein neuer Strom durch ihre Glieder, Feuerwellen, die ihr Blut entzündeten. Sie hatte plötzlich keine Angst mehr vor ihrem brennenden Leib, denn sie fühlte, daß auf der ganzen Erde kein andrer Mann ihrer Herr werden könnte als dieser, der jetzt neben ihr saß.

Und Cesare Borgia, der Sybarit der Liebe, wollte diesen Tabernakel der Jungfräulichkeit nur dann zerstören, wenn der Wille des Mädchens ihn verschenkte. Er wollte nicht rauben, sondern beschenkt werden. Dieser fest geschlossene Mund erschien ihm die süßeste Frucht der Erde zu sein, über ihre Haut wehte ein Hauch von Reinheit, ihre Augen schienen die Begierde nach dem Manne nie ausgestrahlt zu haben, und so wollte er sich einmal, ach nur einmal im Leben, gesund und reinlich an einem Leib erquicken, der noch nicht von sündigen Gedanken verunstaltet war.

Er dachte einen Augenblick wieder an Parisina. Aber er hütete sich wohl, deren Schönheit mit dem Reiz dieser Fischerdirne zu vergleichen. Parisina war schon in Rom, auf des Herzogs ausdrücklichen Wunsch. Sie zürnte ihm nicht, würde er ja doch bald aus dem Abenteuer zu ihr zurückfinden. So sicher war sie ihres Zaubers. Der rohe, braune Leib konnte ihn nicht lange fesseln.

Carmela lag nun vor ihm, ganz in Unschuld verzittert, angstvoll wie ein Hündlein, das Schläge erwartet. „Carmela, ängstige dich nicht“, tröstete er wieder in sie hinein. „Freilich, man sagt mir viel nach —“ Er biß die Lippen aufeinander.

„Hoher Herr — man flucht Euch viel nach“, sagte sie, und war dann ganz erschrocken über ihr Wort.

„Auch du, Kind?“ Mit gespannten Blicken zitterte er um ihre Antwort.

Aber sie gab sie ihm nicht. Es kam ihr plötzlich etwas anderes in den Sinn. Und sie fragte kinderscheu: „Hoher Herr. wart Ihr — immer — ein Herzog?“

„Wie meinst du das?“ lächelte Cesare.

„Habt Ihr immer dieses schöne Kleid gehabt?“

„Oh, ich habe viele andre Wämser. Wenn du sie sehen willst, mußt du nach Rom kommen.“ Er war sehr belustigt.

„Nein, nein, nein“, sagte sie rasch. „Ich möchte nur eines sehen. Ihr habt ein Fischerkleid.“

Der Herzog fuhr zurück. „Nein.“

„Oh, ich habe Euch darin fahren gesehen — auf dem Meer —“

Cesare war verwirrt. „Ich sah dich nicht.“

„O doch, Ihr saht mich, hoher Herr. Dreimal am Abend fuhrt Ihr an der Mühle vorbei. Ich war eingewühlt wie ein Hund in den Sand, und dann einmal auf einem Büffel.“

„Das warst du also?“ sagte der Herzog langsam, indem er sie genau betrachtete. „Ja denn, ich bin der Schiffer gewesen. Daß du mich erkannt hast!“

„Ich habe Meeraugen, ich sehe bis in die Meerestiefe, alles sehe ich. Und Ihr seid leicht zu erkennen. Niemand ist so groß, so stark, so —“ Sie wurde mohnrot und versteckte ihren Kopf in die Polster.

Da griff er gierig nach den Hüllen, zerrte sie weg und erfaßte ihren dunklen Kopf mit den Händen.

Aber sie entriß sich ihm und zitterte: „Tut mir nichts, hoher Herr, tut mir nichts, ich will Euch wahrhaftigen Gotts auch nichts tun.“ Sie kroch in rasender Angst, sich verraten zu haben, in sich zusammen wie ein Igel.

Der Herzog lachte. Ihre Natürlichkeit gefiel ihm zu sehr, als daß er ihr zürnen sollte. „Was willst du mir denn tun?“ fragte er lustig.

„Böses, Böses“, sagte sie in die Polster hinein, ohne ihn anzusehen.

„Kannst du denn Böses tun mit deinen Kinderaugen?“

„Nein, aber mit diesen meinen Kinderhänden. Habt Ihr keine Angst, hoher Herr, daß ich Euch erwürgen könnte?“ Sie brachte es mit einem solchen Ernst heraus, daß Cesare herzlich lachen mußte.

„Hättest du Gründe? Ich habe dir doch nichts getan“, sagte er.

„Aber Ihr werdet mir etwas Böses tun, das kann ich nicht ungerächt lassen.“ Und sie sah ihn mit starren Sphinxaugen an.

„Schöne, braune Carmela“, sagte er, ihre Hand streichelnd.

„Ich werde dir — aber nur mit deinem Willen — deinen schönen Mund küssen. Das ist nichts Unehrbares." Er sprach es so ernst, als stünde er mit dem Schwurfinger vor Gottes Altar.

Da blinkten ihre Augen wie ein sonnendurchleuchteter Bergquell. „Den Mund dürft Ihr küssen, hoher Herr — aber sonst nichts." Sie atmete heiß und gierig.

Da neigte er voll herzlicher Frohheit seinen Mund zu ihr.

Aber Carmela fuhr angstvoll zurück und sagte traurig: „Ich — bin ja — nicht — schön."

Des Herzogs Hand schnellte nach ihrem Hals. Das Tier in ihm zerrte an seiner Kette. Sie wimmerte wieder in Angst: „Hoher Herr — hoher Herr — tut mir nichts."

Aber er bog mit auskostender Leidenschaft ihren Kopf weit zurück, daß ihr Gesicht voll unter seinen Augen lag. Ach, in diesem Gesicht war der ganze Inhalt ihrer jungfräulichen Seele aufgespeichert: Scham, Freude, Angst, Sehnsucht und Erwartung. Ein duftender Schmelz lag über diesen gebräunten Wangen, und die geschlossenen Wimpern zeichneten zwei fein gebogene, dunkle Girlanden darüber, überkrönt von den herrlichen, schwarzen Brauen. Der Herzog näherte seinen Mund den geschwellten, halb geöffneten, feuchten Lippen, und zart wie ein Knabe, dem die ersten Sündenschauer über den Rücken laufen, küßte er diese zitternden Rosen. Ihm war, als begehe er einen Gottesdienst mit gereinigter Seele.

Das Blut brannte in ihr. Ihre Lippen zogen die heißen Ströme der Sinnlichkeit ein, die Brüste wogten wie ein sturmgepeitschtes Meer. Sie öffnete endlich ihre Augen, und ihre großen Pupillen starrten ins Leere. Dann schüttelte sie die Furcht ab. Aus ihrem Haar fiel die Silbernadel, und ein paar Strähnen lösten sich los. Das war für den Herzog wieder eine kleine Erschütterung. Er verwühlte seine Finger rasch in dem schwarzen, dichten Wald und warf alles durcheinander. „So bist du noch schöner", jubelte er und zog sie auf seine Knie. „Weißt du, wie du am schönsten bist? So wie gestern, als du mir den Fisch reichtest."

Sie flammte in Scharlach. „Ach nein!" Und ihr Kopf versank in die Polster.

„Ich stelle mir vor, daß du herrlich tanzen müßtest."

„Ich tanze, hoher Herr."

„So tu's!"

„Jetzt?"

„Jetzt."

„Soll ich wirklich?"

„Aber nicht so wie du jetzt bist. Der Tanz ist Gesang der Glieder. Du hast deine Schönheit einer ganzen Menge zur Schau gestellt, so wirst du den, für den du deine Hüllen weg-

warfst, nicht kränken, indem du ihm die Gunst ein zweites Mal verweigerst. Carmela, sei gut und brav, ich habe dich so lieb. Carmela, Mädchen, es wird keiner in Nettuno sein, der dich so liebt." Er glaubte wahrhaftig in diesem Augenblick an die Echtheit seines Gefühls.

Carmela wallte es durch den Leib. Sie dachte an Ercole und bekam ein Grauen. Und sie sah das leuchtende Gesicht des Herzogs und bekam Freude über Freude. „Herr — hoher Herr", sagte sie ganz verwirrt, „Ihr werdet meiner spotten."

Da stürzte er sich wieder in ihre Lippen.

Es rieselte durch ihren Leib. Und seine Blicke schienen ihr das Herz auszusaugen. Sie beugte sich weit zurück und trank, trank, trank seine Küsse. Und es flüsterte über ihr: „Hier im Bettchen ziehst du die Kleider aus, und ich harre deiner beim Fenster. Und bist du fertig, schreitest du feierlich wie damals, meine Rose in der Hand, in das Mondlicht und tanzest."

„Ja, hoher Herr." In ihrer Stimme lag Glut.

Da löschte er die Kerzen aus. Carmela erschauerte. Hilflos stand sie da, während der Herzog zum Fenster schritt. Dann aber nahm sie sich ein Herz und schlich auf den Fußspitzen nach dem Bettwinkel, und mit einer Flinkheit, als säße ihr die geheime Angst, den Augenblick zu versäumen, im Nacken, getrieben von der Sehnsucht nach Betätigung ihrer Schönheit, warf sie ihre Kleider von sich. Das feuerrote Corpetto fiel herab, der Rock glitt über die Füße, die Sandalen polterten dumpf auf den Teppich, und nun saß noch das Schwanengefieder um den schönen Leib — gleich darauf stand der nackte, braune Leib wie ein Bronzeguß in der Ecke. Ihre Augen spannten sich nach dem Herzog, der beim Fenster stand. Dort sammelte sich das grünlichweiße Licht in einem verzogenen Geviert auf dem Teppich.

Der Herzog wandte sich um. Da stand sie vor ihm, ganz Natur und Urschönheit, von den sanften Monddämmern umsponnen, noch nicht ganz gereift in den Gliedern, aber die Brüste mit den zwei Purpurmalen hart gespannt und wie zwei heilige Rosen im Liebeshain der zyprischen Göttin glühend. Die zarten Säulenschäfte ihrer Beine trugen das harmonische Gebäude des Rumpfes wie eine schöne maurische Halle, und das Haupt war die vollendetste Krönung der lieblichen Schöpfung Gottes. Cesare holte langsam aus seinem Brustlatz ein Perlenhalsband hervor, das er jetzt um den schönen Hals des Mädchens legte. Carmela schauerte vor Glück und Scham zusammen.

„Was soll — ich — damit?" fragte sie.

„Es gehört dir."

„Nein?!" Die ehrliche Ungläubigkeit zitterte in ihrem Ant-

litz. Sie sah unausgesetzt die mondbleichen Perlen an, die wie kühlendes Eis auf ihrer brennenden Haut lagen; ein Smaragd hing an der Kette, der wie von selbst in die warme Brustrinne glitt.

„Das werde ich zu Hause alles verstecken", sagte sie, ganz überlaufen von Seligkeit.

„Du darfst es tragen zur Erinnerung an diesen schönen Tag", munterte sie der Herzog auf.

„Nein, nein", beharrte sie. „Es ist zu schön. Und sie möchten es mir neiden, die andern. Und nun will ich tanzen." Ihre Augen dunkelten den Herzog an wie die ferne samtne Nacht am Horizont.

Carmela begann zu tanzen, so wie sie's gewohnt war von den Strandtänzen an Feiertagen. Sie tanzte, von einer fremden Macht getrieben, voll Leidenschaft und doch mit Ebenmaß und Rhythmus, während ihre Lippen leise ein römisches Lied summten. Alle Sehnen und Muskeln spielten, als hätten sie eben erst die Lust am Leben entdeckt, so wie ein junger Falter seine Flügel schillern läßt, wenn ihn die Frühlingssonne umwärmt. Oft warf sie bacchantisch ihren Oberleib zurück, und ihr Gesicht bekam einen sinnenfreudigen Zug, dann wechselten wieder Schmerz mit schelmischer Lust, und es war, als hätten ihre Glieder einen unerschöpflichen Reichtum an Ausdrucksmitteln für die Bewegtheit ihrer Seele. Dabei spielten Schatten und Lichter wundersam miteinander, die Linien des Leibes verschoben sich, Muskeln strafften sich, feine Verschneidungen entstanden, und von Augenblick zu Augenblick wandelte sich ihr biegsamer Körper, immer neue Reize darbietend. Wunderbare Farben, keine ganz klar, sondern vom Mondschimmer gedämpft, belebten die Formen. Manchmal streckte sie die Hand nach ihm aus, und es war dann, als ob sich der Schauer ihres Leibes in den Fingerspitzen sammelte, um von da in des Herzogs grüßende Hand überzuspringen. Dann glitt ein rührendes, wehes Lächeln über ihre halb geöffneten Lippen, hinter denen die Perlenzähne schimmerten. Manchmal wieder schienen ihre Bewegungen anzudeuten, daß sie seinen Küssen entfliehen wolle, doch im nächsten Augenblick streckten sich wieder die zitternden Lippen nach des Lieblings Mund und huschten wie eine rote Fledermaus an ihm vorbei.

Da hielt Cesare plötzlich ihren Tanz mit den Armen auf. Ihr Körpergeruch war wie frische, durchtaute Maienerde.

„Carmela, Carmela, du hast mir den Verstand genommen", flüsterte er in ihre Aufgelöstheit hinein. Und er überströmte ihr Haar mit seinen Küssen. Aber es waren doch andre Küsse als die, welche er sonst an Dirnen verschwendete. In seiner Sinnlichkeit lag ein Hauch von Andachtsstimmung. Die Ge-

liebten hatten ihm bisher alle Spaß gemacht, aber diese hier machte ihm Freude, und er hatte schon jetzt das Gefühl, daß er ihr nachdenken und nachträumen würde, wenn sie weg war. Sie war doch keine Dirne und keine ehrenwerte Kurtisane. Mit der natürlichen Magie ihrer jungfräulichen Reize hatte sie ihn gefangen.

„Hast du noch nie geliebt?" fragte er in einer Art eifersüchtiger Neugierde und starrte ihre Augen an, diese Schilder einer reinen Seele. „Nein, nein, so küßt nur eine, die noch nie geliebt hat."

„Wahrhaftigen Gotts, ich hab' noch nie geliebt", schwur sie freudetrunken.

„Du bist ein reines Mädchen, Carmela?" zitterte wieder seine Angst.

„So wahr mir und dir Gott helfe immer und immer, ich bin rein, wenn ich auch kein hochzeitlich Kleid anhabe." Ihre Gestalt bog sich wie eine windgepeitschte Birke unter seinen Küssen. Das Geheimnis ihrer schönen, braunen Glieder hatte sie ihm ja längst enthüllt, was wollte er noch viel mehr von ihr verlangen, das sie ihm nicht zu geben willens war. Liebte sie ihn nicht in diesem Augenblick bis zur Raserei? Jetzt, jetzt, jetzt liebte sie ihn.

Stumm standen sie im feierlichen Genießen Brust an Brust im Mondlicht. Das Meer draußen wisperte, als wüßte es den Klippen große Geheimnisse zu erzählen. Sterne huschten mit ihren neugierigen Strahlen herein.

„Wenn du willst — oh, wenn du willst — ich nehme dich und pflücke dich, wenn du willst — so, nur so nehme ich dich!" stammelte er verzweifelt.

Sie weinte vor Glück. Konnte denn nach ihm etwas Schöneres, Stärkeres, Herrlicheres kommen? Mit ihrer Nacktheit gab sie ja auch ihre Seele hin, sie wohl vor allem hatte dieser Mann in Aufruhr gebracht.

„Mein Meerkind, mein braunes, süßes —", so streichelte er mit der ganzen Zärtlichkeit eines jungen Liebhabers in ihr Herz hinein.

„Hoher Herr!"

„Nenn mich Geliebter!"

„Geliebter!" wiederholte sie wie ein gehorsames Kind. Und wieder schwellten ihm wie Blutkorallen die Lippen entgegen.

Oh, daß er so zärtlich sein konnte, empfand er wie eine unverdiente Gnade Gottes. Er lauschte an ihrem Herzen dem wilden Rhythmus ihres Liebesblutes. Aber noch immer wagte er nicht, ihr alles zu rauben. „Wenn wir scheiden müssen —", stöhnte er bang in ihre Atemzüge hinein, um sie der süßen Not entgegenzudrängen.

Sie riß sich empor. „Muß es sein? Willst du mich nicht mehr sehen?"

„Ich möchte dich immer wiedersehen, jede Nacht, jede Nacht. Aber es ist so ein furchtbares Leben um mich, das mich in seiner Gewalt hat. Oh, was weißt du davon!" Stirn und Stimme verdunkelten sich. „Du warst mir ein Blick ins Paradies, das sich nun vor meinen Augen schließt. Ich habe nun kein Paradies mehr."

Da flammte sie ihn aus dem Glutherd ihrer Sinne an: „Nimm mich!" Und ihr Atem wehte wie ein Taifun über seine Lippen hin.

„Nein, denn ich zerbreche dich!" schrie er hilflos.

„So zerbrich mich!" Sie hielt still, so still. „Bin ich nicht schön genug für dich? Nicht schöner als Parisina Mattei?"

„Sprich den Namen nicht aus! Heiligen will ich dich, nicht zerbrechen! Heiligen mit meiner — ewigen Liebe!!" Und er fühlte, wie dieses Gelöbnis sich weltenschwer an seine Sinne hing. Dann trug er sie mit schnaubendem Atem auf das Ruhebett.

Und sie straffte wie zu einem Opferdienst ihren Leib zu schönster Vollendung und streckte die Arme sehnsüchtig nach ihm aus. Seine Augen streichelten sie noch einmal voll Bewunderung. Kein Wille tobte mehr in ihr, kein Widerstand ängstigte sie, kein Sündenschauer überkam sie. Das Tierische in ihr war zur höchsten Natürlichkeit geadelt, die Wollust zur Verzückung verklärt. Ihr Auge, feucht verschimmert von Tränen, blickte ihn an. Und plötzlich spürte sie, wie des Herzogs Glieder eiserne Klammern wurden. Ihr brauner Leib zerging, zerbrach, löste sich in klingende Schauer auf, wie wenn Welten um sie geboren würden im Untergang von Welten.

Die Nacht loderte um die Pracht der Glieder. Eine ambrosische, liebestrunkne Nacht. Auf dem Meer sangen Fischer. Es klang wie der verstaubte Klang lesbischer Lieder von Liebe und Lust.

„Hast du mich lieb, Herzog von Rom?" stammelte sie in seine wahllos schlürfenden Küsse.

„Dich, nur dich!"

„Wirst du mich wieder haben wollen?" Sie biß ihm spielend in den Zeigefinger, als wollte sie ihm ein Mal zurücklassen. Der Herzog küßte die kleine Wunde.

„Immer und immer wird meine Sehnsucht zu dir eilen. Und wärst du fern auf dem Meeresgrund in einer Muschel eingeschlossen, und brächten dich die Taucher herauf mit vielen andern, ich röche unter tausenden deinen süßen Duft, und durch die Schale hindurch dränge mein Erkennen." Und Cesare hob sie empor, daß sie auf seinen Armen lag wie ein schö-

ner Marmorschild, hoch über seinem Kopf hing sie, und ihr kleines, in Liebe getauchtes Herz zitterte vor Freude über seine Stärke.

Als er sie wieder in die Kissen geworfen, sagte sie bang: „Herzog von Rom, du darfst dich meiner nicht schämen. Gott segne dich und dein ganzes Tun."

Mein ganzes Tun! klang es wie ein dumpfes Echo in des Herzogs vertrübte Seele hinein. Und ihm war, als überdonnerten die Flüche der Menschheit den Segen dieses Engels. Er warf seinen Kopf in ihre Hände und küßte das grobe Geäder, als wären es die geheiligten Hände der Gottesmutter.

„Laß, laß, Geliebter. Weißt du, ich will deine Geliebte und dein Kind zugleich sein, deine Herrin und Magd, und auch deine Königin, alles auf einmal." Plötzlich bekam ihre Seele einen lustigen Klang. „Ein Schiff möcht' ich haben mit Gold und Silber beladen und — Zwiebeln müßten darauf sein. Ja, ja, die müßten auf einer goldnen Schnur hängen. Und der Ercole Landi — weißt du, das ist mein Bräutigam — der muß uns die Schlafzimmertür herrichten, daß sie nicht knarrt, und er muß dir die Wäsche waschen und das Zimmer kehren — hei! wird das lustig sein, wenn der Gauch in Untertänigkeit und Angst um uns herumklettert! Und wenn er nicht folgt, gerb ich ihm das Fell und zieh ihm einen Ring durch die Nase. Du, unsern Mädchen sage ich nichts von unserm Geheimnis; aber sie werden's freilich aus meinen Augen lesen. Dann schau ich sie aber alle über die Achsel an, die Freundinnen, die alle so großtun mit ihren kleinen Liebesgeschichten. Oh, was bin ich für ein Glückskind!" Sie war ganz schwindlig geworden von dem Wandeln auf der ungewohnten Höhe dieses Glücks. Plötzlich sprang sie empor. „Es ist Zeit zu gehen. Wer wird denn die Ziegen melken und die Büffelkuh?"

„Du hast noch Zeit, es ist tief in der Nacht. Ich lasse dich morgen früh auf einem Maultier in die Wolfsmühle reiten."

„Ach, ja", freute sie sich wie ein Kind.

Schwer hing das Licht der Mitternacht über dem silbergesprenkelten Meer.

„Du, Herzog von Rom, ich habe gestern hier auf diesem Bett einen schweren Traum gehabt", sagte sie unvermittelt. „Aus meinen Augen sind rote Steine auf die Erde gefallen, und immer, wenn sie fielen, lag dort ein toter Mensch. Der war von dir ermordet um meinetwegen."

„Man tötet solche Träume!" sagte der Herzog aufwallend. Dann fügte er sanfter hinzu: „Ich will alles Vergangene töten."

Da wurde auch sie beruhigter und fand bald wieder einen lustigen Ton. „Du mußt mich entführen, daß sich die Nettu-

ner Mädchen die Mäuler zerreißen. Da gehe ich in gläsernen Pantoffeln spazieren, und die Mädchen müssen vor mir Knickse machen und herumspringen wie die hungrigen Flöhe." Sie schüttelte sich vor Lachen, daß das Hemdchen flog, das sie sich umgeworfen hatte. Und der Herzog wurde von ihrer tollen Laune mitgerissen.

„Eines versprichst du mir, Herzog", lachte sie fröhlich. „Du gibst mir keinen Fisch zu essen, bei deiner Mutter Leib! Mir ist schon ganz meersalzig im Magen. Und dem heiligen Jakobus in Nettuno gibst du eine neue Kappe; in der alten will ihn keiner mehr recht verehren. Und eine fette Ziege für meinen Stall versprichst du mir auch, ja?"

Cesare war ganz überselig, in dieser kindischen Natürlichkeit aufgehen zu können. Und wenn er einen Augenblick mit seiner Zärtlichkeit innehielt, fragte sie schon angstzitternd: „Hast du schon genug an mir?" Und sie bekam Furcht, daß sie mit ihrem Schenken zu schnell gewesen sei, daß er vielleicht innerlich ihrer überströmenden Liebe spottete. Und da perlten Tränen über ihre Wangen, und sie stammelte: „Ich seh' dich wohl nimmer wieder."

Da drückte er sich wieder in ihre Glieder hinein und sagte, was er noch keinem Weib aus so inniger Tiefe gesagt hatte: „Ich liebe dich." Er verstellte sich nicht und übertrieb nicht. Und plötzlich sprang er auf. „Weißt du, Liebchen, um unsre Liebe zu bannen, verspeisen wir nach alter Sitte ein Taubenherz. Und dann trinken wir deinen Heimatswein dazu."

Nun wurden ihre Augen starr. Der Mordwille war in ihrem Hirn längst erstickt. Mit dem Erwachen ihrer Liebe erstarb der Gedanke an ihre Sendung. „Keinen Wein!" wimmerte sie. „Keinen Wein!"

„Was hast du, Mädchen?"

Sie zerbrach mit den Lippen leise, unverständliche Worte.

„Du wirst mir den Wein mit Hebeanmut kredenzen. Liebst du den Wein nicht? Ein Mädchen von Nettuno?"

„Schon, schon", zitterte sie. „Aber ein andermal."

„Und ich habe mich so darauf gefreut, den Bund mit dem heiligen Feuer von Nettuno zu besiegeln."

„So bring den Wein", sagte sie mit bebender Stimme. Und es rieselten kalte Ströme durch ihr Mark.

Der Herzog trat auf den Gang, wo er mit der halb schlafenden Matrone sprach. Unterdessen irrten die Augen Carmelas hilflos umher. In ihrem Hirn regte sich das Vergessene. Sie sollte —? Den morden, den sie durch der Madonna Güte in ihr Herz geschlossen hatte? Was hatte er ihr getan? Er hatte sie mit seiner ungestümen Liebe überrannt. Mag er andern geschadet haben, sie hatte er aus der dumpfen Sphäre der Lieb-

losigkeit in das leuchtende Reich einer Liebe gezogen, die sie nur undeutlich geahnt hatte und die jetzt anfallartig über sie gekommen war. Und dafür sollte sie jetzt unbereubare Schuld auf sich häufen? Aber die Sibylle! Vespasiano Colonna!

Der Sibylle heiliges Prophetenwort dröhnte jetzt in ihr. Aber galt denn ein Schwur, der den Menschenmord verlangt? Die Gedanken warfen sich wie hetzende Fanghunde über sie und verwirrten sie.

Cesare hatte die Kerzen wieder angezündet. Er warf nun einen perlgrauen Mantel um ihren Leib und hüllte sie spielend ganz darin ein, daß sie wieder leise lächeln mußte.

„Ich wünsche dir recht viel Unglück", sagte sie treuherzig.

„Warum, Kind?" fragte er lachend.

„Weil du mich im Glück ja doch verlassen wirst."

„Und du möchtest nicht von mir verlassen sein?"

„Von dir nicht", sagte sie voll Innigkeit und zerknüllte den Mantel um ihre Knie.

„Ich werde dich auch nicht verlassen", sagte er fest, und er begann ehrlich an die Unzerstörbarkeit dieses Willens zu glauben.

Und Carmela sann jetzt nur das eine: könnte ich ihn gut machen! Könnte meine Liebe so stark sein, daß sie ihn zwänge, gut zu sein! Dann würde alles Vergangene an ihm getilgt sein. Und kann denn überhaupt einer schlecht sein, dem ich meine Liebe geschenkt? Oh, das kann doch die Madonna nicht zulassen. Sie fühlte sich wie von einer Weihe überschauert.

„Ach du, nicht wahr, du hast noch kein Mädchen geliebt?" fragte sie mit treuherzigen Augen.

„Nein", antwortete er ehrlich und beklommen zugleich. „Jetzt erst sehe ich, daß ich wirklich noch keine geliebt habe. Ich war ein Zwitterding von Mensch und Tier. Hätte man dem Tiger Verstand gegeben, so würde er eine Ähnlichkeit mit Cesare Borgia bekommen haben." Er sprach das Wort nicht ohne Selbstgefälligkeit. „Oh, Carmela, wenn du die Kraft hättest, mich zur Menschlichkeit zu erlösen!" Er schämte sich plötzlich seiner Regung und warf den Kopf in ihre Hände.

Da lief es plötzlich Carmela eisig über den Rücken. Ihre Finger hatten unwillkürlich das verborgene Giftküglein unter der Tischdecke berührt. Gott, Gott! bebte sie in sich hinein. Mein Schwur! Vielleicht nimmt Gott mir das Amt ab. Vielleicht läßt er jetzt ein großes Unglück über Cesare Borgia los! Vielleicht bebt die Erde und verschlingt ihn und mich!

Noch versprühte der Mond sein Silber ins Meer. Aber im Osten lag ein feierlicher Opalglanz. Es klopfte an der Tür; Cesare nahm, während sich Carmela in das Bett huschelte, einem Diener eine große Schale ab, auf der das Taubenherz

lag und der Wein in zwei großen Gläsern dunkelte. Cesare warf sich wieder an das Herz der halb versteckten Geliebten. Und Carmela stammelte unter den Polstern: „Schaff den Wein fort, Geliebter.“

Aber er reichte ihr das Glas und erschrak zugleich über ihre entsetzten Augen, als sie jetzt den schwarzen Kopf aus den Kissen erhob. Und sie schob sich wie ein lauernder Luchs an ihn heran und flüsterte in sein Ohr: „Komm, komm, du mußt zu meinen Füßen liegen und mir danken — danken —“

„Kleine, süße Närrin du!“ sagte er lachend.

„Wenn du's nicht tust, mußt du sterben, Herzog von Rom.“ Und sie starrte ihn an, als würden ihre Blicke zu Dolchen.

„Meine, meine Carmela!“ sagte er hastig und warf seine Arme nach ihr.

Sie wich ihm aus und rief, indem sie aufsprang: „Ich töte dich nicht!“ Und sie ergriff mit rasender Schnelle die kleine Giftpille. Dann lauschte sie in die Nacht hinaus. „Ist das nicht die Klagestimme der Sibylle? Nein — es ist nichts —“ Sie setzte sich rasch an den Tisch und spielte, ohne daß es der Herzog gewahrte, mit der tötenden Kugel. Mit klopfendem Herzen drängte sie plötzlich an ihn heran. „Hüte dich, Cesare, man stellt dir nach —“

„Was sagst du?“

„Hüte dich vor der Liebe, die an dich heranschleicht. Hinter ihr lauert der Tod.“

Da riß er die Augen auf. „Mädchen — Carmela!“

„Ich bin dein Meerkind, deine Carmela, dein Honigbienchen, oh, ich möchte sterben für dich — aber du, du stirb mir nicht! Ich will keine Königin sein, will keine Burg haben, ach du, das war ja vorhin nur eine blaue Dummheit, ich will in meine Wolfsschlucht zurück und meine Büffel reiten, aber du sollst niemand lieben als mich, denn fremde Liebe gibt dir sicher den Tod!“

Der Herzog sann mit verdunkelter Stirn in ihr merkwürdiges Angstgesicht hinein. „Sonderbar —“, sagte er leise vor sich hin. Dann sprang plötzlich ein Lichtfunke in sein Hirn. „Carmela — fremde Liebe? Du — du wolltest mich morden?“ Er packte sie mit einem Habichtsgriff beim Handgelenke. „Du wolltest mich morden?“ Es tagte furchtbar in ihm.

Sie schrie auf. Dann wand sie sich vor ihm auf den Knien. „Ich müßte es tun, und ich tu es nicht. So lieb ich dich! Ich hätte die andern rächen können, die ein Spielzeug in deinen Händen waren —“

„Schweig!“ knirschte er zwischen den Zähnen. „Wer hat dich gedungen?“

Da riß sie sich durch einen geschickten Handgriff von ihm

los und sprang ans Fenster. „Wenn du mich noch fragst, stürz ich mich da hinab."

„Du mußt so oder so sterben", sagte er voll loderndem Zorn.

„Nun denn — so töte mich!" Sie sank vor ihm in die Knie.

Da tat sie ihm leid, und er hob sie sanft empor.

Und sie schluchzte es aus ihrer Brust hervor: „Siehst du, ich wußte nicht, daß ich dich lieben werde. Ich wußte nur, daß ich von dem Herrn der Teufel verunehrt werden würde, wie sie mir sagten, und da wollte ich dich und mich morden. Nun ist aus dem Haß die Liebe geworden." Sie verwühlte sich in seine Brust. Sie wollte nicht Verräterin sein und log sich so eine Schuld zurecht. Und doch waren ihr die Leute, die sie zur Tat getrieben hatten, gleichgültig wie die Beweggründe der Tat selbst. Aber ein natürliches Schamgefühl hielt sie vor dem Verrat zurück.

Vor des Herzogs Augen öffnete sich ein neuer Abgrund. Er durfte keinem Weib mehr trauen, das er in den Armen hielt. Nachdenklich, mit bösen Augen hielt er das Giftkorn in der Hand, das er ihr entwunden hatte. „So kamst du also — mit Giftgedanken zu mir?"

„Nein", gestand sie ehrlich. „Als du vor mir standst — im Zelt — da erkannte ich den schönen Schiffer in dir — und da — zerbrach mein Vorsatz."

„Da liebtest du mich also schon?" forschte er gierig.

„Da liebte ich dich schon", nickte sie hochrot.

„Und wenn du mich nicht geliebt hättest, so hättest du mich vergiftet?"

„Wie du andre ermordet, vergiftet hast, hoher Herr."

„Ja, das hab' ich getan", sagte er mit furchtbarer Ruhe. „Soll ich vor deinem Herzensthron die Riesenpläne meiner Staatspolitik aufrollen? Was versteht dein Mückenhirn von den Fluggedanken des Adlers? Aber ich kann dich verstehen, und ich werde fortan auf der Hut sein, auch vor der Liebe, die meine Gewalt erzwingt, denn sie hängt das Damoklesschwert über mein Haupt." Er riß in heftiger Leidenschaft ihre Hände an sich und zog ihren Kopf bis an sein Kinn heran, daß die Purpurlippen vor seinen Augen lagen. „Carmela! Hab' ich deine Liebe auch erzwungen? Hab' ich dich in mein Bett gefordert mit der Gewalt meiner Fäuste, mit der Zwingkraft meines Tyrannenwillens?"

„Nein!" jauchzte sie auf. „Ich wollte, du wärst der arme Fischer, der an dem Mast stand, dann erst könnte ich's dir beweisen, wie ich dich liebe. Aber glaube mir, ach, glaube mir, Herzog von Rom, daß ich dich liebe! Wahrhaftigen Gotts, es

kann dich niemand so lieb haben wie ich! Und ich weiß — du liebst mich auch —"

„Weißt du das?" Wie ein weher, splitternder Klang von brechendem Glas löste sich die Frage von seinen Lippen. Oh, wie traute sie ihm, dem niemand traute! Und dies einfache Mädchen, das ihn eine Nacht lang kannte, vertraute ihm schon, obwohl sie nichts andres von ihm erfahren hatte als die Schändung ihres Leibes, ihrer Ehre. Hatte er wirklich Gutes an sich, das noch ein Menschenherz bezwingen konnte, nachdem alle, alle in ihm den großen Teufel witterten? Was wand sich denn bisher in seinen Armen? Der Auswurf der Menschheit, ehrgeizige, sittenverderbte Frauen, liederliche Dirnen, verworfenes Gelichter, von der Parisina abwärts bis zur elenden Zigeunerin, die sein überreizter Sinn auf weiße Rosenbetten binden ließ — keine, keine, die wirklich nach seiner Liebe fieberte, nach dem Menschlichen in ihm! Und da lag nun das erste Mädchen vor ihm, das sich anmaßte, ihn zu lieben, die erste, die den Menschen in ihm lieben wollte, der ja gar nicht existierte — also das Zerrbild von einem Menschen. Ihm grauste vor sich selbst. Und er traute ihr nicht mehr, weil er seine ganze Unmenschlichkeit erkannt hatte. Sie war plötzlich auch eine von den vielen, sie log und heuchelte, um ihn hinterher zu betrügen und zu morden.

In einer heftigen Wallung stieß er sie von sich. „Geh, geh, du bist wie alle. Fandest nur eine neue Maske, an mich heranzukommen, geh, geh, du belügst dich selber, wenn du glaubst, Cesare Borgia lieben zu können, auch du liebst seine Gewalt, seine Herrschaft, und du liebäugelst mit der Eitelkeit junger Dirnen und sehnst dich nach dem Korallenschmuck, den dir eine Liebesnacht einträgt. Geh, geh, ich hasse dich, ich verachte dich — kleide dich an! Du bist mir so gering, daß ich deine Giftpille mit Verachtung bezahle. Ich lasse dich laufen, mild, großherzig und edelmütig, wiewohl ich die Macht hätte, dich aufknüpfen zu lassen an der Burgmauer. Da hast du Hemd, Jacke, was zögerst du? Ich will dir behilflich sein, dich aus dem Staub zu machen, und nimm deinen Lohn, die Perlen, sie sind nicht sehr wertvoll, aber du wärst ein Unding, wenn du ohne den Firlefanz von Cesare Borgia gingest." Und er warf ihr die Perlen vor die Füße, schleuderte das Taubenherz zum Fenster hinaus und schüttete den Wein die Mauer hinab, daß es wie dunkle Ströme Blutes aussah.

Da brach sie lautlos zusammen. Sie lag auf dem Boden, das Haupt auf die braunen, zitternden Arme gedrückt.

Er hielt alles für Larve und Trug. Das Weib als Geschlechtsbegriff hatte in ihm den Glauben an das Weib getötet. Die in seine Arme gingen, waren falsch, ichsüchtig und liebediene-

risch, und die er zwingen wollte, ihm zu dienen, ohne daß sie den Willen dazu hatten, nahmen sich vor seinen Augen das Leben. So war ihm einst die junge Nonne Daniela ins Jenseits entlaufen, so hatte sich Tiziana de' Calvi, das schöne Kardinalsweib, in die Luft gesprengt. Die Reinen, Herrlichen gaben sich lieber selbst den Tod, bevor sie sich in den Greuel seiner Umarmung stürzten. So mußte diese eine, die jetzt vor ihm lag, schlecht sein wie die andern, die sich willig in sein Netz begaben. Von ihr konnte er keine Erlösung verlangen.

Er tilgte mit gewohnter Überlegenheit die Nacht aus seinem Leben und schritt, den Mantel über die Schulter geworfen, hinaus auf den Gang. Dort gab er der Wärterin Befehle über die Entlassung des Mädchens. Das Dämmerlicht des Korridors leuchtete ihm dazu, die Pille zu besehen, die er zu sich gesteckt hatte. Elendes Machwerk! lachte er grimmig. Wir haben es in der Werkstatt des Ladinus besser gemacht. Dann schritt er auf sein Zimmer und warf sich bald darauf in ein heißes Bad, den Schmutz abzuspülen, mit dem er sich durch die Berührung dieser Dirne verunreinigt hatte.

Carmela lag auf dem Boden, bis der Morgen graute. Brandrot lag das Gewölke über dem Turm von Astura, und über den Sumpfwäldern glühte der ganze Horizont. Ihre Glieder waren zerbrochen, geschändet, gezeichnet. Schmach und Schimpf kam nun über sie — und vielleicht noch Ärgeres. Vielleicht der Tod. Die Furcht vor der Entdeckung ihres Verrates stach durch ihre Glieder. Mit den wuchtigen Knüttelschlägen seines Zornes würde der Vater über sie herfallen — und Ercole — die Mutter — und alle würden mit Fingern nach ihr deuten: das ist die, die in Cesare Borgias Armen gelegen, ohne ihn zu morden! Sie hat ihren Eid gebrochen! Den Tod über sie! Das Hexenkind hatte sich völlig ausgewachsen: nun konnte es der Hölle überliefert werden.

Sie wankte mit bleiernen Füßen in das Licht. Das Meer unten wogte, die Spritzkämme blitzten auf, und die Barken schaukelten.

Carmelas Gedanken wirbelten in Meer und Himmel hinein. Schande! Schande! Zurück zu meinen Fischen im Meer? Und kein Schiffer zieht mehr vorüber am Strande. Der Schöne, Starke, Gewaltige ist tot. Sie sollen mit mir anfangen, was sie wollen, ich will ihnen Lügen auftischen, auf die der Teufel stolz sein könnte. Madonna, gib mir recht große Lügen ins Herz. Oh, Herz, Herz, mit Mord erfüllt kamst du her, mit Liebe und Verrat gehst du fort, mit einer Liebe, die dich töten wird, Carmela. Und er hat doch Kraft gehabt, mich zu töten für meine Mordgedanken. Warum tat er's nicht? Liebt er mich doch ein wenig? Wenn er auch sagt, er verachte mich? Ich

will versuchen, das alles zu vergessen. Aber eines werde ich nie und nimmer vergessen können: daß ich ihn geliebt habe aus meiner ganzen Herzenstiefe heraus — geliebt — — geliebt!

Sie warf ihr Gewand über die geschändeten Glieder. Die Perlen riß sie weg und schleuderte sie auf den Tisch.

Die Matrone trat ein. „Ihr könnt gehen", sagte sie höhnisch und schlug die Tür wieder hinter sich zu.

Einen Blick der Verzweiflung warf Carmela in die Ecke, wo ihr Leib gebrochen worden war. Dann taumelte sie zur Tür.

Wie eine Diebin schlich sich Carmela aus der Burg. Viele Augen starrten ihr nach und stachen wie glühende Dolche nach ihr.

Allein! Sie warf sich weit draußen vor dem Tor in der Sonnenglut in den Sand. Hinter ihr dampften, glühten, rauchten die Steinmauern der kleinen Stadt. Ein tränenarmes Weh rüttelte an ihrem kleinen Herzen; sie konnte ihm keinen Namen geben. Schlaf und Mattigkeit brannten in ihren Augenlidern. Sie spürte eine Schlaffheit in den Schenkeln und Eingeweiden, ein Ziehen den Rücken entlang, eine Lahmheit in den Hüften, als wäre sie stundenweit über mooriges Land gewandert.

Als der Meerwind schwüle Wellen gegen ihre Brust warf, raffte sie sich auf und ging gegen die Mühle.

Wie die hungrigen Wölfe auf den Schlitten, so sprangen ihre Leute auf sie zu.

Ercole Landi warf sich mit den Eisenfäusten um ihren Hals und starrte in ihre Augen. „Er hat dich gehabt, Carmela?" fluchte es sich aus der lauernden Brust.

Verdrießlich schob sie die Schultern in die Höhe und schwieg.

„Du hast dich ihm ergeben müssen?" stürzte Gimani auf sie los. Und die Mutter hatte Augen voll Bängnis und Gier. Die neugierigen Elstern wollte sie abschütteln. Ercole aber zerrte sie hinauf ins Mauseloch, und der alte Gimani keuchte hinterdrein und schloß den Riegel der Tür.

Hilf mir lügen, Madonna! flehte Carmela still.

Ercole warf sie in einen Stuhl, der in den Fugen krachte. Das alles mußte sie sich von den Leuten gefallen lassen, nachdem sie in des Geliebten starken Armen gelegen war. Die schmutzigen, verarbeiteten Hände des Verlobten griffen gierig nach ihren Schultern. „Hast du ihm die Pille —?"

Ihr Gesicht stand in Glut, ihre Knie schlotterten. Sie schüttelte den Kopf.

Da fuhren die Männer wie aufgeschreckte Panther zurück.

Gimanis weißer Augapfel rötete sich mit Zornblut. „Zehn Dukaten! Zehn Dukaten! Und du hast nicht —?“

„Hat er dich geschändet?“ Ercole konnte nichts andres sinnen als das eine.

Da sagte Carmela todesblaß: „Er hat mich geschändet, und ich habe ihn nicht vergiftet.“

Ercoles Faust krallte sich in ihre Brust, daß sie aufschrie. Mit blutunterlaufenen Augen glotzte er sie an. „Warum hast du's nicht getan?“

„Er gab mir keinen Wein, so konnte ich's nicht tun“, log sie. Und es zuckte keine Fiber in ihr.

„Hölle! Hölle!“ fluchte Ercole. Die erregten Atem der Männer fauchten durch den halbdämmrigen Raum. Der Wind blies durch die Luken und wehte mit ein paar Wäschestricken hin und her.

„Zehn Dukaten müssen wir zurückgeben!“ jammerte der unglückliche Vater. Ihm galt die verunehrte Tochter keinen Pfifferling mehr. Sein Kupplerlohn war dahin.

„Wie ist's geschehen?“ fletschte der bis zum Hals mit Grimm und Wut beladne Bräutigam.

„Er hat mich in der zweiten Nacht im Kastell besucht.“

„Er hat dich —?“ Der Zorn zischte zwischen den Zähnen hervor.

„Ihr habt es ja alle so haben wollen“, sagte sie trotzig und saß wie eine Katze mit gespannten Krallen da.

„Daß du ihn tötest, das haben wir haben wollen!“ schäumte Gimani.

„Wenn kein Wein da war!“

„So hättest du ihm die Pille in den Mund drücken sollen! Er hat dir wirklich keinen Wein gegeben?“

„Er hat mir keinen Wein gegeben.“ Sie freute sich, daß die Ochsen so geschickt fragten.

„Er hat dir nichts zu essen gegeben?“

„Er hat mir nichts zu essen gegeben.“

„Und hat dich doch —?“ Ercole stand mit geballten Fäusten vor ihr, seine Kinnladen zermalmten die Buchstaben.

„Er hat mich genommen, ja.“

„Und du hast nicht um dich gebissen?“

„Cesare Borgia, sagt ihr, zwingt Stiere in die Knie. Ich bin kein Stier.“ Sie atmete auf, daß kein Schlag auf sie niederfuhr. „Was jammert ihr denn beide? Ihr habt's ja doch so gewollt. Daß nur ein Teil gelungen, dafür kann ich nicht. Und der Baum fällt nicht auf den ersten Streich. Wer sagt euch denn, daß beim zweitenmal die Madonna nicht hilfreicher sein wird?“

„Er will dich wieder rufen lassen?“

„Hui! Den hab' ich euch verliebt gemacht wie einen jungen Hahn. Nach Rom soll ich kommen, denn er sehnt sich das Herz nach mir aus, Männer. Und dann gibt's Wein und Pillen." Sie staunte über die Leichtigkeit ihrer Lüge, und daß ihr das Herzweh nicht die Brust sprengte. So also mußte sie sich verstellen, um sich und ihn zu retten, ihn, der sie wie einen vertrockneten Maiskolben weggeworfen.

Da peitschte Ercole sein wütendes Gelächter in ihr Gesicht. „Hahaha! Der weiß sich beßre Ware als dich, du Eselin."

„Die Geschichte ist hin", grinste Gimani. „Hast du die Pille mitgebracht?"

„Ich hab' sie im Kampf mit ihm verloren", log sie frech.

Ercole hob die Faust. „Du! du! Daß ich dich nicht an der Gurgel packe und ins Meer —"

Der Alte schleuderte des Fischers Faust weg. „Laß die Tölpin!"

Carmela stand auf. O wie gern hätte sie dem gewalttätigen Burschen ihre verrauschte Seligkeit ins Gesicht geschrien, um ihn noch gallsüchtiger und wütender zu machen. Sie schlenkerte mit den Armen lässig an ihm vorbei, als wollte sie ihm ihre Verachtung zeigen. „Was ihr mir alle für Gesichter macht!"

„So bist du eine Dirne!" fauchte Ercole.

„Das bin ich!" lachte sie und zeigte ihr schönes, schneeweißes Gebiß. „Mach' es mir eine nach, den Herzog von Rom so verliebt zu machen! Mach's mir nur eine nach, Männer!"

Da schlug Ercoles Kopf an ihre Brust voll Jammer und Qual. „Das — hat er mir genommen! Cesare Borgia! Verflucht seist du!"

„Fluch dir selbst, du hast es ihm leicht genug abgegeben", trotzte sie.

Da schäumte der alte Gimani auf: „Abscheuliche Lügnerin! Was soll man mit so einer niederträchtigen Lügnerin noch zu schaffen haben? Mein Blut würde schwarz werden vor Scham und Schande, wärst du mein eigen Blut. Ich hab' mich über die fremde Sünde erbarmt damals, und das ist der Dank dafür!" Seine Wut verrieselte in ein ohnmächtiges Winseln.

Carmela stand und hielt sich den Kopf. Das Wasser schoß ihr in die Augen. So sprach der Mensch zu ihr, der sie verkauft hatte.

Und dann winselte Ercole plötzlich wie ein Mutterhündchen vor sich hin: „Ihre Schönheit hat er mir zerfetzt! Carmelina! Carmelina! Mein Schäfchen! Mein kleines, kleines Schäfchen! Oh! oh!" Es klang wie ein unmelodischer Wasserfall. Und immer griffen seine Hände in weher Zärtlichkeit ihre Brüste ab, und sie ließ es geschehen, als gälte ihr das alles nicht mehr,

seitdem er, er es besessen. Sollte es denn in Gottes Namen auch Ercòle haben. Er und die andern, wenn sie Freude daran haben sollten. Der Hexenfluch ihrer Geburt wollte es ja nicht anders. So ähnlich hat's wohl die Mutter auch gemacht.

„Wollt ihr noch was?“ fragte sie mit verhängter Lippe bei der Tür.

Gimani zuckte die Achseln. „Du mußt nach San Marino schleichen zu Vespasiano Colonna“, sagte er zu Ercole Landi. „Wir müssen neues Gift haben, wenn sie der Teufel doch wieder rufen sollte nach Rom. Die Sibylle wird Augen machen, wenn sie den Jammer erfährt, der ihr ganzes Wissen Lügen gestraft.“

Carmela hörte nur halb hin. Sie blieb kalt bis in die kleinste Herzensfaser hinein.

Gimani schob sie von der Tür weg und tappte hinunter. Ercole aber zog Carmela mit heftigem Griff wieder ins Zimmer zurück. Sie musterte ihn mit stolzen, müden Blicken. Die Hochglut der Kammer hatte ihr den Schweiß auf die Stirn getrieben, sie lüftete das Hemd um die Schultern.

Der Fischer warf sich mit seinem Leib an sie heran. „Schande und Schmach! Jetzt werden sie mit Fingern auf mich und dich zeigen. Hahaha, die sind ein Paar, daß die Spatzen darüber lachen.“

„Brauchst mich ja nicht zu nehmen“, sagte Carmela geringschätzig.

„Brauch' ich nicht?“ schrie er in Wut. Durch sein Mark rauschte der Strom seiner wilden Begierde. „Ich will dich aber haben, so wie er dich gehabt hat.“

„Das willst du, aber ich nicht.“

„Ruft er dich nicht nach Rom, dann hat alles ein Ende, dann bist du nicht mehr meine Braut, aber meine Dirne.“

Da gab sie ihm einen Schlag ins Gesicht. „Ich bin noch nicht deine Dirne, Ercole“, sagte sie mit großem Stolz. „Der Herzog wird mich rufen.“

Sein Auge drohte wie ein Pfeil in der Sehne. Er keuchte. Am liebsten hätte er jetzt ihren Körper über die spitzen Steine bis ans Wasser geschleift. Aber er bezwang sich doch im Anblick ihrer Gereiztheit. Er lachte höhnisch auf. „Pah! Hat dich doch ganz Nettuno nackt gesehen. Schön warst du, bei der Madonna!“

„Wenn's doch jede sagen könnte!“ gab sie hämisch zurück. „Sie werden mich mit Steinen bewerfen, und dabei läuft ihnen die Galle und der Neid beim Hals heraus. O die! Geh jetzt und rühr mich nicht an, sag ich dir.“ Sie schritt stolz an ihm vorbei, als hätte die Umarmung des Herzogs sie wahrhaftig geadelt. Die Tür knirschte unter ihrem Griff. Ercole fluchte

ihr nach, und seine Zornesworte überstürzten sich und wurden zum wütenden Gebelfer. — —

Am Abend erfuhr es Carmela: der Herzog war am Morgen nach Rom geritten. Und die ganze Stadt schnatterte es, daß sie in des Herzogs Armen gelegen war. Die Neugierde und die Lüsternheit des Weiberpacks kannten keine Grenzen. Sie schnüffelten zu Dutzenden in der Mühle herum, bis sie Gimani eine nach der andern hinausjagte. Carmela Accolti hatte sich in ihrer Kammer eingeschlossen.

Erst als der Mond schon heller schien und die Nacht wieder in unheimlicher Schwüle im Sumpf lag, kroch Carmela aus ihrem Gefängnis. Da schlich sie sich barfuß durch eine Seitentür an den Strand, wo sie sich in den kühlenden Sand warf und horchte, wie das Meer in ihre verzweifelte Seele raunte. Weiß gesäumte Wolken wälzten sich vom Westen daher und die Leuchtfeuer von Anzio loderten vertrübt. Nur wenige Sterne blinkten herab. Aus der Schenke tönten manchmal wüste Rufe, denn in den erhitzten Köpfen rumorte der Wein.

Jetzt ist er im goldnen Palast zu Rom, dachte sie im Überdrang der Tränen, und herzt nun Parisina. Am liebsten wäre sie jetzt durch Sumpf und Campagna gelaufen, um zu sehen, was er mit ihr trieb, die schöner und goldiger war als sie. Und mich hat er verlassen, seufzte sie, und in mir glühen die Sünden einer Nacht ein Leben lang nach. Ich hab' ihm alles geschenkt, und er hat mir auch alles genommen, und es ist nichts von mir übriggeblieben als Sünde und Schmach. Und nun mordet er stückweis meine Seele. Warum hat er mich auf die Erde geworfen mit wilden Worten, ach, so wilden Worten! Falsch wäre ich, sagte er nicht so? Und vielleicht ist es wirklich so. Hab' ich mich doch zuerst mit andern Gedanken an ihn herangeschlichen, aber die sind dann zerbrochen wie dürres Holz im Herbstwind.

An ihren Füßen krabbelten leise kleine Krebsscheren. Sie achtete ihrer nicht und starrte nur in die Weite, als suchte sie das Segelboot mit dem Schiffer. Wenn sie sich nun mit gerechterem Herzen an ihn heranschleichen würde, um ihn zu töten? Diesmal konnte die Madonna wahrhaftig mit ihr sein. Aber das waren Einblasungen des Teufels. Sie hielt den Herzog selbst für einen Zauberer, der mit hekateischen Kräutern auf ihre Sinne gewirkt. Wie ihm nun begegnen? Wenn sie zur Sibylle wanderte? Nach dem Turm von Astura hinüber? Gerade in den Mondnächten, sagte man, habe die Sibylle ihre deutlichsten Gesichte. Ja, sie mußte hin.

Nun lief sie längs des mondflimmernden Ufers wie von Furien gepeitscht. Ihre bloßen Füße rissen sich blutig an den scharfen Tuffkanten. Manchmal verdunkelte auch eine Wolke

den Mond, und wenn sie an einem verzerrten Tuffstein vorbeikam, glaubte sie den Meermann zu erblicken, den tollen, gottlosen Fischer, der vom Wasser an den Strand geworfen war, und um dessen Gerippe sich die Algen verkrustet hatten. Viele hatten ihn schon gesehen und sich bekreuzigt, wenn sie daran vorbeischauerten.

Als der Turm von Astura sich aus dem geisterbleichen Licht erhob, zagte ihr Fuß. Und da sah sie auch schon das zertrümmerte Portal eines alten Römerhauses in der Nähe des Turmes. Hier mußte sie wohnen, die Sibylle. Der Ort war ja schon einmal die Behausung einer Anachoretin gewesen. Carmela schlich auf den Fußspitzen näher. Ja, ja, da hörte sie schon die heisre, rabenscharrige Stimme der Alten; und dort beim Schein eines Feuers huschten die Zwerge hin und her.

Carmela überwand die Angst und schritt auf das graue Gespenst los, das in einer Ecke des zertrümmerten Marmorgemäuers auf einem Stein hockte, eingehüllt in das weitfaltige Gewand. Über dem Feuer schmorte irgend etwas in einem Topf, ein widerlicher Geruch, wie nach verbrannten Haaren, ging davon aus. Wie junge verängstigte Ratten in einer Falle starrten die Zwerge auf den Eindringling. Sie wisperten der Sibylle unverständliche Worte zu. Diese fuhr zusammen und tastete mit den Händen nach dem Kopf der Besucherin.

Da krächzte es sie heiser an: „Du bist die — ja, die — oh, ich sehe und schaue dich —"

Carmelas Knie schlugen aneinander. Ihr Herz wollte zum Halse hinausjagen. „Helft mir, helft mir, Mutter Sibylle!" wimmerte sie kaum hörbar.

„Du — hast es — nicht getan, Weib!" zitterte die Sibylle.

Carmela verging vor Angst.

„Dein Glück fliegt in den Avernus", sagte die Mumie mit höher schwingendem Ton und warf Reisig ins Feuer.

Carmela hörte die Alte murmeln und dann endlich sagen: „Geh, geh, geh! Jesaja ist bei mir und Jerusalem weint. Aber es wird sein König kommen. Im Tiber schläft das feurige Ungetüm, Roms Heil aber kommt von Ostia her."

Carmela klang das alles wie ein Rauschen ohne Sinn. Sie tastete sich an dem kalten Marmor zum Ausgang. Die Zwerge zischten wie Vipern hinter ihr drein und folgten mit bösen Augen noch lange ihren Füßen, die nach dem Strand wankten.

Sie lief von Angst und Verzweiflung getrieben durch die gespenstische Dämmerung heimwärts.

Der Sturm jagte um ihr Haupt, die Kleider verwickelten sich um ihre Beine, sie fiel öfter nieder, der Sand schlug ihr in die Augen, und ihr Atem hetzte mit dem Sturm um die Wette.

Es war spät nach Mitternacht, als die Mühle vor ihr auftauchte. Durchs enge Fensterloch kletterte sie behend wie ein Marder in ihre Kammer. Gleich darauf schlugen die warmen Regentropfen an die Mauer, und die losen Bretter beim Ziegenstall ächzten. — —

Nun kamen Tage trostloser Öde. Carmela ging wie im Traum. Vater und Mutter Gimani betrachteten sie mit scheelen Augen.

Vespasiano trieb sich noch immer in den colonnesischen Landschaften verkleidet herum, um einen heimlichen Vorstoß gegen Cesare Borgia zu versuchen. Das Land wurde unmerklich aufgewiegelt. Aber bald darauf ritt Cesare in die Romagna, und da stellte Vespasiano die Wühlarbeit ein. Er schiffte sich nach Sizilien hinüber.

Heiße, fieberschwüle Tage kamen ins Land. Rosig glühende Morgen und brennende Abende über den Wassern. Die Maremme schwimmt in Farben, in denen das Gold der Sonne blitzt. Und in den Nächten glosen am Strand und längs des Sumpfes die Fieberfeuer, die die Hirten und Fischer anzünden.

Des Ercole Wangen höhlten sich. Carmela bemerkte es wohl, aber sie freute sich nicht darüber. Es war ihr alles gleichgültig geworden. Seine verbißnen Reden und höhnischen Grimassen berührten sie nicht mehr, wiewohl sie wußte, daß er sie mit bösen Gefühlen ummauerte. Immer ruhiger schlug ihr Herz, als der Herzogstraum gänzlich zerstoben war. Sie ging oft zur Messe, um der Entsündigung näher zu kommen. Aber wenn der Geistliche den Kelch hob, dachte sie daran, daß Jesus beim Abendmahl mit seinen Worten den Verrat gebrandmarkt hatte. Und verraten hatte ja auch sie ihre Leute. Und am Heimweg ging dann der Heiland vor ihr her, und seine Tritte ließen blutige Fußstapfen in dem Sand. Sie sah nicht mehr das Meer, nicht mehr die Boote, nicht die glühenden Feuer am Sumpfrand, nicht die Büffel, die hervortorkelten, wenn der Abendbrand in den Eichen glühte, sie hatte nur Sinn für ihre tote Liebe, die nicht erwachen und doch nicht ganz tot sein konnte.

Ein glühender Juli kam. Er warf bleiche Frühdämmer in den Sumpf und rosige Morgen übers Meer. Es kamen goldblaue Tage voll Durchsichtigkeit, Mittage, an denen die Zeit zu schlummern schien, Tage voll brennendem Glast und flimmernder Schwüle, Abende, wo der West seine roten Sonnenfahnen bis ins Meer hängen ließ und Purpurteppiche über die Flut bis an den Strand breitete. Und schwüle Nächte hingen über der Maremme, manchmal von endymionischer Verträumtheit und Helle, manchmal trauerbang, wie von stygischen

Schatten, erfüllt, sternenlos, so daß das Meer in grausiger Pechschwärze versank.

Carmela wurde blaß und schmal. Wie giftige Tollkirschen glänzten manchmal des Mädchens Augen, um die sich blaugraue Schatten zeichneten. Ihr Leben war ein trübseliges Verrinnen, aus kummerschweren Nächten und grauen Tagen zusammengesetzt.

Einmal überdunkelte tiefe Nacht die sonnenversengte Maremme. Nur große, neugierige Sterne glühten in der blauschwarzen Samtkuppel, die das Meer zu erdrücken schien.

Carmela hatte den Köder in die Tiefe gelassen und die Netze gespannt für den Vater, der heute nacht mit der Fackel auf den Calamaio gehen wollte. Als sie wieder ans Land ruderte, stand Ercole vor ihr. Er half ihr aus dem Boot. Sein Gesicht war traurig und fieberglühend, in der schwarzen Nacht leuchtete es wie Phosphor. Er verlangte nach langer Zeit wieder einmal einen Kuß. Den gab sie ihm ohne Erregung, lieblos, fremd.

„Was willst du noch?" fragte sie. „Es ist spät."

„Ich muß nach Terracina. Herr Vespasiano Colonna kommt. Vespasiano wird eine ganze Reiterschar werben zur Jagd auf ihn."

„So? Seid ihr's nicht müde, ihn zu fangen?"

„Wir müssen ihn haben. Cesare Borgia ruft dich nicht mehr, und du kannst ihn nicht mehr töten."

„Nein, das ist wohl vorbei", sagte sie mit aufgewühltem Herzen.

„Nun denn, so wirst du wohl daran denken, was du mir versprochen hast, Carmela." In seiner Brust arbeiteten böse Hämmer.

„Was hab' ich dir versprochen?"

„Wenn das alles zu Ende ist mit Cesare Borgia, dann, so sagtest du, kann ich dich haben, wie er dich gehabt hat."

„Ich denke, du wirst warten, Ercole, bis wir Mann und Frau sind. In einem Monat vielleicht."

„Du vergißt, daß du eine Dirne bist, die man nicht zur Frau nimmt, wenn man etwas auf sich hält."

„Ja, das hab' ich vergessen", sagte sie dumpf, und ihr Weh zitterte leise durch.

„Auch habe ich nicht Zeit, lange zu warten", fuhr Ercole fort, „denn das Fieber scheint mir in den Knochen zu sitzen, drum will ich zugreifen, solange die Sache mir noch Spaß macht."

„Und wann willst du, daß — hm — ja, daß es so kommen soll, wie du sagst?"

„Gleich, Carmela, in dieser Nacht. Im Boot dort oder auf

dem Strand.“ Sein Leib schien vor Tierheit aus den Fugen zu gehen.

„So lieber auf dem Strand“, sagte sie fatalistisch. Nicht ein einziges Mal überschlug sich ihr Herz. Sie führte ihn seitab, wo dürres Kraut aus dürrem Sande wucherte. In der Nähe stand der Ziegenstall. Und ein von Gärung erfüllter Düngerhaufen brodelte seinen Ekel aus. „Kann es hier sein?“ Sie warf sich, ohne seine Antwort abzuwarten, in den Sand, daß ihre Knie darin knirschten. Und vergrub das Haupt in Gras und Arme.

„Carmela, Carmela!“ brannte die Leidenschaft lichterloh in ihm. „Die Hölle in mir, die Hölle! Warum hat das alles so kommen müssen? Aber ich hab’ dich doch lieb, du bist für mich keine Dirne.“ Ein Funkenwirbel drehte sich vor seinen Augen. Er duckte sich katzengleich zum Sprung und warf sich dann über sie wie ein wild gewordener Zentaur.

Sie biß ihn und zerriß ihm die Haut mit den Nägeln, einen Blutstrich nach dem andern zeichnete sie ihm hin. Aber er packte sie doch endlich und überwältigte sie.

Die Nacht war voll schwarzer Schauer. Den Leib, der dem allerschönsten Liebesräuber gedient, schändete nun ein fieberkranker, gewöhnlicher Fischer. Sie sank hinab in die Niederungen der Gemeinheit, ohne sie noch als solche zu empfinden.

Mit heißem, halb versiechtem Leib wühlte sich Ercole in ihre Schönheit. Er küßte sie kaum, er biß nur Male in ihren Hals. Sie blieb ungerührt und erhob sich. „Geh jetzt“, sagte sie ruhig, „und komm mir nicht mehr unter die Augen, sonst schlag’ ich wahrhaftigen Gotts mit der Hacke nach dir.“

„Ich will dich jeden Abend.“ In seinen Mundwinkeln sammelte sich Schaum.

Carmela setzte den Daumennagel an die obere Zahnreihe und schnellte ihn spröd klingend ab. Es sollte heißen: nicht so viel kriegst du mehr von meinem Leib.

Mit hängenden Schultern und schlappen Füßen stieg Ercole in sein Boot und ruderte aufs Meer, wo sich bald darauf seine Fackel entzündete.

Carmela schritt schwer gegen das Haus. Nun war wirklich alles zu Ende. Ihr Gesicht war todesblaß, ihr Mund verzerrt, als hätte sich die Fieberkralle in ihre Brust gehackt. Sie flatterte wie eine unruhige Libelle am Strand auf und ab, warf sich dann in den Sand und schaute ins Leere.

Dann hellte sich die Nacht in Dämmerung hinüber. Und der Osthimmel bekam eine Flachsfarbe, die Fischerboote kehrten heim, und Carmela erkannte die Mädchen, die ruderten. Die Morgenschauer scheuchten Carmela zu den Ziegen, die Futter haben wollten. Ihre Augenlider waren rot, die Wangen blaß,

graue Ringe zogen sich um die übernächtigen, dunklen Sterne. Sie erinnerte sich jetzt, daß die Ziege ihre schwere Stunde hatte. Ihr klägliches Geschrei stieß ihr mit Grauen in die Seele.

Der Morgen hob sich goldig schwer über der Maremme empor. Die nassen Steine dampften, und aus dem Sumpfwald klang das dumpfe Gebrüll der Büffel.

Cesare Borgia war im Landhaus der Parisina Mattei aus der Sänfte gestiegen. Er hatte der Kurtisane eine schöne Gemme überreicht, die ein Meisterwerk des Karneolschneiders Pietro Maria war. Das Licht, durch bunte Glasfenster gebrochen, warf ein wunderbares Mosaik auf alle Geräte. Morgenländische Teppiche, silberne Kandelaber, Bilder, geschnitzte Truhen, genuesische Vorhänge, Vasen mit dem grellen Gewoge von Blumenlasten, griechische Statuen und Figuren, alles von dem tändelnden Gemüt einer Feinschmeckerin in phantastischer Überladenheit zusammengewürfelt, bildeten die Folie für ihre schöne Erscheinung.

Hinter dem Sessel der Parisina stand eine schöne Albanesin mit dem Seidenfächer, den sie gemächlich über dem Goldhaar schwenkte, das in sanften Wellen über die Schultern hing. Sie warf Kräuter in eine Chrysoprasschale, daß eine Duftwolke durchs Zimmer schwamm, als wären Assyriens Narden verstäubt worden.

„Könnte diese liebliche Albanesin nicht draußen Wache stehen?“ fragte Cesare sehr aufgeräumt.

Lächelnd schickte Parisina die Kleine fort. „So, Hoheit, und nun darf ich Euch wohl den Dankeskuß geben für dieses schöne Geschenk?“

Und Cesare empfing den zärtlichsten Kuß von den immer liebebereiten Lippen. Dann nippte er von dem roten Falerner und streichelte den Seidenspitz, der in einem Brokatmäntelchen dahergetrippelt kam. „Hat Coletta gut geschlafen?“ erkundigte er sich hämisch bei der Herrin.

Parisina nahm das Hündchen in den Schoß. „Sie hat im Traum geknurrt, was immer ein gutes Zeichen ist“, sagte sie und drückte das weiche Fell der Hündin an die Wange. Dann erhob sie sich und rauschte an einer schneeschimmernden Statue vorbei ins grelle Mosaikleuchten der Sonne, wo ihre Rubine auf der Stirnbinde hell flammten.

„Habt Ihr heute schon die Messe gehört?“ fragte Cesare, nur um über die Leere seines Gemüts hinwegzukommen. Er sah in die ruhenden Wolken im Azur vor dem Fenster; sie schimmerten im Perlenglanz.

Parisina machte ernste Augen. „Ich höre die Messe jeden

Tag, denn ich bin eine gute Christin." Sie hatte in der Tat den üblichen Respekt vor der Madonna und dem guten Sohn Jesus. Wenn sie irgendwie gesündigt hatte, gab ihr ein mit frommen Gedanken geküßtes Heiligenbild das Zutrauen zur Gnade Gottes stets zurück.

„Wer hat Euch begleitet?" fragte Cesare.

„Orfino, wie gewöhnlich. Er hat mir ein Liebessonett aus der Amaryllis gebracht."

„Der Dichter liebt Euch, das ist keine Frage."

„Und das würde Euch kalt lassen, Hoheit?"

„Warum soll ich dem guten Jungen nicht den Triumph gönnen, anzubeten, wo Cesare besitzt. Denn über die Glut schöner, fließender Verse gelangt ein Orfino doch nicht hinaus. Der Knabe ist schüchtern. Und wenn auch nicht, eine Parisina wird sich nie verstehen, nach einem Löwen eine Maus zu lieben."

„Ich danke ehrerbietig für die Hochschätzung." Sie neigte lächelnd das Haupt.

Cesare erhob sich. „Habt Ihr noch einen Wunsch? Seine Heiligkeit erwartet mich bei den ferraresischen Schauspielern."

„Schickt mir die ferraresischen Schauspieler."

„Sie sollen heute abend Eure Laune vertreiben."

„Ihr kommt nicht zu mir?" Sie verdunkelte das schöne Auge.

„Ich erwarte Bembo von Ferrara, der mir Grüße der Lukrezia bringen soll."

Parisina schwieg. Sie wußte, der Herzog hatte von der Romagna aus seine schöne Schwester besucht. Nun schwangen wohl leise die frohen Tage in seinem Herzen nach. Oh, dieser Mann war schwer zu zähmen und zu behüten. „Die schöne herzogliche Schwester wird ihres Namens Gewalt auf Euch losgelassen haben", sagte sie mit einem leichten faunischen Klang.

„Wie meint Ihr das?"

„Ihr Name setzt sich aus lux und retia zusammen; sie wird Licht und Netz über Euch geworfen haben."

„Das Wortspiel habt Ihr dem verliebten Titus Strozzi abgelauscht", sagte Cesare mit verzogener Lippe.

Sie nickte beschämt.

„Ach, sie ist eine Hera an Hoheit, eine Pallas Athene an Geist, aber eine Venus an Schönheit ist nur Parisina." Er lächelte beinahe arglistig, und Parisina verstand, daß er mit dieser leise spöttischen Huldigung Abschied nehmen wollte.

Er schritt nach dem Garten, der sich bis zum Tiber hinzog. Hinter ihm schloß sich das Spalier der romagnolischen Wachen. Als die Sänfte den Augen Parisinas entschwunden war, öffnete sie die Tür zum Papageienzimmer.

Der Dichter Orfino trat heraus. Jung, schön, mit knaben-

weichen Zügen und einem Tituskopf von edelstem Profil. In seinen Händen lag die Laute.

Sie drückte den Freund, dessen platonische Liebe sie in verschwiegenen Stunden wohlig einsog, in einen Polstersessel. Sie wollte wie alle römischen Kurtisanen von Galanterien umgaukelt sein, drum gab ihr Cesare den Sänger. An die Kühnheit einer Herzensentgleisung dachte der Herzog nicht.

„Ihr harrt seit fünf Uhr morgens am Gartenteich bei den Schwänen?" sagte Parisina mit schmollenden Mundwinkeln. „Es tut mir leid, daß Ihr Euch der Morgenluft so lange ausgesetzt habt. Aber Schwäne sind ein poetischer Zeitvertreib. Ich erwartete den Herzog."

„Ich sah ihn kommen und gehen", sagte Orfino gedrückt.

Parisina nahm seine Laute. „Wollen wir die Stunde mit Virgil oder Horaz beginnen?"

„Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Ihr Horaz wähltet. Halten wir uns an die ländlichen Hymnen." Und er sang ihr ein paar Lieder vor, bis Parisina ermüdete und Coletta auf den Schoß nahm.

„Ich will, daß Ihr selbst unter den Lorbeerbäumen Apolls wandelt", sagte die Kurtisane. „Und es müssen meine Augen sein, die Ihr besingt."

Orfino fand sich leicht hinein. Schrieb er doch, ein echter Dichter und Höfling seiner Zeit, heidnische und christliche Verse an einem Tag, Anweisungen, die Frauen zu genießen und zugleich dem heiligen Antonius Ehre zu erweisen. Seine Dichterfreunde überhäuften ihn mit Spottversen. Sein Widersacher Flamino hatte in Rom verbreitet, daß die Esel in einer Versammlung beschlossen hätten, ihren ehrlichen Namen abzulegen, seitdem Orfino durch das Hohngelächter der römischen Dichter in ihre Gesellschaft versetzt wurde. Aber Orfino blieb kalt und vornehm. Sein Herz hatte andre Leiden.

Nun war er ganz Schauer und Seligkeit. „Ich will nicht müde werden, meine Leibeigenschaft in Eurem Herzen zu schildern, indem ich Eures Leibes Eigenschaft schildere", sagte er galant.

„Ihr seid wahrhaftig gefällig." Sie griff ein paar Lautenakkorde. „Sagt, geht Ihr heute zum Fest des Kardinals Farnese?"

„Ich möchte lieber allein sein", sagte Orfino mit verschwärmten Augen.

„Ihr liebt die Menschen nicht?"

„Oh, sie können entzückend sein, besonders die Frauen. Wenn sie in Gewändern von phrygischer Pracht durch die Kardinalsgärten wandeln, die Frauen mit blondem, braunem und schwarzem Haar; wenn das rosenfarbene Fleisch an den

Schultern leuchtet, die Blumen im Haar betäubende Wonnen ausströmen und die Fächer der Pagen ganze Wolken von Duft über die Gartenpracht jagen; wenn die Augen funkeln, die Lippen leicht geöffnet sind und die Antlitze mit florentinischer Anmut ihre Blütenseele zur Schau tragen: dann preise ich Gott, daß er so weise war, schöne Menschen zu schaffen."

Parisina machte leuchtende Augen. „Wie anmutig Ihr die Welt des Hofes seht!"

„Und sie ist doch ein Hexenkessel. Aber wer in Rom liebt und lebt, muß in ihn hineinstürzen, wenn er Geist und ein wenig Untugend hat."

„Schelm!" sagte sie aufgeräumt.

„Der päpstliche Hof ist der Mittelpunkt des Lebens. Man muß mit Klugheit und Verstellung sein Lebensschifflein steuern, Weihrauch und Lorbeeren immer bereit haben, und es ist eine Kunst, tugendhaft zu bleiben, denn die ärgsten Spötter und bösen Menschen triumphieren. Doch man kann nicht zwischen den Einfältigen und Bösen stehen, man muß sich für eine Partei entscheiden."

„Und so habt Ihr die — Einfältigen gewählt", sagte Parisina mit schelmischen Augen.

„Nein — die Bösen. Ja, ja, ich bin nicht gut, trotz meiner fröhlichen Verse, denn ich bin ein Schmeichler, und Ihr dürft keinem meiner Worte glauben."

„Um so mehr glaube ich Euern Blicken", sagte sie rasch und stützte die halbnackten Arme in gefälliger Rundung auf die Stuhllehnen.

„Das dürft Ihr, wahrhaftig, das dürft Ihr", sagte Orfino errötend. „Ich darf nicht in Worten offenherzig sein, denn ich wäre sonst das Opfer vieler Fallen."

„Ah — Ihr denkt an den Herzog."

Orfino schwieg.

Parisina flüsterte leise und heiß: „Ihr dürft auch in Worten offenherzig sein. Ich verrate Euch nicht."

Der Dichter fieberte. „Es hat eine Dame am päpstlichen Hof die Magie der Liebe an mir geübt. Ich möchte dieser Dame herzliche Worte schreiben, wenn es nicht so gefährlich wäre, Worte zu schreiben."

„Und könnt Ihr der Dame die Worte nicht sagen?" flüsterte die Kurtisane lauernd.

Des Dichters Sinne wurden berauscht von dem Duft des nahen Leibes. „Sie steht zu hoch, und ihr Herz ist gebunden. Oh, würde sich ihre Huld zu mir neigen, dann sähe ich das Empyreum offen. So aber ist mein Herz gekränkt, denn der schönen Dame Laune ist bitter wie Aloe."

„Glaubt das nicht, diese Dame ist Euch gewogen, aber Späher bewachen ihre Schritte, Neider spitzen ihre Ohren und weiten ihre Augen."

„Dank, Donna Parisina!" sagte er glühend.

Die schöne Potiphar wußte Haltung zu bewahren. Ihre Wangen brannten. „Ihr schuldet mir noch das Lied über meine Augen", sagte sie lächelnd.

„Der marmorne Kupido in Eurem Zimmer ist durch den Blick Eurer Augen versteinert worden. Das ist das ganze Lied, das ich Euch singen kann."

„So singt mir ein Lied über die Liebe."

„Es ist das Lied über die Augen. Aber das eine wißt: Liebe ist übermächtig. An ihrem Herzen betten sich Religion, Tugend, Heldenmut, Kunst und Weisheit. Wer in die geheimnisvollen Tiefen der Liebe hinabsteigt, dem enträtseln sich die Geheimnisse der Gottheit."

„Giovanni! Giovanni! So steigt hinab, sie öffnet Euch die Tiefen." Sie griff plötzlich mit der Hand in seine dichten, schwarzen Locken.

„Parisina!" rief er, zerwühlt bis ins Mark.

Da riß sie sich von ihm los. „In Tivoli sehen wir uns — allein. Unter des Mondes sanftem Atem wollen wir dort der Vorwelt helle Gestalten schauen und beschwören. Und ich will Eure Leier mit Blüten bekränzen, daß sie Sphärenklänge bekomme. Ich — o schweigt, schweigt! — ich liebe Euch —"

„Parisina!"

„Schweigt!" Sie zog seinen Kopf an ihre Brust, diesen feinen Kopf, der die griechische Meißelung des Hermes hatte. „Horaz sagt, daß Maler und Dichter alles sagen und alles wagen können. Wagt es auch."

Seine Augen suchten ihren brennenden Mund.

Aber sie zog ihren Kopf zurück. „Euer Herz flattert wie ein Vöglein. Aber noch kann ich Euch nicht alles gewähren. Erst bis meine Füße den Thron einer Königin —"

„Königin?" Orfino prallte zurück. Er starrte die lüsterne Kirke an.

„Ja, ja, dann sollst du mein Liebling sein. Bin ich nicht offenherzig? Das Leben will gelebt sein, und je gefährlicher es ist, desto lebenswerter ist es. Kavalkaden, Fahrten, Maskenscherz, Tierhetze, dramatische Spiele, Intrigen, Männerhändel — ach, es sind schöne Ausschmückungen des Lebens, ohne die es nicht bestehen könnte." Sie lächelte ihm das verführerische Sirenenlächeln zu. „Und du sollst das auch alles haben, schöner Jüngling. Ich weiß ja, was ihr Dichter wünscht: ein hübsches Frauengesicht, gutes Essen, eine anregende Disputation mit euresgleichen, eine schöne Wohnung und Statuen. Das alles

soll euch zu einem gewissen Nachruhm verhelfen, wenn eure Verse nicht dazu taugen. Geht jetzt!“

Aber er pflückte sich noch einmal die Rosen von ihren Lippen, und sie fühlte seinen Flaumbart wie heißen Samt brennen. „Und macht eine schöne Oktave auf Cesare Borgia und betragt Euch in Gesellschaft nicht verliebt. Hier nehmt die Rose, sie war bei den Römern das Sinnbild der Verschwiegenheit, drum haben wir sie für den Beichtstuhl übernommen.“

Alles flimmerte um Orfino von Marmor und Gold, denn die Sonne strahlte voll herein.

Er stampfte wonnetrunken in den Garten hinab.

Die Kurtisane lachte ihm nach. Schöner, aber dummer Knabe! Doch was braucht eine Königin viel Gescheitheit in heißen Nächten? Cesares Herzenskrater wird bald ausgeglüht sein, drum heißt es Vorsorge treffen.

Die Steine in ihrem Haar warfen rote und grüne Blitze im Licht. Die Albanesin brachte der Herrin das Lieblingsäffchen, das so traurige Augen hatte. Mit diesem Äffchen stieg sie in das Marmorbad, das eine wunderbare Kuppel krönte. Aus den Rachen steinerner Meerungeheuer sprühte das heiße Wasser auf ihren Leib, der sich in einem venezianischen Glas bespiegelte. In einer Nische streckte sich ihr der marmorne Leib eines Fechters lachend entgegen.

Der Herzog der Romagna stieg durch ein Spalier von zitternden Söldnern die Treppe hinauf. Er ging durch den Saal der Heiligenleben, wo er einen warmen Blick auf das Bildnis der Lukrezia Borgia warf, die hier als heilige Katharina ihren theologisch-philosophischen Streit mit fünfzig weisen Männern auskämpfte.

Der Papst saß in seinem weißen Hauskleid, das rote Käppchen auf dem Eikopf, in seinem scharlachnen Lieblingssessel, welchen eine Greifenlehne umschloß. Er schob ein paar Schriften von sich. „Cesare, mir zittern die Hände und die Augen. Der französische Gesandte war bei mir.“

„Allerheiligster Vater, sobald die Armee des La Tremouille Toskana passiert hat und sich auf Gaeta wirft, wird es sich zeigen, ob Spanien kräftig genug ist, Frankreich zu überwinden. Wir verbünden uns mit dem Stärkeren.“

„Es ist merkwürdig, wie die Natur in uns gleiche Wege schreitet“, sagte der Papst aufleuchtend. „Ich hätte keinen bessern Gedanken fassen können. Also wir lassen uns noch Zeit. Die Ungeduld machte den Franzosen schon gelb im Gesicht. Aber du kamst, Cesare, um mit mir über — Parisina zu sprechen?“

Der Herzog rümpfte die Nase, als röche er Lohe. „Nein“, sagte er kurz.
„Dann also — Bologna?“
„Ja, allerheiligster Vater. Dort geht mir die Geduld zu Ende. Der alte Bentivoglio hat von mir gelernt. Zudem ist das Geschlecht tapfer und zäh. Man muß es ausrotten wie jenes des Ezzelino, den man mit seinen sieben Söhnen und zwei Töchtern zu Tod geschleift hat. Dann war Ruhe. Allerheiligster Vater, stellt mir das Geld des genuesischen Bankhauses Ricasole zur Verfügung, damit ich in Bologna Ordnung machen kann.“
Der Papst verschattete sein Gesicht. „Bin ich unerschöpflich, Sohn? Du verbrauchst in der Romagna täglich an die achtzehnhundert Dukaten und nun —“
„Ich werde als König der Romagna und der Marken noch einmal soviel brauchen.“
„Ja, aber nicht weil du König werden willst, sondern weil du deine Weiber — Die Quellen sind erschöpft.“
„Noch nicht“, sagte Cesare dumpf. „In diesem Augenblick hat sich eine neue geöffnet. Bewahret Fassung, allerheiligster Vater. Giovanni Borgia, Euer Neffe, der Kardinal von Monreale —“
„Er ist —?“ Der Papst verzog entsetzt die Lippe.
Der Herzog rückte ganz nahe heran. „Der Kardinal ist vor zwei Tagen — Ihr wißt, er war dick und für Krankheiten des Blutes sehr zugänglich, und das fünfzigste Jahr ist für solche Fettlinge sehr gefährlich. Es brachte auch ihn um.“
„So helfe ihm der gnädige Gott!“ sagte der Papst erschüttert und schrumpfte in seinem Sessel zusammen. „Er hat sich stark an uns versündigt, indem er die neapolitanische Partei ergriff.“
„Und hat hunderttausend Dukaten hinterlassen“, setzte Cesare kalt und zynisch hinzu.
Der Heilige Vater hatte keine Träne im Auge. „Sohn, Sohn, wann wird die blutige Reihe enden? Mensch, weißt du, daß ich dich hassen müßte, wenn du mir nicht so notwendig wärst? Meine Gedanken, kaum geboren, gären in deinem Hirn fort und klären sich zum starken Wein, und wovor meine Seele zittert, das wird dir zum festen Ziel, danach du furchtlos drängst. Mehrer meines Hauses! Du hackst die unbrauchbaren Äste meines Stammes ab, um die Kraft des Baumes zu stärken. Dieser Giovanni Borgia war zum Fall reif. Wie geschah es?“
„Er liebte die Weindrosseln zu sehr, und man hat dafür gesorgt, daß er sich überaß und binnen zwei Tagen an der Unmäßigkeit starb.“
„An der Unmäßigkeit!“ seufzte der Papst auf und wechselte

verständnisvolle Blicke mit seinem Sohn. Dann fragte er rasch und leise: „Wer hat das Gift bereitet?"

„Wie immer Ladinus. Er hat eine Verfeinerung ersonnen. Es treten nach dem Genuß der Speisen keine Übelkeiten mehr auf, man ist gesund und plaudert viel, nur in der Milzgegend zeigen sich leichte Schmerzen. Am zweiten Tag aber beginnt ein plötzlicher Verfall."

Der Papst war doch grau und fahl geworden.

Cesare hatte kein Mitleid mit ihm. Mit einer namenlosen Verachtung blickte er jetzt auf den Verfall dieses menschlichen Gebäudes. Und der Schauder vor sich selbst packte ihn wieder. „Allerheiligster Vater, ich werde innehalten müssen auf der großen Rennbahn meiner dunklen Taten. Meine Nichtswürdigkeiten sind mit dem Tode dieses Kardinals erschöpft. Ich gedenke nicht mehr das Lagerhaus der Ruchlosigkeiten zu durchstöbern."

„Du hast recht, sehr recht", sagte Alexander erbleichend. „Mag denn das Haus Borgia zerfallen."

„Das will ich nicht. Aber ich will die Gewalt nicht mit Blut befestigen, sondern mit der Kraft unsrer Tugend."

Der Papst lehnte sich weit zurück und sah seinen Sohn wie eine Himmelserscheinung an. „Cesare — woher hast du diese Anwandlungen?"

„Aus der Qual meiner Nächte", sagte Cesare mit schmerzlich verzogener Unterlippe. „Es ist heldenhaft groß, wenn ein Alexander vor der Schlacht von Arbela ruhig schlafen kann, aber es ist entsetzlich, wenn Cesare Borgia vor dem Mord an seinem Bruder lachen und philosophieren konnte. Und das hab' ich getan, als Don Juan in den Tiber sank, ich hab's getan, als ich Serafino d'Aquila erstach, und ich schlief ruhig vor den übrigen Bluttaten meines Lebens wie die Schlange, die mit der angeborenen Selbstverständlichkeit ihren Frosch vertilgt. Aber seht, allerheiligster Vater, die Jugend hat Abschied von mir genommen und hat mir die Skrupellosigkeit mitgenommen. Ich habe mich satt gefressen und satt getrunken an den Leibern und dem Blute dieser Ermordeten, und ich habe mich satt geliebt an den Körpern meiner Geliebten. Der Ekel schäumt mir bis zur Kehle hinauf, das Tier hat sich an der Menschlichkeit gebrochen, in der Wollust Überdruß ist mein Herz erstickt, der Glaube an das Gute im Menschen ist getötet, ich hasse alles, habe keinen Freund und sehe nur zitternde Menschen um mich. Ich glaube an die Möglichkeit einer Wiedergeburt der Seele. Und auch Saulus wurde zum Paulus."

„Sohn, du nötigst mir Achtung ab", sagte der Vater mit gesenktem Haupt. „Deine Reue ehrt dich, aber ich glaube, sie wird durch eine andre Reue ersetzt werden."

„So gönnt mir diesen einen Tag der lebendigen Bußfertigkeit, vielleicht wiederholt er sich wie der hervorbrechende Sonnenschein inmitten wochenlangen Gewölks und kündigt das Nahen beßrer Tage an. Ja, wenn meine Feinde wüßten, wie ohnmächtig das Gewissen des großen Tyrannen ist, sie würden wie Hornissen über mich herfallen."

„Und darauf willst du es ankommen lassen?" fuhr der Papst in Angst empor. „Du, ach du, Liebling meiner Seele, deine Gedanken werden brüchig, und ich vermisse ihre Folgerichtigkeit. Noch vor wenigen Augenblicken dachtest du über die Bentivogli in Bologna nicht so sanft und evangelisch. Wie die Grillen eines verliebten Mädchens springen deine Gedanken zu Sünde und Reue. Sie hassen, aber sie fürchten dich. Und du willst nun im Gefühl einer Ohnmacht reumütig werden?"

„Allerheiligster Vater! Bei Eurer priesterlichen Hoheit beschwöre ich Euch, gebt mir ein reineres Gewissen, setzt die Siegel Eurer Verantwortung auf meine Taten, nehmt die Fülle der Sünden auf Euch, auf Euer Vaterherz —"

Da liefen die letzten Reste von böser Kraft in des Alten Blut nach dem Herzen zusammen, und er erhob sich und belferte heiser: „Bevor mein Haus zerfällt, nehme ich sie auf mich. Soll all mein fürchterliches Wirken vergebens gewesen sein? Sohn, kindischer Sohn, Frühlingstage der Borgia beginnen zu blühen, Rom und der Kirchenstaat zittert vor uns, die Macht der Barone ist gebrochen, wir haben freie Hand gegenüber Spanien und Frankreich, wir haben die Tyrannen an den Grenzen niedergerungen, das Kardinalskollegium ist in meinen Händen, ein neues Reich, die Romagna und die Marken, ist im Werden, bald liegt ganz Mittelitalien zu deinen Füßen, und du willst dich von der Stimme eines hypochondrischen Stubenhockers besiegen lassen? Vergangenheiten bereuen heißt die schönsten Stunden des Lebens vergeuden und Erfolge verpassen. Es mag sein, du hast dich an Parisina überliebt, sie hat dich arg zugerichtet, aber dafür gibt es andre Mittel als Resignation und Abschwörung. Ich will dir meinen Juden Pintor senden, und er soll seine trefflichen Mixturen an dir verschwenden, er hat Kräuterbäder und Mittelchen, die Sterbenden den Atem geben. Reise, fahre auf dem Meer, ohne Frauen —"

„Nur von meinen fürchterlichen Gedanken begleitet!" fiel Cesare qualvoll ein. „Ach, diese drei Nächte von Nettuno —!" Er wurde plötzlich still und verlegen.

„Was denkst du, Cesare?" fragte der Papst aufmerksam.

„Allerheiligster Vater, ich bin wahrhaftig krank, von den Würmern meiner Einbildung angefressen, vom Alp meiner Reuegedanken gequält, oh, wer peitscht mich aus dem Laby-

rinth heraus in die Sphäre meiner eignen Natur?" Er warf verzweifelt seinen Kopf in die Hände des Vaters.

Alexander fühlte schon, daß die Ernüchterung nicht lange auf sich warten lassen werde. Er schob des Verzweifelten Haupt von seinen Knien und griff nach dem grünen Teppich zu seinen Füßen, den er beiseite rollte. Aus einem Bodenversteck holte er seine schwere Kassette heraus und öffnete sie.

Bei dem Anblick des Goldes bekam Cesares Reuekraft den ersten Stoß. Er dachte an die Ergänzung seiner Armee. Ach, seine Armee! Die romagnolischen Söldner marschierten vor seinen Augen durch die sonnenschwere Ebene da oben und kreisten Bologna ein. Das Lager erstand, die Fahnen wehten, die Stücke brüllten. Das Glück lachte, die Kirche triumphierte über Städte und Länder. Und Cesare selbst der Schutzkönig dieser Kirche. Ja mehr! Was oft nur traumartig seinen Sinn bewegt hatte, gewann wieder greifbare Gestalt in ihm. Wenn er diese Kirche selbst beherrschen konnte, statt ihr als Schutzkönig zu dienen? Beherrschen als ihr oberstes Haupt mit den Gewalten Petri in den Händen? So wie er einst die Kardinalswürde abgelegt hatte, so konnte er sie jetzt wieder annehmen, wenn er auf sie in grandioser Vermessenheit seine Zukunft aufbauen wollte: das Papsttum in seinen blutbefleckten Händen! Hatte er nicht eine ganze Anzahl von Kardinälen an seiner Seite stehen? Vor allem die Spanier. Was würden die Getreuen nicht alles tun, um den spanischen Namen Borgia zur höchsten hierarchischen Macht zu erheben! „Allerheiligster Vater, schafft mir das Heer, und meine Fahnen fliegen und meine Qualen zerflattern im Kriegssturm."

„Geld!" Es klang wie das Kreischen einer Harpyie, die Augen des Papstes röteten sich, die Adern schwollen an, die Hände zitterten. „Es ist gut, daß Giovanni Borgia starb. Aber — es wäre doch immerhin besser, wenn andre Kardinäle — Es sind untaugliche Menschen unter ihnen, wie dieser Adriano da Corneto. Sein Palast, den dieser Bramante baut, wird den meinen übertreffen. Er ist ein Philosoph und steuert sein Weisheitsschifflein gegen die Kirche. Er ist ein Schlemmer und liebt süßes Konfekt und Wein. Was lachst du?"

„Ich erinnere mich nur, daß Kaiser Klaudius gedünstete Schwämme liebte und an diesem Gericht starb."

„Das gibt eine gefährliche Gedankenbeziehung zwischen Klaudius und dem Kardinal", sagte der Papst mit verrunzelter Stirn. „Ich glaube, die Schwämme des Kaisers waren vergiftet."

„Durch die schöne Agrippina", nickte Cesare, ohne den Vater anzusehen. „Es ist immerhin schade, daß der Kardinal keine Agrippina besitzt."

„Und daß sein Lieblingsgericht nicht Schwämme sind. Wie leicht verirrt sich ein Giftling — hm — wie schade, daß der Kardinal nur Konfekt und süßen Wein liebt."

„Konfekt und süßen Wein", flüsterte Cesare ganz nahe beim Ohr des Papstes. „Wie wäre es, wenn man ihm ein Geschenk machte? Mit süßem Wein und Konfekt?"

„Ganz recht", sagte der Papst ebenso leise. Er hielt die Kardinalsliste in den Händen, las ein paar rot angestrichne Namen herab: „Fiesco, Sprata, Casanova, Valentini, Adriano, Soderini."

Cesare zählte die Namen auf den Fingern mit. Das waren ja gerade die unzuverlässigsten Italiener, die sich seinem Papstgedanken am meisten widersetzen würden; über die durfte man um keinen Preis stolpern. „Es sind fette Bissen darunter. Jeder hat seinen Palast, und es werden nicht nur heilige Bücher darin stehen. Ein Vorwand wäre leicht gefunden."

Der Papst strich sich die welken Wangen nach den Lippen zu. „Sie zerzanken sich doch immer wieder. Wenn man ihnen Gelegenheit gäbe, sich in einem Massengrab rechtschaffen zu vertragen?" Der ruchlose Gedanke fiel wie ein schwerer Stein hin.

Der greise Papst, von den Klauen seines Dämons gepackt, stürmte wie ein Titan vernichtungsdurstig auf sein Ziel los. „Wir haben den Fiebermonat. Der August hat schon manchen Römer weggerafft, der noch im Juli blühend aussah. Man könnte das Fieber sehr willkommen heißen. Wie sagt doch Terenz? ‚Wenn just der Wurf, den man am meisten braucht, nicht fällt, so muß ein Kunstgriff solchen Zufall korrigieren.' Mein Astrolog soll mir den Aspekt für die günstigsten Tage des August sagen."

„Allerheiligster Vater — ich bewundre Euch!" sagte der Brudermörder, innerlich von leisem Grauen geschüttelt.

„Der Kardinal Adriano da Corneto hat mich schon lange zu Gast gebeten. Wir wollen beide von seiner Liebenswürdigkeit Gebrauch machen. Wir bitten ihn, auch die gewissen Kardinäle zu laden, und schicken unsern Küchenmeister mit, der wie gewöhnlich die Bereitung der Speisen beaufsichtigt. Wir lassen durch ihn unser Konfekt auftragen, das eigens präpariert ist —" der Papst senkte die Stimme — „und lassen es mit dem des Adriano vermischen. Wir selbst nehmen nur das Konfekt mit grüner Farbe, denn dieses wird unschuldig sein, zwingen aber gleichzeitig die Kardinäle unauffällig und liebenswürdig, auch das rote zu kosten, denn dieses wird — nicht unschuldig sein."

„Seid Ihr des Ladinus sicher?" fragte Cesare mit halber Stimme.

„Er scheint alle Geheimnisse des schrecklichen Giftes der

Tisiphone studiert zu haben, die den Athamas und seine Genossin besuchte. Matteo schmuggelt das Konfekt in die Villa des Adriano. Und nun leb wohl, mein Sohn, Ilerda und Caraffa erwarten mich beim Kartenspiel."

In dieser Nacht begann Ladinus, der geschmeidige Giftpenker des Papstes, an dem roten Konfekt für die Kardinäle zu arbeiten. Und der Papst betete zur gleichen Zeit in der Sixtinischen Kapelle, Cesare aber studierte den Peloponnesischen Krieg von Thukydides. Er gab ihm ein Rückgrat für seine weitern Pläne. Italien unter seiner Herrschaft! Dann würde wohl der Tod, der seine Hand auf die Schultern des alten Vaters legen mußte, der bereitwillige Wegmacher für seine Größe sein. Der Erbe Alexanders wollte sich den Königsscharlach umwerfen und dafür sorgen, daß der neue Papst ihm zuerst den Steigbügel hielt, um dann von seinem eignen Schutzkönig vergewaltigt zu werden. Cesare als Papst! Über die unvergleichliche Groteske hätte sich der Satan ins Fäustchen gelacht.

Der Kardinal-Philosoph Adriano Castellesi da Corneto trat bleich an die ersten zwei Gäste heran, die eben das rot kassettierte Vorzimmer seiner Villa bewunderten, wo herrliche Grotesken an den Friesen prangten, unter denen prachtvolle Spiegel glänzten. Beide Kardinäle, Niccolò Fiesco und Francesco Iloris, legten die Degen ab, welche blaugekleidete Diener in Empfang nahmen. Der erstere war Genuese, hager und schlank wie ein Birkenmast, der andre Spanier und ein weitläufiger Verwandter des Papstes, etwas fett und asthmatisch.

„Seine Heiligkeit noch nicht gemeldet?" fragte Iloris.

„Wir werden ihn spät begrüßen, denn es spielen noch die ferraresischen Schauspieler bei ihm. Er und der Herzog sind sehr angestrengt." Er lächelte eigentümlich, was die Gäste nicht zu deuten wußten. Der Philosoph Adriano war ein hochstämmiger Mann, der eher einen guten Landwirt im Gesicht sitzen hatte als einen Denker. Und doch beschäftigten ihn eben die Gedanken, die er in seinem neuen Buch „Über die wahre Philosophie" der Welt schenkte. Der scharfe Blick dieser schwarzen Augen, der von starkem Geist sprach, war in Rom sehr gefürchtet, denn er durchdrang das Wesen aller Prälaten und stach bis in ihre sündigen Seelen hinein. Adriano war seit drei Jahren Generalkämmerer und galt als ein sehr ehrenwerter Mann.

„Habt Ihr heute eine Maske an?" fragte Fiesco aufgeräumt.

„Weshalb?"

„Weil Ihr so bleich seid wie ein ertappter Verschwörer."

„Es erbleichen nicht immer nur die ertappten Verschwörer", lächelte Adriano wieder rätselhaft. „Ah, da kommt unser

flatterhafter Castellar." Er ging dem Freund entgegen und klopfte ihm auf die Schulter. „Ist's wahr, daß Euch der Papst nach Mantua schicken will, die schöne, lustige Isabella d'Este zu holen?"

Castellar, ein stutzerhaft gekleideter Herr mit kurz geschorenem Haupt, ließ sich bequem in einen Stuhl nieder. „Gewiß, denn der Herzog der Romagna besteht darauf, daß ein galanter Ritter sie zu den Schauspielen des päpstlichen Hofes hole." Er bespiegelte seinen Leib mit großer Eitelkeit in einem venezianischen Wandglas.

„Ich wünsche Euch Glück zu dieser Mission", sagte Iloris. „Wo sind die übrigen Kardinäle?"

„Sie spielen noch Ball im Garten."

Der Kardinal führte seine Gäste in ein zweites Zimmer, wo sich Castellar und Fiesco zum Domino setzten, dem der wortkarge Illoris zuschaute.

Da traten die Kardinäle Sprata und Casanova ein.

„Werden wir Musik haben?" fragte Sprata, der Dickleibige.

„Zwei Flötenspieler und zwei Geiger hat der Papst bewilligt", sagte Adriano. „Aber die Lustigkeit wird einen Sprung bekommen, denn es sind keine Frauen da." Und er warf einen aufreizenden Blick auf Casanova.

„Sonderbar, das vergißt doch Seine Heiligkeit sonst selten", sagte der schlanke Kardinal, der mit seiner glücklichen Jugend gern in den Geheimnissen schöner Frauenaugen herumstöberte. „Es war doch reizend, als unlängst beim Kardinal Farnese jeder Gast, sogar der Papst selbst, seiner Nachbarin den Schuh mit einer roten Rose schmücken mußte. Die Nachbarinnen wurden rot wie die Rosen, und die Haut der Kardinäle wurde heiß wie Wüstensand, besonders als die Kardinäle vom Papst verurteilt wurden, die Rosen mit den Zähnen zu zerblättern, wobei sich fast alle Zähne etwas über den Schuh verirrten."

„Auf solche Galanterien müssen wir freilich verzichten", sagte Adriano. „Sie könnten übrigens leicht ebenso unheimlich enden wie jene Maskerade beim Herzog von Mailand. Ihr wißt es nicht? Als alles in der lustigsten Stimmung war und manches kammerherrliche Haupt auf dem Busen einer holden Frau ruhte, ließ Ludovico Sforza plötzlich die Kerzen verlöschen und einen Franziskanermönch eintreten, der aus einem beleuchteten Totenkopf heraus eine fürchterliche Jeremiade über die zunehmende Unsittlichkeit der Welt losließ. Alles wurde von Grauen gepackt. Plötzlich klatschte der Herzog in die Hand, der Mönch ließ sein Habit fallen, und des Herzogs Hofnarr im Schellenkleid stand vor den gefoppten Gästen."

Alles lachte. „Da habt Ihr hoffentlich andere Ergötzlichkeiten für den Papst bereitet?" sagte Sprata.

Der Philosoph nickte. „Ein aromatisches Kräuterbad, von sieben Jungfrauen bereitet, wartet des Papstes, wenn er sich desselben nach dem Essen bedienen will."

„Das soll nicht sehr gesund sein", meinte Fiesco.

Adriano lächelte wieder geheimnisvoll und führte die neuankommenden Kardinäle Cepis, Valentini und Soderini ins Dominozimmer, wo Rosengehänge über die Wände liefen und kostbare Malereien in den Lünetten prangten. Dort unterhielt Fiesco die Kardinäle mit einem Zettel, den sein Kammerdiener auf dem Kopf des Pasquino gefunden hatte. Er enthielt die beißenden Worte auf die Tochter des Papstes: „Ihr Name ist Lukrezia, ihr Wesen eine Phryne, in Wahrheit ist sie die Tochter, Gattin und Schwiegertochter des Papstes." Ein grimmiges Lachen verfing sich in den Rosengirlanden.

„Der Kardinal Grimani hat abgesagt", meldete ein Diener.

„Ich weiß es", schmunzelte der Hausherr, und als ihn alle neugierig befragten, antwortete er: „Mit einer merkwürdigen Begründung entzog sich Grimani der Einladung. Er schickte mir die Fabel Äsops: Als der Löwe den Fuchs, der sich seiner Höhle näherte, fragte, warum er nicht nähertrete, antwortete dieser: ‚Ich sehe wohl die Spuren vieler, die hineingingen zu dir, mein König, aber nicht die Spuren jener, die herauskamen.' Wie gefällt euch das, Kardinäle?"

„Es ist sehr sonderbar", lächelte Castellar. Und die übrigen lächelten ebenso verständnislos.

Adriano aber half sich rasch aus der Klemme. „Grimani will wohl sagen, wo Adriano ein Mahl gibt, kehrt man nicht so bald wieder vom Mahl zurück, denn er hat einen guten Wein."

Da entstand draußen Bewegung. Der Vorreiter des Papstes erschien in der rosenumrankten Pforte. Dann trugen die gelbroten Pagen die Sänfte des Papstes heran, hinter ihr die des Herzogs der Romagna, beschützt von einem Trupp romagnolischer Wachen.

Bald darauf schritt Alexander, begleitet von seinem Sohn, mit einem heitern Lächeln von einem zum andern und ließ sich den Handkuß geben. Herzlich umarmte der Papst jeden Kardinal. Dann führte Adriano die Gäste in das Speisezimmer.

Durch die mit Festons behängten vergitterten Nischenfenster fiel das Abendrot aus einem blauseidenen Himmel auf die reich dekorierte Tafel, um die die Eichenstühle standen. An der einen Längswand war ein Altarbild mit Seitenflügeln angebracht, so daß der Raum einem Refektorium glich. In einer Ecke prangte ein Marmorkamin, auf dessen Konsole die Statuengruppe eines Zentaurenkampfes stand. An der zweiten Längswand waren offene Schränke mit massiven Goldgeräten

und allerhand Schmuck, Statuetten, Medaillen und seltenen Funden in die Tiefe gemauert.

Draußen räumte der Abend mit zarten Rosenhänden die Tagespracht zusammen. Die atembeengende Hochsommerluft drang zu den Fenstern herein. Die Lichter an den Wänden und in dem gläsernen Lüster wurden entzündet. In strahlender Weiße prangte die Tischdecke, darauf das Geräte in Silber und Gold. Zwischen den Tellern standen die Fruchtschalen mit den saftigen Melonenschnitten aus Sulmona, dann die aus Zucker geformten Wappen der Romagnastädte, vor jedem Kardinal stand ein kleiner Teller mit der Lazarusklappe, einer schwer zu fischenden purpurnen Muschel, daneben ein Pastetchen von Landschildkröten und ein Gebäck aus Störeiern. Die Läufer kamen und trugen die Wildschweinsrippen auf, und der Falerner funkelte in den Gläsern.

Adriano unterbreitete dem Papst ein neues Rezept einer schmackhaften Sauce für seine Küche. „Ich habe es aus dem handschriftlichen Nachlaß des griechischen Gelehrten Angyropulos", sagte er lächelnd. „Und man sieht, daß die großen Weisen für gastronomische Freuden nicht unempfindlich waren. Denkt Euch, allerheiligster Vater, geklärten Falerner mit Olivenöl und dem Salzsaft des Thunfisches gemengt, auf geschnittenen Lattich, Salbei und Petersilie gegossen, mit Safran gewürzt und nun langsam kochen gelassen. Begießt damit Hühner und Wild, und Ihr werdet dem Gaumen ein Fest bereiten."

Castellar unterhielt sich mit Valentini über schöne Frauen. Iloris aber erzählte mit schleppend eintöniger Stimme eine Spukgeschichte von dem berühmten Gelehrten Marsilio Ficino, der sich mit seinem Freunde Michele Mercato besprochen hatte, wer zuerst sterben würde, sollte dem andern auf irgendeine Weise die Existenz der Menschenseele nach dem Tode beweisen. Als Mercato eines Morgens in Rom aufgestanden war, hörte er Pferdegetrappel und sah, wie der in Florenz lebende Ficino auf einem Schimmel dahersprengte und ihm zurief: „O Michele, vera sunt illa." Mercato sah ihn allsogleich wieder verschwinden und schrieb nun nach Florenz; da erhielt er die schreckliche Nachricht, Marsilio sei eben an dem Tag und zur selben Stunde gestorben, da er ihn in Rom auf dem Pferde erblickt hatte. „Ist das nicht seltsam?" fragte Iloris, von seiner eignen Geschichte ganz bewegt.

Der Papst rümpfte die Nase und kostete lässig von dem Schweinseuternragout. „Marsilio Ficino war ein Taugenichts, und sein Freund wird auch nicht die Tugendkrone auf dem Haupte sitzen gehabt haben. Aber es ist unerträglich heiß, lieber Kardinal, wie unter der afrikanischen Sonne, und der

Monat August ist ein gefährlicher Monat, es sind die Tage, von denen der Prediger sagt, sie gefallen uns nicht. Im August starben Sixtus IV., Pius II. und Kalixt III., meine geliebten Vorgänger. Sie alle wurden vom Fieber weggerafft. Aber ich hoffe zu Gott, daß wir von seiner Gnade behütet werden."

Der Blutschimmer des Abends war verglommen, aber noch seufzte alles unter dem Nachdruck der Schwüle, unter dem stickigen Brodem des Augusttages.

Cesare war schweigsam geworden. Er wollte die Königsfrage aufgerollt wissen, und der Papst verstand sich noch immer nicht dazu. Ohne die Zustimmung der Kardinäle konnte der entscheidende Schritt nicht getan werden.

„Ihr seid Genuese, lieber Fiesco?" fragte der Papst eben den jungen Kardinal. „Man sieht's Euch nicht an. Euer Landsmann Rovere sieht anders aus. Er trägt den Hochmut Genuas auf der Stirn. Ihr kennt doch die Rede, in Genua ist der Hochmut zu Hause, in Florenz der Geiz, in Venedig die Wollust, in Bologna der Zorn, in Mailand Fraß und Völlerei, in Neapel die Faulheit, in Rom aber —"

„Alles zusammen!" warf Castellar ein.

Der Papst und die Monsignori lachten mit, und Alexander wollte der Ehrenretter der heiligen Stadt sein und billigte ihr nur das Laster des Neides zu. „Ach, eine Hitze, eine unerträgliche Hitze! Auch habe ich mir gestern den Magen überladen. Essen und Wein sind vortrefflich", lobte Alexander seinen Wirt. „Ich habe selten einen so ausgezeichneten Ätnawein getrunken. Nun hätte ich Lust, mein neues Konfekt zu versuchen, das mir mein getreuer Bernardino bereitet. Ich hoffe, Adriano, daß sich Eure Gastfreundschaft dadurch nicht verletzt fühlt. Ihr müßt es alle versuchen, Kardinäle, es ist aus dem feinsten Honig, Koriander und Pistazien zusammengesetzt und schmeckt, als ob man Minze und Nelken zerbisse. Heda, Matteo!"

Der alte Küchenmeister des Papstes erschien und trug ein silbernes Tablett, auf dem Muscheln mit radieschenartig geformtem Konfekt standen. Der Papst und Cesare griffen zuerst nach den Muscheln, auf denen grüne Zuckerstücke lagen, während die vielen Muscheln mit roten Zuckerradieschen den Kardinälen blieben.

Adriano saß bleich neben dem Papst, der behaglich ein Stück des Konfektes im Munde zergehen ließ. „Lieber Cesare, du hast einen ausgezeichneten Geschmack", sagte Alexander. „Ihr müßt wissen, Kardinäle, daß der Herzog dieses Konfekt zum erstenmal in Foligno gegessen hat, wo ein Zuckerbäcker Meister in dieser Kunst ist. Schmeckt es nicht herrlich?"

„Es ist, als zerschmelze Ambrosia auf der Zunge", schwärmte

Fiesco. „Und der Wein dazu durchglüht alle Glieder. Mir ist wahrhaftig heiß."

„Lüftet die Krause", sagte der Papst. „Übrigens ist auch mir sehr heiß — wahrhaftig — sehr heiß." Und er fuhr mit der Hand nach der Stirn, sich den Schweiß wegzuwischen. Sein Kopf wiegte sich pagodenhaft hin und her.

„Ja, um Gottes willen, was ist Euch, allerheiligster Vater?" rief plötzlich Castellar aus und eilte mit Fiesco und Casanova herbei, um dem Papst beizustehen, dessen Kopf in die Stuhllehne sank.

„Schließt die Fenster! Die Fieberluft!" rief Adriano, der ebenfalls mit den andern Kardinälen aufgesprungen war. Alles umringte den Papst. Nur Cesare saß steif und blaß da, als ginge ihn das alles nichts an. Seine Zunge aber rang nach einem Wort, das er nicht aussprechen konnte, denn sein Kehlkopf schien gelähmt. Endlich schrie er es heraus: „Luft!"

„Mir ist sehr, sehr schlecht!" flüsterte der Papst.

Die Kardinäle lösten dem Papst und seinem Sohn Gewand und Wams. Diener und Läufer eilten herbei, daß die Kerzen flackerten.

Adriano rief den eisgrauen Küchenmeister des Papstes herbei, der mit dem leeren Silbertablett in einer Ecke stand, bleich wie ein vom Blitz überzuckter Kreidefels. „Heda, was war das für ein Konfekt?" rief er den zitternden Matteo an.

„Seine Heiligkeit hat es mir selbst in Tüten übergeben", stammelte der Alte.

„Mensch! Hund!" wimmerte der Papst mit verschäumtem Mund. „Es ist Konfekt aus Foligno — es hatte doch — zwei Farben — rot und grün —"

„Rot und grün", zitterte der Küchenmeister. Und er fiel wie tot in einen Stuhl.

„Ah — ah!" Es taumelte aus Cesares Kehle wie Schreie eines verwundeten Tiers. „Meine Sänfte!"

Die Läufer stürzten davon. Der Papst wand sich in fürchterlichen Krämpfen. Die Diener schlugen die Fenster zu, es war dunkel draußen, nur der Sterne friedsamer Schimmer lag über der Gartenpracht, aus der ein Tropenhauch aufstieg. Ein unheimliches Gepolter und Stimmengewirr setzte auf dem Korridor ein und pflanzte sich bis in die laut gewordne Nacht fort. Die romagnolischen Reiter saßen auf und jagten um die Ecke nach dem Portal, wo die entsetzten Kammerdiener herausflogen, die mit dem Ruf: „Der Papst stirbt!" nach dem Gartentor eilten. Berittene Sbirren sausten nach dem Vatikan, um die Leibärzte zu holen.

Der Papst röchelte, aber er kam zu sich, während Cesare Borgia in heftigen Krämpfen lag. Er schlug mit den Fäusten

um sich und lallte: „Die Eingeweide — es brennt mir — Gift! Gift! Verdammte Kardinäle! Gift!“ Und er wälzte seinen Leib nach dem ohnmächtigen Küchenmeister zu. „Hund! Hund!“ geiferte er zwischen den Zähnen.

Adriano zog den Kardinal Fiesco beiseite, während die andern sich um die verzweifelten Borgia scharten. „Es ist Fürchterliches geschehen“, flüsterte er dem jungen Freund bebend zu. „Aber es wäre noch Furchtbareres geschehen, wenn ich nicht die Augen offen gehabt hätte.“

„Ich verstehe nicht —“

„Der Papst und sein Sohn sind vergiftet —“

Fiesco erblaßte und erstickte einen Schrei.

„Sie sind in die Falle gegangen, die sie uns gestellt haben.“

„Nein —?“ würgte das Entsetzen hervor.

„Schweigt, schweigt, jetzt ist die Hölle los —“

„Was wagtet Ihr?“

„Still — ich will Euch später — der Leibarzt kommt.“

Das Zimmer war von neugieriger Dienerschaft belagert, und die Kardinäle drängten jetzt das Pack hinaus. Der Papst verfiel wieder in Krämpfe, während sich Cesare rasch erholte. Er rief nach seinem getreuen Hauptmann Michelotto. Der dunkle Famulus erschien wie aus dem Nichts heraus.

„Ich bin vergiftet! Alle Truppen sammeln! Die Engelsburg und den Vatikan besetzen! Luft!“

Der Leibarzt hielt den ohnmächtigen Papst in den Armen. Auch der jüdische Arzt Pintor bahnte sich einen Weg durch die Mauer der Kardinäle. Er ließ in Eselsmilch aufgelöste Blutwurz mit Kampfer mischen und goß die Tinktur dem Papst in den Schlund. Cesare zitterte an allen Gliedern; aber es war mehr die Wut über seine Ohnmacht als das Gift, das ihn beben machte.

„Die Sänften!“ befahl der Leibarzt.

Bald darauf polterten die Träger mit den Lasten aus dem Saal hinaus in die sternfunkelnde Nacht. Die schützenden Reiter umringten Vater und Sohn.

Die vertaumelten, verzitterten Kardinäle liefen in Gruppen zusammen. „Wo ist Adriano und Fiesco?“ „Der Papst vergiftet?“ „Cesare auch?“ „Wenn's wäre!“ „Es kann nicht sein!“ So schwirrte es durcheinander.

„Schnell in den Vatikan!“ gab Castellar die Losung. Sie riefen nach ihren Dienern, ließen sich die Mäntel umwerfen und stürzten zu ihren Sänften.

In einem Nebengemach hielt Adriano da Corneto seinen Liebling Fiesco mit seinem Geheimnis gefangen. Der junge Kardinal lag mit verkrampfter Faust in einem Lehnstuhl. Seine Augen starrten den Philosophen an, der bleich, aber

mit gesammelten Sinnen ihm schwere Worte auf die Seele band.

„Ihr müßt den Küchenmeister Matteo nach Genua schaffen. Der Alte, der des Grauens über die vom Papst befohlene Tat nicht mehr Herr werden konnte, lief vor zwei Tagen mitten in der Nacht in dieses Zimmer und legte mir vor diesem Kruzifix die Beichte ab, daß heute alle beim Mahl anwesenden Kardinäle durch rotes Konfekt vergiftet werden sollten. Ich bestach ihn durch zehntausend Dukaten und — oh, wird mir Gott je den Mord vergeben? — er verwechselte die Farben des Konfekts. So aßen die Borgia die für uns bestimmten Stücke. Sie sterben wie die Skorpione an ihrem eignen Gift. Man konnte den Teufeln nur mit ihren eignen Waffen begegnen. Helft mir den Küchenmeister nach Genua schaffen."

Fiesco erholte sich nur langsam von dem Schauder, der durch sein Gebein ging. „Laßt den Matteo in meinen Palast bringen. Ist er auf freiem Meer, dann soll er geborgen sein. Nur dürfen sie uns die Tibermündung nicht früher versperren."

„Das ist es eben, was ich fürchte. Orsini und Colonna werden noch diese Nacht die Engelsburg zu stürmen suchen."

„Gott, was für Tage brechen an!"

„Unheilvolle! Aber aus dem Tod blüht neues Leben! Wenn mich nicht alles trügt, hat diese Stunde Italien und die christliche Welt vor einer großen Gefahr gerettet —"

„Diese Gefahr?"

„Daß sich Cesare durch die Macht unsres Geldes des Papstthrones bemächtigt hätte."

Fiesco fuhr leichenblaß zurück. „Kardinal!" rief er atemlos aus. „So weit hätte er seinen Wahnwitz treiben dürfen?"

Adriano riß das Fenster auf, die warme Nachtluft strömte in Wellen herein, man hörte das Rauschen des Tiber. Undeutliche Stimmen hallten durch die Nacht — kamen näher — „Der Papst vergiftet!"

Fiesco stürzte davon. In einer Sänfte ließ er den bewußtlosen Küchenmeister Matteo in seinen Palast tragen.

Adriano trat in das Speisezimmer, wo die bestürzten Diener hin und her liefen. Er warf noch einen Blick nach der Tafel. Dort schimmerten noch unheimlich die zwei Schalen mit dem vergifteten Konfekt. Er packte den tückischen Tod in Zuckergestalt und sammelte ihn auf einer Muschel. „Werft das gleich in den Tiber", befahl er seinem Diener. „Fische und Ratten mögen heut' ihren guten Tag haben. Die Sänfte!"

In der Südmauer des Vatikans war eine alte Nonne eingemauert, die unaufhörlich für des Papstes Seelenheil zu beten hatte. Zu ihr lief in dieser Nacht der Zeremonienmeister Burck-

hardt und ordnete ein vertieftes Gebet an. Die Nonne erschauerte, als sie von des Papstes Vergiftung erfuhr, und dann warf sie ihre klingenden Worte gefühllos zum Himmel empor.

Alle Türen des Vatikans waren geschlossen und von den Wachen Michelottos besetzt. Der ganze Borgo füllte sich in der Sternennacht mit Menschen.

Im Morgengrauen marschierten von allen Seiten die Kriegshaufen Cesare Borgias heran. Die Kirchen wurden geöffnet, das Volk sandte Gebete empor, daß Gott den Papst verrecken lasse. An Cesare dachten nur wenige. Die Schuldgröße des alten Missetäters wuchs über die Laster des Sohnes hinaus. Ganz Rom wußte schon, daß Alexander in der Villa des Kardinals Adriano da Corneto vergiftet worden sei. Cesare habe sich erholt, sagt man. Nun denn, so wird er König werden! Oder Papst! Oder gar beides zusammen!

Doch in den Palästen der Barone wurde ein furchtbarer Weckruf geblasen: Zu den Waffen! Auf Monte Giordano gellten Freudenrufe durch die Nacht: der Papst vergiftet! Die Barone alarmierten ihr Volk, um jeden Augenblick die Macht an sich reißen zu können. Im Palast der Colonna aber horchte der Burgvogt auf, der sein Herz nach dem verbannten Herrn Prospero Colonna schlagen ließ. Würde er jetzt kommen?

Michelotto ritt mit seinen tapfersten Haudegen durch die Straßen und berief das Kriegsvolk Cesares bei Strafe des Galgens zu den Waffen. Gegen Morgen zu drängten sich die Karossen und Sänften der Kardinäle nach dem Vatikan. Gleichzeitig sprengten Reiter das Gerücht aus, der Papst hätte nur einen leichten Schlaganfall erlitten. Das Volk fluchte, Weiber warfen sich in die Knie und beteten: Herr, töte ihn, töte ihn!

Aus dem Palast auf dem Platze Branca in der Arenula tönten Klagerufe. Dort zitterte eine alternde Frau, die Vanozza Catanei, die einstige Favoritin des Papstes und die Mutter Cesares und Lukrezias. Wird der Papst, wird der Sohn nach ihr begehren? Bis zum Morgen kam kein Ruf nach ihr aus dem Vatikan. Da weinte die alte Schauspielerin echte Tränen. Ihr eitles Kokottentum, das mit drei Männern Fangball gespielt hatte, trug seinen Lohn davon. Sie war jetzt in Wahrheit verlassen. Der sterbende Geliebte und seine Kinder dachten nicht mehr an sie. Ihr jüngster Sohn Jofré war nicht in Rom, nur seine Gemahlin, die üppige, ehebrecherische Sancia, die einstige Geliebte Cesares, nahm sich ihres Schmerzes äußerlich an.

Kammerherren ritten aus dem Vatikan. Cesare Borgia lebt! riefen sie. Aber der Ruf fand keinen Widerhall in den Herzen der Römer. Und der Papst? Lebt auch! Enttäuscht fuhren die Köpfe zurück. Aber man flüsterte es sich zu: sieben kleine Teufel laufen im obersten Stockwerk des Vatikans herum in

Gestalt von schwarzen Hunden, denn der Antichrist ist im Versterben, in seinem Auge spiegelt sich das Schlangenhirn, seine feierliche Priesterwürde war Maske des Satans.

Das Gerücht ging, die Colonna hätten sich mit ihren Erbfeinden, den Orsini, ausgesöhnt und rückten nun heran.

In der Sala del Credo im Borgiaturm lag der Papst in seinen weichen Daunen. Über seinem Haupte in einer Lünette dunkelte die Gestalt eines Propheten. In seiner Fieberphantasie nahm er sie für Pluto, den Höllenfürsten. Um das Bett saßen die heilkundigen Bischöfe von San Giusto und Venosa und die Kardinäle Romelino, Caraffa und Casanova. Der Papst erwachte aus dem Fieber und lächelte. Dann bat er die Kardinäle, sie möchten mit ihm Karten spielen. Daß keiner von denen da war, die er heimtückisch zum Tode verurteilt hatte, freute ihn sehr. Man trug das Kartenbrett herbei. Der Papst lauerte nach den Blicken der Kardinäle; er wußte, daß er gar keinen Freund im Kollegium hatte, und doch zog er jetzt vor dem Sterben die Herzen an sich, um sie zu einer Fürbitte bei Gott zu gewinnen. Während die Kardinäle die Karten ausspielten, sagte der Papst plötzlich: „Ihr liebt mich nicht."

Die Monsignori fuhren entsetzt zurück. „Allerheiligster Vater — Ihr sollt nicht sprechen", sagte der mildeste von ihnen, Romelino da Ilerda.

Der Papst gab ihm ein verächtliches Zeichen mit der Hand. Er zog die Beine unter der Decke an den Bauch, denn er bekam wieder Krämpfe. Die Decke rutschte beiseite, und Casanova sah den mit Wunden bedeckten Fuß des Papstes, es waren die Male der Lustseuche. Das Gesicht des gemarterten Papstes war aufgedunsen und krebsrot. Der Bischof von Venusa ließ den Papst zur Ader.

Draußen hallten die Sonntagsglocken, bleischwer drückte die Luft in den Krankensaal, dessen ornamentaler Schmuck in hellem Licht strahlte.

„Was sagen die Römer zu meiner Erkrankung?" fragte der Papst mit tückisch blinkendem Auge.

„Sie bitten um das Seelenheil Eurer Heiligkeit und flehen des Himmels Schutz auf Euer Haupt", log Romelino schamrot.

„Und um den Fluch der Hölle!" jammerte Alexander. „Ich kenne sie alle, sie haben panem et circenses! geschrien, und ich hab's ihnen gegeben. Gott verfluche sie über ihre Untreue. Oh, diese Römer!" Dann sagte er, während sein Atem zu pfeifen begann: „Sagen meine Kardinäle nicht dem Volk, daß ich nach Innozenz VIII. Tod mit dem Teufel einen Pakt geschlossen habe, wonach er mir zwölf Regierungsjahre sicherte? Die Zeit ist noch nicht um, Einfaltspinsel ihr!" Er versuchte zu lächeln, aber die Angst schnürte ihm die Kehle zu. Dann überfiel ihn

wieder eine heimliche Wut über das verfehlte Attentat auf das Leben der Kardinäle. Aber seltsam: mit keinem Worte gedachte er seines sonst so geliebten Sohnes. Auch die Vanozza vergaß er ganz. Nur nach seiner Lukrezia fragte er einmal. Endlich verfiel er in einen tiefen Schlaf, den kein Krampf mehr unterbrach.

Als die Welt aschgrau in den Abend sank, wurde das Getöse auf dem Petersplatze schwächer. Man war des Wartens müde geworden. Die Gefahr der Unruhen schien gebannt zu sein.

Gegen Abend stieg das Fieber des Papstes. Er bekam ein dunkles Mulattengesicht, die Schmerzen steigerten sich, und es wurde ihm reichlich zur Ader gelassen. Die Nacht verlief ruhig. Am nächsten Tag kamen abermals Fieberanfälle. Die Hautfarbe wechselte von einem wächsernen Gelb in ein dunkles Umbrabraun.

Unterdessen hatte im zweiten Stockwerk Cesare Borgia den Kampf mit dem Gifte aufgenommen. Er litt fürchterlich, und auch er fragte nicht nach seinem Vater. Bei seinem Bett saß der jüdische Arzt Pintor; auf ihn setzte Cesare die meiste Hoffnung.

Das Bett nahm die Mitte einer Stirnwand ein; es stand auf Greifenleibern und wurde von einem auf vier Säulen ruhenden Baldachin überwölbt. Am Kopfende ragten drei Hermen empor. Die Bettdecke war aus rotem Atlas und hing jetzt über einer Truhe als Überwurf. Des Herzogs Haupt ruhte auf vier goldgestickten, breiten Kissen.

Der Arzt war trotz seines Patriarchenalters von hoher Beweglichkeit, und seine dunklen Augen sprühten von geistiger Frische.

„Sind meine spanischen Burgvögte noch treu?" fragte Cesare unruhig.

„Sie werden Euch sicherlich die Treue bewahren, edler Herr."

Cesares Auge bekam einen wehen Schimmer. „Dann haltet Ihr große Stücke auf die Seele des Menschen. Habe ich ihnen nicht das Vorbild der Untreue gegeben? Habe ich mich nicht bald den Colonna, bald den Orsini, bald den Florentinern, bald den Franzosen verbunden? Habe ich nicht heute meine Pakte mit den kleinen Tyrannen geschlossen, um sie morgen zu zerbrechen? Wie steht es mit den Truppen? Sie haben mich immer geliebt, und nun geht ihr Herzog zugrunde, weil es der Aasgeier —" Er hielt erschreckt inne. Dann blickte er mit blutunterlaufenen Augen um sich. „Ich sage Euch, Pintor, laßt mir keine Frauen herein; sie würden mit ihrem Duft die vergiftete Sphäre um mich noch mehr vergiften. Auch die Parisina nicht — Ihr kennt sie doch, Jude?"

„Hauptmann Michelotto hat sie nicht vorgelassen, wiewohl sie schäumte.“

„Wickelt mich in den Maulesel, Jude“, bat der Herzog wimmernd, denn die Schmerzen kamen wieder.

Es war eine Gewaltkur. Der Arzt ließ unten im Hof der Papageien ein Maultier schlachten, der Herzog wurde hinuntergetragen und in die noch dampfenden Eingeweide gesteckt. Dann wurde der Kranke in ein eiskaltes Bad getaucht. Aber gegen Abend kam das Fieber wieder.

Der Hebräer saß an des Herzogs Bett über den Schriften des berühmten Arztes Hermogenes und ging alle Salben, Öle und Kuren durch, die Galenus und Heraklides gegen Vergiftungen vorgeschrieben hatten. Er gedachte der weißen Zinnblume und des zyprischen Kupfers, des Theriaks und der Mandragora, der Brechwurz, der Ipekakuanha, und versuchte alle Heilkräfte dieser Stoffe zu kombinieren. Da fiel ihm auf einmal eine seltsame Kur des Hermogenes ein. Der alte Grieche hatte das Leben eines Menschen gerettet, indem er das Blut eines geliebten Weibes in die Adern des Kranken einspritzte und ihm außerdem diesen gesunden Lebenssaft mit Wein gemischt zu trinken gab. Und hatte man nicht den Papst Innozenz VIII. durch das Blut dreier Knaben zu retten gesucht? Was bei dem Greis nicht gelang, konnte bei dem kräftigen Recken gelingen. Zu dem Knabenblut hatte der alte Hebräer nicht Vertrauen, aber die griechische Kur mit dem Blut eines geliebten Weibes gefiel ihm besser.

Er schrieb sich die genauen Anweisungen heraus und rief dann den draußen harrenden Sekretär Agapito herein. „Euer Herr ist verloren“, sagte er mit dunkler Stimme, „wenn sich nicht ein Weib findet, das sein Blut für den Herzog opfert.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Agapito bestürzt.

„Es muß nicht ihr Tod sein, aber er kann es sein. Im Liebesgefühl liegen gar wundersame, geheimnisvoll wirkende Kräfte verborgen, die noch nicht ergründet, wohl aber erprobt sind, unwägbare, unmeßbare, die Blutkörper umwandelnde Kräfte, die eine Verdrängung der Giftsubstanz bewirken können.“

„Wenn ich Euch recht verstehe, muß die Liebe des Weibes ebenso vorhanden sein wie die des Mannes. Der Herzog hat nie geliebt, sondern nur genossen. Vielleicht bereut er es, nie geliebt zu haben. Gibt es wirklich kein andres Mittel?“

Der Arzt zuckte die verwachsenen Schultern. „Es wird auch die Einseitigkeit des Liebesgefühls genügen, glaube ich; nur muß sie dann auf der Seite des Weibes sein. Ihr gesundes Blut soll das kranke des Herzogs kräftigen, das Umgekehrte wäre böse.“

Der Sekretär runzelte die Stirn. „Dann ist unser armer Herzog verloren.“

„Ihr glaubt —?“

„Ich wüßte keine Frau, die ihn wirklich geliebt hätte. Sie dürsteten alle nach dem zweifelhaften Glück seiner Umarmung oder nach seinem Geld. Der Fluch der römischen Frauen, Mütter und Bräute wird in diesem Augenblick eine verheerende Wirkung auf den vergifteten Körper des Herzogs ausüben.“

„Dann schließt sich menschliche Weisheit von selbst, und nur Gott kann helfen.“

Es entstand eine Pause. Der gelehrte Jude blätterte mit angestrengten Sinnen in seinen Schriften. „Da habt Ihr einen zweiten Fall der Transfusion. Vier Unzen Blut genügten. Es war das Blut des eignen Mannes, das sein Eheweib gerettet hat.“ Er schob verlegen die Brille hin und her und warf dann die Blicke nach dem tiefschlafenden Herzog. „Hm — was ich fragen wollte — hat Donna Parisina Mattei schon nach ihm fragen lassen?“

Agapito verfurchte wieder die Stirn. „Sie ist in Tivoli, auf Wunsch des Herzogs. Auch glaube ich nicht, daß sie zu dem Opfer der Transfusion bereit sein wird, wenn sie erfährt, daß ihr Leben in Gefahr ist. Sie ist jung, schön, ehrgeizig und schmachtet nach einem Königsthron. Still — Seine Hoheit stöhnt —“

„Schlachtet das zweite Maultier“, sagte Pintor.

Keines der Geschicke schien sich vollenden zu wollen.

Die französische Armee stand bei Sutri, dreißig Meilen von Rom entfernt. Sie konnte bald das Gebiet der Stadt erreichen. Die Spanier hatten den Liris erreicht und konnten hervorbrechen, um die Franzosen vor den Toren Roms zu schlagen. Und die lauernden Barone würden sich dem siegreichen Kämpfer anschließen. Immer mehr geharnischte Leute trieben Orsini und Colonna zusammen. Ganz Latium starrte in Waffen. Die spanischen Kardinäle zitterten um ihr Leben, denn ihre Liebe zu den Borgia zog den Haß in den Herzen der römischen Edlen groß. Die Spanier verschanzten sich im Vatikan hinter dem Herzog der Romagna.

Am fünften Tag nach der Vergiftung ließ der Papst viele Kardinäle an sein Bett kommen. Er sah schrecklich aus, das Gesicht und der Unterleib waren aufgedunsen, die Haut schwarz und schiefrig, die Augen verquollen, die Finger, die an der Bettdecke rissen, ganz verkrümmt. Er verlangte nach dem Bischof Gamboa da Carignola, dem er beichtete. Von ihm empfing er die letzte Ölung und das Sakrament der Eucharistie.

Der Bischof stand nach der Beichte bleich und niedergeschmettert auf, denn er hatte Furchtbares vernommen.

Gegen Abend ließ Alexander die Kardinäle Serra, Casanova, Iloris und Francesco Borgia kommen. Er wollte ihnen auf den Zahn fühlen, ob sie an seiner Vergiftung Schuld trügen. Aber sie trafen ihren Herrn schon mit röchelndem Atem an. Die Kardinäle mußten sich abwenden, denn ein Schauder erfaßte sie über das entstellte Gesicht des Kranken.

Plötzlich erhob der Papst seinen Oberkörper und sah sein Spiegelbild in einem Glas. „Der Satan!“ schrie er auf und fiel zurück. In seine Seele griff die Kralle des Grauens. Der Atem pfiff aus der todbeengten Brust.

Ein Kammerdiener im Winkel schauerte zusammen. „Seht Ihr nichts — dort — auf des Papstes Leib?“ fragte er den neben ihm stehenden Arzt.

„Was habt Ihr?“

„Ein Babuino sitzt auf seiner Brust und zieht ihm den Atem ruckweise heraus.“

„Schweigt, Ihr seid ein Narr!“

Vor der Tür des Sterbegemaches harrte trostlos seine einstige Geliebte, die verblühte, abgelebte Vanozza Catanei. Keiner rief sie an das Lager dessen, der einst ihr Stolz gewesen war und dem sie die drei bildschönen Kinder geboren hatte. „Ich will ihn sehen“, jammerte sie.

„Laßt das, er ist wirklich nicht sehenswert“, sagte mit einem sarkastischen Lächeln Francesco Borgia.

Die Vesperglocke ertönte. Ihre Schläge begleiteten das fliehende Leben des schrecklichen Vaters der Christenheit.

Da öffnen sich die Flügel des Palasttores. Drei schwarzgekleidete Reiter ziehen feierlich wie Gesandte der Hölle heraus. Alle Glocken Roms fallen in das Geläute von Sankt Peter ein. Und die Menge fällt in die Knie und heult: Der Papst ist tot! Der Papst ist tot! Der Papst ist tot! Brausend zieht der Haß der Römer hin und hebt sich wie ein Dankopfer zur Gottheit empor.

Der Papst ist tot! Hungrige Bettler stürzen auf die Stufen von Sankt Peter, schleudern die Hände in die Luft und rufen höhnend: „Es lebe der tote Papst!“ Gift und Spott speit das Volk nach seinem toten Herrn. Die Leute umarmen sich und weinen Freudentränen.

Im Vatikan wird alles lebendig, denn der Papst ist tot. Läufer und Diener eilen treppauf, treppab, stoßen die Kammerherren nieder und hetzen gegen den Turm der Borgia. Wie Hyänen lauern sie dort auf Schatz und Gold. Im ganzen Vatikan herrscht babylonische Verwirrung.

Die Kardinäle liegen auf den Knien. Sie danken Gott. Jeder

Tag war für sie ein Dies irae, denn sie lebten in Angst um ihr Leben.

Es ist spät abends. Durch das weit geöffnete Fenster schwärmen Fliegen herein, aasgierige Fliegen. Sie umtanzen den aufgedunsenen, braunschwarzen Mulattenkopf.

Als man Cesare Borgia die Nachricht vom Tod seines Vaters brachte, erwachte er gerade aus einem Fiebertraum. Wie ein düsteres Lied von Mönchslippen tönte es an sein Ohr: „Der allerheiligste Vater ist tot."

Kein Fluch kam von des Sohnes Lippen. Möge die Gruft auch die Vergangenheit umschließen! dachte er erschauernd. Aber ich fürchte, die Geister der Verdammnis werden daraus emporsteigen und nach mir fahnden. Ich habe ihm nachgejagt und habe sein entsetzliches Erbe mit fürchterlicher Geschicklichkeit verwaltet. Nun wird mir die Hölle, seine Hölle, den Herrschaftsstab entringen.

Und er sah die Schandtaten des Vaters wie blutigrote Fanale vor sich aufleuchten. Mit der Kardinalszeit setzte der Reigen ein und wand sich durch das ganze Papsttum bis zu dieser Stunde der großen Abrechnung. Er hatte sich in lüsterne Frauenarme geworfen, als seinen Jünglingskopf der Kardinalshut schmückte, und war dann nicht mehr aus dieser Glutumarmung Eros' zu befreien gewesen. Er hatte ein liederliches Priesterleben geführt und die Kardinäle bei seiner Wahl mit ganzen Goldladungen bestochen. Er hatte seiner geliebten Vanozza zwei Gatten beseitigt, um zügellos ihre Liebe zu genießen. Er hatte seine Kinder und Nepoten glänzend versorgt auf Kosten der Barone und aller Talente, er hatte das mühsam zusammengebettelte Geld der Christenheit für seine Kinder und den Prunk seines Hofstaates verschwendet, er hatte das Herz seines Lieblingskindes Lukrezia dreimal verschachert und sogar selbst davon Besitz genommen. Er hatte Fürsten und Könige betrogen, Kardinäle verbannt und vergiftet, Prälaten ohne Urteilsspruch gehenkt, Unschuldige eingekerkert, hatte das Gold der Gemordeten an sich gerissen, seine heilige Würde geschändet und verraten und Tücke und Grausamkeit zu Leitsternen seiner Handlungen gemacht. Er hatte ganze Geschlechter ausgerottet und sich mit ihren Burgen und Landschaften bereichert, um sein Haus groß zu machen. Er hatte Italien an die fremden Nationen ausgeliefert und schamlos Bestechungsgelder eingesteckt. Er hatte seinen eigenen Sohn Juan durch Cesare ungestraft ermorden und seinen Schwiegersohn Alfonso durch eben diesen Cesare niedermetzeln lassen. Er hatte schamlos Orgien mit den gemeinsten Dirnen Roms gefeiert und alles Edle in den Staub gezerrt. Seine Devisen waren

Simonie, Üppigkeit, Grausamkeit, Verstellung, Habsucht, Tücke, Lüge, Schamlosigkeit und tierische Sinnlichkeit. Bis in den kleinsten Kirchenwinkel, in das Schlafgemach des einfachen Bürgers, in die Türme der Barone, in die Paläste der Kardinäle, in die Diplomatenstube, in den buschigen Hinterhalt der Landstraße drangen das Gift seiner Tücke, die Macht seines Goldes, die Gewalt seiner Tyrannis und der Vampirismus seiner Sinnlichkeit. Er holte fürchterliche Werkzeuge der Vernichtung aus seinem Hirn. In seinem Laboratorium wurde mit vergifteten Stecknadeln, Gabeln, Briefen, Rosen und selbst mit vergifteten Hostien gearbeitet. Das Grauen lagerte Tag und Nacht in der Luft der ewigen Stadt. Rom und der Kirchenstaat versanken in Fäulnis, Blut, Asche und Knechtschaft. Alexander hatte den dunkelsten Markstein des Papsttums errichtet. Das Übermaß von Schuld konnte nicht mehr überboten werden, die Sünden waren zu leviathanhafter Größe angeschwollen, jedes einzelne der zehn Gebote Gottes war von ihm geschändet worden.

Angesichts des Todes erschütterten die grauenvollen Bilder selbst das kalte Gemüt Cesare Borgias. Ihm war, als sähe er die Steine der päpstlichen Tiara wie Eingangslichter der Hölle glänzen, und der Weihrauch um die Gestalt des Papstes verwandelte sich auf seiner Bahre in die glühenden Dämpfe Luzifers. Er sah Christus an den Papst herantreten und hörte seinen Verdammungsruf: Reichsverweser Gottes, du glichst Petrus nur in seiner schlechtesten Stunde, da er das Wort sprach: „Ich kenne diesen Menschen nicht." Nur zu dem einen hast du gesprochen: „Dich kenne ich!" Und dieser eine war ich! Cesare Borgia! Und dieser dein Sohn verläßt dich jetzt auf dem Sterbebett und bekennt sich nicht zu dir.

Agapito meldete den Kardinal Sanseverino. Der Leibarzt trat ins Nebenzimmer, der Kardinal wurde vorgelassen.

Ein hochgewachsener, stämmiger Mann im reifsten Alter trat ein. Er war der einzige unter den Kardinälen, der Cesare noch gut gesinnt war. Sein Gesicht hatte den edlen Schnitt des Griechen, die Stirn war hoch und stolz, das braune Haar stark gelichtet. Er verneigte sich stumm vor dem Herzog. Dann meldete er ihm über Wunsch des Kranken den Hergang des Todes Alexanders.

„Wie verhält sich Rom?" fragte der Herzog.

„Rom starrt in Waffen. Die Papstwahl dürfte wohl zum Ärger der Kirche unter Anwendung von Gewalt vor sich gehen."

„Es muß verhindert werden, daß die verbannten Kardinäle Rom betreten", sagte Cesare erregt.

„Die spanischen Kardinäle haben ja noch immer eine an-

sehnliche Macht. Euer Fußvolk, edler Herr, hat einen Ring um den Vatikan geschlossen."

„Es ist gut so. Aber, lieber Sanseverino, es geht mir herzlich schlecht. Ich werde meinem Vater folgen müssen."

„Oh, Euer Blut wird mit dem Unheilsstoff schon fertig werden, denn Ihr seid jung. Und Pintor hat ein Mittel gefunden —"

„Ich weiß, ich weiß", stöhnte Cesare gequält. „Das Liebesblut eines Mädchens. Welt, stürzt du nicht ein? Die süßen Finger aller Geliebten formen sich zu Krallen, die nach meinem Herzen greifen. Das Liebesblut wird zu Gift, das die Pest in meinem Leib noch mehr verpestet. Oh, oh! welcher Aberwitz hat dieses höhnende Bild eines liebenden Mädchens erfunden? Cesare Borgia und die Liebe eines Mädchens! Ich traue meiner Natur und nicht dem Wahnwitz eines Juden. Oh, Sanseverino, ich will meine Macht nicht opfern, mit diesen meinen kranken Fäusten will ich Rom niederhalten — ich will die Franzosen an mich binden — —"

„Es steht sehr schlecht mit den Franzosen", warf Sanseverino vorsichtig ein.

„Dann sollen die Spanier mir den Thron stützen", fluchte der Herzog. „Wie ein Wetterleuchten will ich am Horizont des Kirchenstaates herfahren, meine Henkersknechte sollen die Blitze sein, die ich auf das zitternde Rom senden will. Ich will beißende Schlangen gegen das Volk züngeln lassen wie der Herr, als man gegen ihn und Moses redete. Wie steht es mit den Schätzen meines Vaters?"

„Die Diener haben den Palast zum Teil ausgeplündert —"

„Hyänenhunde!"

„Aber den eigentlichen Goldschatz haben sie nicht gefunden."

Cesare lachte. So hatte er doch noch große Reserven für den ersten Augenblick. „Oh, Sanseverino, für alles, alles hatte ich meine Vorbereitungen getroffen, wenn mein Vater stürbe, aber daß ich elend im Bett liegen würde, daran dachte ich nicht. Soll ich jetzt ruhmlos untergehen, da die Majestät meines Vaters erloschen ist? Soll atridengleich mein Haus zusammenbrechen? Hat es seine Sendung erfüllt? Nein, nein! Die Spanier sollen mir den Palast nach meinem Willen schaffen. Rühren sich Colonna und Orsini?"

Sanseverino wurde ernst. „Ihre Reiter ziehen schon von den Burgen nach Rom."

„So will ich ihnen mein Quos ego! zurufen! Unterhandelt mit ihnen."

„Ich will's versuchen."

„Ihr macht ein herbes Gesicht. Ist Gefahr im Verzuge?"

Sanseverino wulstete die Lippen. „Ohne Umschweife — ja."
„Oh, dann will ich noch einmal Himmel und Hölle in Bewegung setzen, ihr zu entgehen. Ich muß zur französischen Armee!"
„Still, still, es regt Euch auf." Der Kardinal drückte den Schweratmenden in die Polster zurück und holte den Leibarzt. „Seht nur, seht, seine Augen bekommen einen bösen Glanz."
Pintor neigte sich über des Herzogs Brust. „Es steht schlimm. Wenn wir das Mädchen hätten — die Transfusion —"
„Habt Ihr nicht alles versucht?"
„Die Schergen schwärmen seit zwei Tagen durch Rom, ein Mädchen zu suchen. Aber man höhnt sie und spottet sie aus. Wir haben keine Hoffnung mehr."
„Parisina?" fragte der Kardinal.
Der Jude zuckte hämisch die Achsel. „Ach, sie versteht nur die Kunst, für ihn zu leben, aber nicht für ihn zu sterben."
Der Herzog röchelte leise im Schlaf. Sanseverino schlich hinaus und ließ sich in der Sänfte nach der spanischen Kirche Santa Giacoma tragen, wo die spanischen Kardinäle auf den Knien lagen. In der Sakristei wollte er sie für die weitern Schritte gewinnen.
Als der kreidebleiche Morgenmond über das alte Dächerwerk des Vatikans schwebte, krochen die ersten Lumpenkerle aus den Winkelgassen nach dem Papstpalast, um die Leiche des großen Sünders Alexander Borgia zu schauen und zu besudeln.

Eine blasse Sonne ging über Rom auf. Aber sie wurde goldiger und klarer.
Nahe bei Albano, auf einem verstaubten, graugrünen Tuffhügel, schlief ein Mädchen. Wie eine dunkle Decke lagen die schwarzen Haare über dem braunen Gesicht, die langen Wimpern hielten das Licht der träumenden Seele geschlossen, die Arme lagen verschlungen unter dem Haupt, und über die Wangen flatterte ein Schmetterling, der sie jetzt mit einem kosenden Flügelschlag weckte.
Carmela blickte schlafverwirrt um sich. Rom schimmerte weit da drüben in der goldnen Luft, und fern hob sich der Bergkegel des Soracte aus dem Dunstschleier der tuskischen Campagna. Träg schlichen die Büffelkarren durch den Tuffstaub, und die olivendunklen Gesichter der schwarzbärtigen Ciociaren hoben sich wie Mohrenköpfe von den Wagenladungen ab, auf denen die Führer hingestreckt lagen.
Carmela lag in dem verstaubten Gras. Sie hatte achtzehn römische Meilen hinter sich, war durch das Sumpfland von Campo morto gewandert, in einer Nacht, die nur der Glanz der Auguststerne erhellte, und hatte sich nun zur kurzen Rast

auf die Erde niedergeworfen. Das graugrüne Gras schlug um ihren flammenden Rock zusammen, als wollte es das Feuer in ihr ersticken.

Sie meinte ihr Herz, losgetrennt von ihrem Leibe, vor ihren Augen schlagen zu sehen. Dieses arme, gefolterte, liebebeschwerte Herz! Sie tat, was dieses Herz von ihr verlangte. Sie mußte nach Rom! Sie mußte noch einmal in die Nähe des Menschen, der den Inhalt ihres kurzen Liebestraums gebildet hatte, sie mußte ihn sehen, wenn auch nur als toten, starren Körper, dem die gewaltige Seele entflohen, vor der ganz Rom gezittert hatte. Sie hatte den Jubelruf in Nettuno vernommen: Papst und Cesare Borgia vergiftet! Sie hatte die Freudenfeuer am colonnesischen Strand leuchten gesehen, sie hatte die Flucht des berüchtigten Vogtes Aquasparta miterlebt, sie hatte den Hohn ertragen, den alle nach ihr spien, und war dann, von ihrem eignen Herzschlag gehetzt, in tiefer Nacht aufgebrochen, um nach Rom zu wandern — zum erstenmal nach Rom.

Um die Mittagszeit erreichte Carmela die Appische Straße. Die altersmüden Bogentrümmer der Aquädukte ragten wie erstarrte Ungeheuer aus dem rostbraunen Grund der Campagna, Häuserruinen standen in verwildertem Land und schienen Schlupfwinkel nachtfroher Banditen zu sein, kugelförmige Hirtenhütten, von Rinderherden umlagert, duckten sich in die sanften Hügelwellen, und rings lag ein erstarrtes Gräsermeer, dessen Wellen sich in weichen Linien unabsehbar nach Westen erstreckten.

Und nun sah sie's vor sich: vom goldblauen Grund hob sich das getürmte und bekuppelte Bild der Apostelstadt ab. Die Aurelianische Mauer zog ihren düstern Ring um die heiligen Hügel. Carmela hatte noch einen tüchtigen Weg vor sich, und sie mußte noch die tote Marmorwelt der Grabmäler durchwandern und über Schutt und Moder der Vergangenheit schreiten.

Wieder schleppte sie ihren Leib der aufsteigenden, wachsenden Stadt zu. Eine selige Lust nach seinem letzten Kuß wirbelte in ihren Schmerz. Aber dann überkam es sie blitzwuchtig: er lebt! Das Gift der Colonna — denn diese mußten es nach ihrer Meinung getan haben! — tat seine Wirkung an dem jungen Leibe nicht! O diese Colonna! Ja, sie hatten ihn vergiftet! Aber er lebt! Und mit Überwucht überkam es sie, daß sie ihn sehen würde! Der Gedanke riß ihre Glieder auf, und sie rannte mit brennenden Sohlen über die Lavaplatten, vorbei an der Casa Rotonda, an dem Grabmal der Cäcilia Metella, an zerbrochnen Urnen und Denksteinen, und erst bei der Kapelle Domine quo vadis ließ sie sich in ein müdes Gebet fallen.

Dann schritt sie durch das Sebastiantor in das heilige Rom. Sie ging durch die Trümmer des Zirkus Maximus und stand

auf einmal bei einem alten Palast, durch dessen Tor sie in den Hallenhof blicken konnte. Neugierig verschlang ihr Auge den schillernden Pfau, der sich gravitätisch an das Springbrunnbecken heranwiegte, während über seinem Kopf das Wasser zersprühte. Ein paar Lakaienaugen, die lüstern nach ihr blitzten, scheuchten sie fort. Der Hunger schnürte ihre Eingeweide zusammen.

Beißender Fischgeruch stach ihr in die Nase. Sie hörte lärmen und schreien. Das Judenvolk des nahen Ghetto verkaufte auf den Steinplatten alter Römerhäuser die Tiberfische, und die Seiler, die im alten Zirkus Flaminius wohnten, priesen ihre Waren an. Da faßte sie sich ein Herz und fragte ein hübsches, jüdisches Mädchen: „Wo bin ich da?"

Die Jüdin sah ihr das Landmädchen an. „Ei, ei, auf dem Fischmarkt, Mädchen. Und das hier ist der Palast der Mattei."

Der Name fuhr wie ein Natternstich in Carmelas Herz. „Parisina?" entschlüpfte es ihr.

„Ja, die ist auch von da. He, kauft mir Fische ab."

„Ich habe kein Geld."

„Ei, aber eine silberne Nadel habt Ihr im Haar. Sieh doch, Moses, die silberne Nadel da!" Sie rief einen alten Juden herbei.

Der kam scheu geschlichen und äugte das Silber an. „Fünf Florentiner", sagte er kurz.

Carmela lechzte nach Geld. Sie warf ihm die Nadel wie einen abgenagten Knochen hin. Das Geld gab ihr Mut und Haltung. So brauchte sie fürs erste nicht zu sorgen. Und sie kaufte sich gleich von der Jüdin ein paar Makrelen, die eben auf dem Feuer schmorten. „Ist die Parisina Mattei im Palast?" fragte sie neugierig.

„O die, die? Die ist wohl bei dem Herzog der Romagna, der vergiftet ist."

Carmela wurde bleich und zitterte in den Knien. Das Judenmädchen zog ihr sicherlich mit den Augen das Geheimnis aus der Seele.

Scharen von Reitern trabten an dem Fischmarkt vorbei. Carmela erschrak. „Was ist das wieder?" fragte sie.

„Ach, das geht schon den ganzen Tag so. Die Orsini und Colonna sind da. Der Papst ist tot, da blüht ihr Weizen. Jehova, sie stecken uns noch ganz Rom in Brand. Heute nacht hat's schon geknallt auf Monte Giordano. Drängt Euch nicht in das Viertel, rat' ich Euch, dort geht's heiß zu."

Carmela hatte Vertrauen zu dem Judenmädchen bekommen. „Sagt mir, wo liegt der Papst aufgebahrt?"

„In Santa Maria della Febbre bei Sankt Peter. Ihr wollt ihn sehen? Sein Mund schäumt wie ein Kessel überm Feuer, er

sieht wie ein Neger aus und ist aufgedunsen wie eine vollgesogne Wanze. Ich weiß es von meinem Bruder, der der Diener des Leibarztes ist. Die Kleriker rauften sich mit den Papstsoldaten um die Fackeln am Sarg, so daß die Geistlichen in die Sakristei flüchten mußten, der Papst blieb allein, und das Volk bespie seine Leiche. Wer weiß, wer jetzt nach ihm kommen wird! Vielleicht setzt sich Cesare Borgia selbst auf den Papstthron."

„Er lebt?!" fuhr die Sehnsucht aus ihrer Brust.

„Aber es soll schlimm stehen um ihn. Habt Ihr's nicht gehört? Was sie in den Straßen ausschreien? Oh, gerechter Gott! Moses, sie hat's nicht gehört, und doch ist Rom ganz voll davon. Aber Mädchen, daß du das nicht — also du weißt nicht, daß Cesare Borgia gerettet werden kann durch das Blut eines Mädchens, das ihn wahrhaftig liebt?"

Carmela fühlte das Blut gerinnen. Ihr Mund blieb offen und starr.

„Na, da kann er lang warten!" fuhr das Judenmädchen fort. „Da werd' ich eher eine Nonne, bevor der — haha! Hat er sie doch alle belogen und betrogen! Und die Parisina? hahaha! Die kennt sich aus! Heda, schöne Frau, kauft Barben, Makrelen, vom Feuer weg, vom Feuer weg!" Sie kümmerte sich nicht mehr um das Landmädchen.

Carmela löste sich aus der seltsamen Gebanntheit und reckte ihre Glieder. Das Blut eines Mädchens, das —! Oh, wie war das nur! Eines Mädchens, das ihn liebt? Oder das er liebt? Ach, keine von allen bekam Liebe von ihm, keine, keine — auch sie nicht, Carmela! Aber wenn ein Mädchen, das ihn liebte —?!

Ob das des Weibes Tod sein würde, wenn es sein Blut für ihn gab? Wenn ihm jetzt in seiner Sterbestunde Liebe begegnete, würde er dann an Liebe glauben? Und würde und könnte er selbst lieben? Ein Chaos von schreckfrohen Gedanken wälzte sich in ihrem Hirn durcheinander. Ja, er hatte sie verlassen wie alle andern, aber sie wollte eine andre sein als die andern. Sie wollte ihm das flammende Schild ihrer Liebe hinhalten, daß er davor erschrecke und reuig seine Schuld bekenne.

Sie stand im sengenden Sonnenglast, überglüht von der Heiligkeit ihrer Sendung. Sie wollte sich auf den heißen Steinen niederwerfen und der Madonna danken, die sie jetzt im blauen Himmel zu schauen wähnte. Ein Freudezittern überlief sie. Sie stürzte noch einmal zu dem Judenmädchen hin.

„Sagt, wo liegt Cesare Borgia?"

„Im Vatikan."

Die Jüdin wies ihr mit der Hand den Weg, und Carmela lief, von ihrem innern Jubel bedrängt, durch die Gassen, an

dem Palast der Gaetani vorbei, an der Kirche San Andrea della Valle vorüber bis zur Engelsbrücke. Dort fand sie den Weg durch Truppen versperrt. Sie rannte wie ein gehetztes Wild stromaufwärts, bis sie an der Ripetta menschenleeres Ufergestrüpp erreichte. Dort schürzte sie die Röcke, daß sie die Beine frei bekam und rollte einen Balken, der am Ufer lag, in den Fluß, setzte sich rittlings darauf und trieb nun mit Hilfe eines schweren Astes quer durch den Fluß an das gegenüberliegende Ufer. Ihr Herz schlug heftig, aber das Rudern war sie gewohnt, und die Strömung war gering. Mitten im Fluß schwindelte ihr ein wenig, aber mit kräftigem Arm steuerte sie über die gefährliche Mitte hinweg und gelangte in den zahmen Bereich der Flut, wo das Buschwerk am Uferdamm winkte. Bis zu den Hüften durchnäßt, langte sie an und zog den Balken ans Land, denn sie konnte ihn wieder brauchen. Sie schüttelte sich wie ein nasser Pudel, legte sich ins Gras und ließ sich von der Sonne trocknen. Zusammengekauert wie eine Katze vor dem Mauseloch lag sie da. Ihre Augen verschlangen das festungsartige Rund der Engelsburg. Ihr war, als vernähme sie aus dieser Richtung den kranken Herzschlag Cesare Borgias. Magnetisch zog sie auch ihr eignes Herz dorthin. Ein alter Mann zeigte ihr den Vatikan und den Borgo. Und sie wußte gar nicht, wie sie auf einmal auf dem Petersplatz stand.

Ein dichter Kordon von spanischen Garden und romagnolischen Truppen stand vor ihren Augen. Sie schritt mitten auf das rotgelbe Geleuchte der Wämser zu und sah, wie sich ihr blitzende Speere entgegenstreckten. „Zurück!" rief ein Offizier. „Wer bist du?"

„Die Geliebte des Herzogs der Romagna."

Der Offizier lachte hell auf und kniff ihr in die Wangen. „Teufel, Teufel, du machst es vornehm", sagte er.

Sie schlug ihm die freche Hand weg. Die Söldlinge lachten roh und heiser. Da nahm sie einen Anlauf und durchbrach an einer dünnen Stelle das Spalier. „Schlagt sie nieder!" schrie der Offizier.

Ein Hellebardenhieb traf sie auf die Schulter. Sie stürzte; durch das Hemd rieselte Blut. „Tut mir nichts", wimmerte sie schmerzzuckend. „Ich — will — zum Herzog —"

Unverständliche Flüche wirbelten um ihren Kopf. Da trugen sie die Sänfte des Kardinals Romelino vorbei. Der Kardinal erblickte den Knäuel Menschen um die liegende Gestalt. Er ließ halten. „Was ist geschehen?"

Die Gruppen lösten sich. Die Sonne schien grell auf das stöhnende Mädchen, dessen eine Schulter noch immer unter der Gewalt einer Söldlingsfaust lag.

„Ich will — mein Blut — für — Cesare Borgia —" Scham, Schwäche, Angst verschlossen ihrem Willen den Weg.

Der Kardinal war ausgestiegen. Forschend weilte sein Auge auf ihrer Gestalt. Da hellte plötzlich der sonnenschwere Johannistag von Nettuno sein Hirn auf — er zelebrierte die Messe — und dieses Mädchen überreichte damals — ja, ja, das war sie — der prachtvolle Kopf mit den schwarzen Flechten — die Glutaugen — „Laßt sie los!" befahl der Kardinal und sprach leise mit dem Offizier. Dann drückte er ihr selbst sein Tuch an die Schulterwunde. „Es ist nicht schlimm, steh auf, Mädchen. Du bist von Nettunò, nicht wahr?"

Sie nickte mit einem heißen Dankesblick.

„Du hast damals den Fisch —?"

„Ja, edler Herr."

„Was willst du hier?"

„Der Herzog der Romagna — sucht das Blut eines Mädchens —"

„Gebt die Gasse frei, Soldaten — ich bin der Kardinal Romelino da Ilerda." Dann wandte er sich an seine zwei Läufer. „Führt das Mädchen in den Torweg des Palastes. Macht kein Aufhebens und holt den Sekretär Agapito und den Leibarzt Seiner Hoheit des Herzogs — Ihr wißt, den Juden —"

Der Kardinal ließ sich nach dem Vatikan tragen. Carmela schleppte sich, von den zwei Läufern gestützt, der Sänfte nach.

Als sie in der Schattenkühle des Palasttores ankam, fiel sie auf den Steinen bewußtlos zusammen. Die ungeheure Wucht des Erlebten brach ihre Kraft.

Parisina lag in diesem Augenblick in Tränen aufgelöst vor dem Lager Cesare Borgias.

Der Herzog hatte sich eben wieder aus dem Fieber gerungen. Wie eine Feuerlohe schlug ihm das Haar der Geliebten ins Gesicht. In einer Ecke zerrieb der Leibarzt in einer Majolikaschale den grünlichroten Samen einer Heilpflanze.

„Wir werden keine lustigen horazischen Gastmähler mehr halten", sagte der Herzog trüb, „wir werden nicht mehr den Efeu um die Stirn winden in sokratischer Festesfrohheit. Weißt du noch, wie wir mit jeder Stunde geizten, die uns die Freude schenkte, da wir Angst hatten, die Horen könnten unser Haupt frühzeitig mit Silber schmücken? Weiß Gott, daß ich jetzt nach keiner Lyra lechze, ich höre einen andern Klang im Ohr, ich höre des Mahners leisen, letzten Schritt. Aber du, schönes Kind, wirst jetzt deine Blicke auf andre Scheitel schweifen lassen. Haha, besser ein lebender Hund als ein toter Löwe."

Parisina schielte voll Angst nach dem Leibarzt. „Helft doch, helft!"

„Helft Ihr!“ flüsterte dieser zurück. Und sein Blick unter den eisgrauen Brauendächern ward voll Anklage und Haß gegen dieses Weib. Aber er versteckte diesen Blick in die Schale, in der der Reiber knirschte.

Cesare ergriff Parisinas Hand. „Ich war ein grimmer Feind der Liebe, sosehr ich ihr Freund schien. Ein elender Epigone war ich, habe mich wie Nero, Tiberius, Caligula und Caracalla übersättigt und war doch nur ein schwacher Abklatsch dieser Fürsten der Wollust.“

Der Jude schlich auf ein Zeichen des Herzogs hinaus. Er hoffte nichts mehr.

„Wenn ich tot bin“, sagte Cesare sanft, „so eile nach Ferrara und grüß mir Lukrezia. Sie hüte sich vor ihrem Gatten, sie hüte ihre Blicke und ihre goldnen Locken!“ Er spielte damit auf die Haarlocke an, die der junge Bembo von ihr erhalten hatte. „Und auch du, schöne Parisina, verschenke nicht zur gleichen Zeit allzuviel Locken. Ich weiß, daß eine davon, hier links vom Ohr weggeschnitten, Orfino auf dem Herzen trägt.“

Sie fuhr mit einem leichten Schrei empor. „Wer hat das —?“

„Verraten? Ei, der schöne Junge selbst. Ich habe ihn gestern verhaften lassen —“

„Ver —?“ Parisina erstarrte.

„Als er mit dir von Tivoli kam“, sagte Cesare mit einem Blick, der wie ein Dolch in ihr Kurtisanenherz fuhr.

In Parisinas Hirn schien sich alles wie in einem Feuerwirbel zu drehen. „Was ist — mit — Orfino?“ fragte sie zitternd.

„Tivolis Zimmer haben gläserne Wände, und meiner Spione Ohren durchlauschen den Marmor. Du hast dich sehr verrechnet, als du gestern, da Cesare zwischen Leben und Tod schwebte, dich sicher glaubtest vor ihm. Es hat mir beliebt, dich gewähren zu lassen und dich dann zu entlarven. Orfino hatte gestern ein violettes Wams an, Parisina Mattei ein blaues Atlaskleid mit Brokatarabesken und eine rubingeschmückte Lenza auf der Stirn. Ihre samtne Haut war mit einer Schminke in leichtem Ockerton gefärbt, weil dies Orfino so liebt. Und du lagst vom Mondaufgang bis zum Erblassen der Sterne in seinen Armen, während die Wasserfälle rauschten und Cesare Borgia im Todesfieber lag. Ach, ich zürne dir nicht. Ich habe diesem kecken Knaben nur die Zunge ausreißen lassen —“

„Cesare!“

„— damit seine Verse für dich in Zukunft etwas unverständlicher klingen.“

Die Kurtisane war emporgetaumelt. „Wenn ich dich jetzt dafür in deinem Bett erwürge?!“

„Dann würden aus diesem Zimmer daneben drei romagnolische, stierstarke Bauernkerle springen, die den Auftrag haben,

dich, schöne Hyäne, vor meinen Augen zu zerfleischen. Hab keine Angst — wir wollen die vier Teile dieses schönen Leibes noch beisammen lassen. Ei, du hast deine Tierheit wie ich bis zum Taumel erschöpft, du prahltest mit einigem Wissen und erheucheltest Gefühle, du warst von starker Einbildungskraft, aber von sehr geringer Tugend. Oh, du warst das Abbild meiner selbst, was allein genügt hätte, dich zur untauglichsten Person auf einem Königsthron zu machen. Aus mir hätte eine Frau den Verbrecher mit ihrem Herzblut aussaugen müssen, und was dann als kärglicher Rest von Tugend übriggeblieben wäre, hätte sie mit ihrer Liebe ergänzt, geadelt und zum Vollmenschen erzogen." Er hielt ermüdet inne, und es war, als spannten sich seine Augen nach innen und als hätte er Gesichte voll Schauer und Blut.

Parisina fand keinen Mut zu ihrer Verteidigung. „Darf ich nun gehen?" fragte sie zaghaft, und ihre Augen irrten nach der verhängten Tür, hinter der ihre Angst den Henker witterte.

Der Herzog nickte verquält. Und Parisina ging mit den Rosen in der Hand, die sie ihm mitgebracht hatte, zur Tür.

Da rief er sie zurück. Um seinen Mund zuckte es. Und mit dem Fieberatem rang es sich schmerzvoll aus seiner Brust: „Du verwehrst mir dein Blut — du hast mich nie geliebt. Ich würde es ja verschmähen, dein Blut — aber schon dein Wille wäre heilige Kraft gewesen, heilende Kraft. Geh, geh — mich ekelt —" Und er schleuderte sie mit geschwächter Kraft seiner Arme von sich.

„Cesare!" Sie fiel über einen Knieschemel. „Ich will — ich will —" sie tastete sich wieder an sein Bett heran — „mein Blut will ich opfern —"

„Du willst —?"

„— ich will opfern, wenn du mir vor Zeugen versprichst —"

Der Herzog lachte bang auf.

„— mich zur Königin der Romagna zu machen —"

Da schäumte der Kranke auf. „Dirne! Geh, geh! Oder ich lasse dich durch meine Romagnolen vierteilen."

Parisinas zornverbißne Lippen bebten. Sie sprang auf.

Da klangen Stimmen im Vorzimmer, gedämpft und unruhvoll. Und in der Tür stand die hohe Gestalt Romelino da Ilerdas.

„Kardinal!" flammte ihm Cesare entgegen. „Jagt dieses Weib auf die Straße, wohin sie gehört — ihr Atem ist Tod —"

„Ich bring Euch Leben, Hoheit!" hastete der Kardinal hervor.

„Leben? Wahnsinniger Kardinal!"

„Ein Wunder ist geschehen — das Mädchen — wir haben es —"

Der Herzog riß die Augen auf.
„Ein junges Wesen gibt sein Blut für Euch ohne Lohn und Dank —"
„Stürzt die Hölle ein?" schrie der Herzog auf, und sein Oberleib bäumte sich empor.
Aus dem Nebenzimmer kam der Leibarzt. Parisina blieb bleich bei der Tür stehen.
Cesare griff fiebernd nach des Kardinals Hand. „Bringt das Mädchen —"
„Ihr dürft sie noch nicht sehen — und sie muß unbeschenkt von dannen gehen —"
„Wer ist sie?"
„Eine gewisse Carmela Accolti —"
„Himmel und Erde!"
„Ein Fischermädchen aus Nettuno —"
„Welt! Steh still —"
„Wenn sich Eure Hoheit noch erinnern wollten — jenes Mädchen —"
„Schweig, schweig!" Der Herzog vergrub sein zerrißnes Gesicht in den Polstern.
Der Kardinal zog einen Zettel hervor, von dem er herunterlas: „Geboren im Jahre 1486 in Civitavecchia, als Tochter eines Schankwirts daselbst, von klein auf bei ihren Pflegeeltern in Nettuno erzogen in der Wolfsmühle des Beppo Gimani. Das ist alles, was wir aus ihr hervorbringen konnten."
Wie ein warmer Frühlingsquell rieselte das alles auf das erstarrte Herz des Sünders. Ihm war, als klinge das heilige Lied der Treue aus fernen Sphären an sein Ohr, ein Lied, dessen Sinn er noch nicht begriff, aber dessen heilende Kraft er zu ahnen begann. Er zitterte leise vor Hoffnungsglück und streichelte unausgesetzt den Arm des frohen Botschafters. Und diesem war, als liefe über des Kranken Gesicht eine himmlische Verzückung.
Pintor kroch mit gebeugtem Oberleib heran. „Wir haben keine Zeit zu verlieren — führen wir das Mädchen in das Laboratorium."
Des Herzogs Leib riß sich aus den Betten empor. „Halt, Jude! Soll sich der Herzog Cesare Borgia durch eines Mädchens Liebe beschämen lassen? Man bringe das Mädchen unters Messer und sage ihr, es sei ihr Tod, und wenn sie dann mit keiner Wimper zuckt und der erste Blutstropfen in die Schale perlt, dann haltet ein und bringt mir die kostbarste Perle der Welt, ich will sie unter dem Rubin meines Ringes einsargen, und man soll mir diesen Ring, so ich sterbe, ins Grab mitgeben. So ich aber lebe, will ich dieses Mädchen zur Königin erheben —", er hielt verwirrt inne, dann fuhr er mit leiden-

schaftlicher Hingabe fort: „Nein, ich will zum Thron ihrer Liebe hinabsteigen und will zum Bettler werden und mich mit ihr durch die Welt hungern, und mein durch die Liebe gereinigter Lieb, auf Steinen gebettet, soll ihrem Haupt zum Lager dienen.“ Er schluchzte Reue und Scham in die zitternden Hände Romelinos hinein.

Da erblickte er Parisina an der Tür. „Jagt diese Frau aus Rom!“ schrie er.

Parisina huschte wie ein geschlagener Hund aus dem Zimmer. Noch auf dem schattendunklen Korridor stießen ihre gefräßig-ehrgeizigen Sinne in eine andre Zukunft hinein, deren Held der französische König sein sollte, der schwächliche, häßliche Ludwig XII., der mit seiner Anna von Bretagne ebenso unglücklich war wie mit seiner ersten mißgestalteten Johanna von Valois. Hier lockte ein wahrhaftiger König, hier öffneten sich neue Wege, die mit ihrer Ränkesucht diplomatisch klug betreten werden konnten, hier lag ein Abenteurerfeld vor ihr, das sie geschickt ausnützen konnte.

Sie jagte die Treppe hinab. In der großen Halle des Palastes hielt ihr Fuß inne. Sie sah den regungslosen Leib der Carmela Accolti auf Tüchern gebettet in einer Nische liegen, behütet von zwei Lakaien. Also das ist sie! Die ihn liebte! Ein mit Lumpen bedecktes, verschmutztes Fischermädchen! Mit einem Blick der Verachtung schritt sie an dem müdverquälten Körper der Dirne vorbei.

In der Sänfte erst dachte sie an den unglücklichen Orfino. Armer Jüngling! Deine Liebe zu mir hat sich schlecht bezahlt. Und deine verstümmelte Zunge wird dich nicht zum Adonis machen. Aber ich will dir, bevor ich nach Frankreich gehe, noch den Trost auf deine schöne Stirn küssen, daß deine Parisina auch an der Seine deiner gedenken wird, wenn sie in den Armen des christlichen Königs liegt. — —

Der Herzog war in eine tiefe Ermattung gefallen. In seinen Lidern brannte der Schlaf. Aber über seiner Stirn schienen rosige Traumwolken zu schweben. Wob sich schon das Erkennen eines neuen Glücks in sein Hirn? Rief ihn nur der Hammerschlag der Ewigkeit zur Reue? Oh, wenn das Schwert des Herrgotts so sichtbarlich über dem Haupt des Sünders hängt, ist er gern bereit, an Wunder zu glauben.

Eine Viertelstunde nach der Flucht Parisinas kredenzte man dem Herzog einen Blutstropfen der Carmela Accolti auf einer silbernen kleinen Schale. Und Cesare ließ die Schale wie einen heiligen Gral zu seinen Häupten auf den Nacken der gebeugten Giebelherme seines Bettes stellen.

Am Abend, als die ersten Schatten über den genuesischen Samt des Betpultes in der Ecke huschten, wo der Kardinal

Sanseverino im Gebet lag, öffnete der Herzog schlafgestärkt die Augen. Er fühlte die Lider feucht und kühl, die Hände waren nicht mehr trocken, der quälende Durst war vergangen, ein wohltuender Schweiß stand auf seiner Stirn, der Krampf in den Eingeweiden war nicht mehr gekommen, wiewohl ihn der Arzt um diese Stunde erwartet hatte. Das Gift schien seine Zerstörungskraft eingebüßt zu haben. Die junge Stiernatur des Herzogs hatte des Unheils Kraft gebrochen.

Und er erhob die Augen zu der silbernen Schale. Dann ließ er sich sie reichen und starrte lange den Blutstropfen mit feuchtem Auge an. Endlich fragte er: „Wo ist der Engel, der mir das Heil gebracht?"

„Das Mädchen liegt noch in Ohnmacht. Sie ist durch den Weg von Nettuno hierher und durch die Aufregung ganz erschöpft."

„Bringt sie hierher."

„Wenn Eure Hoheit der Erregung Herr werden könnten —"

„Ich will sie sehen!" befahl der Herzog hart. Und er erhob sich plötzlich und stieg aus dem Bett. Seine Reckengestalt wuchs, von den Betthüllen befreit, ins Riesenhafte. Keine Gliederschwere drückte ihn, die Muskeln waren gespannt, die Haut samtig und von leuchtendstem Braun, der Blick frisch und klar, und der stolze, ironische Zug um die Lippen war einer gemütvollen Heiterkeit gewichen. „Wer sagt, daß ich krank war?" Cesare packte das Betpult an und hob es mit der Rechten hoch empor, daß das Christuskreuz vom Rotstrahl der Abendsonne getroffen wurde. „Seht, der Herr lächelt mir zu — gnadenvoll, mit sterbendem Haupt, mir, dem elenden Schächer. Und er befristet mein Leben mit einem eisgrauen Scheitel. Türen auf — Türen auf! Ich schreite — seht nur — ich schreite in alter Kraft — Agapito, öffne die Tür — ich höre sie kommen — der Leib einer Königin zieht ein!"

Die Tür hatten die Pagen von draußen geöffnet. Auf einer Tragbahre mit weichen, weißen Kissen trugen sie die noch immer schlafende Carmela Accolti herein und setzten sie neben dem Tisch nieder.

Der Herzog blickte in seelischer Aufgelöstheit, gestützt auf die Arme Sanseverinos, auf den blassen Mädchenkopf, dessen Gesicht die überstandenen Qualen gezeichnet hatten. Todesblässe lag auf den Wangen, die eingefallen waren, und diese marmorbleiche Insel umfloß der Strom des aufgelösten schwarzen Haares. Der Herzog ließ sich wie zu einer heiligen Handlung auf die Knie nieder und küßte die geschloßnen Wimpern. Dann neigte er sein Haupt an ihr Herz und blieb dort lange, lange liegen. Und er fühlte, wie aus diesem gebannten Leben unter seinem Munde der Segenshauch der Liebe in seinen

Körper strömte, und wie der Opferwille schon dem Herrn genügte, der einst ein Abrahamopfer als geschehen nahm, weil es aus ehrlichem Willen kam, und der den Hiob reinigte, weil er in Demut seine Sündenlast bereute. So spürte er jetzt aus der Opferwollust dieses Mädchens den Hauch der Genesung und Erlösung strömen. Und Carmela war ihm, dem Todsünder, zur Mittlerin zwischen seiner Schuld und dem Himmel geworden. Und er dachte lächelnd daran, daß dieses Mädchen zum erstenmal gekommen war, um Gift in seinen Körper zu flößen, und nun entkräftete sie Gift in seinem Leib und tat mit Liebe gut, was sie in Gedanken einst gesündigt.

Sanseverino entzündete die Kerzen in den Arabeskenwandleuchtern. Und der Herzog erhob sich zitternd und sagte mit gänzlich veränderter Stimme: „Tragt sie fort — es übermannt mich — und merket auf: der erste Wunsch, der von ihren Lippen haucht, soll erfüllt werden. Wehe dem, der anders handelt."

Ihr Leib schwebte wie der einer Toten an ihm vorbei. Die Tür schloß sich hinter ihr.

Und der Herzog kam zu sich. „Wo liegt mein Vater?"

„In Santa Maria della Febbre", sagte Sanseverino. Und er verschwieg ihm das widerliche Schauspiel: der Zimmermeister hatte den Sarg zu eng und zu kurz gemacht, worauf die Bahrenträger den Leib des Papstes in einen alten Teppich hüllten und ihn, ohne die Ankunft der Priester abzuwarten, in den Sarg hineinzwängten, wobei sie ihre pöbelhaften Späße machten.

„Ich bin wie in einem Traum", sagte der Herzog. „Was spricht das Leben um mich? Ich weiß nicht, was geschehen."

„Heute früh haben sich sechzehn Kardinäle in Santa Maria sopra Minerva versammelt und haben den Erzbischof von Ragusa zum Gouverneur von Rom bestimmt. Zweitausend päpstliche Soldaten wurden ihm zugewiesen. Der Kardinal Vera erhielt das Amt des Kämmerers, der Kardinal Casanova hat dem Datar den Fischerring übergeben, die Kardinäle Pallavicini und Francesco Borgia haben das Inventar aufgenommen — man hat zwei Tiaren und die Papstkrone gefunden, sämtliche Ringe, das Kredenzgeschirr, viele Silbergefäße, Skripturen, den Eidschwur der Kardinäle —"

„So hat man nichts für uns gerettet? O rettet, was zu retten ist!" beschwor Cesare den Kardinal.

„Gleich nach dem Tod des Papstes hat ein Wachsoldat Casanova mit dem Messer bedroht, daß er ihm für Euch das Gold des Papstes ausliefere. Zwei Kistchen mit hunderttausend Dukaten und fast das ganze Gold und Silber Seiner Heiligkeit ist in unseren Händen, doch haben die Diener des Papstes

Garderobe geplündert. Burckhardt hat die Leiche schön aufgebahrt, der ganze Klerus war heute früh im Vatikan versammelt —"

„Halten meine Truppen dem Pöbel stand?" unterbrach ihn Cesare.

„Sie stehen in vollster Ordnung vor dem Vatikan und auf dem Monte Mario, aber ich fürchte, daß morgen früh, wenn sich die Kardinäle neuerlich versammeln, wir einen schweren Stand haben werden. Die spanischen sind für uns, aber die römischen? Es wird ein heißer Tag werden. Die Orsini wollen von Tuskien heranziehen."

Da fiel der Herzog in das Betpult nieder. „Gott, gib mir Legionenkraft, daß ich in meine Feinde fahre. Ich bin gesund, gesund, gesund!" Und er stand auf und reckte die Glieder, und der blaue Schlafmantel flatterte wie ein Prophetengewand um ihn. „Aut Caesar aut nihil!" Die Devise brannte in Flammenschrift vor seinen Augen.

Der Arzt bestand darauf, daß sich der Herzog wieder zu Bett lege. Bald umfing ihn ein tiefer Schlaf. —

Als ein bleigrauer, häßlicher Morgen anbrach, war Cesares erster Gedanke: Carmela Accolti. Er sah dann Agapito kommen, der ein ernstes Gesicht hatte. „Wie schlief das Mädchen? Ist sie erwacht?"

Der Sekretär schwieg. „Hoheit — wir haben nach Eurem Befehl gehandelt."

Dem Herzog klopfte das Herz. „Was verschweigst du mir? Kreatur — was ver —"

„Ihr befahlt, den ersten Wunsch des Mädchens sogleich zu erfüllen."

„Sie erwachte — wünschte —?"

„Frei zu sein und gleich in die Heimat gehen zu dürfen."

„Und Ihr — Ihr habt sie —?" Sein Atem schnaubte den Sekretär an, seine Fäuste ballten sich.

Doch unerschrocken stand Agapito vor seinem Herrn. „Ich bin gewohnt, die Befehle Eurer Hoheit ernst zu nehmen."

Da bezwang sich Cesare. „Und das Mädchen konnte wünschen —? Sie konnte? So weit trieb sie ihre Scham und ihre Tugend? Ohne mich zu sehen, rennt sie davon? Ist das noch Liebe? Läßt sich ihr Blut und rennt —?" In beißendem Schmerz bröckelten sich unverständliche Worte von seinen Lippen ab.

„Wir erzählten ihr alles, und über ihr Gesicht zog Freude, aber dann bat sie, allein und ungehindert gehen zu dürfen. Wir wollten ihr Weggeld geben, sie nahm nur einen Dukaten an. Noch im Morgengrauen begleiteten sie fünf Lanzenknechte bis zur Engelsbrücke, wo sie sie freigaben."

„Unseliger Diener deines Herrn! Jedes Ungemach, das diese heilige Seele trifft, falle auf dein Haupt!“

„Hoheit —!“

„Du hast bisher die Gedanken deines Herrn nach ihrem Sinn und nicht nach ihrem Buchstaben abgewogen. Woher nahmst du die Dummheit? Fanghunde her! Die besten Reiter des Michelotto! Sie sollen nach Nettuno sprengen —“

„Hoheit“, zitterte der Sekretär, „die Brücken sind seit zwei Stunden durch die Orsini besetzt —“

„Hölle los!“ fluchte der Herzog. Er sah auf den Hof, wo die Wachen wogten. „Rom scheint in Aufruhr zu sein?“ Er blickte ahnungsvoll den Sekretär an.

„Rom ist in Aufruhr“, sagte dieser fest. „Die Leiche Alexanders wurde beschimpft und besudelt, man hat sie in einer Holzkiste nach Santa Maria in Monserato gebracht, wo man sie unbeerdigt stehenließ —“

„Satansvolk!“

„Die Orsini haben das Judenviertel geplündert. Prospero Colonna ist nach San Marino zurückgekehrt, das Volk jubelt ihm zu —“

„Blitz, schlag ein!“

„Wenn nicht alles täuscht, machen Colonna und Orsini gemeinsame Sache. Giangiordano Orsini zieht auf Rom.“

Cesare knickte zusammen. „Soll ich gerettet sein, um zu zerfallen? Kredenzt der Herrgott mir das Heil in einem Becher, um in dem andern mir den Tod zu schenken? Soll ich erst lernen, im Glück das Unglück zu ertragen? Schon lauert der neidische Wurm, der das Glück verzehren will. Doch gegen Würmer gibt es Waffen. Fahr zu, mein Schifflein, auch du trägst Cäsar und sein Glück!“ Er ließ sich Wams und Krause reichen. „Michelotto heran! Mit dreitausend Mann den Übergang über die Brücken erzwingen und das Orsiniviertel stürmen! Wir wollen den Bären die Kraft der Stiere zeigen. Der Rest der Reiter — wo sind die Kardinäle?“

„Sie sind in Santa Maria sopra Minerva versammelt.“

„Michelotto soll die Versammlung sprengen, sonst wählen sie einen mir feindlichen Papst! Horch — was ist das? Das Sturmblasen meiner Romagnolen — dort rötet sich der Himmel über der Stadt — ein blutiges Morgenrot —“

Michelotto keuchte herein. „Hoheit, Glück zu Eurer Genesung! Der Adler sieht Euch aus dem Auge. Ich habe unterdessen gehandelt, wie es Eure fernen Gedanken mir eingaben. Ich habe den Palast der Orsini in Brand gesteckt und die Brücken gestürmt.“

„Oh, treffliches Werkzeug meiner Gedanken!“ Er umarmte den getreuen, blutigen Diener. „Wer gab dir diese Schramme?“

„Fabio Orsini."
„Ich will sie dir mit Gold und Feuerwein belohnen."
„Tut's nicht zu früh, Hoheit —" Er senkte plötzlich das Haupt. „Der Vogt der Engelsburg hat von den Kardinälen den Befehl erhalten, die Schlüssel nicht an Eure Hoheit auszuliefern. Die Kardinäle —"
„Gift in ihre Adern!"
„Sie machen mit dem Volk gemeinsame Sache. Das Volk bewaffnet sich, es will die Brücken hinter unserm Rücken sprengen — Hoheit, ich beschwöre Euch —"
Cesare war erblaßt. Dann schäumte er auf: „Wer führt das Volk?"
„Der Bischof von Salerno."
„Soll ich mit meinen Reitern vor dem Maulwerk eines Bischofs haltmachen?"
„Die Gefahr ist groß, das Volk sehr stark —"
„Zieh alle Reiter zurück auf den Monte Mario —"
„Das Fußvolk?"
„Besetz damit San Onofrio. Mit diesen Höhen haben wir den ganzen Vatikan in unsrer Gewalt. Die Brücken laß durch eine dreifache Mauer romagnolischer Garden besetzen."
„Die Hölle soll ihren Spaß dabei haben, Hoheit!" Michelotto eilte ab.
„Agapito, rechnerisches Gehirn! Wenn wir die Engelsburg nicht in unsere Hände bekommen, was dann?" fragte Cesare angstbeschwert.
„Dann — ja, dann sind wir den Kardinälen ausgeliefert."
Cesare senkte den Kopf. Er zermalmte mit den Zähnen Worte ohnmächtiger Wut.
Man hörte die Glocken dröhnen, der Feuerschein am östlichen Himmel wurde heller, der Brandgeruch drang durch das Fenster herein, Schüsse knallten vom Tiber her, die Luft war voll stickigem Rauch.
Die Gefahr für Cesare wuchs zusehends. Der aufgespeicherte Haß des Volks verband sich mit der Wut der italienischen Kardinäle über die noch immer nicht gebrochne Macht des Borgiabullen. Ganz Rom war auf den Beinen. Man half die brennenden Häuser der Orsini löschen. Und als es Abend war, war das größte Unheil für Rom verhütet. Nur schwärzliche kleine Rauchsäulen über Monte Giordano drehten sich in die Luft und erzählten von dem überstandnen Unheil.
Über dem Monte Mario aber ging eine blutrote Sonne unter. Dort lohten die Lagerfeuer der herzoglichen Reiterei in den Abendbrand empor.

In einem finstern Winkel des geborstnen Tempelrestes auf dem Forum des Augustus kauerte in der Dämmerung Carmela Accolti wie eine verjagte Bettlerin, abgemagert, blaß, unsäglich erschöpft. Sie hörte das Aveläuten aus dem nahen Kloster Annunziata, das in den Ruinen eingebaut war, und sie sah den Turm der Conti aus dem Gemäuer wie einen schwarzen Riesenfinger aufragen, und sie lauschte dem Aufruhrlärm aus der Gegend des Colonnapalastes.

Zwei Tage schon trieb sich Carmela in Rom umher. Sie vergrub sich tagsüber in den Trümmern des Forums, und des Nachts schlich sie wie eine Katze hervor und durchhuschte die dunklen Gassen. Sie hatte keine Angst vor Mord und Raub, die durch Rom wüteten, wohl aber Angst, von den Soldaten Cesares ergriffen zu werden, wenn man sie erkannte. Sie wollte um keinen Preis mehr zurück, sie wollte vor Scham vergehen, wenn sie daran dachte, was sie gewagt hatte.

Mit Früchten, die sie gekauft, nährte sie sich mühsam. Die Erregung ließ sie gar nicht zum Bewußtsein des Hungers kommen. Ihre Gedanken spannten sich nur immer danach aus, wie sie der Gefahr, entdeckt zu werden, entgehen könnte. Sie wich den Tibervierteln mit Bedacht aus und hielt sich mehr ostwärts, wo sie die Hügel durchstreifte. Die erste Nacht hatte sie in der Riparegion verdächtiges Weibsgesindel bemerkt, das mit frechen Augen durch die Gassen schwärmte. Das waren die öffentlichen Dirnen, die unter dem Schutz der ägyptischen Maria standen, welche in einem Tempel der Fortuna virilis verehrt wurde.

Nun kam Reue über sie, daß sie nicht im Vatikan geblieben war. Sie erinnerte sich kaum, daß man ihr Blut von der linken Schulter in eine Schale hatte fließen lassen. Sie sah wohl eine Wunde dort, aber sie hielt sie für eine Rißwunde, durch ein Gesträuch erzeugt; auch der Hieb der Hellebarde brannte ihr noch auf der Schulter, wiewohl die Wunde halb verheilt war und eine Blutkruste zeigte. Und ein Gedanke peinigte sie am meisten: war er geheilt? Tot? Sie litt unter den herzaufwühlenden Zweifeln. Wenn ihr ganzes Abenteuer umsonst gewesen war?

Heute lag sie hungernd in den Forumtrümmern. Dann kroch sie ostwärts dem aufgehenden Mond entgegen. Vor ihren Blikken hob sich der zerbröckelte Riesenkrater des Kolosseums empor. In der Mitte ragte das Kreuz auf, sie wollte hinschleichen — da hörte sie murmelnde Stimmen. Aus einem der Tore bohrte sich wie ein Wurm ein schwarzer Zug von Gestalten heraus, die Fackeln in den Händen trugen. Es waren die Büßer der Bruderschaft del Gonfalone, die sich hier vor dem Kreuz paarweise geißelten. Carmela floh entsetzt aus der Mondhelle

in die Bogenschatten und kauerte sich dort zusammen, stopfte sich die Ohren zu, um das furchtbare Miserere nicht zu hören. So lag sie lange, bis das weite Rund wieder leer war und der Mond totenblaß in die stille Arena schien. Da graute ihr wieder vor der lichterfüllten Einsamkeit, und sie lief über die Gassen der Pigna zurück und stand plötzlich auf dem Fischmarkt beim Portikus der Oktavia; hier legte sie sich todmüde hin und schlief in den Morgen hinein, bis der Frühhauch den Wassergeruch des Tiber herübertrug. Und da hüpfte richtig das Mädchen wieder daher, mit dem sie damals gehandelt hatte.

„Kennt Ihr mich noch?" fragte Carmela, vor die Jüdin hintretend, die ihren Korb von den Schultern genommen hatte.

„Werd' ich Euch nicht kennen. Ihr seid die, die uns den Haarpfeil verkauft. Ich glaubte, Ihr wärt schon lange fort von Rom."

„Gebt mir wieder Fische, wenn sie gebacken sind. Und — ja — ich kann Euch nur schwer bezahlen — wißt — ich hab' nur einen Golddukaten bei mir."

Da stürzten gleich ein paar Hebräer beim Tisch daneben herüber. Alle wollten wechseln, und ein heftiges Geschnatter und Gekeife begann. Endlich bekam sie das Geld gewechselt und konnte sich nun ihre Fische kaufen. Sie schluckte große Bissen hinab vor Hunger. „Sagt doch — Ihr wart ja damals so freundlich mit mir — sagt doch, wie steht es mit den Borgia?"

Die Jüdin verstand sich auf ein Geplauder. „Ihr könnt den Namen eines toten Hundes ebenso aussprechen wie den der Borgia."

Da wurde Carmela blaß bis in die Lippen. „Ist jemand — tot — von den Borgia?" fragte sie mit halb erstickter Kehle.

„Na, der Papst — bei Mosis Kraft!"

„Und — Cesare Borgia —?"

„Der hat das Leben vom Teufel versiegelt! Ah! Kommt Ihr vom Mond, daß Ihr das nicht wißt? Und von der Teufelshexe auch nichts? Gerechter Gott, Eleazar — hör doch — sie weiß nichts von der Hexe — die den Cesare Borgia mit ihrem Blut hat gesund gemacht."

Carmela spürte, wie das Blut in ihrem Leib zu sieden begann, und ihre Haut schien anzuschwellen unter der Kraft des Freudestroms, der durch ihr Inneres raste. „Erzählt — erzählt — ich möchte nach Nettuno zurück mit recht viel Neuigkeiten."

„Nettuno? Gott der Gerechte — ist nicht von Nettuno das schöne Mädchen, das den Cesare Borgia gesund gemacht hat mit ihrem Blut — du, Eleazar, ist sie nicht von Nettuno?"

„Sie ist von Nettuno", bestätigte gelangweilt ein alter Jude, der seine Fische auskramte.

„Und hat sie nicht nackend dem Papst den Johannesfisch gebracht?"

„Sie hat nackend dem Papst den Johannesfisch gebracht", nickte geruhsam der Hebräer.

Carmela sagte mit größter Anstrengung: „Ach ja, die! Das ist die Accolti." Sie glaubte, der Atem glühe ihr zum Halse heraus.

„Ja, ja, die Accolti", schrie die Jüdin auf. „Na, ist mir das eine Närrin. In Rom hat sich keine so Dumme gefunden. Die muß man schon aus dem Meer herausfischen. So ein Perlhuhn! Nun heißt es, mitgefangen, mitgehangen! Alles, was zu Cesare hält, muß dran glauben."

Carmela erblaßte. „Aber, wenn er nun gesund ist —"

„Der gesunde Fuchs muß erst mit den Löwen fertig werden, die um ihn lauern."

„Ist er im Vatikan?" fuhr die Neugierde aus Carmelas Brust.

Die Jüdin nickte. „Die dummen Kardinäle haben mit ihm einen Vertrag geschlossen, denn sie fürchten noch immer ihn und seine neuntausend Soldaten. Sie haben ihn zum General des Kirchenstaates gemacht — hahaha, den Bock zum Gärtner. Und so hat der Cesare in dieser Nacht — habt Ihr's verschlafen, Mädchen? — die Orsini vertrieben, die die spanischen Banken überfallen hatten. Der Fabio Orsini — Ihr kennt ihn doch — den schönen Wildling — hör', Eleazar, sie kennt ihn nicht — also der hat einen Borgia erschlagen und sich mit seinem Blut das Gesicht gewaschen. Aber beinahe hätten sie ihn erwischt, die Lanzenreiter des Cesare."

Carmelas Geist fing das alles nur halb auf. Ihr Herz frohlockte immerzu: Cesare lebt, lebt, lebt!

Die Jüdin buk den Fisch für das Mädchen. „Die Kardinäle zwingen ihn noch, Rom in ein paar Tagen zu verlassen, wenn sie erst den neuen Papst gewählt haben."

„Wer wird gewählt?"

„Bin ich Adonaj? Müssen doch zuerst die Kardinäle kommen, welche der Mulattenpapst Alexander verbannt hat, die müssen doch zuerst zurück sein, da ist der Riario, der Rovere, Colonna, Sforza. Ach, Gott der Gerechte, wie soll man wissen, wer von ihnen das meiste Geld wird haben, die andern zu bestechen?"

Auch das rauschte nur so an Carmelas Ohren vorbei. Was ging sie der Papst an?

Sie verabschiedete sich und verlor sich im Gewühl, strich dann nach der Via lata hinüber und bemerkte, wie alles wie-

der gegen den Borgo hinströmte. Ganz Rom lag in Fieberglut, die kommende Papstwahl machte die Hirne wirbeln.

Der letzte Augusttag war gekommen. Die Straßen des Borgo prangten in den Farben der Borgiasöldlinge. Die Geschütze Cesares standen bei den Brücken und drohten gegen das lärmende, brausende Rom auf den Hügeln im Osten.

Im Vatikan lag Cesare Borgia, ein gefangner Generalkapitän der Kirche, von der Macht der italienischen Kardinäle in Schach gehalten. Seine zwiespältige Politik, die bald mit Spanien, bald mit Frankreich liebäugelte, rächte sich jetzt. So mußte er vorderhand tun, was die Kardinäle wollten. Das eine wußten alle: es würde nicht eher Friede werden in Rom und die Papstwahl konnte nicht in Ruhe stattfinden, bevor nicht der Herzog aus Rom entfernt war.

Cesare versuchte, noch mit den letzten Wirkungen des Giftes kämpfend, seine ränkesüchtige Politik fortzusetzen. Er wollte nicht nachgeben, wollte in Rom bleiben, um eines Tages mit der Kraft seiner Truppen Rom in die Hand zu bekommen. Er hatte ja noch immer Geld, Burgen, Truppen, die Romagna und acht fügsame spanische Kardinäle im Kollegium. Um den Vatikan standen noch immer seine sechshundert Bogenschützen, seine tausend Reiter und sechshundert romagnolische Fußsoldaten.

Sein Ruhelager war tagsüber belagert von den Botschaftern Frankreichs, Spaniens, Venedigs und Deutschlands, von Kardinälen, Unterhändlern und Geldmäklern. Keiner der Botschafter erhielt von Cesare eine bestimmte Zusage. Mit fieberhafter Unruhe verfolgte er die Nachrichten von seinen äußern Vorposten, die alle Wege zu Wasser und zu Land besetzt hatten, um das Nahen der verbannten Kardinäle zu verhindern. Besonders vor Giuliano della Rovere und vor Riario hatte er Angst. Beide waren seine persönlichen Feinde, erstrer zum Überfluß eine unbeugsame, starrköpfige, harte Soldatennatur, die sich den Eingang nach Rom mit Waffen erzwingen konnte.

Das Volk füllte die Straßen und forderte die Abhaltung des Konklaves, es wollte seinen Papst und seinen Spaß haben, und es rief in auflodernder Parteiwut bald den Namen Orsini, bald den der Colonna und selbst den der Borgia in den Gassen aus. Cesare ehrte in den Colonna die tapfern Soldaten, die offeneren Gegner, und vor allem zog er den Hut vor dem tapfern Prospero Colonna, dem Herrn auf San Marino.

Und dieser Mann, den auch die Römer verehrten, wurde ihm in dem Augenblick gemeldet, da der brausende Ruf: Colonna! bis in den Belvederehof wogte.

Im Sonnenschein stand nun die hünenhafte Gestalt des alten

Colonna, der das Ghibellinenerbe seines Geschlechts treulich vor aller Welt verwaltet hatte. Erhabne Würde lag in dem ernsten Antlitz, das der weiße, spitz zulaufende Bart etwas in die Länge zog, und in dem die edle Nase, die schmalen Lippen, die faltendurchquerte Stirn, die braunen, ruhigen Augen ein edles Bild von Harmonie formten.

Cesare lud ihn zum Sitzen ein. „Wir haben uns oft bekriegt, edler Prospero", sagte er, „und es freut mich, daß ein Feind einmal einen andern Weg zu mir findet als den der Waffen."

Prospero Colonna ließ sein klares Auge auf den angegriffnen Zügen des Herzogs ruhen. „Ihr habt Euch sehr verändert, Hoheit", sagte er mit seiner leicht umflorten Stimme.

„Wann sahen wir uns zum letztenmal?"

„Als Ihr, von Frankreich heimkommend, im Triumph durch die Straßen zogt, Hoheit."

„Ganz recht, ich sprach Euch vor dem Palast des Ascanio Sforza."

„Damals schon ahnte ich, daß ich Euch heute wieder sprechen werde."

„Wirklich?" Der Herzog verzog spöttisch seine Lippen. „Oder habt Ihr nicht erst hinterher den Propheten in Euch entdeckt? Und nun, was führt Euch zu mir?"

„Im Ernst, die wichtigste Sache für Euch, edler Herzog, das Bestehen Eures Hauses, das Leben Eurer Hoheit selbst." Prospero ließ mit großer Ruhe sein Auge auf dem Herzog ruhen.

Cesare erblaßte. „Man muß gestehen, Ihr wißt Euch einzuführen."

„Wir gedenken, uns mit Euch zu verbinden —"

„Die Colonna — mit mir —? So steht die Welt nicht lange mehr."

„Wir meinen's anders: so soll die Welt erst recht erstarken. Wir haben für das Bündnis nur eine Bedingung: daß Ihr uns die Güter wiedergebt, die Euer Vater uns geraubt."

Cesare lächelte arglistig. „Hm — und wer sagt Euch, daß ich in Not bin?"

„Die Hilflosigkeit Eurer Truppen, das Geschrei Roms, die Macht der Kardinäle, das Zögern Frankreichs und — Euer Antlitz, Hoheit."

Cesare hatte sich erhoben; er ging auf und ab. „Sagt mir vor allem, könnt Ihr den alten Groll, den mein Vater gegen Euch hegte, nie vergessen?"

„Die Frage lockt zur Gegenfrage: könnt Ihr das?" Der Colonna bohrte seinen hellen Blick in die Tiefe des herzoglichen Herzens.

„Nein, bei Gott", erwiderte Cesare ehrlich. „Die Colonna und der Papst! Eher schließen Fuchs und Löwe Freundschaft.

Seit vor mehr als zweihundertfünfzig Jahren der Kardinal Giovanni Colonna als erster vom Papst abfiel, habt ihr euer Schifflein im Ghibellinenwasser segeln lassen. Und Ihr könntet es wohl auch nie vergessen, daß sich einmal drei Colonna in Büßerhemden mit Stricken um den stolzen Nacken durch die Straßen von Palestrina schleppten, um den Papst Bonifatius in Demut um Vergebung anzuflehen. Die Schmach lastete lange auf euch, Colonna. Dann zerstörte man euch die Stadt — ach, so was vergißt ein Colonna nicht leicht."

„Und dennoch haben wir der Kirche einen Papst geschenkt", lächelte Prospero.

„Daß Ihr mit dem Schelm Martin so zu prahlen wißt, der sich mit dem Konzil herumgerauft! Doch hat Euch der Fuchs nicht besondere Ehre gemacht."

„Sollte man behaupten können, daß die Borgia dem Papsttum besondere Ehre gemacht hätten?" fragte der Colonna mit unerhörter Ruhe. Er wußte sich sicher unter dem Wall, den das Volk vor dem Vatikan gezogen hatte. „Hoheit, was war nicht feil unter den Borgia?"

„Laßt Euch nicht stören, wenn Ihr Steine nach den Toten werft", sagte Cesare ohne innerliche Gerührtheit.

Der Colonna blieb aufrecht in seinem Haß. „Wir haben keinen Grund, das Andenken des Alexander Borgia zu ehren. Er ließ unsern Palast vor zehn Jahren niederbrennen, ließ mich selbst in die Engelsburg werfen, er machte, daß ich mich mit Neapel verbinden mußte und Aragon die Treue hielt, er ließ unsre Städte und Burgen stürmen; vierundvierzig gehörten uns, bevor Euer Vater uns mit christlicher Sanftmut in den Staub warf. Ich komme eben aus meinem Palast auf dem Quirinal, er war einst der Stolz des Geschlechts. Wie sieht er heute aus? Beschmutzt, verödet, seiner Schätze beraubt! Die Ziegen weiden in dem schönen Hof, und Bettler lungern auf den Treppen. Und was habt Ihr mit Subiaco getan? Und warum schmachtete der Kardinal Giovanni sechs Jahre im Exil?"

„Ein ansehnlicher Sündenzettel!" spottete Cesare. „Aber Ihr habt Euch redlich gewehrt, Colonna. Noch in den letzten Tagen hetztet Ihr den jungen Vespasiano verkleidet durch das latinische Land, daß er das Volk aufwiegle zu Mord und Totschlag. Bei einem Haar hätten meine Spione ihn in San Marino gefangen. Wahrhaftig, wenn mein Vater nicht an seinem eignen Gift gestorben wäre, die Colonna hätten es in ihrer Küche noch bereitet und es der Tinte einer Bittschrift anvertraut."

„Das mag wohl sein", gestand Prospero aufrichtig. „Doch wer bekämpft, ohne unklug zu sein, den Löwen mit einer Nadelspitze?"

Die Offenheit der Aussprache gefiel Cesare. „Sonderbar, sonderbar", sagte er nachdenklich. „Und nun kommt Ihr doch, uns das Ölblatt des Friedens zu reichen?"

Der Nestor des edlen Geschlechts wölbte die Brust und gab sich ein stattliches Ansehen. „Wir wollen es tun, denn wir halten Euch trotz allem, was Ihr getan, für besser als Euren Vater. Auch haben wir augenblicklich das römische Volk an unsrer Seite."

Cesare lachte auf. „Habt Ihr es wieder mit einem Ferkel gewonnen?" Er spielte damit auf eine alte Sitte an. Die Colonna mußten früher alljährlich den Römern ein Ferkel spenden, welches vor dem Chor der Kirche Santi Apostoli lebend aufgehängt und von dem Volk gestürmt wurde, während kalte Wasserstrahlen in die Menge spritzten. Durch diese seltsame Belustigung hatten sich die Colonna das Herz der Römer erschlichen.

Prospero lächelte jetzt. „Die Römer fliegen jetzt nicht mehr auf Ferkel, sondern auf Taten. Aber um zu uns zu kommen — Hoheit, wir halten Euch noch für stark."

„Das heißt, ehrlich gesagt, wäre ich schwach, Ihr ließet mich sinken."

„Wir haben das so von Euch gelernt."

„Die Offenheit ehrt euch abermals."

„Aber sie war von je für Euch ein wertloses Linsengericht, das Eurem fürstlichen Gaumen nie gemundet hat. Nun denn, Cesare Borgia ist noch ein Name, noch steht das Wehe den Besiegten! nicht auf Eurer Stirn, Ihr haltet Manneszucht und Ordnung, und wenn Ihr noch die Gewogenheit haben würdet, Herz und Nieren zu prüfen in bezug auf Eure Politik, dann, Hoheit, könnten wir gemeinsame Sache machen." Der Colonna rückte ganz nahe heran und sagte leise und vertraulich: „Vertraut Euch Spanien an, das Frankreich demnächst besiegen wird, denn es hat seinen gewaltigen Arm auf Neapel gelegt. Gonsalvo hat den Liris überschritten —"

„Wahrhaftig schon?"

„Der letzte Rest der französischen Armee in Gaeta ist verloren. Vielleicht in dieser Stunde schon —"

„Schon aber steht Frankreichs Hilfsarmee bei Sutri", sagte der Herzog in hellem Eifer. „Francesco Gonzaga führt sie. Es wird vielleicht vor den Mauern Roms zum Kampf kommen; dann erst wollen wir uns entscheiden."

„Wenn es nur dann nicht zu spät sein wird", warf der Colonna vorsichtig ein.

„Spanien! Spanien! Ha, was hat sich Spanien erlaubt!" ergrimmte der Herzog. „Es drohte meinem Vater mit Konzil und Reform."

Prospero verdunkelte sein Antlitz. „Mußte Spanien nicht Euch grollen, wenn es sah, daß Ihr bisher nur an Frankreichs Seite standet? Sah, wie Ihr Neapel bedrohtet, wo es Rechte geltend zu machen hatte! Da wart Ihr nicht mehr sicher für Spanien."

„Und wer bürgt mir, daß ich Spaniens sicher sein kann? Ferdinand schützt nicht einmal seine eigenen Kardinäle mehr. Wie soll ich ihm vertrauen? Gebt mir Gewißheit, Colonna, daß uns ein Papst ersteht, den Spanien beschützt, dann will ich meine Truppen in spanische Dienste stellen."

„Wer kann dafür bürgen?" Prospero zuckte die Achseln. „Gonsalvo ist noch weit von Rom, und die verbannten Kardinäle kommen —"

Cesare sprang empor. „Wer sagt das?"

„So wißt Ihr's nicht?" fragte der Colonna erstaunt. „Riario und Sforza sind auf dem Weg. Einer aber, der Wuchtigste von allen, steht schon — in Ostia."

„Rovere?" fuhr der Herzog mit unverhohlener Angst auf.

„Guiliano della Rovere."

„Meine Truppen werden ihm den gehörigen Willkomm bringen. Der Tiber ist mit Wachen besetzt, wenn er Ostia betritt."

„Er hat es schon betreten, und Eure Truppen haben ihm den Weg freigeben müssen."

„Nein!!" Er packte den Colonna zähneknirschend bei den Schultern und hielt ihn im Sessel fest. „Was wißt Ihr davon?"

„Ich selbst habe ihm den Weg gebahnt."

„Teufel!" Der Herzog ließ den Feind los. „Das war Euer schlimmster Streich."

„Giuliano ist der stärkste Geist unter den Kardinälen. Und der einzige, der fähig wäre, unter ihnen Ordnung zu schaffen."

Cesare ließ den Kopf sinken. „Ja, mein Vater wußte, wen er verbannte. Es war ihm keiner so gefährlich wie dieser Mann mit der Eiche im Wappen."

„Man erwartet schon seit Tagen die Ankunft des Kardinals. Sein Palast bei San Pietro in Vincoli steht im Schmuck des Eichenlaubes, und man hat ihm seine geliebte Statue des Apollo vor das Tor gestellt, damit er gleich seine Freude habe."

„Warum habt Ihr Euch auf die Seite dieses Kardinals geworfen?"

„Weil er Orsini und Borgia gleich haßt."

„Das ist allerdings Grund genug." Cesare verbiß die Lippen. „Ihr habt ihn gesehen?"

Der Colonna nickte. „Ich sah den Mann mit dem ergrauten Haar und dem jünglingshaften Mut durch das Tor von Ostia reiten. Sein Auge flammt noch unheimlicher, und wenn er

denkt, spürt man, ohne daß er spricht, die Gewalt seiner Gedanken durch die Stirn."

Der Colonna saß in der Nähe des Fensters, durch das jetzt die Abendstrahlen fielen. Er fand es an der Zeit, aufzubrechen. „Hoheit, ich nehme Abschied."

„Lebt wohl", erwiderte Cesare dumpf.

„So geh' ich ohne ein Versprechen —? Ich rate Euch, Herzog, dringlich" — er dämpfte die Stimme —, „schließt Euch dem Ferdinand an, traut den Franzosen nicht, sie werden spanische Schläge kennenlernen, traut ihnen nicht — und eines noch, versöhnt Euch mit Rovere —"

„Was heißt das, Alter?"

„Daß er als Papst noch fürchterlicher sein könnte denn als Kardinal", sagte der Colonna.

Da fuhr der Herzog grimmig auf. „Nun schält sich der Knochen aus dem Fleisch. Rovere braucht mein Geld? So braucht er mich! Haha!" Und er öffnete die Tür und rief hinaus: „Der französische Hauptmann Bonplaquet mag kommen."

„Ihr wollt Euch, edler Herr —"

„— den Franzosen verschreiben mit Haut und Haaren, sie haben meine ersten Schritte in die Staatskunst gelenkt, sie sollen meine letzten, entscheidenden nicht mit ihren Flüchen begleiten."

„Ich wünsche, Hoheit, daß Ihr nie bereuen mögt, zur Unzeit so treu gewesen zu sein." Der Colonna verneigte sich tief, und der Herzog begleitete ihn wortlos zur Tür. Als er allein war, warf er sich in den Sessel beim Fenster und glättete die verfurchte Stirn.

Die Türflügel gingen auf, und Agapito meldete den französischen Hauptmann Bonplaquet.

In einer einzigen Nacht hatte des Herzogs Sinn eine Wandlung erfahren. Er rüstete sich, ohne daß die Kardinäle zu drängen brauchten, zur Abreise nach Nepi, wo die französische Hilfsarmee stand. Dort in der schützenden Nähe wollte er einen Tag der Rache abwarten.

Cesare Borgia hatte bittere Pillen zu schlucken. Sein Herzogtum in der Romagna begann zu wanken. Eine Unheilsbotschaft nach der andern langte ein. Rimini, Pesaro und auch Piombino waren vom Herzog abgefallen, als der Tod des Papstes verkündet wurde, und die verjagten Tyrannen witterten schon den Tag ihrer Rückkehr.

Und die vertriebenen Barone und Kardinäle von Rom waren auch schon im Begriff, in die Stadt zurückzukehren. Zuerst kam der schwer belastete Adriano da Corneto. In den Kleidern eines einfachen Landmannes ritt er auf einem Maulesel

in seine Villa ein. Der Jubel des Volkes, das ihn für seinen Befreier hielt, war groß, und wenn es zu wählen gehabt hätte, wäre er Papst geworden.

Im Nu warben die Kardinäle ein paar tausend Söldner, um einen Schutzwall in der heiligen Stadt zu haben und allen unangenehmen Überraschungen begegnen zu können.

Die Franzosen hatten mit der Entscheidung Cesares einen greifbaren diplomatischen Erfolg zu verzeichnen; sie hatten ihm das Versprechen abgenommen, wenn er zur Macht kommen sollte, die Wahl des französischen Kardinals d'Amboise zu unterstützen. Er hatte immerhin noch neuntausend Mann bei Rom und viel Fußvolk in Umbrien stehen, dann hatte er Geld in der Bank des Spannocchi, war ein glückgesegneter Feldherr und hatte Mut, List und Verschlagenheit als Begleiter.

In einer wolkenschweren Nacht trugen die getreuesten Romagnolen ihren Herzog in einer schwarzen Sänfte aus dem Vatikan. Die Gesandten Frankreichs, Spaniens und Deutschlands gaben ihm ein ehrenvolles Geleite bis zum Fuße des Monte Mario. In ganz Rom ward es kundgetan, daß bei Todesstrafe niemand dem Herzog Schaden zufügen dürfe.

Ein feiner Nebelregen ging nieder, als der Herzog in der Nacht auf dem Monte Mario stand und von dort noch einmal zurückblickte auf das ungetreue, wankelmütige Rom, das doch ein Abbild seiner selbst war. Über dem Dom von Sankt Peter braute ein Chaos von Dünsten, die Gassen des Borgo streckten sich wie leuchtende, gespenstische Würmer nach dem Tiber hin, denn in ihnen wogte das Volk bei Fackelschein. Würde er Rom wiedersehen? Dieses Rom, dieses heilige, ewige Rom, aus dem sein Vater und er die fürchterliche Stadt der Verbrechen gemacht hatten?

Cesare hatte heute noch den Exequien seines Vaters beigewohnt. Trauerlos, nur mit dem Gefühl schwerer Bitterkeit im Herzen, stand er an seinem schmucklosen Sarg. Er hatte für die verbrecherische Liebe des Vaters keinen Dank übrig, denn zu schwer belastete er dessen Gewissen mit der Schuld der bösen Erziehung.

Er sah sich um. Bei einer elenden Hütte lagerten die Sänften zweier Menschen, die ihn nach Nepi begleiteten. Seine Mutter Vanozza und sein jüngerer Bruder Jofré, dem er vor Jahren die Frau, die lüsterne Sancia, entwendet hatte, waren die einzigen Personen, die mit ihm durften und die nicht zu fürchten brauchten, ihm lästig zu werden.

Und noch eine Sänfte stand auf dem Monte Mario. Die des getreuen Kardinals Sanseverino. Dieser trat jetzt auf den einsam stehenden Herzog zu und wies auf die Fackeln hinab, die in dem Nebelgrau schwelten.

„Was ist das?" fragte Cesare.
„Giuliano della Rovere zieht heran zum Konklave. Er wird heute abend erwartet."
„Dieser Mensch wird bald der Herr Roms werden", sagte der Herzog mit gesenkter Stimme, durch die die Trauer und der Haß schwangen. Dann bestieg er die Sänfte. „Nach Nepi!" Die Fackeln scharten sich um seine Sänfte.

Zur selben Stunde zog der Kardinal Giuliano della Rovere durch die Porta Ostia in die Stadt. Frankreich hatte für ihn in einer römischen Bank zweihunderttausend Dukaten deponiert, damit seine Wahl zum Papst gesichert werde. Nach zehnjähriger Verbannung kehrte er jetzt zurück. Er ließ sich in seiner Sänfte in seine Titelkirche San Pietro in Vincoli führen, wo er sich vor dem Bronzerelief der Befreiung Petri in die Knie warf und sein inniges Dankgebet zu Gott emporhob. Draußen standen die neugierigen Römer, für die sein Name schon jetzt Ehre und Ruhm bedeutete. Hatte er doch die prächtigsten Bauten in Rom und auswärts aufführen lassen, als er noch ein junger Kardinal gewesen war. Die Denkmäler seiner Prunkliebe stachen jedem Rompilger in die Augen: Das Kloster und der Hallenhof von San Pietro in Vincoli, die Vorhalle von Santi Apostoli und das Kloster daneben, die wundertätige Madonna in Santa Maria del Popolo, der Colonnapalast, dann südlich von Rom die Abtei Grotta Ferrata mit den wunderbaren Zinnen und Türmen und die Tiberfestung Ostia inmitten des dunklen Pinienkranzes.
Als Rovere jetzt aus der Kirche trat, umarmte ihn plötzlich vor dem Portal der junge Kardinal Giovanni de Medici. Er war mit Rovere eines Sinnes betreffs des Hasses gegen die Borgia, mußte er doch vor vielen Jahren gemeinsam mit ihm nach Savona flüchten, um den Nachstellungen Alexanders zu entgehen. Sie tauschten wehmütige Erinnerungen aus.
Rovere war gealtert, aber seine tiefliegenden Augen sprühten noch das alte Jünglingsfeuer, und der monumentale Kopf saß noch immer in trotziger Wucht auf den Schultern, die starke Nase war nicht kleiner geworden, das gerötete Antlitz war belebt, unruhig, von fortwährenden Stürmen überbraust, und jede seiner Gebärden zeugte von der Heftigkeit seiner innern Regungen. Ein Kriegsmann, kein Kardinal! raunten sich die Römer zu, als sie ihn jetzt in das Tor seines Palastes schreiten sahen, wo er von dem Medici Abschied nahm.
Nun kamen Tage der Aufregung. Die Sonne hing wie ein Glücks- und Triumphzeichen über der ewigen Stadt. Sie leuchtete auch dem aus der Verbannung zurückkehrenden Kardinal

Ascanio Sforza, der mit einem Gefolge von Knechten dahergezogen kam wie ein echter Nimrod, der er war.

Als noch Riario, Colonna und Aragon aus dem Exil kamen, war das Kollegium vollständig, und man konnte mit der Papstwahl beginnen. Frankreich und Spanien standen sich im Konklave gegenüber. Frankreich hoffte mit der Person Cesares auch die elf spanischen Kardinäle auf seiner Seite zu haben. Spanien wieder wirkte durch Geld für seine Kandidaten de Castro und Carvajal. Aber der Haß der Römer gegen alles Spanische war seit den Borgia so groß, daß die spanischen Kardinäle die Hoffnung aufgaben, einen Spanier wählen zu können. Aber auch den Franzosen wollten sie ihre Stimme nicht geben. Mit siebenunddreißig Kardinälen im Kollegium wurde die Wahlkapitulation festgesetzt, nach welcher der neue Papst innerhalb zweier Jahre ein Konzil zur Reform der Kirche einzuberufen habe. Von Tag zu Tag änderten sich die Wahlaussichten. Bald schien Frankreich, bald Spanien, bald Italien zu siegen.

Alle Fibern waren aufs höchste gespannt. Bis tief in die Nacht lärmte das Volk im Borgo und auf dem Petersplatz. Es wurde ungeduldig und begann zu fluchen. Da befreite es an einem Septemberabend der Himmel von der Qual der Ungeduld und Neugierde.

Die Tore des Vatikans öffneten sich, und ein gänzlich unerhoffter Name brauste in den blutroten Abend hinein und über die Köpfe der dicht geknäulten Menge hin: Francesco Piccolomini!

Man traute seinen Ohren nicht. Es war, als hätte man das Volk betrogen. Der Name war wohl den Römern geläufig, den Mann kannte fast niemand. An den Namen hefteten sie ihre freundlichsten Erinnerungen, denn Aeneas Sylvius Piccolomini, der als Papst Pius II. vor vierzig Jahren gestorben war, hatte Rom mit Friede und Glück gesegnet, er war ein liebenswürdiger, das Schöne und Edle liebender Papst gewesen, und Rom trauerte an seiner Bahre, als er in Ancona gestorben war. Aber dieser zweite Piccolomini, der Neffe des Pius, den sie heute mit der höchsten Priesterwürde schmückten, hatte doch als Kardinal zurückgezogen und friedsam gelebt. Steinalt, lebensmüd, kraftlos, konnte er doch wahrlich nur als ein Übergangspapst gelten, auf den sich alle Parteien geeinigt hatten, um die Wahl einer Persönlichkeit zu vermeiden, um die gleich wieder der heftigste Kampf entbrennen konnte. Aber dieses Provisorium gefiel den Römern doch nicht recht. Und die übrige Christenheit wurde überhaupt nicht gefragt.

Über die alte etruskische Stadt Nepi krochen dicke Nebel vom Meer herüber, sie legten sich in die Schluchten, die die

Hochfläche einsäumten, sie hingen um die künstlichen und natürlichen Festungsmauern der Stadt und brauten um die dunklen Türme der Borgiaburg, die Alexander erneuert hatte.

Es war eine trübe Melancholie, die diese alte Stadt umspann. Eintönig brausten die kleinen Flüsse in den Schluchten ringsum, und auf den Hochflächen tönten die Hirtenflöten bei den glosenden Feuern.

Auf einer Terrasse der Burg stand der friedlose Herzog Cesare Borgia und blickte gegen den vulkanischen Krater von Bracciano, wo der See zu rauchen schien.

An sein Ohr drang ferner Trommelwirbel. Er kam aus dem Lager der Franzosen südlich von der Stadt, denn die Armee marschierte heute nach Rom. Er aber mußte bleiben. Francesco Gonzaga, der Marschall Ludwigs XII., wollte den Herzog nicht nach Rom mitnehmen, denn er hatte zuviel spanische Anhänger, die im geeigneten Moment zum Feinde überlaufen konnten. Cesare fand das Mißtrauen begreiflich. Nur die Söldnerführer Mirandola und Trivulzio durften sich der französischen Armee anschließen, so daß dem Herzog selbst kaum mehr als sechshundert Mann blieben.

Es war totenstill um Cesare Borgia. Wie anders war's doch vor drei Jahren, als hier seine geliebte Schwester Lukrezia höfische Feste feierte! Ihn fror. Drüben in einem Gemach warteten wohl Mutter und Bruder auf ihn, daß er mit ihnen die Cena nehme. Nirgends fühlte er sich wohl. Die Kinder schliefen schon, der kleine Rodrigo und die herzige Carlotta. Was sollte sein Gemüt auch mit Kindern anfangen? Er tändelte kaum mit ihnen. Noch eins fühlte er jetzt wie losgelöst von seinem Leibe abseits stehen in einem unergründlichen leeren Nichts. Das Mädchen mit der hilfreichen, liebenden Seele erstand wieder vor seinen Augen. Er labte sich an ihrer Gestalt, an ihrem Wuchs. Glich sie nicht einer hesperidischen Apfeljungfrau? Einer zarten Leda? Ja, in dieser dunklen Nacht der Gedanken erschien ihm selbst das Gold seiner Lukrezia neben dem nettunischen Haar zu verblassen. Ein rasender Schmerz ergriff plötzlich den Herzog, ihn, den im Schmerz so Ungewohnten. Oh, hätte er jetzt seine Söldlinge hinausschwärmen lassen können, um sie zu suchen, die ihm jetzt not tat. Er preßte die Fäuste gegen die Brust. Trank er wirklich aus eines Mädchens Liebe den ersten wahren Schmerz? Oder war es nur das Siechtum weher Erinnerungen, das ihn so peinigte?

In den Felsenspalten zu Füßen der Burg schlief schon die Finsternis. Cesare hörte den einsamen Schritt der Wächter im Torweg. Er wollte die dunklen Gedanken aus seinem Hirn reißen mit dem Gefühl seines Schmerzes.

In der Ferne wimmerte ganz schwach der Trommelschlag

der abziehenden Franzosen. Der Klang erhöhte sein Gefühl der Einsamkeit.

Da trat Jofré, sein Bruder, auf die Terrasse. „Neue Nachricht", sagte der stumpfsinnige Borgia ernst. „Die Tyrannen kehren zurück."

„Wer brachte es?" fuhr der Herzog zusammen.

„Bernardino ist von seinem Ritt zurückgekehrt. Urbino, Camerino, Sinigaglia haben sich zu ihren alten Herren bekannt, und Venedig hat Bertinaro, Fano und Monfiore besetzt."

Der Herzog erbleichte. Sein Kranz zerbröckelte, die Perlen aus dem Fürstenreif fielen einzeln aus. „Und Perugia?" fragte er angespannt.

„Die Baglioni feiern dort Freudenfeste. Und die Orsini und Savelli verjagen alle Borgiaanhänger in ihren Landschaften." Seine blöden Augen sahen ins Leere.

Der Herzog brach zusammen, schlaff hingen seine Arme herab. „So ist das Ende da!"

„Ich will schlafen gehen", sagte Jofré herzlos. Und er ging wie ein Stutzer mit elastischen Schritten in das Schlafzimmer.

„Bruder!" rief ihm Cesare nach. „Ich will — den Papst — um Gnade anflehen —"

„Tu das immerhin, es kann nicht schaden", schallte es aus dem Schlafzimmer heraus.

Da kroch der Stolz in dem gewaltigen Mann zusammen, und die Wangen fielen ein, als hätte ihn ein Fieber plötzlich gepackt. Und er schrieb bei Kerzenschein, daß er sehr krank sei und um die Gnade bitte, nach Rom zurückkehren zu dürfen. Das schrieb er an den friedseligen Papst Pius III. Noch in der Nacht galoppierte ein Reiter nach Rom.

Der Herzog legte einen Pilgermantel um und stahl sich aus der Burg durch eine Seitenpforte, deren Schlüssel er besaß, und ging in der düstern, schlafenden Stadt umher wie ein Schatten aus dem Hades. Es war seine Absicht, sich unter die Soldaten zu mengen, um ihre Wachsamkeit zu prüfen. Er tat's, um seine gräßlichen Gedanken der Verlorenheit zu brechen.

Als er durch eine Gasse ging, deren eine Seite eine lange Gartenmauer bildete, huschte plötzlich eine weibliche Gestalt über seinen Weg. Wie ein scheues Reh flog sie dahin. Es war tief dunkel. Dennoch hielt des Herzogs Fuß wie gebannt. Durch seinen Leib wälzte sich die Lava seines Blutes. Und plötzlich riß er sich aus der Lähmung und sprang in wilden Sätzen dem entflohnen Wild nach. Aber die Nebelnacht gab ihren Fang nicht her. Der Herzog lief in ein graues Nichts hinein — und stand plötzlich vor einer tiefen Schlucht. Da löste sich wie der Schrei eines brünstigen Hirsches ihr Name von seinen Lippen los: „Carmela!"

Und es hallte wie ein Feuerruf durch die triefende Nacht: Carmela!

Da tönte es ganz fern wie ein Geisterruf aus seligen Sphären: „Geliebter!"

Cesare sank in die Knie, als hätte ihn eine wilde Gebetssehnsucht niedergeworfen. Um ihn graute die Nacht, der nässende Nebel feuchtete um seine Stirn.

Am andern Morgen fanden ihn seine Soldaten im Pilgermantel weit draußen bei einer Felsschlucht auf einer alten umgestürzten Steintafel sitzen. Seine Stirn war blutig geritzt, als hätten ihn peitschende Dornen getroffen, das Gewand beim Knie zerrissen. Es schien, als wäre der Herzog auf einer wilden Flucht gefallen.

„Was ist dir, Bruder?" fragte Jofré, als die herbeigeholte Sänfte den Herzog in die Burg brachte.

„Es gehen — Geister — in Nepi um —", antwortete Cesare tonlos — „sie brechen mir das Genick — ich muß nach Rom!" Und er biß sich in die Lippen, daß der Purpur herabperlte.

Der alte neue Papst hatte ein sehr mitleidiges Herz, war ein mäßiger Esser und Trinker, wozu ihn auch sein partiarchalisches Alter verurteilte.

Eines Morgens baten elf spanische Kardinäle für den bedrohten Herzog Cesare Borgia. „Ich wünsche Cesare Borgia nichts Schlechtes, aber Gottes Gericht wird für ein schlimmes Ende sorgen", sagte Pius mit einer dünnen Heiligenstimme. „Er ist krank und verlassen und will in Rom sterben, sagt ihr? Nun denn, wie sollte ihm das mein Herz verwehren können."

Da machten die spanischen Kardinäle frohe Gesichter.

Und eines Tages — das Laub fiel schon ab, und aus den Schluchten von Nepi stiegen die Nebel zu den Burgzinnen empor — standen die Maulesel und Sänften vor dem Tor.

Auf der Hochfläche südlich der Stadt hielt der Herzog und blickte auf die grauen Mauern zurück. Er suchte das Bergland mit den Augen ab, und seine Seele sang leise ein Schwanenlied.

Mit einem Blick, der Moncada in die Seele traf, sagte er zu ihm: „Du bist Spanier. Ich traue dir dennoch. Du wirst in Rom meine letzte Stütze sein. Auf dir will ich mein zukünftiges Kriegsvolk aufbauen. Wir werden eine Verjüngung erleben, die Rom den Atem rauben wird."

Der Hauptmann dankte ihm. Aber sein Hirn bewegte schon insgeheim einen schmählichen Gedanken.

In tiefem Schweigen, wie ein düsterer Leichenzug, ging es über die vulkanischen Hügel gegen Rom. Die Sonne durchstach goldig die Nebel. Die Seitenhuten des Trupps jagten verdäch-

tiges Gesindel in die Büsche, und die Avantgarde spannte die Blicke nach dem orsinischen Gelände.

Der Herzog lange unversehrt in Rom an. Die päpstlichen Gesandten empfingen ihn sogar am Ponte Molle und wiesen ihm das Quartier im Palast des Kardinals von San Clemente an.

Dem Herzog wurden wunderschöne Zimmer zugewiesen, aber er fühlte sich nicht wohl in der Pracht und Herrlichkeit. Er sehnte sich nach dem Feldlager, nach Schwerthieb, List und Kampf.

Seine Kondottieri Moncada und Olorico standen vor ihm. Sie berichteten von dem Abfall der Romagna und der Wiederkehr der vertriebenen Gaetani.

Cesare hörte nur halb hin. Sein Hirn war traumbefangen.

Er trat zum Fenster. Über dem Borgo sichelte der Mond auf einem blaßgelben Abendhimmel. Ein Flaum weißer Wölkchen zerfloß im Zenit. „Ihr könnt gehen", sagte der Herzog.

„Noch eines, Hoheit. Orsini und Colonna haben sich versöhnt."

„Wie oft höre ich das schon. Laßt sie erst Taten vollführen, entsprungen aus der Kraft dieses Bündnisses. Ich glaube es nicht."

„Sie machen sich zur Tat bereit und wollen den Vatikan stürmen."

Cesare fuhr empor. „Woher habt ihr das?"

„Ein Orsiniknecht, den Rinaldo zu arg geprügelt, ist zu uns übergelaufen und hat uns den Plan verraten; man wartet nur die Krönungsfeier des Papstes ab, dann soll Rom in Aufruhr gebracht werden."

Cesare lächelte geringschätzig: „Geht schlafen, Kinder."

Die Kondottieri rasselten davon. Auf dem Gang blieben sie stehen und sahen sich an. „Es tut mir leid um ihn, aber was läßt sich machen?" sagte Moncada.

„Man muß tun, was er immer gemacht hat", antwortete Olorico. „Die Macht ist ein teurer Leckerbissen. Gonsalvo läßt alle Spanier in Rom anwerben. Wir sind Spanier, und wenn wir uns auch Cesare Borgia durch Handschlag und Vertrag —"

„Cesare und Handschlag!" lachte Moncada. „Denkt an Sinigaglia! Kommt, wir wollen bei Wein und Würfel einen guten Gedanken fassen."

Die italienischen Kardinäle schäumten. Von allen Seiten kamen Drohbriefe an den alten Papst, er möge Cesare wieder entfernen, Rom könne nicht früher ruhig schlafen.

Und Pius versprach, tat aber nichts.

Da handelten die Orsini.

An einem kalten Herbstabend, da ein wilder Boreas über die

Höhen Roms peitschte, drangen durch die Porta Nomentana die Haufen der tuskischen Orsini in die Stadt, geführt von Fabio und Renzo Orsini. Im Nu verbreitete sich die Schrekkensnachricht in den Gassen, durch die das Geheul der Kriegsknechte tobte. Die päpstlichen Söldner besetzten sofort die Engelsbrücke. Und Cesare flüchtete mit den Seinen in den Vatikan. Der Kampf entbrannte an der Brücke, und die Päpstlichen wurden zurückgedrängt. Die Bären stürmten durch die mondhell beschienenen Gassen des Borgo und lösten sich auf dem Petersplatz in breite Belagerungsketten auf.

Durch die buntfarbigen Massen drängte in der Nacht ein Mönch. Er hatte in Santa Maria in grotta pinta im Gebiet gelegen und die Nacht abgewartet. Nun schlich er sich mit geschmeidigen Gliedern durch das Gedränge, über das die Fackeln gespenstische Lichter warfen. Beim Vatikan traf er die dichten Massen der ringenden Söldner. Nun trafen auch noch die Colonna auf dem Kampfplatz ein. Die beiden Geschlechter reichten sich für kurze Zeit die Hand, um den gemeinschaftlichen Feind in ihre Gewalt zu bekommen.

Bald züngelten durch die windgepeitschte Nacht die Flammen. Der Mönch drückte sich zwischen den ringenden Leibern durch und hielt sein Kreuz mit dem Rosenkranz in die Luft. Das hielt ihm Schläge und Schwerthiebe fern. Er sah das Tor des Vatikans von dem dichten Gewoge der päpstlichen Hellebardiere verschlossen. Sein Herz bebte. Aber er stemmte sich mit den schwachen Armen durch die wutentfachten Krieger durch und gewann bald Boden unter den Füßen. Die braune Franziskanerkapuze drückte er fest in die Stirn und um die Ohren, daß sein bleiches Gesicht nur verstohlen daraus hervorleuchtete. Beim Vorwärtsschleichen packte ihn einer der Papstknechte beim Nacken. Aber der Kuttenbruder schrie nicht, sondern hielt ihm nur das Kreuz unter die Nase. Da warf sich der Riesenknecht in die Knie, und der Franziskaner sprang behend in einen neuen Haufen Kämpfer, wo sich sein Kreuz abermals den Weg bahnte. Und bald stand er beim Tor.

Aus den Borgogassen schlugen die Flammen. Dort hausten die Orsini wie grimmwütige Skythen. Fabio ritt durch die Gassen auf seinem brandroten Fuchs und hieb rechts und links Borgialeute nieder wie Halme. Er wollte den Augiasstall Roms von den Stieren reinigen. —

Im Vatikan stand Cesare Borgia gerüstet und behelmt in dem Zimmer der Sibyllen. Durch die offene Tür sah er die versammelten spanischen Kardinäle, die auf ihn warteten. Er trat zu ihnen hinaus. Da kam ihm Romelino entgegen. „Hoheit, Seine Heiligkeit ist in größter Sorge um Euch. Fabio Orsini hat geschworen, Euch in die Hände zu bekommen —"

„Hundemeute!" sagte Cesare verächtlich. „Moncada und Olorico heran!"

„Hoheit — sie können — nicht kommen —", meldete der Kardinal mit zitternder Stimme.

„Sie sollen die Via Alexandrina aufgeben und sich hierher ziehen —"

„Sie sind — oh, Hoheit —"

„Was seht Ihr mich so an?"

„Sie sind vor zwei Stunden übergegangen — zu Gonsalvo — der alle Spanier zu den Waffen rufen ließ."

Der Herzog bekam ein Leichengesicht. Sein Auge nahm einen schreckhaften Glanz an, langsam erhob er die Hände zum Himmel, und seine Fersen hoben sich vom Boden, es sah aus, als wollte er die ganze schwere Gestalt von der Erde weg in die ewige Höhe reißen. „Gott!" rief er heiser, von furchtbarem Weh durchschüttelt.

Da rüttelte der Herzog seinen Panzer zusammen, daß sich zwei Spangen an den Armen lösten. „Moncada und Olorico! Eurer Augen klares Licht sei verflucht! Wer befiehlt meine Mannschaft jetzt?"

„Niemand, Hoheit, denn —" Romelino konnte nicht weitersprechen.

Der Herzog starrte ihn an. Dann wiederholte er leise, vom Schrecken der Ahnung gestreift: „Wer — befiehlt — meine Mannschaft?"

Da raffte sich der Kardinal Sprata zur Antwort auf: „Auch die Mannschaft hat Euch verlassen — bis auf siebzig Mann."

D'Amboise trat heran, um den Herzog zu stützen.

Aber der eiserne Wille des vom Schicksal Gezeichneten trieb die Nerven zu verzweifelter Wehr an. Er sah die Kardinäle der Reihe nach mit einem toten Blick an. Dann löste er langsam die Brustschienen seines Harnisches, öffnete die Kinnspange und befreite sich von dem Achselstück, so daß die Rüstung klirrend von seinem Körper fiel. In gespannter violetter Gewandung stand die schöne Kraftgestalt da, an der Gift und Seuche und Unheil vergebens gearbeitet hatten. „Die Ratten verlassen das Schiff", sagte er leise. „Öffnet die Tore!" fuhr er dann in gellender Wut auf. „Laßt Orsini und Colonna anstürmen gegen dieses verpestete Herz, nach dem die Geier stöhnen, gegen dieses Herz, das die ganze Welt zwingen wollte und nicht ein einziges Herz gewinnen —" Da hielt er wie betäubt inne. In seine Herzzerrissenheit blutete die Liebe eines Weibes hinein.

Von unten herauf tönte das Heulen der ringenden Soldateska. Die Kardinäle sahen einander verzweifelt an. Sollten sie ihn ausliefern? Sie huschten zu ernstem Rat zusammen.

Da trat der Herzog erregt zu ihnen. „Wollt ihr mich verraten oder mir helfen?"

Juan Vera, der einstige Haushofmeister Cesares, riß sich aus dem Kreis der unruhigen Purpurschleppen los.

„Was willst du?" rief Cesare.

Der Kardinal warf sich den andern, die ratlos dastanden, entgegen. „Kardinäle, vom Vatikan führt ein unbedeckter Gang nach der Engelsburg, wir bringen den Herzog vorerst dorthin, die Soldaten dort sind ihm treu, der Vogt Nicastro uns ergeben —"

„Aber der Gang ist unter dem Feuer der Orsini", warf Sprata ein.

Da kam Sanseverino hereingeeilt, auf dem Arm ein Mönchsgewand. „Hoheit — werft dieses Kleid um — es wird Euch schützen — doppelt schützen —" Sein Auge leuchtete glücklich.

„Wer gab Euch das?" fragte der Herzog. „Was soll das?"

Vera ermunterte ihn. „Fragt nicht lange. Es ist ein Zeichen Gottes, Ihr könnt fliehen, dieses Gewand und das Kreuz Gottes schützt Euch."

„Bei San Michele! Wer gab Euch das?"

„Auf die seltsamste Art kam es in die Hände eines Söldners beim Tor. Ein Mönch schlich sich an ihn heran und beschwor ihn, ihn zum Herzog zu führen. Der Kriegsmann lachte und wehrte den närrischen Kauz ab. Da riß sich dieser die Kutte hier vom Leib, und ein junges Mädchen stand vor den bestürzten Augen des Knechtes —"

„Sanseverino!" gellte des Herzogs Schrei.

„Sie drängte ihm das Gewand auf und sagte: ‚Gebt dies dem Herzog, schnell, schnell, er möge fliehen darin, er wird wissen, woher es kommt.' Und warf das Gewand in die Hände des verblüfften Soldaten und rannte davon. Ich kam gerade, als der rote Rock gegen den Sankt-Peters-Dom hinflatterte." Sanseverino schöpfte Atem.

Der Herzog stand starr. Dann griffen seine Finger zärtlich über das Mönchsgewand. Und plötzlich neigte er den Kopf, wie von einer höhern Macht getrieben, auf das Tuch herab und küßte es wie eine heilige Reliquie.

Um den mächtigen Quaderrundbau des einstigen Grabmals Hadrians, von dessen Höhe jetzt der Bronzeengel mit dem Schwert leuchtete, blitzten die Farben der Orsini und Colonna. Zwei Rundtürme lehnten sich an das Kastell, von deren Zinnen die Burgwächter täglich den Morgen ausriefen. Alexander hatte noch vor wenigen Jahren die Engelsburg stark befestigt und die große Straße, die seinen Namen trug, von dort durch den Borgo nach dem Vatikan führen lassen. Diese war nun

von Feldzeichen, Panzern und buntfarbigen Wämsern grell durchleuchtet und durchblitzt. Alle Barone hatten sich zusammengetan, um den Belagerungsring zu verstärken.

In einem der Pinturicchiozimmer marterte sich Cesares Geist mit den Erinnerungen ab, die die Bilder an den Wänden in ihm auslösten. Da äugte ihn das Bildnis seines gemordeten Bruders, des Herzogs von Gandia, an, und gegenüber glühten die geheimnisvollen sündigen Augen der Lukrezia Borgia. Auch sein eigenes Antlitz, von Pinturicchio ins Heldenhafte verklärt, sah ihn wie ein schlechtes Spiegelbild an. Cesare hatte schreckliche Träume in diesen Tagen, da er sich glücklich in die Engelsburg geflüchtet hatte. Der eiserne Ring mußte endlich zum Sturmring werden, oder der Hunger mußte ihn zur Kapitulation zwingen.

Und während Rom in Kampf und Zwiespalt und Not lag, bereitete sich Pius III. auf sein Ende vor. Der Mann, der vor kaum einem Monat zur höchsten Würde berufen worden war, brach unter der Last dieser Ehre zusammen.

Genau zwei Monate nach Alexanders Tod war der Stuhl der Christenheit abermals verwaist. An diesem herbschönen Oktobernachmittag drang es bis in das Kerkerzimmer Cesares: Papst Pius ist nicht mehr. Und die Sonne brannte wie ein hehres Totenfeuer, als das Abendgold die friedsamen Züge des Papstes auf der Bahre verklärte.

In Pius hatte Cesare den letzten Beschützer verloren. Aber er ergab sich nicht; trotz den Schrecken, die um ihn ihre Netze spannten. Er erwartete den neuen Mann, der sich die Tiara erkaufen wollte, mit Ungeduld und wenig Hoffnung. Und im Volk sprang ein Name von Lippe zu Lippe, der wie Sonnenschein in die verdüsterten Gemüter brach, er gab den Schwankenden ein Rückgrat, riß die Zaudernden mit, belebte die Hoffnungslosen und wurde zur Devise für das zukünftige Konklave. Der Name band Adel, Menschlichkeit und Kraft zu einem schönen Strauß zusammen, und er hieß: Giuliano della Rovere.

Und es geschah wieder ein Wunder in der ewigen Stadt. Rovere, der Feind der Borgia, der von ihnen vertriebene Kardinal, besiegte seinen Feind Cesare durch unerhörte Gnade und Großmut. An einem Sonntag versammelte der finstere genuesische Kardinal die spanischen Kardinäle um sich und ließ Cesare Borgia aus der Engelsburg unter sicherm Geleit kommen. Und nun setzten diese Männer alle eine Wahlkapitulation fest, nach welcher Cesare abermals Gonfaloniere der Kirche werden sollte, wenn er und seine spanischen Kardinäle dem Genuesen Rovere die Stimme geben wollten bei der Wahl. Hierbei ließ letzterer ein Dokument zirkulieren, in welchem

eine Zahl von einhundertfünfzigtausend Dukaten eine gewisse Rolle spielte. Darauf erheiterten sich die Gesichter der Kardinäle ganz merklich. Am selben Abend bestach Rovere auch noch den Franzosen d'Amboise und den Mailänder Ascanio Sforza. Die italienischen Kardinäle aber standen ganz von selbst auf der Seite des geistesgewaltigen Mannes, der auch sonst eine starke Hand versprach.

Und nun geschah das Wunderbarste. Diesem unter den glücklichsten Auspizien auf die Welttribüne steigenden Mann fügten sich unter dem Druck der fremden Mächte sogar die Orsini und Colonna. An einem warmen Herbstmorgen sah man den Belagerungsring in Bewegung geraten, und die Fähnlein schwenkten über die Engelsbrücke in das Marsfeld und nach der Via Flaminia ab, grellfarbige Haufen wälzten sich nach den Nord- und Südtoren zu und verließen das arg bedrängte Rom.

Mit fünfunddreißig Kardinälen zog Rovere am letzten Oktobertag in das Konklave im Vatikan. Er saß in der Sixtinischen Kapelle in seiner Wahlzelle unter dem Bilde der Schlüsselübergabe des Perugino. Es schien ihm eine gute Vorbedeutung zu sein. Nach wenigen Stunden hatte Rom seinen Papst, und am Allerheiligentag, als die rotglühende Sonne über dem Quirinal aus einem schwerverballten Gewölk hervorbrach, wurden die Pforten aller Kirchen weit geöffnet, und Herolde und päpstliche Kommissare verkündeten dem ungeduldigen Volke den Namen des neuen Papstes aus dem stolzen Geschlecht der genuesischen Rovere: Julius II.

Die Kardinäle waren nicht überrascht. Aber Frankreich und Mailand zitterten doch vor Neid. Und man erzählte sich gleich ein Histörchen über diesen kaum gewählten Papst. Als nämlich der Kardinal Sanseverino ihm vorhielt, daß der Name Julius unter den Päpsten nie eine Bedeutung gehabt hätte, sollte Rovere geantwortet haben: „Dann soll er sie durch mich erlangen."

Durch die Straßen hallte der Ruf: Habemus Pontificem!

Der venezianische Gesandte aber schrieb noch an demselben Tag an seinen Dogen: „Es gibt keinen Unterschied zwischen Papst- und Sultantum. Die Würde erhält der Meistbietende."

Cesare Borgia begann zu hoffen. Mit seiner Hilfe wurde ja Rovere gewählt. Er vergaß, daß die Menschen seiner Zeit von ihm gelernt haben könnten und daß, was für ihn Maxime geworden war, auch für sie gelten konnte. Er glaubte an die Ehrlichkeit einer Versöhnung mit dem Papst. Untreue, Unversöhnlichkeit, Undankbarkeit und List, die Kerne seiner Politik, mutete er dem Feinde nicht zu.

Durch die Gnade des Papstes übersiedelte Cesare Borgia

wirklich an einem Oktobertag in den Turm der Borgia im Vatikan. Der Papst gab ihm sogar die Erlaubnis zu einem bescheidnen Hofstaat. Der Bannerträger der Kirche mußte doch einigen Prunk entfalten dürfen. Und eines Tages durfte Cesare vor Julius sogar in höchst eigner Person zur Audienz erscheinen. Zum erstenmal wollten die zwei eigenartigsten Männer ihrer Zeit einander gegenüberstehen, äußerlich versöhnte Feinde, innerlich von Mißtrauen und Groll erfüllt.

Julius wohnte in den Gemächern über den Zimmern Cesare Borgias.

In seinem Triklinium, wo Perugino vorherrschte, empfing der Papst den geschlagnen Gonfaloniere der Kirche.

Der Papst hatte für heute große Audienzen angesagt. Seinen Liebling Alidosi hatte er zum Schatzmeister und Erzbischof von Malta ernannt, seinen treuen Anhänger Caraffa, der eben aus Neapel kam, wollte er wiedersehen, Adriano da Corneto hatte sich gemeldet, und Costa und Conti wollte er mit Ehren überhäufen. Und seinen Baumeister Sangallo wollte er ebenfalls empfangen, um mit ihm über den bevorstehenden Krönungszug zu sprechen.

Eben hatte der Papst den venezianischen Gesandten Giustiniani in Arbeit.

„Der Doge scheint zu vergessen, daß die Romagna ein Kirchengut ist", sagte der Papst mit unterdrücktem Grimm. „Ich habe ihn durch meinen Nuntius Leonini daran erinnern lassen, aber man scheint meine ruhige Sprache nicht hören zu wollen."

Der kleine, etwas schief gewachsene Venezianer verbeugte sich tief vor dem Papst, aber er wagte zu widersprechen. „Uns dünkt, daß die Romagna weniger für die Kirche als für das Haus Borgia erobert wurde."

„Das Haus Borgia existiert als herrschendes Haus nicht mehr, der Papst nahm das Land für die Kirche", entgegnete der eigenwillige Julius. „Und ich habe die Absicht, zur Bekräftigung dieser Tatsache den Herzog Cesare Borgia selbst als Vikar dahinzusenden. Ich glaube, daß die Venezianer seine Hände fürchten werden."

Giustiniani verneigte sich abermals verbindlich. „Für die Furcht der Venezianer vermag ich keine Garantien zu geben", sagte er mit feiner Ironie. „Aber ich will versuchen, die Signoria von Venedig zu überzeugen, daß die Romagna ein Kirchenland sei."

Der Papst schlug mit dem Stock auf den Boden. „Sie ist ein Kirchenland. Diese Venezianer! Immer haben sie ihre Hand dort, wo Gold und Frucht winkt. Mäkler und Krämer seid ihr! Euer Ruhm liegt in den beladnen Schiffen, die von Alex-

andrien, Kleinasien und Konstantinopel kommen. Was kümmert sich Venedig um Italien, um den Papst? Kann man Venedig als Bundesgenossen trauen? Es will ja sein Geld nie aus dem Handel ziehen, weil es dort mehr verdient als bei der Kriegsführung. Ihr seid nichtswürdig in eurer Geldgier."

„Man weiß es, daß Eure Heiligkeit Venedig nicht sehr ins Herz geschlossen haben", sagte Giustiniani leicht lächelnd.

„Wer kann in Kaufmannsnaturen verliebt sein", brummte Julius. „Klugheit, Rechtsgelehrsamkeit, politischen Sinn kann man euch nicht ableugnen. Aber der Kaufmann schlägt alle diese Tugenden tot. Habt ihr ein Gefühl für das italische Land? Nein, nur für eure Stadt. Ihr lacht euch ins Fäustchen, wenn Italien sich zerfleischt. Ihr seid das Gegenstück zu Cesare Borgia, ach, ich vergaß — der Herzog wartet." Er verabschiedete den dreisten Gesandten mit einem kalten Blick.

Seine starke Stimme rief nach Alidosi, dem Sekretär. „Ich lasse den Herzog bitten", sagte er, als jener in der Tür erschien. Dann ordnete er sein weißes Gewand und legte den Schmuck beiseite, den ihm der Goldschmied Romano zur Ansicht übersendet hatte.

Die Türflügel öffneten sich weit. Die Gestalt des Herzogs, ganz in Weiß gekleidet, trat in das Halblicht des Zimmers.

Der Papst erhob sich rüstig, wiewohl ihm gestern ein Gichtanfall arge Schmerzen bereitet hatte. Sein tief in der Höhle liegendes, klares Auge, das schon eine weiße Braue überdachte, schien lebhafte Freude an der Reckenhaftigkeit zu haben, die da anscheinend ungebrochen vor ihm stand. Nun ließ sich der Herzog aufs Knie nieder und küßte dem Papst Fuß und Hand. Dieser erhob den Knienden und drückte ihm einen väterlichen Segenskuß auf die Stirn. „Pax tecum!" sagte er mit großer Herzlichkeit.

„Allerheiligster Vater, ich komme für die Gnade zu danken, die mir die früheren Gemächer meines in Gott ruhenden Vaters anwies und die mir das Amt als Bannerträger der Kirche bestätigte." Es klang gedrückt und leise.

Über des Papstes Gesicht flog ein freundlicher Schimmer. Er achtete den feurigen Mann, den das Unglück so hart bedrängt hatte, achtete den tapfern Gegner in ihm, den man nur vorsichtig zum Freunde machen konnte. Julius überdachte im Flug seine eigne Jugend. War sie denn frei von Schuld und Verbrechen? War er nicht auch als Bischof von Bologna den Lüsten verfallen gewesen? Hatte er nicht auch geschwelgt, bestochen, Feinde gehaßt, politische Ränke ersonnen? Hätte er damals, wenn er Cesares Macht gehabt hätte, viel anders gehandelt? Hatte er nicht als Kardinal die Städte Spoleto und Castello geplündert? Hatte er nicht fast alle Einwohner nieder-

metzeln lassen? Oh, er mußte sich stark an die Brust klopfen, bevor er diesen Elenden vor sich verdammte.

„Ihr habt wohl mit Genugtuung Besitz genommen von diesen Gemächern?" fragte der Papst sanft.

„Es weht viel Trauer von den Wänden auf mein geknicktes Herz, aber ich versuche, mit dem Guten, das auch in jenen Räumen ausgedacht wurde, das Leid zu schlagen."

„Das Gute?" fragte der Papst mit etwas Zweifel im Ton. „Es wird einem weh ums Herz bei dem Gedanken, daß man sich sehr anstrengen muß, in dem Leben des verblichenen Papstes das Gute zu suchen."

„Allerheiligster Vater, ich bitte Euch, meine kindlichen Gefühle nicht zu schonen und rücksichtslos Abrechnung zu halten und die Wunden aufzudecken, die Alexander VI. Rom schlug." Der Herzog sprach kühl, als empfände er nicht die geringste Regung bei der Erinnerung an seinen Vater.

„Ich denke, es ist besser, man läßt diese Wunden bedeckt", versetzte der Papst. „Man kann Euerm Vater wenigstens eine Entschuldigung zubilligen, er hat Euch geliebt und wollte sein Haus groß machen. Daß es außer Euch und seinem Hause noch eine andre Welt gab, die geordnet und beglückt sein wollte, vergaß er über dieser selbstsüchtigen Liebe. Ich erinnere mich eines Pasquinospruches: ‚Viel Köpfe, die beißen, hat die Hydra, doch deine Kinderköpfe, Papsthydra, beißen nicht, aber sie verschlingen Rom."

„Ja, es ist wahr", sagte Cesare freimütig, doch las der Papst keine Reue in seinem Antlitz.

„Was galt euch Rom und die Kirche?" fuhr der Papst in seiner Abrechnung fort. „Rom war eine prunkvolle Dekoration für die Ruhmsucht Alexanders, die Kirche ein gefällig Werkzeug für Eure Dekorierung."

„Man kann von dem Feinde meines Vaters kein besseres Urteil erwarten", sagte Cesare verletzt.

„Wärt Ihr dem Manne Freund, der Euch vertrieben? Alexander verstieß mich gleich nach seiner Wahl, zu der ich ihm geholfen. So mußte ich nach Frankreich flüchten, das mir in der Seele verhaßt war, ich mußte wider mein Gewissen den König bestürmen, Euern Vater abzusetzen, ich haßte euch Spanier und rief die Franzosen ins Land." Er hielt inne. Seine weiteren Gedanken über die Franzosen konnte er dem Manne nicht verraten, der sich eben mit ihnen verbündet hatte. „Schon einmal streckte ich Euch die Hand in Frankreich entgegen zur Versöhnung; nehmt sie nun ein zweites Mal, und ehrlicher als damals. Seht, dieser Händedruck ist auch zugleich ein Dank" — wieder lächelte der Papst kaum merkbar — „denn Ihr habt mir, ohne es zu wollen, Gutes getan."

Der Herzog blickte erstaunt seinem Herrn ins Gesicht.

„Ihr verjagtet die kleinen Tyrannen, um einen großen an ihre Stelle zu setzen. Ich habe jetzt freie Hand und danke Euch für die Arbeit, die Ihr statt für Euch für mich getan. Seht, im Grunde ist es doch gut, daß Ihr rechtzeitig Unglück hattet, sonst wäre Italien unglücklich gewesen. Denn mit einem König der Romagna hätte sich Cesare nicht begnügt. Er wollte sich groß wissen, nicht sein Volk. Mein Ruhm soll nicht mir, sondern dem Vaterland, der Kirche dienen."

Cesare senkte das Haupt. Er fühlte, daß dieser Mann ein Recht auf ehrlichen Haß hatte, und sah nun den Boden unter seinen Füßen wanken. „Es ist wahr, was Ihr sagt, allerheiligster Vater. Ich ließ mich durch meine Jugend, meinen Ehrgeiz, meine Erziehung, meine Leidenschaft verleiten —"

„Und noch durch eines", unterbrach ihn der Papst. „Die Hälfte unsrer Erfolge bestimmt das Glück. Ihr hattet viel, sehr viel Glück. Ihr habt das Glück auf dem Grundstein böser Taten erbaut, wie sollte es da ein dauernder Bau werden?"

„Mein Sullatraum ist zerronnen", sagte Cesare kleinmütig.

„Ja, Ihr träumtet hoch", spottete der Papst. „Nun müßt Ihr schon so freundlich sein, Euch mit dem Generalkapitän der Kirche zu bescheiden."

Cesare Borgia war tief beschämt. Er beugte sich nieder und küßte das Rubinkreuz auf des Papstes Pantoffel. Und er bewunderte es, daß dieser Mann, der aus einer armen Fischerfamilie stammte, mit so königlicher Gebärde Großmut zu üben wußte.

„Ihr habt eine kleine Tochter außer der Ehe — Carlotta, nicht wahr?" fragte der Papst unvermittelt.

„Sie hat mit mir Flucht und Elend mitgemacht", nickte der Herzog.

„Ich könnte an eine schöne Rehabilitierung Eures gebrochenen Hauses denken. Mein junger Neffe Francesco Maria Rovere, jetzt dreizehn Jahre alt, soll Stadtpräfekt von Rom werden. Eure Tochter und er könnten ein schönes Paar werden."

Des Herzogs Antlitz überflog ein heißes Rot. „Allerheiligster Vater — diese unverdiente Gnade —"

„Soll sich erst auswirken, wenn Ihr mir Beweise Eurer Dienstfertigkeit, Eurer vollkommenen Reue gegeben habt."

„O übervolle Gnade!" rief der Herzog verwirrt. „So empfing einst der König von Neapel seinen Feind Lorenzo de' Medici statt mit Schwerthieben mit Gnade! Oh, ich will meine Jugend begraben, meine Vergangenheit, mein bisheriges Leben."

„Versprecht nicht zuviel, auf daß Ihr weniger zu halten braucht."

„Ich bitte um eine größere Aufgabe", sagte Cesare herz-

bedrückt. „Schickt mich wieder in die Romagna! Meine spanischen Vögte halten mir noch immer die Burgen Forli, Cesena, Imola und manche andre. Sendet mich hin, ich liefre Euch die Burgen aus, wenn Ihr mich dort zum Herzog ernennt.“

„Herzog der Romagna?“ stutzte der Papst. „Auf diesem Untergrund des Titels könntet Ihr leicht Basteien bauen, die mir gefährlich werden können. Seht mir in die Augen, Herzog! Habt Ihr mit — Florenz verhandelt?“

Cesare zuckte zusammen.

Der Papst fuhr grimmig auf. „Ihr habt verhandelt. Macchiavell war bei Euch. Florenz soll Euch Truppen geben, daß Ihr leichter die Romagna erobern könnt. Ihr habt Michelotto mit seinem Heerhaufen in Rocca Soriana heimlich Befehl gegeben, nach Florenz aufzubrechen.“

Der Herzog senkte den Kopf. Der Papst hatte ihm ins Herz gesehen.

„Hinter meinem Rücken wolltet Ihr auf Eure Art in der Romagna Ordnung schaffen, um meinen Kirchenstaat in Unordnung zu bringen!“ Des Greises Lippen vibrierten im Zorn. „Es ist gut, daß dies alles vor unsrer Unterredung geschehen. Der hinterhältige Sinn ist so noch zu entschuldigen, doch wäre es recht gewesen, Ihr hättet jetzt in Eure Reue auch diese Schuld noch aufgenommen. Keinen Hinterhalt mehr, Herzog! Versprecht mir, nicht mehr den Ehrgeiz über mich hinwegzuspannen, nicht aufwieglerisch das Land zu durchstreifen, nicht mehr Eroberungsgedanken zu hegen, sondern ein treuer Vasall der Kirche zu bleiben.“

Der Herzog wußte, betrog er jetzt wieder, dann war sein Schicksal besiegelt. In die Hand dieses Herrn von Rom mußte er das heilige Gelübde seiner Wandlung legen. „Ich will!“ sagte er mit überströmender Wärme.

„Nun ist's an Euch, es auch zu können! Geht nach Livorno. Erwartet dort die Hilfstruppen von Florenz, dann eilt mit ihnen nach Faenza und schafft Euch dort eine Basis für die Eroberung der — venezianischen Städte.“

Der Herzog strahlte. Der Ehrgeiz des Feldherrn brachte sein Blut in Wallung. Er sah sich an der Spitze neu gemieteter Scharen über den Apennin ziehen, er hörte den Willkommsruf seiner Romagnolen, die jetzt aufs neue unter dem Druck der alten Tyrannen seufzten oder Venedigs Zwingfaust im Nacken spürten, und er sah Fortuna lächeln. Er vergaß seinen Vertrag mit den Franzosen und den Haß der Colonna und Orsini, und er vergaß sein eignes Herz, das er entdeckt zu haben glaubte in der Zeit wildester Verzweiflung.

Der Papst hatte dem strahlenden Herzog den Salvacondotto

überreicht, der ihm nach Ostia und Livorno freies Geleit geben sollte.

Als sich die Tür hinter Cesare Borgia geschlossen hatte, versank der Papst in tiefes Sinnen. Das Schicksal dieses Menschen bewegte sein Gemüt. Er hatte ihm den Weg zum Glück geebnet. Wird er ihn reinen Herzens betreten? Wer mit dir rechnet, Borgia, rechnet unsicher. In eines Kaufmanns strengem Kalkül würde dein Posten ein Fragezeichen bekommen. Lohnt es sich, im großen Plan der Neugestaltung meines Kirchenreiches mit deiner unerfreulichen Kraft zu rechnen? Wär's nicht besser, wenn ich, der Erfahrung an dir müde, den Stab über dich breche und dich deinem verdienten Schicksal überlasse? Wir beide haben Tatendrang, Kühnheit der Pläne, Großzügigkeit der Gedanken. Aber auch unser beider Wille strebt nach demselben Ziel: der Erste in Rom, in Italien, in der Welt zu sein! Hat Rom Platz für zwei solche Geister wie wir? Wehr dich, Herzog! Ich kann nicht zum Schurken an dir werden. Die Rovere haben nie gemein gehandelt. Eines ist gewiß: sowie ich deine List und Tücke sehe, fall' das Beil, das meine Vorsicht über deinem Haupte hält. Ich hab' dir Wahrheit gegeben, gib du sie mir auch. Was selbst dein Vater an mir, seinem Feinde, schätzte, war die Geradheit. Weh dir, wenn du mir schlecht lohnen solltest, daß ich dir Wahrheit gab. Ich danke dir die Tiara, es ist wahr, denn deine spanischen Stimmen hoben mich auf den Thron — weil sie nicht anders konnten, das Volk hätte sie sonst hinweggeweht. Doch darfst du mir den Dank nicht fordern, indem du den Erhobnen stürzen willst. Weh dir, wenn du im Glück nicht deines Glückes Meister zu werden gelernt hast!"

Evviva il Papa! Wie tönende Flammen wälzte es sich durch die Straßen und entzündete alle Gemüter.

Der Petersplatz lag in den Glutfarben des Südens. Buntbewegte Kirchenfahnen flatterten über den Häuptern der dicht gedrängten Menge, die den Krönungszug des Papstes sehen wollte. Grell blitzte, blinkte und funkelte das Gewoge von Gewändern, Baretten, Federn, Fahnen, Teppichen, Blumengewinden und Waffen unter dem türkisblauen Novemberhimmel, in dem die stillen weißen Wölkchen wie liebliche Girlanden dahinschwebten. Das Leuchten der Farben verdichtete sich vor den Stufen der Peterskirche zu einer schimmernden Gloriole, denn dort standen das Heer der Kardinäle und Prälaten, die Gesandten der Mächte, der päpstliche Hof und die Barone von Rom in den Farben ihrer Geschlechter rings um den Thronsessel des Papstes, den die feierlichen Bewegungen der zeremonierenden Priester bald verhüllten, bald den Blicken des

Volkes freigaben. Aus dem Innern der Kirche quoll leise der Hymnengesang der päpstlichen Knaben, getragen von dem schmelzenden Ton der Geigen und Violen. Unter dem Baldachin, von Glanz und Licht umsponnen, saß Julius II. Jetzt nahm ihm der Archidiakonus die bischöfliche Mitra ab und setzte ihm das fürstliche Regnum, die wunderbare Tiara auf, das schöne Geschenk des Kaisers Konstantin an Papst Sylvester. Dann ertönte des Diakonus klare Stimme, die des Papstes Krönung in die Worte kleidete: „Nimm die Tiara hin und sei des eingedenk, daß du der Vater der Fürsten und Könige, der Regent der Welt, auf Erden der Vikar unseres Heilandes Jesus Christus bist, dessen Ehre und Ruhm währet in alle Ewigkeit." Die Priester traten beiseite und gaben die Majestät und Glorie des Papstes dem Volke Roms frei.

Auf dem Untergrund goldner Dekorationen hob sich seine hehre Gestalt wie ein Gesandter aus göttlichen Sphären empor. Der schöne Patriarchenbart verklärte die Ehrwürdigkeit seiner Erscheinung, sein Auge blitzte wie in Kraft und Jugend, und als er sich nun feierlich erhob, glaubte man, ein Tempel setze sich in majestätische Bewegung. Da schritt er nun, der Typus des Tatmenschen, zwischen Weihrauch und Blumen die Treppe hinab, und mancher Römer fühlte schon jetzt, daß diese Symbole des Friedens zu seiner königlich stolzen Gestalt und Haltung nicht passen wollten und daß ein Spalier spiegelnder Panzer und blitzender Hellebarden ein stilvollerer Rahmen für sein Bild gewesen wäre. Man witterte die Kraft einer Persönlichkeit und sah in der Glut dieser dunklen Augen den herrischen Willen, das Papsttum anders zu verwalten als dieser verendete Baalspfaffe Borgia, und die geistige Macht, die in dem alternden Körper noch immer sichtbaren Ausdruck gewahrt hatte, zwang sie alle zur Verehrung und half ihnen bei der Verklärung seiner Erscheinung. Dieser Papst mochte ihnen keinen Himmel versprechen, aber er schien ihnen die Erde Roms zu sichern und zu befestigen.

Der Papst bestieg das mit der Scharlachdecke geschmückte Roß, und edle Jünglinge aus den Häusern der Orsini und Colonna hielten ihm die Steigbügel.

Der Krönungszug setzte sich unter dem Töneschwall der Glocken in Bewegung.

An der Spitze führte ein Page im Brokatgewand ein leeres Pferd, dessen goldnes Zaumwerk in der Sonne funkelte. Ihm folgten auf weißen Zeltern zwölf Bannerträger, die die roten Jubelfahnen schwangen, dann Reiter, welche zwei goldne Cherubim auf den Lanzen trugen. Ein langer Zug von schwarzen Talaren unterbrach den Prunk der Farben. Dann kam die Sängerschule, paarweise schritten feierlich die Diakone und

Subdiakone daher, dann die Äbte, Bischöfe, Erzbischöfe, die Patriarchen und Kardinalbischöfe, die Kardinalpresbyter und -diakone — und jetzt, von dem Getöse der jubelnden Römer begrüßt — Julius II. Der Soldatenpapst! Auf weißem Zelter, von den Orsini und Colonna geleitet!

Hinter ihm der Stadtpräfekt, der dreizehnjährige Knabe Francesco Maria Rovere, der eben vom französischen Hof gekommen war, mit dem Gefolge der Senatoren und Barone.

Der Zug wälzte sich langsam der Engelsbrücke zu, wo die Juden mit ihren Häuptern ihre Huldigung darbrachten. Die drei Erzväter mit langen Stäben schritten dem Großrabbiner voran, einem hagern Greis, der sich wie ein Blinder mit einem Stock vorwärts tastete. Hinter ihm die zwölf Jünglinge, welche die Stämme darstellten, jeder einen silbernen Apfel in der Hand, dann die vier Hohenpriester Moses, Aaron, David und Salomo, hinter ihnen der blumengeschmückte Pentateuch, den vier Juden unter einem Baldachin trugen, während schöne Mädchen rechts und links das heilige Gesetzbuch mit Rosen bestreuten. Dann die Knaben der Synagoge, singend und psalmierend. Der päpstliche Zug hielt vor der Engelsbrücke, und der greise Rabbiner trat vor und überreichte das goldne Gesetzbuch dem Papst, auf daß er es berühre und bestätige. Und Julius sprach die üblichen Worte: „Wir billigen das Gesetz, aber wir verdammen euern Glauben und eure Auslegung, weil der, von dem ihr behauptet, er werde kommen, schon gekommen ist, unser Herr Jesus Christus." Darauf gab er das Buch zurück, und der Zug setzte sich in Bewegung.

An ein Judenmädchen, das unter den Neugierigen stand, drückte sich ein blasses Geschöpf heran. „Heda, Rahel!" rief es das bleiche Mädchen an. Und sie zupfte die Jüdin am Kleid.

„Ach, Ihr? Kommt nur, da seht Ihr alles vortrefflich. Der schöne Jüngling dort ist Fabio Orsini — und dieser noch schönere ist der gelehrte Sadoleto, der auf jedem Finger eine Geliebte schaukelt. Und das da ist der grimme Giangiordano Orsini, vor dem mag sich Cesare Borgia hüten —"

„Der da mit dem Bärenhelm?"

„Der, ja."

Das blasse, bleiche Mädchen fror in der Sonne. Sie drückte sich eng an das Judenkind heran, das ihr in den letzten Tagen Herberge gegeben hatte in der Via Azimelle, das ist die Gasse der ungesäuerten Brote, wo die Jüdin ihr Nadelgeschäft hatte, wenn sie nicht mit den Fischen beim Portikus der Oktavia saß. Und Carmela Accolti glaubte, das Herz klopfe ihr zum Halse hinaus, und das ganze Gefolge sehe ihr die Angst, entdeckt zu werden, von den Augen ab. Und sie fragte, von ihrem Herzklopfen halb erstickt: „Kommt nicht bald Cesare Borgia?"

Rahel lachte auf. „Der ist ja gar nicht mehr in Rom."

„Nicht — in — Rom?" Carmelas Blick verglaste sich. „Wo ist er?"

„Der ist nach Ostia, wo er sich nach Livorno einschiffen soll. Ach der, der Cesare Borgia! Was Ihr an dem gefressen habt! Der hat ausgelebt und ausgeliebt in Rom. Freilich sagt man, er soll wieder Herzog der Romagna werden. In der Fiumara erzählt man's, und die dort haben es wieder von den reichen Juden in der Via Rua, die über jede Laus Bescheid wissen, welche gestern in den Pelz eines päpstlichen Kammerdieners ihre Eier gelegt hat."

„Wo ist Ostia?" fragte Carmela gierig.

„Bei der Mündung des Tiber."

„Das ist wohl eine große Stadt, Rahel?"

„Ach, ein Sperlingsnest. Ich bin einmal mit dem Bruder hingefahren. Aber dort liegt die Festung, die Papst Julius noch als Kardinal erbaut hat."

„Und in der Festung ist Cesare Borgia?"

„Wo soll er sonst sein?"

„Freilich — wo soll er sonst sein", sagte Carmela verloren.

„Seht, da kommt der Herzog von Urbino, der mit dem grünen Barett —" Aber die Jüdin sprach es schon ins Leere hinein. Denn Carmela war in der Menge verschwunden.

Durch die Ehrenpforten und Triumphbogen der römischen Kaiser zog der glitzernde Riesenwurm weiter. In der Sonne blitzten von Zeit zu Zeit die Münzen auf, welche Herren der päpstlichen Kammer unter das Volk warfen. Durch die Fora der Imperatoren und am Kolosseum vorbei ging der Zug nach dem Lateranplatz. Hier setzte sich der Papst nieder und warf drei Handvoll Gold-, Silber- und Kupfermünzen unter das Volk. Und das Volk fiel jauchzend in die Knie und betete für den Papst. Nun durchschritt dieser den Lateran und ließ sich dann vor der Kapelle des heiligen Sylvester auf den antiken Porphyrsessel nieder, wo ihm der Hirtenstab und die Schlüssel des Laterans übergeben wurden. Dann umgürtete man ihn mit einem rotseidenen Gürtel, worin eine purpurne Börse angebracht war, die Moschus und zwölf Siegel aus edelstem Gestein enthielt, die Sinnbilder der apostolischen Gewalt und der christlichen Tugend. Nun sprachen die Senatoren den Huldigungseid, und die kirchliche Zeremonie hatte ihr Ende erreicht.

Bei dem folgenden Bankett im lateranischen Triklinium saß der Papst allein bei einer kostbaren Tafel, während das Gefolge an andern Tischen Platz nahm.

Alles hatte vor dem einsamen Mann an der mit Goldgeräten geschmückten Tafel Scheu und Ehrfurcht. Die Kammerherren

und Prälaten wußten schon, was sie von ihrem Herrn zu halten hatten. Sie sahen in ihm nicht die Verkörperung einer dogmenreichen, führenden Religion, sondern einen gewaltigen Fürsten, dessen Seele von dem Geiste eines strengen Richteramtes beherrscht wurde. Und der Kardinal Soderini, ein Florentiner, sagte zu seinem Nachbar, dem Gesandten von Mantua: „Ich habe vor Jahren eine Predigt des Savonarola gehört, die das Buch des Zacharia zum Text hatte. Da sprach er von den beiden Kronen und von dem künftigen guten, heiligen Papst. Seht, dieser einsam schmausende Papst trägt die Züge des Bildes, das Savonarola sah. Aber er wird der Welterneuerer mit den Waffen des Mars sein. Und er wird wohl zwei Kronen auf dem Haupt tragen, die des Hohenpriesters und eines Königs."

Bald wurde der Papst ungeduldig, denn er liebte das strenge Zeremoniell nicht. Er atmete auf, als der Bischof Burckhardt die Fanfaren zum Aufbruch blasen ließ.

Bei der Tür des Laterans trat der Sekretär Alidosi auf ihn zu, erregt und pustend. Hinter ihm stampfte das müdgejagte Roß eines Eilboten den Boden.

„Nachrichten vom Gonfaloniere?" fragte der Papst ungeduldig.

„Ja, Eure Heiligkeit. Vor allem aber: Faenza ist in Gefahr, von den Venezianern genommen zu werden. Sie haben ihre Unterhändler ins Schloß geschickt, und der hilflose Kastellan hat eingewilligt —"

„Nimmermehr!" Des Papstes Zornader schwoll an. Er wies die näher getretenen Kardinäle mit einer ärgerlichen Handbewegung ab. „Ich habe dem Gonfaloniere Befehl gegeben, die restlichen Burgen in der Romagna auszuliefern. Hat er dies getan, dann werden sich die Venezianer hüten, noch Hand an sie zu legen. Sie wollen wohl Cesare Borgia angreifen, aber nicht die Kirche —"

„Allerheiligster Vater", unterbrach Alidosi den Papst ängstlich, „eben Cesare Borgia —"

„Was ist mit ihm?"

„— weigert sich, die Burgen auszuliefern."

„Der Gonfaloniere — weigert sich —?" Der Papst stand hoch aufgerichtet im Portikus der Laterankirche, ein flammender Moses. Auf seinem Haupt leuchtete die Tiara wie ein geheimnisvoller Märchenschatz, aus dem feinsten Gold der Erde gesponnen. „Cesare Borgia — weigert sich —?" Es war, als fiele in seiner Brust der Tempel seines Vertrauens krachend zusammen und begrübe unter den Trümmern auch sein eignes Herz. So also lohnte ihm der Herzog seine Güte, sein grenzenloses Verzeihen und Vergessen! Oh, nun hatte er diesem Fuchs

ins Herz gesehen, der das spanische Blut seines Vaters geerbt hatte und seinen Meister in Listen übertrumpfte. Ei, Herzog, du willst dich in Ostia selbstherrlich einschiffen und auf eigne Gefahr mit Florenz handeln, um, gestützt auf deine getreuen Burgen, die Romagna für dich zu erobern? Du irrst! Meister der Tücke! Macchiavell ist instruiert und hat gehandelt. Julius winkte mit dem Stab. „Alidosi!"

Der junge, schlanke Großschatzmeister trat heran.

„Näher, mein Sohn, ich will dein Ohr haben und nicht dein Auge. Wieviel Gefolge hat der Gonfaloniere in Ostia?"

„Es werden an die hundert Mann sein."

„Sofort die Kardinäle Soderini und Romelino mit Vollmachten und zweihundert Lanzenreitern nach Ostia senden und den Gonfaloniere verhaften. Heda, Fanfaren!"

Die langen Tuben schmetterten ihr Maestoso über das dicht gedrängte Volk vor der Kirche. Der Papst trat den Rückweg nach dem Vatikan an. Die Sonne stand schon tief, und das Firmament über dem Meer rötete sich. Dort lag Ostia, wo die Abendglut über einen Herzogstraum eine düstere Aureole zusammenzuweben schien.

Als die Nachtschauer über den Tiber fuhren, trieb ein einsames Boot gegen das Meer zu. Mit angst- und freudegespanntem Herzen saß Carmela am Steuer. Sie hatte leichte Arbeit, denn die Wellen und ihre Sehnsucht trieben sie wie von selbst gegen Untergang, wo die Tiberfestung Ostia an der Mündung lag. Sie hatte sich kurzerhand einen fremden Kahn an der Ripa grande beim Aventin, wo die Boote der Fischer lagen, losgelöst, und fuhr nun am Monte Testaccio vorbei in die feuchtkalte Novembernacht hinaus. Von der Jüdin hatte sie sich einen weiten grauen Mantel mit einer Kapuze verschafft, der sie wie eine Pilgerin kleidete. Der Golddukaten des Kammerherrn ging schon zur Neige, und sie hungerte manchmal absichtlich oder nährte sich von den Abfällen auf den Märkten und von selbst gepflückten Früchten, um das Geld recht lange in den Händen halten zu können.

Sie hatte von Rahel allerlei Geschehnisse am Papsthofe erfahren, die diese aus zweiter Hand erhalten hatte. So kam gar manches entstellt an ihr Ohr. Sie hatte von der Flucht der Parisina Mattei gehört, von der Reise Cesares nach Nepi, wohin sie ihm dann gefolgt war wie ein Hündlein seinem Herrn, sie hatte die Verwirrung bei Pius Tod mitgemacht, den Sturm der Barone auf die Engelsburg, die Papstwahl Julius und hatte auch die Erhebung Cesares zum Gonfaloniere der Kirche vernommen, während sie an der Ripetta sich unter den Slavoniern beim Hafen verdingt hatte, indem sie allerlei Lasten

verlud, trotzdem ihr gesegneter Leib ihr manche Pein verursachte. Aber wenn die Herbstdämmer und die Nachtschatten kamen, horchte sie auf das kleine, hämmernde Leben in ihrem Leib, und es überfiel sie die Sehnsucht nach ihm, und sie weinte bittere Tränen in die schmutzigen Kissen, die ihr Lager im Ghetto bildeten. Die Unhaltbarkeit ihres jetzigen Lebens drückte auf ihre Seele, das Unglück und der Zusammenbruch ihrer kurzen, aber so lechzenden Liebe, die keine Gegenliebe ausgelöst zu haben schien, zerriß ihr ganzes Denken und Empfinden, und sie verlor jeden Maßstab ihrer Tugend. Sie glich ein wenig der schönen, trauernden Nymphe Echo, die sich vergeblich in ihren Narziß verliebt hatte Wenn sie dann vor dem Gedanken zurückschreckte, sich verkaufen zu wollen, und die rosendunkle Glut der Scham über ihr Gesicht flog, sobald sie die frechen Blicke eines Kavaliers trafen, verfiel sie wieder in ein unsägliches Trauergefühl. So verlag sie oft die ganze Nacht in Tränen und Schmerz, und wenn sie doch wieder nicht den Mut fand, ins Wasser zu gehen, so war es, weil leise in ihrem Herzen die Hoffnung pochte, es könnte sie einmal der rufen, der sie jetzt vergessen hatte.

Manchmal wollte sie den Mut aufbringen, wieder heimzugehen nach Nettuno. Aber dort erwarteten sie die Schrecken der Colonnarache, dort prügelte man sie zu Tod, sie, die Nettunos Feind mit ihrem Herzblut gerettet hatte. Wer sollte so eine Verräterin nicht töten?

Nun hatte sie beim Krönungszug erfahren, daß Cesare in Ostia sei. Und sie wußte, was sie zu tun hatte. Und sie tat es in einer Art mystisch-religiöser Schwärmerei, von einem dunklen Muß getrieben, als wäre es eines Himmels strenger Auftrag, eine heilige Mission, die sie nur triebartig empfand, ohne sich Rechenschaft geben zu können, was der Zweck dieser hündischen Treue sei. Und sie lief durch die Menschenknäuel mit jagendem Atem immer der Sonne nach, über die Gott schon die roten, flammenden Schleier des Abends gelegt hatte. Dann kam sie ins tote Ruinenviertel des Zirkus Maximus und weiter an den Tiber. Hier erwartete sie die Nacht bei der Cloaca Maxima, dann schlich sie sich über die Borde der Fischerboote und löste einen der schaukelnden Kähne los. Sie wollte zu Wasser nach Ostia fahren, denn auf dem Lande hätte sie mit ihren zerschlagenen Gliedern nur langsam vorwärts kommen können, und sie wäre in den öden Hügeln zu vielen Gefahren ausgesetzt gewesen, da hier die Briganten ihre Schlupfwinkel hatten. Eigentlich hatte sie gar keine Vorstellung, was sie in Ostia beginnen sollte. Es zog sie einfach hin. Sie mußte ihn sehen, wie damals in Nepi — um dann wieder vor ihm davonzulaufen, aus Schreck, aus Angst, aus Scham. Sie hatte sich da-

mals in eine Falte der Schlucht versteckt und dort frierend den Morgen erwartet.

Seit dem Tage, da sie erfahren hatte, daß durch ihren Blutstropfen das Leben Cesares gerettet worden war, fühlte sie ihre Liebe zu ihm von einer höhern Weihe durchströmt, und unklare Gedanken, von den religiös so hoch gespannten Gefühlen des Südens bewegt, verklärten sein Bild zu einem Heldenheiligen, dessen Sünden, einmal bereut, vom Himmel ebenso vergeben werden mußten wie jene des heiligen Augustinus. Und war es nicht schon ein Zeichen der Unglückswende, daß nun sein Leben wieder einen Aufstieg bekam und er in viele Ehren eingesetzt wurde? Er war doch auf dem Wege nach —

Da schreckte sie zusammen. Wenn er schon aufgebrochen war? Sie mußte rasch an ihr Ziel kommen. Mit List und Gewalt wollte sie sich auf seinen Spuren vorwärtsschleichen und -stoßen. Bis in die Romagna wollte sie sich durchkämpfen.

So trieb sie nun auf dem Tiber durch die kalte Novembernacht. Die flachen, buschlosen Ufer zogen wie in einem öden Traum an ihr vorbei, die reizlosen, niedern Hügelwellen der Campagna, von Nebelfetzen überwallt, verschwammen in der halben Finsternis, die gegen den Morgen hin sich etwas lichtete.

Das Boot trieb ohne Ruderschläge dahin, nur von der trägen Strömung mitgenommen. Wenn ein Schiff in Sicht kam, ruderte Carmela vorsichtig gegen das Ufer hin, um auszuweichen. Am Meer von Nettuno hatte sie ja die Bootführung von Jugend an gelernt, ihre Arme waren gestählt, ihr Blick für das Wasser und seine Tiefen geschult, ihre Geschicklichkeit im Fischfang unübertroffen, und das Leben auf dem freien Meer hatte sie abgehärtet und widerstandsfähig gemacht. Was scherte sie Regen, Wind, Hitze, Kälte, Finsternis? Mit allen Lagen verstand sie fertig zu werden, und alle Vorteile wußte sie auszunützen.

Unbehelligt schwamm ihr Boot so dem Meer entgegen. Sie kostete schon das Salzwasser, Ostia konnte nicht mehr fern sein. Da lichteten sich die Regenwolken. Aschgrau, von Dünsten übersponnen, dehnten sich die Salzsümpfe in trostloser Melancholie am Ufer aus, und bald dunkelten die Pinienwälder durch die fahle Dämmerung.

Die herrliche, zinnengekrönte Burg des Rovere stieg aus dem Grau des Morgens.

Carmela fühlte den Hammerschlag des Herzens. Da also sollte er sein? Inmitten von schwermutsvollen Wäldern? Sie legte den Kahn knapp bei einem dichten Buschwerk an, das seine Zweige wie eine kleine Kuppel über das Wasser hängen ließ, und stieg ans Land. Ihre Füße waren wie Blei.

Da zerrissen die Wolken. Mit kristallklarer Bläue brach ein Stück des italischen Himmels hervor. Carmela warf sich der Länge nach mit gespreizten Beinen auf den Boden hin und starrte in das Gezacke der Burg. Zu ihren Häupten dunkelte das Dach einer Pinie. Die Gegend erinnerte sie an ihre Heimat Nettuno. Nur die Unendlichkeit des Meeres verhüllten noch die Nebel.

Carmela lag unbeweglich, bis ihr die Glieder steif wurden. Da schob sie sich lauernd wie eine Katze näher. Am Strand lagen Trümmerhaufen, wohl die Ruinen des alten Ostia. Carmela blinzelte nach dem Gemäuer. Sie erspähte jetzt die Wachen vor dem Tor und auf den Zinnen. Sie schlich noch näher, bis sie den Fahrweg erreichte, der zur Landung führte. Hier mußte doch einmal jemand vorbeikommen, den wollte sie fragen.

Ihr roter Rock flammte wider in der Sonne, ihr schwarzer Kopf sah von fern wie ein großer, unförmiger Rabe aus, der im Gras hockte. Aber plötzlich wurden ihre Lider müd, die Sonne drückte auf ihre Stirn, der Schlaf kam über sie. Die Natur, von dieser kalten Nacht vergewaltigt, verlangte wieder ihr Recht. Carmelas Kopf sank ins Gras, die Beine hatte sie auseinandergestreckt, die Hände verkrampft, und über ihr Haar spielten die goldnen Flimmer der Fliegen.

Da schreckte sie aus dem Traum. Es klang wie Eisenrasseln um sie. Sie hörte das Dröhnen von Schritten.

Auf der Straße zogen romagnolische Reiter daher nach dem Hafen von Ostia. Aber sie waren waffenlos und trugen keine Helme. Sie folgte dem Zug nach der nahen Landungsstelle, wo eine Galeere lag, auf der die Reiter ihre Pferde verluden.

Nun sprang sie rehgleich heran und warf sich einem einzelnen Reiter entgegen, der eben das Sattelzeug lüftete. „Heda, Landsmann“, sagte sie unerschrocken und doch von ihrem eigenen Atem beengt, „seid Ihr vom Herzog der Romagna, Cesare Borgia?“

Dem Reiter gefiel das schmucke Ding auf den ersten Blick. „Freilich. Was willst du?“

„Den großen Herzog sehen.“

Der Söldling hatte Lust mit ihr zu schäkern und ergriff sie beim Rock. „Wenn du mir einen Kuß gibst, kannst du ihn sehen.“

„Wirst du mich zu ihm führen, Landsmann?“

„Knapp vor seine Füße.“

„Dann bekommst du den Kuß, aber erst, wenn ich ihn gesehen habe.“

„Die Hälfte vorher, wie's unter Söldlingen Brauch“, lachte der schmutzige Knecht.

„So schließen wir kein Geschäft, Landsmann.“ Sie lachte trotzig.

Da griff er sie flink, und eins, zwei schnalzte er ihr einen Kuß auf die braune Wange. Im Nu schlug sie ihm die kleine Faust ins Ohr, daß er taumelte. „Willst du mich narren?“ Ein paar wilde Gesichter scharten sich um sie, und man hielt sie fest. Da schrie plötzlich einer auf: „Heda, laßt los — das ist die Dirne von Nettuno. Ja die, die dem Herzog den Fisch — Laßt los!“

Sie stoben auseinander. Und der Retter in der Not, ein stämmiger, fester Geselle, sprach sie an: „Was wollt Ihr vom Herzog?“

„Im Namen der Madonna des Meeres beschwör' ich dich, Soldat, führ' mich zum Herzog.“

„Das kann keiner von uns“, antwortete der Krieger.

„Warum, Soldat?“

„Er ist kein Herzog mehr —“

„Sticht dich der Hafer? Na, dann zum Gonfaloniere!“ zischte ihn das Zünglein der Carmela an.

„Er ist kein Herzog und kein Gonfaloniere, sag' ich. Aber er ist ein wohlaufgehobener Mann, wiewohl es eine Kunst ist, den Mann aufzuheben.“ Er lachte über sein eignes Wortspiel, daß die gelben Zähne wie Maiskörner blinkten.

„So ist er nicht hier?“

„Ist hier und doch nicht hier“, schalkte der Knecht weiter. „Hast du Augen, so kannst du ihn sehen, wenn er hier vorbeifährt, Hexlein.“

„Er fährt in die Romagna?“

„Wenn du die zwei letzten Silben mit deiner Zunge abschlägst, so errätst du's besser.“

„Er fährt — nach Rom? Was tut er doch dort?“ Carmela zitterte in den Knien.

„Atmen, essen, schlafen. Da — hast du Glück! — da kommt die Galeere. Auf der bringt ihn ein Kardinal nach Rom — ohne Degen, ohne Helm, was man so sagt mäuschenstill —“

„Er ist —“

„Ohne daß sie ihm die Hände gebunden haben, hat er doch keine freie Hand.“

„Gefangen?“ Wie ein Angstschrei jagte es aus ihrer Brust.

„Eine schöne Galeere, eine schnelle Galeere, die ihre Dukaten wert ist!“

„Landsmann — ich frage dich um den Herzog der Romagna —“, sagte Carmela, ganz im Unglauben erstarrt.

„Und ich spreche von Cesare Borgia.“

Ihre Augen füllten sich mit Schreckensglanz. Der Jammer zitterte ihr bis ins Mark. „Wer hat das getan?“

„Einer, der drei Kronen trägt, wiewohl er nur einen Kopf hat.“

„Der Papst?“

„Oh, wenn doch meine Pferde auch so schnell begriffen!“

„Warum ist er verhaftet?“

„Weil er sich sagte, daß eine Burg in seiner Hand besser ist als zehn Burgen in der Hand des Papstes. Er hat ihm versprochen, sie auszuliefern, nachher aber behauptet, er habe sich nur — versprochen.“

„So war er treulos?“

„Er ist sich selbst getreu geblieben, also war er treulos. Da kommt die Galeere.“

Carmela lief bis ans Wasser heran. Dort bohrte sie die Blicke in das Schiff, das majestätisch herangezogen kam. Sie starrte die Männer an, die an Bord waren.

Bevor noch die Galeere ihren Blicken entschwunden war, sprang sie auf und stolperte an dem verblüfften Schalksknecht vorbei querfeldein in den Pinienwald. Dort lief sie gegen den Tiber bis zum Bootsplatz, löste den Kahn, sprang hinein und ruderte mit den geschwächten Armen stromaufwärts längs des Ufers. Aber die Kraft des Wassers rang sie doch nieder. Vor ihren Blicken schwand die schnelle Galeere zu einem kleinen, fahlen Punkt zusammen. Da trieb sie ihren Kahn ans Land. Kaum daß ihr Fuß den dürren Boden betreten hatte, fiel sie matt wie eine Fliege hin.

Der Papst stand vor dem erznen Grabmal seines Oheims Sixtus IV., der vor zwanzig Jahren vom Papstthron in die Gruft von Sankt Peter gestiegen war. Inmitten allegorischer Gestalten, die freien Künste darstellend, ruhte die Porträtfigur des mächtigen Sixtus. War er doch der Beschützer schöner Künste und der Wissenschaft gewesen, der Erneuerer der herrlichen Bibliothek Nikolaus V. und der große Bauherr Roms. So wuchs die Eiche der Rovere vor dem Geiste des sinnenden Papstes himmelwärts und breitete ihre Äste segnend über die Welt Roms. Und er gedachte der Liebe, die ihm sein Oheim zugewendet, aber auch der sündigen Stunden seiner eignen Kardinalszeit, vor allem jener Frau, die er einst geliebt und die schon gestorben war, eine gewisse Lukrezia Montefalco, die ihm eine wunderschöne Tochter Felice geschenkt hatte, welche jetzt bei seiner Schwester in Savona aufgezogen wurde.

Auch an seine Heimat Savona dachte er und an den Ruhm seiner Landsleute, der Genuesen. Ja, er war immer stolz gewesen, ein Genuese zu sein. Es mochte wohl sein, daß aus dieser genuesischen Heimatliebe sein Haß gegen Venedig geboren

wurde, das mit Genua immer im großen Rivalitätskampf auf der See lag.

Auch an diesen Haß dachte er jetzt. Dieses Venedig war gefährlicher als die letzte zerborstene Säule des Hauses Borgia. Es wollte die ganze Ostküste Italiens haben. Vor dem Grabmal seines Oheims schwur er, Venedig den Rang zuzuweisen, der ihm nach seiner Meinung gebührte.

Da trat sein Sekretär Sigismondo Conti aus dem Schatten einer Säule hervor, ein Schüler des Pomponius Lätus, der alle Künstler und Gelehrten Roms zu Freunden hatte.

„Was wollt Ihr, Freund?" fragte der Papst.

„Die Liste der zu ernennenden Kardinäle", sagte Conti.

„So gehen wir denn!" Er ging durch den Verbindungsgang in den Vatikan.

In seinem Zimmer setzte er sich zu dem kleinen Tisch, wo nichts als ein Glas Wasser stand, und ließ sich die Liste geben. Da standen gleich zwei Rovere an der Spitze. Clemente Grosso und Galeotto, letzterer fast noch ein Jüngling, aber schon Bischof von Lucca, der Sohn der Lieblingsschwester des Papstes Lucchina. Julius liebte diesen Jüngling sehr und überhäufte ihn mit Ehren und Würden. Dann waren noch sieben Namen auf der Liste. Aber Julius runzelte die Stirn. „Ich will nicht wie Alexander gleich einen Pfauenschwanz von neuen Kardinälen hinter mir herziehen. Sie sollen Geduld lernen, die jungen Herren, und sich erst bewähren. Schreibt auf, es sollen ernannt werden Galeotto und Clemente Grosso Rovere, François Guillaume von Clairmont und Juan de Zuniga. So hat Italien, Frankreich und Spanien sein Konfekt. Sind die Bestätigungen für die Burgen der Colonna fertig?"

„Ja", sagte der flinke Conti.

„Ist der Herzog von Urbino schon abgereist."

„Ja."

„Hat er Cesare Borgia gesprochen?"

Conti nickte. „Die Zusammenkunft fand im Saal der Heiligenleben statt. Urbino erhob den knienden Borgia, der seinem Vater fluchte, daß man es bis ins Nebenzimmer hörte. Cesare Borgia bat den Herzog von Urbino demütig um Verzeihung."

„Und er gab sie ihm?"

„Ja."

„Das ist viel. Der Borgia wird nun endlich lernen müssen, klein zu werden. Er bleibt im Vatikan bewacht und behütet, bis ich seine Ungefährlichkeit erkannt."

Conti senkte das Haupt. „Allerheiligster Vater, dann fürchte ich, daß wir die Wachen nicht früher werden zurückziehen können, bis Cesare Borgia aufgehört hat zu leben."

„Für so gefährlich erachtet Ihr ihn?"

„Der Herzog trägt eine Waffenkammer voll Listen in seinem Herzen. Urbino und Orsini raten deshalb dringend — oh, ich wage es nicht auszusprechen —"

Der Papst schlug mit der weißen Faust auf den Tisch. „So will man, daß ich das Vernichtungsregiment des alten Satans fortsetze? Ich frage Euch, Conti, wer ist der bessere Herrscher, der sich der kleinlichen Rache verschreibt oder der fürstlichen Großmut? Julius hätte mit der Vernichtung Cesares die Welt aufatmen, aber sich selbst zum Mörder gemacht. Nein, mir ist's genug, den Übeltäter reumütig zu sehen, denn ich glaube noch immer nicht an die Weigerung des Herzogs, mir die Burgen auszuliefern. Wenn ich ihn gefangennehmen ließ, so war's, weil Frankreichs Schiffe gefährlich nahe waren und ich fürchten mußte, der schwache Herzog könnte einen Pakt mit den Franzosen schließen, mich in der Romagna zu bekriegen. Und nun holt ihn mir — doch nein, zuerst laßt meine Neffen ein."

Im nächsten Augenblick standen die jungen Epheben Galeotto und Francesco Maria Rovere vor dem Papst. Sie warfen sich zu des Papstes Füßen nieder. Er erhob sie sanft, nachdem er ihnen den rubingeschmückten Zeigefinger zum Kuß gereicht.

„Du kommst aus Padua, Galeotto, auf deiner Stirn steht der Ernst des Studiums geschrieben. Du hast dich wenig ausgetobt. Ich wünsche, daß du nicht auf den Gedanken kommen mögest, als Kardinal das nachzuholen, was du als Scholar versäumt hast."

„Allerheiligster Vater", lächelte der schöne Jüngling verwirrt.

„Sonst wahrhaftig wäre es besser, du schlügest noch schnell ein paar Stunden in den Armen liederlicher Dirnen tot, damit du doch von der Sache etwas gekostet hast. Du hast einen ernsten Beruf, du bist Ritter und Priester zugleich, denn ich ernenne dich zum Kardinal von San Pietro in Vincoli."

Galeotto Rovere zitterte vor Freude und Dankbarkeit. Es war die Titelkirche, die einst der Papst selbst verliehen bekommen hatte.

„Du wirst dich in Tugenden üben müssen, auf daß du für andre ein Beispiel sein kannst. Wir Rovere haben viel zu tun, um das Schandmal auf dem Antlitz der Kirche und des Papsttums zu beseitigen. Wo ihr irrt, werden euch weise Ratgeber auf die richtige Bahn leiten. Du, Francesco Maria, trittst einst das Erbe Guidobaldos von Urbino an, du, Galeotto, wirst Kardinal. Ich warne euch als Nepoten des Papstes mehr zu begehren, als ihr zugewiesen bekommt. Man soll Julius nicht nachsagen, daß er die Gönnerwirtschaft als ein Erbe von seinen Vorgängern übernommen hat. Überhaupt seht euch in der Miß-

wirtschaft der Borgia genau um, damit ihr wißt, wie es nicht zu machen ist."

Die Neffen waren ergriffen. Besonders, als er sie jetzt mit den Worten entließ: „Frage mich keiner, wie ich regieren will; doch wenn ich tot bin, fraget: was ist er gewesen? Gebe Gott, daß mein Leben eine schöne Antwort darauf sei."

Der durchdringende Blick des Greises folgte den Jünglingen zur Tür. Als sich diese hinter ihnen geschlossen, trat Conti wieder herein. „Ruft den Herzog Cesare Borgia."

Von zwei Offizieren bewacht, stand der Herzog vor dem Papst, der sofort die soldatische Begleitung verabschiedete. Cesare Borgia war blaß und haltungslos. Er wußte sich nicht schuldig, und die Gefangennahme an Bord des französischen Schiffes hatte in ihm alles Vertrauen zu Julius getötet. Cesare wollte niederknien und des Papstes Hand ergreifen.

Der Greis aber entzog ihm den Finger mit einem Gefühl des Ekels. „Ihr ehrt mich nicht, warum also wollt Ihr meine Hand küssen?"

„Es muß ein Unstern über meinem Haupte schweben, allerheiligster Vater", stammelte der Herzog. „Man macht mir's schwer, dankbar zu sein. Eure Heiligkeit befahl mir —"

„Die letzten Burgen auszuliefern, Forli, Imola, Cesena", sagte der Papst mit richterlicher Festigkeit.

Cesare stutzte. „So lautete es letztens nicht", wagte er zu widersprechen.

„Herzog!" fuhr der ergrimmte Papst in die Höhe und seine Faustknöchel wiegten sich auf der Marmorplatte des Tisches. Doch im nächsten Augenblick schon tat ihm der Jähzorn leid. „Wie also lautete mein Auftrag?" fragte er mühsam verhalten.

„Gestützt auf meine Burgen mit der Hilfskraft von Florenz die geraubten Städte der Venezianer zurückzuerobern."

Der Papst atmete hörbar. „Ja, ja, das war in der Tat mein Auftrag. Doch wenn's geschehen, dann solltet Ihr die Burgen —"

„Wenn es geschehen! Doch es geschah noch nicht. Und deshalb verweigerte ich dem päpstlichen Gesandten an Bord der französischen Galeere meine Burgen."

„Und wenn nun Umstände eingetreten waren, die mich, Euern Herrn, zwangen, die Übergabe früher schon zu sehen? Bin ich bemüßigt, meinen Kapitänen Rechenschaft darüber abzugeben, wie sich die Fäden meiner Politik in meinem Hirn verschlingen? Ihr habt zu gehorchen, als Bannerherr der Kirche. Und wenn's nur eine List gewesen wäre, Euer verwandeltes Gemüt zu erproben, um zu erfahren, ob Cesare Borgia auf weitem Meer noch ebenso gehorsam denkt wie kurz vorher im Vatikan,

so habe ich diese List vor meinem eignen Gewissen zu verantworten und nicht vor Euch."

„Ich wußte nicht, daß List —"

„Es war nicht List. Doch die Erfahrung gab mir Recht zur Vorsicht. Wäret Ihr auf hoher See im Schutz der Schiffe Frankreichs schon gewesen, Ihr hättet des gegebnen Worts gespottet und niemals mir die Burgen ausgeliefert. So aber fing ich noch den flücht'gen Fuchs beim Schwanz."

„Bei Gott, das kommt mir unerwartet", sagte der Herzog erbleichend.

„Die Gründe sollt Ihr hören. Venedig will im Augenblick den Kampf um die venezianischen Städte aufgeben, sobald es weiß und schriftlich weiß, daß Cesare Borgia nicht mehr Herr der Burgen ist, denn es fürchtet nicht den Papst, sondern Euch. Darum, um Blutvergießen zu vermeiden, befahl ich Euch sofort die Übergabe."

Cesare Borgia senkte das Haupt. In seinem Gemüt brach eine letzte Hoffnung entzwei. Er hoffte doch, daß ihn der Papst mit den Städten belehnen werde. Nun aber fiel auch diese Hoffnung, und er war nur ein elender Kondottiere des Papstes geworden. Der Wahn, einst noch die Welt vor seiner Größe zittern zu sehen, zerstob. Er sollte also nicht einmal mehr in die Romagna ziehen, nicht mehr Abschied nehmen dürfen von seinen getreuen romagnolischen Garden und spanischen Burgvögten.

So stachen die beiden größten Geister Roms ihr gegenseitiges Mißtrauen einander ins Herz. Und so gab Cesare Borgia das Zusammenspiel auf, denn er, das verhehlte er sich nicht mehr, war der Schwächere. Mit einem Ton, der wie ein gebrochner Glockenlaut klang, sagte er: „Ich werde die Schlösser übergeben."

„Ich danke Euch, daß Ihr freiwillig ins Werk setzt, wozu Euch die Macht meines Amtes hätte zwingen müssen. Und Eure Burgen — wartet, ich will geduldig sein —, innerhalb vierzehn Tagen sollt Ihr sie mir übergeben. Ich sende Boten an die Vögte, daß sie nach Eurem Willen handeln."

Cesare verneigte sich tief. Aber in seinem Herzen war ein großer Riß.

Der Papst reichte ihm die Hand zum Abschiedskuß.

An der Tür bat der Herzog noch: „Gebt die Erlaubnis, daß einer meiner Vertrauten Euern Boten begleitet, denn es wäre nicht unmöglich, daß sich einer meiner Vögte weigert, die Burg zu übergeben."

„So sehr traut Ihr der Treue?" fragte der Papst verwundert.

„Es ist wahr, aber ich glaube noch immer an Wunder", erwiderte Cesare mit einem wehen Blick.

Der Adventfriede lag über der Stadt. Von der Sabina zogen die Hirten hinab nach Rom und bliesen auf der Zampogna die heiligen Lieder. Es war die Feier der Novena, die dem Christkind galt. An den Ecken der Straßen standen die zerlumpten Zampognari und um sie herum die römischen Buben, die das Weihnachtslied mitsangen. „Sankt Josef läßt den Hobel ruhn, es gibt bei Maria heut zu tun, es liegt ein Kindlein ihr im Arm; sie deckt es mit Häuten und Stroh gar warm. O Jesus, o Maria, du! Nun hört, ihr Leute, der Märe zu."

Durch die Gassen fuhr die kalte Tramontana und wehte den Winterhauch des Apennins herein. Aber es fiel kein Schnee in Rom. Nur die Campagna fror in ihrem trostlosen, braunen Kleid.

In diesen trüben Weihnachtstagen erfüllte sich das Wunder, an das Cesare noch immer glaubte. Als der Bote des Papstes mit dem Befehl der Übergabe von Cesena dort eintraf, ließ ihn der Vogt Marades kurzerhand aufknüpfen.

Der Papst schäumte. Der ganze Vatikan geriet in Aufregung. Gleich am nächsten Tag ließ der Papst den Herzog in die Engelsburg werfen, denn er hielt ihn für den Schuldigen.

Durch Rom jagten nun die Gerüchte. Es hieß, Cesare sei aufgeknüpft worden, der Papst rüste einen Heerhaufen, die Burgen zu belagern.

Cesare war völlig gebrochen. Er wußte sich wieder unschuldig, denn der Vogt hatte wirklich in unerhörter Vasallentreue gehandelt und dem Unterhändler des Papstes eine Ohrfeige versetzt, bevor er ihn aufhängen ließ. Die Schmach einer Übergabe an den Papst erschien ihm derart groß, daß er es vorzog, lieber gerädert zu werden, als die Burgen auszuliefern. Den schriftlichen Befehl Cesares hielt er für eine Fälschung und warf ihn dem Boten ins Gesicht.

Cesare war durch des Vasallen Übertreue gerührt. Er, der selbst niemals Treue gehalten, sah sich abermals durch Treue in die Brust getroffen. Marades kam nach Rom, aber gefangen und gebunden, denn er hatte sich wie ein Rasender gewehrt. Die Engelsburg öffnete ihr Tor für ihn.

Eben als das alte Jahr zur Neige ging, traf in Rom eine Nachricht ein, die die Freude zu Fanalen entzündete: die verhaßten Franzosen waren von den Spaniern bei Sujo am Liris geschlagen worden. Und am Neujahrstage fiel Gaeta in die Hand des spanischen Feldherrn Gansalvo de Cordova. Die französische Armee flutete von Süden heran an Rom vorbei gegen den Apennin. Gonsalvo wurde von seinem König Ferdinand zum Vizekönig von Neapel ernannt.

Der Papst, der einst als Kardinal die Franzosen ins Land gerufen, frohlockte jetzt über ihren Fall. Sie waren für ihn die

Barbaren geworden, die gekommen waren, Italien zu beherrschen. Spanien aber, das wußte Julius, war leichter abzuspeisen, denn es hatte wenigstens nicht wie Frankreich Aspirationen im Mailändischen.

Julius ließ den Fall Frankreichs seinem gefangenen Herzog in die Engelsburg melden. Es war ihm eine Genugtuung, den gedemütigten Cesare Borgia, der sich mit Frankreich so eng verbündet hatte, noch tiefer gebeugt zu sehen.

Der Herzog empfing die Nachricht mit Gelassenheit. Er ließ seinen vertrauten Kardinal Sanseverino kommen, der ihn frei besuchen durfte, und warf sich ihm ans Herz.

„Frankreich hat in Neapel ausgespielt", sagte er mit gebeugtem Haupt.

„Gonsalvo steht zum zweitenmal am Liris", sagte der Kardinal.

„Hat der Papst meine Bitte, in den Vatikan zu übersiedeln, abgeschlagen?"

„Nein — er ist ja sehr gütig. Ihr werdet Ende dieses Monats Eure alten Gemächer beziehen können, wenn Ihr versprecht —"

„Schon wieder die Burgen?"

„Seine Heiligkeit ist geduldig —"

Cesare warf verzweifelt den Kopf in die Hände. „Wie lange soll diese Qual noch dauern, Sanseverino? Was wird der Papst beschließen? Soll ich sein ewiger Gefangener bleiben? Er gebe mir die Freiheit, den Atemzug des freien Römers. Oh, wer könnte die Narrheit besitzen, den gestürzten Borgia zu achten, zu lieben, zu —"

Er hielt plötzlich inne. Ein leises Erinnern hallte durch seinen Sinn. Die Not der letzten Wochen hatte ihn vergeßlich, die Aufregung krank gemacht. Wohl war das Mädchen von Nettuno durch seine Träume gegaukelt, und es hatte sich in mancher Dämmerstunde in sein Gewissen gezaubert, aber allzu lange gab ihm das Leben ringsum nicht Zeit, wehmütige Gedanken über seine verrauschte, verklungene Liebe zu hegen. Ein Reiter, den er einmal in besserer Zeit nach Nettuno geschickt hatte, berichtete, daß das Mädchen von dort entflohen sei, man wisse nicht wohin. Mit welcher Unruhe zog sie vielleicht in der Welt umher, ja vielleicht lebte sie nicht mehr und war der Wut eines Borgiafeindes zum Opfer gefallen. Er wußte ja nicht, daß er in Ostia so nahe an ihrem hochklopfenden Herzen vorübergefahren war, und er wußte auch nicht, daß in den letzten Nächten um die Engelsburg ein Schatten geschlichen war, ein Schatten mit richtigen Menschenaugen, die fast blind geweint waren vor Kummer und Liebe.

Cesare erfaßte die Hand des Kardinals. „Erinnert Ihr Euch des Mädchens, das in Nettuno den Fisch —"

Sanseverino fuhr lebhaft empor. „Ach ja, es war ein Engel an Schönheit. Sie war's ja auch, die opferwillig ihr Blut —"

„Der süße Tropfen ruht hier in meinem Ring unter dem Rubin. Stellt Euch als Hüter auf mit Eurem Schwert, so wie ein Cherub vor dem Paradies, und laßt keinen heran, dem es nach diesem Ring gelüstet. Weiß niemand etwas von ihr?"

„Niemand, Herr."

„Hat sie die Luft verweht, das Meer verschlungen, der Haß gemordet? Oh, wäre ich noch Cesare Borgia, ich ließe alle Ozeane durchstreifen, um diese Fischerin zu finden. Siehst du, Sanseverino, das eine wollte ich doch noch wissen, bevor's zu Ende geht, ob diese Carmela Accolti mich noch liebt, nicht mehr den Herzog Borgia, nein, den zerschlagnen, verhöhnten, verfolgten Menschen Borgia. Hört, Kardinal, Ihr könntet mir etwas Liebes tun. Sucht mein braunes Fischerkind, sucht es mit treuem, willigem Herzen."

„Und wenn ich sie gefunden, Hoheit?"

„Dann sorge für ihres Lebens Notdurft. Bringe sie nach Frankreich in mein armes Herzogtum, wenn ich nicht mehr am Leben —" Sein Herz zuckte im langsamen Verbluten.

„Oh, Herr, was sind das für Gedanken!" sagte der Kardinal ärgerlich. Ach, geht mir weg, das ist ein Streich des Schicksals, das sich gern gefällt, dem Menschen von Zeit zu Zeit den Herrn zu zeigen."

„Ich bin in eines Papstes Hand, deren Schwere noch niemand kennt." Plötzlich fuhr Cesare zusammen. „Sanseverino — wenn ich's recht bedenke, gibt Gott mir einen Ausweg."

„Er wird Euch mehr als einen zeigen, wenn die Not am höchsten."

„Nein, nein, ich muß jetzt zugreifen, ehe es zu spät wird. Du sagst, Frankreich ist aus Neapel vertrieben, und Spanien ist Sieger geblieben —"

„Und wird bald seine Banner auch in Sizilien flattern lassen."

Cesare sprang auf und packte den Kardinal bei den Schultern. „Ich stelle mich unter den Schutz Spaniens, Ferdinand wird mich, den Halbspanier, nicht zurückstoßen, er wird mir die Ehre erweisen, die mir dieser Papst versagt. Oh, nun wird es Tag in mir, und Spanien wird den Besonnenen mit offnen Armen empfangen."

„Traut den Spaniern nicht", warnte mit gerunzelter Stirn der Kardinal. „Eure Kardinäle sind treu, aber wer bürgt Euch für jene, die fern von Italien ihre Drähte ziehen?"

Cesare sah ihn verwundert an. „Kardinal, Ihr seid kein Menschenkenner. Wie sollte der mir Feind sein, den ich nie beleidigt, nie getreten, den einst mein Vater mit kirchlichen Gnaden überhäuft —"

„Euer Vater ist tot und Ferdinand lebt", sagte Sanseverino mit wehem Lächeln. „Die Toten werden von den Lebendigen recht tief begraben."

„Kassandra du! Ich traue meinem Stern, den nur die neidischen Wolken überdecken, nimmer verlöschen können." Mit zitternden Lippen trat er an den Freund heran und rüttelte seine Glieder zusammen. „Schafft mir ein Pferd, ein Schiff, ein Maultier, besticht die Wachen —"

„Sprecht leise, edler Herzog — man könnte —"

Da klopfte es an der Tür. Ein päpstlicher Kommissar trat ein.

Sanseverino verneigte sich förmlich vor dem Herzog und verließ das Zimmer.

„Seiner Heiligkeit Gruß und Segen", sagte der Kommissar. „Ihr mögt die Gnade haben, dies Schreiben zu lesen."

Cesare nahm den Brief entgegen, der des Papstes Siegel trug. Und er dachte daran, daß Briefe zur Zeit der Borgia eine furchtbare Waffe waren. Wenn auch dieser Brief vergiftet war?

„An den Herzog von Valentinois. Macht Euch in den nächsten Tagen fertig, nach Ostia zu fahren. Ihr werdet dort unter der Bewachung des Kardinals Carvajal so lange Aufenthalt nehmen, bis die Burgen Forli und Cesena übergeben sind. Ich habe dahin neue Unterhändler geschickt. Sind die Burgen nicht im Laufe von vierzig Tagen übergeben, dann sollt Ihr die Mauern der Engelsburg nicht mehr verlassen, die Euch von neuem aufnehmen werden. Im Gegenfall aber dürft Ihr Euch in Freiheit die Stadt wählen, wo Ihr gesonnen seid, Euch friedvoll niederzulassen. Euer stets gnädiger Julius II. Pontifex maximus, Knecht der Knechte Gottes."

Der Herzog griff sich an die Stirn. War das Traum? Wirklichkeit? Oder winkte ihm eine Falle? Konnte grundlos eine solche Gnade über ihn kommen?

Mit hoffnungsfrohen Augen lächelte er in den rosenroten Abschied des schönen Gestirns. Dann sah er sich in der fürstlichen Zelle um. Es war dieselbe, in der einst auf der Borgia Befehl der Kardinal Giambattista Orsini vergiftet wurde. Und früher hatte er im Vatikan das Zimmer bewohnen müssen, in welchem er einst den unglücklichen Herzog von Bisceglia ermordet hatte. Wohin er auch kam, überall umwehte ihn der Geisterhauch der von ihm getöteten Menschen.

Über den Laurentinischen Wäldern im Süden von Ostia lag die Abendglut. Aus ihr rang sich schon die blasse Schönheit der Venus heraus, die bald in der Horizonttiefe verflimmerte.

Da wo der Wald an das Meer stieß und die Wellen den

roten Sand der Maremme verschwemmten und verschlammten, stand unter dem Schutzdach einer immergrünen Eiche eine verfallene Hütte, deren halbverfaultes Gebälk das purpurrote Moos überwucherte. In der Hütte muffelte es nach vertrocknetem Maiskraut, das, von Spinnweben überhängt, an einer Wand aufgehäuft war. Vor der Hütte brannte ein Feuer, über dem die Fischpfanne hing. Das Öl prasselte und dampfte. Carmela hatte es sich mit verschiedenem andern Zubehör von einer Bäuerin besorgt, die weiter südlich in einem Sarazenenturm am Meer wohnte.

Das Mädchen, mit der hilflosen Treue im Herzen, wohnte seit einem Mond in dieser einsamen Tenute. Der Frühling war unterdessen in den Sumpf gezogen; über die Seeburg Ostia, wo Cesare Borgia wieder gefangen saß, gingen die Lenzstürme hin, und sie knickten in den Pinienwäldern dunkles Geäst und sangen bis in die Eichen hinüber, die die Hütte umstanden, ihr wildes Lied. Carmela war einmal in Gefahr gewesen, von ein paar Fischern aus Nettuno, die aus irgendeiner Ursache nach Rom gekommen waren, gesteinigt zu werden. Man hatte sie also schon ausgekundschaftet, und sie war ihres Lebens nicht mehr sicher. Vielleicht sprach es sich in Nettuno schon herum: Die Dirne Cesare Borgias ist in Rom, geht hin und tötet sie. Da begann ihr der Boden unter den Füßen zu heiß zu werden. Am andern Morgen erfuhr sie's: vor zwei Tagen war Cesare Borgia unauffällig, nur von wenigen Dienern begleitet, in eine Barke an der Ripetta gestiegen und, gefolgt von den Wachtbooten des Kardinals Carvajal, nach Ostia gefahren. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, stahl Carmela wieder ein Boot und fuhr zum zweitenmal den Tiber hinab zur Burg, nach der ihres Herzens wilder Schlag ging.

Dort strich sie tagelang im Pinienwald herum. Ihr Nettuner Gewand war schon arg gestopft und geflickt, aber ihr roter Rock flammte noch immer, um ihre Beine spannten sich die Strümpfe aus Ziegenwolle, den Oberleib deckte ein graues Leinenhemd, und auf dem scharlachnen Mieder prangte noch immer eine grelle Blume. Carmela fand bald die gänzlich verlassene Tenute, die einmal Strandräubern gehört haben mochte, am Rand des Eichenwaldes, knapp am Wasser. Weit und breit war keine Ansiedlung zu sehen, nach Norden lag zwischen ihrer Hütte und der Burg überhaupt kein Flecken, und sie mußte eine Stunde gehen, um die Burg zu erreichen. Nach Süden hatte sie eine Viertelstunde bis zu dem verfallenen Sarazenenturm, wo die Bäuerin wohnte, die ein paar Ölbäume und den Fischfang hatte, bei dem ihr ihr Sohn half, ein junger, scheuer Bursche mit guten Augen, der Carmela viel Geschäfte besorgte, sonst aber den ganzen Tag auf dem Meer über den

Netzen lag. Carmela sah sich in dem Burschen ein wenig an Landi erinnert, wiewohl letzterer bedeutend älter war. Auch hatte Agostino Barri, wie der Junge hieß, ein friedlicheres Temperament. Er errötete leicht wie ein Mädchen, und man konnte aus ihm nur wenige Worte herausbringen. Aber der Mensch schien Carmela ergeben zu sein. Nach kaum vierzehn Tagen hatte sie mit ihm eine nützliche Freundschaft geschlossen, er holte ihr die Fische aus dem Wasser, machte ihr das Holz zurecht und sorgte für allerlei Kleinigkeiten. Bald merkte sie freilich, daß ihre Augen es dem guten Burschen, dem kaum der erste Flaum über den Lippen sproßte, angetan hatten. Er hatte das Fieber, das in jenen Strichen am Meer, wo die Sumpfwälder lagen, viele Opfer forderte. Seine Scheu und Kränklichkeit rührten das Mädchen, und seine tiefliegenden Augen taten ihr in der Seele weh.

Carmela hatte sich mit dem Erwachen des Frühlings wunderbar gekräftigt. Ihr in die Breite gegangener Leib hatte sie noch schöner und frauenhafter gemacht, ihre Haut war samtartig und fleckenlos geblieben, ihre Wangen waren leicht gerötet und voll, ihre Hüften stark und ihre Brüste schwerlastend. Nun fühlte sie, daß ihre Stunde bald kommen werde. Ein fast krankhaft gesteigertes Gefühl der Sehnsucht nach dem Manne, der daran schuld war, trieb sie nun immer wieder in seine Nähe, ohne daß sie den Mut aufgebracht hätte, sich ihm zu zeigen. Je näher die Zeit der Entbindung heranrückte, desto freier wurde ihr ums Herz. Sie empfand eine unsägliche Wonne bei dem Gedanken, einem Herzogskind das Leben schenken zu dürfen. Und doch sollte diese fürstliche Geburt in der Armseligkeit einer rauchverschwärzten Tenute vor sich gehen, in der Sumpfwildnis, wo das Meer und der Wind und der Wald ihre wilden und sanften Melodien rauschten.

An diesem Abend fühlte sie die milde Glut des Frühlings bis in die Glieder. Sie verschmauste ihre Makrele mit Appetit und warf von Zeit zu Zeit einen Blick aufs Meer, wo in der Ferne das einsame Boot des Agostino trieb. Der Lenz schoß üppig in den Schlingpflanzenwuchs des Sumpfes, und er übergoldete mit seinen Blüten die Giftschwaden, die schon aus der feuchten Erde stiegen, um lautlos ihre nächtlichen Schleiertänze um die Stämme und Wurzeln zu vollführen.

Die Sonne verlohte über dem Meer. Ihr Rot wühlte die Wasser am Horizont auf. Den Sarazenenturm umspann das Gold, daß sein schwärzliches Gemäuer wie ein von innen glühender Riesentopas aussah.

Dorthin spannte Carmela ihren Blick. Sie wußte, daß sich ihre Zeit erfüllte. Bang harrte sie des Boots, das um diese Stunde gewöhnlich an ihr vorbeifuhr. Jetzt näherte es sich, und

sie erkannte die Gestalt Agostinos. „Kehr um und hol die Mutter“, rief sie ihm aufs Wasser hinaus. „Sag, es ist soweit.“ Sie fühlte mit dem natürlichen Mutterinstinkt, daß sie angstlos ihre große Stunde erwarten konnte. Nur wünschte sie ein menschliches Wesen um sich, daß sie nicht hilflos wie ein Tier gebären mußte. Die Bäuerin war ein gutherziges Wesen, von ihrem Mann verlassen, der dann vor ein paar Jahren in der Lombardei gestorben war.

Als die Sonne schon unten war, kam die Gevatterin Luigia Barri herangerudert. Ihre Behäbigkeit fand nur mit Agostinos Hilfe aus dem Boot, sie watschelte durch den Sand auf die Hütte zu und strich sich das schon halb ergraute Haar aus der Stirn, um besser sehen zu können. Agostino blieb im Boot hocken und äugte neugierig und voll Kinderscheu nach der Hüttentür, die geschlossen wurde und hinter der das Wunder der Lebenswerdung vor sich gehen sollte. Der Bursche wußte alles, und er hatte unendliches Weh im Herzen. Er hörte das Stöhnen aus der Hütte, und er hatte Lust, zu Hilfe zu eilen, wenn er sich nicht geschämt hätte. Er kroch ans Land und hielt in Bangigkeit hinter einem Eichenstumpf still.

Dann lag die blaudunkle Meernacht in seinem Rücken, und der Mond stieg hinter dem düstern Sumpfwald auf. Wo das Licht die Wellen küßte, plätscherte heimlich der Fisch. Weit drüben in der dämmernden Tiefe flammte das einsame Licht einer ziehenden Barke. Und die Sterne blinzelten über dem leise bewegten Meer, und die Wellen trugen die Schmerzensschreie der jungen Mutter in die stillen, fühllosen Weiten.

Und es saß einer ganz nahe bei Kerzenschein in dem getäfelten Zimmer auf der Burg von Ostia und vergrub seinen Geist in fruchtlose Pläne, die mit der Freiheit liebäugelten. Und der Mann hatte keine Ahnung, daß einen Schuß weit von ihm das Weib, dem er heute stundenlang nachgesonnen hatte wie einem schönen Traumbild, unter Schmerzen und in Liebe gebar. Ja, ihm, dem Treulosen, hielt ein Mensch in Schmerzen die Treue.

Als die Nacht vom Lichte überfloß, der Ufersand leise erglomm und Meer und Sumpf silberübersponnen dalagen, zogen Wildgänse nach Nord, und sie hielten plötzlich über der einsamen Hütte am Strand still, und die Gevatterin Luigia, die bei der Tür saß, hörte den leisen, schnatternden Ruf der Vögel und sah hinauf. Dann aber blickte sie wieder das kleine Menschenkind an, das ihr im Schoß lag, von Lumpen umhüllt. „Ei, ei“, wisperte sie in den kleinen, strampelnden Leib hinein, „wirst du Gänsehüter werden?“

Und hart am Strand fing Agostino Fische im Mondlicht. Und sein Auge leuchtete vor Glück, daß alles gut überstanden

war. Jedesmal, wenn er das Netz hochzog, warf er mit einem Freudejauchzer den ganzen Fang in die Luft und schenkte den Gefangenen das Leben. Und das wollte bei ihm schon was heißen.

So ward ein Herzogssproß in der Sternennacht in einer armseligen Hütte geboren.

Und nun kamen Tage voll überschwenglicher Mutterfreude. Der kleine Knabe hatte stramme, schöne Glieder und war sehr stark. Carmela wußte gar wohl, wem er das zu danken hatte. Wenn sie vor der Hütte saß, flüsterte ihr der Meerwind Worte zu, die ihr wie eine Botschaft klangen: Carmela! Carmela! Ich denke dein! Aus meiner Liebe heraus hast du ein Kind geboren. Und sie antwortete dem Wind wie traumverwirrt: Ich hab' es lieb, wie ich dich liebgehabt habe, und wir werden uns durchbetteln, und das Meer wird uns ernähren. Und wenn die Sehnsucht ihre Brust bis zum Bersten weitete, rief sie wohl auch seinen Namen in die Wellen hinaus. Cesare Borgia! Komm! komm! ich habe dir einen Sohn geboren, und es ist niemand da, der seinen Augapfel behütet. Ich bin flüchtig wie du, ich bin verfolgt wie du, und tränenlos hab' ich der Freude an der Welt entsagt, weil das Glück deiner Umarmung noch in meinem Herzen brennt.

Dann drückte sie den Knaben an sich und versank in die heilige Unschuld seiner blauen Augen. Und sie scheuchte, wenn das Kind im Sande lag, die Moskitos und Wasserspinnen von ihm oder lachte in seine schreiende Lust hinein. So lag sie am Strand, bis sie das Angelusläuten von der kleinen Kathedrale Santa Aurea in Ostia herüberklingen hörte.

Es waren schöne Frühlingstage gekommen. Gütig verströmte die Sonne ihren leuchtenden Reichtum und spann einen goldnen Teppich über den Sand, und die weißen Wolken sprenkelten ihn mit ihrem Schatten zu einem sanft dahinschwebenden Muster.

Carmela ging wie im Traum. Eine milde Versonnenheit war über ihr Wesen gekommen, und der eintönige Lauf der Tage trug viel zu ihrer innern Stärkung bei. Die Gevatterin Luigia half ihr, sooft sie Zeit hatte, und Agostino stellte ihr wortlos seine schwächlichen Arme zur Verfügung, wenn es zu zimmern und zu hämmern galt. Auch brachte er immer von den Wachen heraus, ob Cesare Borgia noch in der Burg saß.

Wenn er dann mit der frohen Nachricht heimkam, fielen heiße Tropfen, die das Glück weinte, über ihre gebräunten Wangen.

Die Anhänglichkeit Agostinos rührte Carmela bis in die Seele hinein. Sie hätte sie ihm gern mit einem dankenden Kuß vergolten, aber sie hätte es nur mit verräterischem Herzen tun

können. So machte sie ihm keine Hoffnung, und der bescheidene Junge trug das Mitleid mit Geduld. Innerlich aber litt er sehr, er schlief nicht, er lungerte tagsüber auf dem Meer, so daß er ihre Hütte sehen konnte, und die verliebten Gedanken umwirbelten ihn wie zudringliches Fliegengelichter. Auf seine Gesundheit achtete er nicht mehr. Wenn sich die Sonne in das Erdreich verspann, gärten die obersten Sumpfschichten und verarbeiteten ihr Inneres zu Gift. Das sog der Bursche mit seinen schwachen Lungen ein, wenn er am Waldrand lag und jeder ihrer Bewegungen auflauerte.

Und dann kam wieder der Tag, wo sie zum erstenmal selbst hinübergehen konnte nach Ostia. Wie eine Spionin umschlich sie das mächtige Gemäuer, bis die Sonne sank. Und sie erfuhr's durch einen Söldling, daß Cesare noch da sei. Dann wanderte sie hochbeglückt, das Kind im Arm, unter den Schattentönen der Dämmerung heimwärts in die Ärmlichkeit der Capanna. Jeden Tag ging sie so einmal, zweimal hin, um ihr Herz zu beruhigen.

Und eines Abends sah Carmela, vor der Burg lauernd, daß keine Wachen mehr dastanden. Ihr Herz schrak zusammen. Durch ihre Glieder zitterte namenlose Angst. Und sie schob sich vorwärts bis in die Nähe des Tores. Dort fragte sie scheu und leise — denn ihre Stimme war klanglos geworden wie bei Menschen, die viel allein sind — einen Krämer aus Ostia, der gerade aus dem Schloß kam, über Cesare Borgia. „Er ist freigelassen", sagte der Mann gleichgültig. „Morgen dürfte der Herzog abreiten."

Sie wankte mit dem Kind am Arm nach der Hütte. Dort zündete sie das Feuer an und warf Olivenharz hinein, das die bösen Sumpfgeister vertreiben sollte. Glück und Unglück warfen ihr Herz in wilde Zerrissenheit. Was tun? Was lassen? Ihre Gedanken verwirrten sich. Die Nacht segnete sie mit keinem Schlaf. Mit donnernder Faust schlug der Frühlingssturm an ihre Tür, und sie hörte das Meer brausen. Ins leere, ungeheure Nichts, das über den Wassern lag, rief sie seinen geliebten Namen.

Das Mondlicht gleißte wie Schnee über die Burgmauern von Ostia. Das Meer roch schwül, als wäre es mit toten, verfaulten Fischen erfüllt. Zwischen Schutt und Sandwellen wuchs die Burg mit Zinnen und Türmen in die lichte Höhe hinauf, umrauscht von dem Schmutz des Tiber.

Im großen Hof standen in einem Schattenwinkel sieben Pferde bereit. Sie waren leicht bepackt und scharrten ungeduldig den Sand.

In einer Loggia stand Cesare Borgia mit den Kardinälen

Carvajal und Sanseverino. Der Spanier, der zum Kerkerwächter des Herzogs ernannt worden war, war ein milder Tyrann. Carvajal war seit zehn Jahren Kardinal von Santa Croce und von dem großen Ehrgeiz beseelt, Papst zu werden: aber seine spanische Herkunft war ihm nach der spanischen Mißwirtschaft der Borgia ein gewaltiges Hindernis gewesen. Er war eine stattliche Erscheinung von hohem Wuchs mit breiten Schultern, auf denen sein Haupt mit der Löwenmähne wie ein schöner Jupiterkopf ruhte.

Carvajal blickte in das Dunkel hinab, das über dem halben Hof lag, wo die Pferde unruhig standen. In dem Mauerwinkel gegenüber, wo zwei Loggienreihen zusammenstießen, floß das Mondlicht herab; es malte die weißen Flächen und Säulenschatten an die Wand.

Cesare Borgia war erregt. Seine Glieder hüllte ein Panzerhemd ein, über dem ein dunkles Reitergewand lag, die Füße staken in eisenbeschlagnen Schuhen, auf seinem Haupte saß ein federloses Barett. Sanseverino trat heran, einen Helm in den Händen. „Hoheit ,ich rate Euch, das Eisen anzulegen", sagte er warnend.

„Warum? Ich halte mich südwärts."

„Doppelte Vorsicht hat noch niemand gereut. Auf jeden Fall müssen wir die Späher abwarten —"

„Ihr habt viel Plage mit mir gehabt", sagte Cesare, indem er sich Carvajal näherte. „Ich war ein widerspenstiger Gefangner."

„Nicht einmal", wehrte der Spanier freundlich ab. „Ich wurde wohl vor Euch gewarnt, aber ich sagte mir, Ihr werdet einem Spanier keine Verlegenheiten bereiten, denn Ihr wart ihnen immer gut gesinnt. Sie lohnten es auch Euch mit Treue."

„Das ist wahr", sagte Cesare bewegt. „Ich stehe nun am Wendepunkt meines Lebens. Hinter mir liegt eine große, aber blutige Vergangenheit, auf der ich keine große Zukunft aufbauen kann. Ich muß nun in einem neuen Land die Gunst des Schicksals zu erzwingen trachten. Ich reite nach Neapel, um von dem Vizekönig Gonsalvo die Gnade des Königs von Spanien zu erbitten. Für Rom bricht jetzt eine neue Zeit an, Kardinäle, denn mit der spanischen Herrschaft im Süden wird Julius rechnen müssen. Meine Pflicht habe ich erfüllt, meine Burgen habe ich ihm übergeben; doch anstatt mich zum Herzog der Romagna zu machen, will er mir den Aufenthalt in Rom verwehren. Ich soll nach Frankreich gehen, ließ er mir sagen, ist's nicht so?"

Carvajal nickte. Cesare aber lachte bitter auf. „Zu dem geschlagnen Volk! Dort soll ich mir neue Lorbeeren verdienen? Es klingt wie Spott."

Nun trat Cesare an die Brüstung der Loggia heran, um die Pferde zu mustern.

Da näherte sich Sanseverino heimlich dem Kardinal Carvajal und flüsterte ihm zu: „Sollen wir ihm nicht alles sagen?"

„Schweigt, ich habe Auftrag —", flüsterte der Spanier zurück.

„Ihr habt ihn, nicht ich. Ich bin nicht gebunden. Und nimmer soll man sagen, daß ich ihn im Unglück in seine Falle gehen ließ, ihn, der mir vertraute."

„So nehmt's auf Euch, nur meine Hände laßt aus dem Spiel. Meine Ohren dürfen die Warnung nicht hören."

Der Kardinal Sanseverino eilte nun zum Herzog, der eben mit dem Reiterführer im Hof gesprochen hatte. „Hoheit — gönnt mir ein Wort — im Vertrauen —", sagte der Kardinal. „Euch droht unmittelbare Gefahr."

„Von Carvajal?"

„Carvajal ist edel. Aber — Hoheit, Ihr dürft nicht heute, nicht morgen die Burg verlassen."

„So lauert draußen die Gefahr?"

Sanseverino nickte. „Ich durfte bis gestern nicht in Eure Nähe kommen, da Ihr gefangen wart, heute seid Ihr frei, um — gefangen zu werden."

„Ich verstehe Euch nicht", sagte Cesare, während sich seine Blicke in die Seele des Kardinals bohrten. „Der Papst gibt mich frei, um mich zu fesseln?"

„Er sieht zu, daß andre tun, was er zu tun nicht das Herz hat. Er will seine Hände in Unschuld waschen. Es lauern andre Feinde auf Euch, die der Papst gewähren läßt —"

Er warf plötzlich den Oberleib wild zurück. „Die Orsini?"

„Oh, wären sie's allein!" sagte der Kardinal schnell. „Hund und Katze haben Freundschaft geschlossen, da es gegen den gemeinsamen Feind geht. Hütet Euch! Man weiß, daß Ihr Freiwild seid mit heutigem Tag. Die Nacht gewinnt Gestalt."

„Sind sie da?" fragte Cesare mit gespannten Blicken.

„Man hat gestern Vespasiano Colonna mit Reitern in den Laurentinischen Wäldern gesehen —"

„Vespasiano Colonna?" rief Cesare höhnisch aus. „Es mag wohl eine Ehre sein, den Mann zu fangen, der ganz Italien beunruhigt hat. Es ist nur so erbärmlich, denken zu müssen, daß diese Ehre dem Dummkopf zuteil wird, der seine bisherigen Taten nur mit der Elle gemessen hat."

„Meine Reiter schwärmen durch die Niederung, so gut es der Sumpf zuläßt, und sie müssen bald Botschaft bringen. Sie haben schon Michelotto ergriffen —"

„Meinen Rüden?!" Des Herzogs Wut schrie auf.
„Sie haben ihn dem Papst ausgeliefert. Er sitzt in der Engelsburg."
„So wird die Folter ihm die Zunge lösen. Du hast mir blutige Treue gehalten, aber jetzt wird auch diese zu Ende gehen, wenn man dir die Daumen preßt. Oh, ich kenne sie alle, die meine Kreaturen waren. Laßt mich auf die Turmzinne gehen, daß ich die Nacht sehe."
Sanseverino stieg voran. Über steile Treppen führte er den Herzog auf eine Plattform. Zu ihren Füßen dehnte sich der Pinienwald aus, umschlungen von unabsehbaren Wasserwellen. Der Kirchturm von Ostia stach in die silberne Nacht. Weit nach Süden dämmerte im Mondlicht der Eichwald bis an die Küste heran, die im Meer unterzugehen schien, denn man sah keine Grenzlinie mehr. Überall zauberte der Mondschimmer seine irdischen Gespinste hin.
„Seht —", Sanseverino schrak zusammen und wies mit der Hand auf einen Punkt, der sich schnell heranbewegte, „da — vom Tiber her — es galoppiert heran."
Aus den Monddünsten löste sich ein jagender Schatten los — Pferd und Reiter. Der Herzog eilte mit dem Kardinal die Treppen hinab in den Hof. Dort stieg eben ein Reiter vom dampfenden Roß. „Exzellenz, im Norden des Tiber stehen auf den Wegen Posten der Orsini", meldete er dem Kardinal. „Und ein Reiterhaufe sprengte gegen die Küste und verschwand im Nebel."
„Und die Colonna?"
„Im Pinienwald können unsre Spione nur schwer vorwärts, es kann der ganze Wald voll von Colonnaleuten sein, aber wir konnten bis jetzt keinen Mann entdecken. Für jeden Fall scheint es gefahrloser zu sein, nach Süden vorzustoßen, denn der Wald schützt. Wenn noch ein Segler längs der Küste für alle Fälle des Herzogs Ritt begleitet, glaube ich, daß man sich wird durchschlagen können. Doch muß man trachten, den Wald bald hinter sich zu haben."
Der Herzog war nahe getreten und hatte alles gehört. Er klopfte dem Reiter auf die Schulter. „Willst du dich mit der Barke und drei Mann auf die Reise machen? Ich kenne dich als einen mutigen Mann, Bertoldo."
„Ich führe die Barke", sagte der Reiter entschlossen.
„Hoheit, es wird gut sein, Ihr reitet längs der Küste, um gleich im Falle der Gefahr die Barke besteigen zu können. Habt Ihr einmal die Laurentinischen Wälder hinter Euch, dann dämmert der Morgen, und Ihr seid in den deckenden Hügeln von Ardea. Solltet Ihr die Barke gebrauchen, dann meidet Nettuno und Anzio, die colonnesischen Landschaften. In Nea-

pel fragt gleich nach meinem Bruder Giovanni Sanseverino, er wird Euch als erster huldigen."

„Ist der Talar auf den Sattel geschnallt worden? Man reist sicherer als Gelehrter."

„Es ist alles besorgt", sagte Sanseverino.

Carvajal kam herab und nahm Abschied von seinem bisherigen Gefangenen. Auch Sanseverino verneigte sich tief vor Cesare, der ihn umarmte und küßte. Er hatte ihn am liebsten von allen Kardinälen gehabt.

„Lebt wohl, edler Herzog", sagte der Kardinal. „Und vergeßt nicht, daß Gott manches vergißt, was die Menschen nicht vergessen wollen. Werft Euch mit aufrichtiger Reue an des Allmächtigen Herz."

Cesare neigte ergriffen das Haupt, über das sich die Hand des Kardinals legte. „Ich gehe getrost. Mein Weg ist vorgezeichnet. Die Güte Ferdinands, die Ehrlichkeit Gonsalvos und meine Reue sollen sich zu einem Fundament meines neuen Lebens zusammenfügen. Dann wird der Fluch Italiens von mir abtropfen wie der Regen von den Adlerschwingen. Lebt wohl, Gott schütze Euch!"

Cesare schritt zu seinen sechs getreuen Romagnolen, den einzigen von zehntausend Mann, die bei ihm im Unglück ausgehalten hatten. Er prüfte ihr Sattelwerk, den Zustand der kleinen Pferde, Waffen und Rüstung und sah in ihre Ledertaschen, ob sie den mehrtägigen Proviant hatten. Dann rief er den Reiterführer an sich heran. „Hör an, Cavallotti. Wenn wir von einer Übermacht angegriffen werden, werfen wir uns in die Galeote, die uns längs der Küste begleiten wird. Die Pferde lassen wir im Stich. Doch wollen wir gegen schwächere Angreifer die Klingen brauchen. Sitzt auf!"

Dann tummelte er das Roß ein paarmal im Burghof herum und winkte nach der Loggia hinauf, wo Sanseverino im Mondlicht stand. Ihm war plötzlich, als würde er den Freund nicht mehr sehen. Des Kardinals reckenhafte Gestalt stand wie ein Marmorbild im Rundbogen der Loggia.

Leise raunt das Meer. Im Mondlicht huscht ein Schatten zwischen Wald und Strand gegen Ostia. Von Stamm zu Stamm schiebt er sich vorwärts, als wären ihm Häscher auf den Fersen. Um die frauenhaft schlanken Glieder legt sich der rote Rock, das Hemd bedeckt schlotternd den Oberleib, darüber ist ein rotes Tuch geworfen, in dessen Enden das Kind gewickelt ist. So läuft Carmela durch die lichte Nacht, das Herz übervoll von sehnender Liebe und Bangigkeit. Sie bleibt manchmal stehen und blickt bang zurück. Sie will ihr einsames Asyl verlassen, wo zwei Menschen, die sie nicht gekannt und die nichts

von ihrer Schmach gehört haben, in ihren schwersten Stunden um sie gewacht haben. Die Gevatterin Luigia Barri und ihr Sohn hatten in diesen wenigen Wochen ihr Herz an sie verloren, ja, sie wollten sie bestimmen, daß sie zu ihnen ziehe und mit ihnen gemeinsame Wirtschaft führe. Aber der unruhige Sinn Carmelas, der Tag und Nacht heimlich nach Ostia trachtete, wollte nichts davon wissen. Seit das Kind auf der Welt war, fühlte sie sich noch enger an den Vater gebunden. Aber nun brach wieder das Glück entzwei. Der Herzog sollte fort. Wohin? Und wann? Sie mußte es erfahren. Da hatte sie am Abend ihr Kind eingeschläfert und hatte mit dem Gedanken gespielt, morgen in aller Frühe aufzubrechen und in Ostia Genaues zu erfahren.

Aber als der Mond hinter den Eichen heraufgestiegen war, hatte die Nacht um sie plötzlich ein anderes Gesicht bekommen. Während das Kind in der Hütte schlief, saß Carmela am Strand und nagelte sich ihre Holzschuhe zurecht, während ihr Hirn Pläne schmiedete. Zwischendurch sprangen ihr Fetzen eines alten Liedes von den Lippen: Amor, Amor, lieber Seemann, leihst mir dein Schifflein schon ... in die Wellen, in die Wellen muß ich fahren, denn mein Liebster ist entflohn ...

Da kam plötzlich vom Turm herüber Agostino gelaufen. Sein spätes Kommen erschreckte sie.

„Was ist los?“ fragte sie, indem sie ihm entgegenstolperte.

„Der Wald ist von Reitern voll“, sagte der Bursche mit fliegender Lunge und deutete nach rückwärts in die mondlichtumwobene Eichenwand, hinter der stygisches Dunkel lag.

Carmela sah bestürzt auf den zitternden Jungen, dessen magere Brust unter dem weitgeöffneten Hemd hervordunkelte. „Was suchen sie hier?“

„Ich weiß nicht“, antwortete Agostino. „Ich sah nur ein paar vom zweiten Turm aus, wo der Fischer Renzo wohnt. Eine halbe Meile landeinwärts lagerten sie, weißt du, wo der Wald die Spitze nach dem Hügel vorschiebt.“

„Wieviel waren's wohl?“

„An die sechs oder sieben jagten auf verschiedenen Wegen in den Sumpfwald.“

„Dort können sie nicht weiter.“

„Drum müssen sie längs der Küste reiten. Sie wollen, scheint es, nach Ostia. Warum erschrickst du so, Carmela?“

„Bin ich erschrocken?“ fragte sie mit erzwungener Unbefangenheit. Sie lief nach der Tür und nahm das schreiende, aus dem Schlaf gerissene Kind auf den Arm.

„Was willst du, Carmela?“ fragte Agostino.

„Ich weiß es nicht“, antwortete sie ins Leere. Aus der Sternkuppel fiel plötzlich eine leuchtende Kugel herab, leicht und

lautlos. War es ein Demant aus dem Mantel der Himmelskönigin? „Weißt du, daß mich diese Reiter fangen können?"
Der Fischer ballte die Faust. „Das sollen sie versuchen! Die!" Und er durchhieb die Luft mit dem steckendürren Arm.
„Ach du!" sagte Carmela mit traurigem Ton. „Was sollen wir zwei mit den Reitern anfangen? Wenn ich wüßte, ob sie hierher kommen."
„Ich rühr' mich nicht von der Stelle, Carmela. Ich bleibe bei dir liegen wie ein Wachthund." Und Agostino warf sich in den Sand und streckte seinen ausgemergelten Leib aus wie ein Köter, der seinen Herrn verteidigen will.
Sie warf sich in den Sand, die erschreckten Augen nach Süden gerichtet, die Ohren nach jedem Geräusch gespannt. Ununterbrochen schlugen die Wellen an den Sand, ihr Gesang war der einzig vernehmbare Ton in der Stille der Nacht. Die Ratlosigkeit brachte ihr Blut in Wallung. Sie sah gar nicht auf den Burschen neben ihr, der seine Augen ganz in ihr Antlitz versenkt hatte, das in der mondscheinbleichen Nacht einen weißlichen Ton bekommen hatte.
Endlich schlug Agostino geräuschvoll die Beine aneinander. „Du, ich weiß nicht, was ich tu, wenn sie dich fangen", sagte er gedrückt. Und dann schlug es wie ein Wasserschwall, der den Felsen gesprengt, aus seiner Brust: „Ich reiß dem die Zunge aus — sieh das Messer —" Er zog ein kunstlos verfertigtes Eisen aus dem Ziegenfell hervor, das um seine Beine gewickelt war.
Carmela fuhr aus ihrer Lauer empor. Sie ergriff seine Hand. „Du — wenn es Colonnareiter sind, wollen sie ihn ermorden —"
„Wen?"
„Den, der in der Burg überm Wald gefangen sitzt."
„Den Cesare Borgia?"
„Den."
„Den sollen sie fangen und hängen und vierteilen", sagte Agostino mit verzogener Lippe.
Das ging wie ein Schwertstich durch ihr Herz. „Warum sagst du so etwas Böses?"
Der Bursche zitterte und verkrampfte die Finger. „Du, Carmela, ich weiß, wer du bist, ja, das weiß ich."
Sie brachte kein Wort über die Lippen vor Erstarrung.
„Vorgestern war einer von Nettuno bei mir."
„Von Nettuno?" Ein tödliches Bangen schnürte ihr die Kehle halb zu.
„Der hat mir eine Geschichte erzählt von einem Mädchen, das sie dort suchen."
„Hat er dir erzählt? Und was weiter?"

„Sie ist eine Hexe und hat schwarze Haare und hat den Cesare Borgia verhext, und er ist mit des Teufels Gnade wieder genesen, als er schon im Gifttod lag, der Hund."

„Und was soll das alles?" Kaum, daß sie's lispeln konnte.

„Die schwarze Hexe heißt Carmela Accolti."

„Heißt sie so?"

„Und du heißt auch Carmela. Da hast du's nun." Er legte seine Hände wie Krallen auf ihren braunen Nacken. „Leugnest du?"

Sie sprang auf. „Du bist dumm wie eine Barbe. Wer dir das in den Kopf gesetzt hat?" Carmela band ihr gelöstes Kopftuch fester um das Haar. Dann wickelte sie das Kind sorgfältig in die Lumpen und sagte mit finsterm Blick: „Also, wenn du's weißt, so ist nichts zu machen. Leb wohl, Agostino."

„Wohin willst du gehen?" zitterte der Bursche. „Nach Ostia?"

Sie sagte nichts und ging den Strand entlang.

Da schwang er sich an ihre Seite und packte sie beim Arm. Und er sprach sie mit zärtlichen, unbehilflichen Worten an, nannte sie seine Krabbe, sein wildes Meer; sein Gesicht war leichenfahl, und seine Augen flackerten fieberhaft. Die Leidenschaft verstammelte ihren Namen.

Carmela war stehengeblieben .„Du weißt ja also, was ich im Herzen trage. Den dort in Ostia. Was willst du also?"

„Dich, dich!" Wie Hammerschläge wuchtete es in seinem Innern.

„Du fieberst, Agostino. Geh jetzt zu deinen Fischen, Agostino, und bezwinge deine Lust, ein Mädchenräuber zu sein."

„Ich bin kein Colonna, ich werde dich nicht verraten", stöhnte Agostino aus der verquälten Brust. „Aber ich liebe dich, ich liebe dich — hörst du's denn nicht, ich liebe dich!" Er brannte lichterloh.

Sie drückte ihr Kind fester an sich und schob seine drängenden Arme von sich. „Aber, liebster Agostino, ich kann doch nicht — ich kann doch nicht —"

„Ich will nur, daß du mich liebst und nicht den Teufel und Hund."

„Was hat er dir getan?"

„Er hat dich geliebt."

Sie warf seine Hände, die sich in ihren Rock verklammert hatten, von sich. „Geh, geh du! Das mußte ja alles so sein. Ich kann nur den lieben, der so gewaltig und stark ist wie das Meer."

Carmela sah voll Mitleid auf den armen Burschen herab, der kaum mehr der Schatten eines Menschen war, so abgezehrt hatte ihn das Fieber, so zerbrochen hatten ihn die Leidenschaft

und die schlaflosen, von Sehnsucht nach ihr verquälten Nächte. Wenn er mit seinen zuckenden Fingern ihre Knie berührte, brannte ihm das spärliche Fleisch an seinem Körper, als wäre es entzwei gesägt worden.

Carmela hatte wenig Mühe, diese schwachen, vom Fieber entkräfteten Arme von sich zu stoßen. „Geh du! Wie ein toller Hase bist du, ich mag dich nicht." Aus ihrem dichtverknoteten Haar fielen ein paar gelbe Blüten herab.

Agostino blieb auf der Erde liegen und rührte sich nicht. Seine tierische Leidenschaft war gebrochen. „Verzeih mir, Carmela!" rang es sich aus seiner Kehle.

Sie wußte nicht, was sie mit ihm beginnen sollte. Ihr gutes Herz wehrte sich dagegen, ihn hier liegen zu lassen, und doch wollte sie ihn forthaben. „Sei nicht von Sinnen, liebster, liebster Agostino. Vielleicht liebe ich dich doch einmal —"

„Das Fieber zerreißt meine Eingeweide", jammerte er mit sterbensmatten Augen.

„Ja, ja, aber was soll ich da? Siehst du, du bist krank, und nun liegst du noch in der Nacht herum wie ein Trunkener. Ach du, geh nach Haus, du wirst dich morgen nicht rühren können. Still — hörst du nichts?" Sie lauschte.

Pferdegetrappel zerbrach die Stille. Im Nu duckten sich beide zu Boden wie Wiesel, die sich decken. Das Geräusch erstarb plötzlich. „Bleib hier", sagte Carmela entschlossen. „Warte hier bei dem Baum auf mich, der Schatten birgt dich." Sie führte den Armen in den Schatten eines Eichenstumpfes. „Wenn die Reiter kommen, rege dich nicht, ich bin bald zuzurück."

„Wohin gehst du, Liebste, Liebste?" wimmerte er.

„Nicht allzu weit — da gegen Ostia —"

„Zu ihm!" schrie er wie ein geschlagener Mensch auf.

„Ach du!" Sie drückte den Fiebernden, dessen Nüstern in die Luft schnupperten, neben der Baumwurzel zu Boden und eilte dann, das schreiende Kind auf dem Arm einwiegend, längs des schwarz starrenden Sumpfes im Schatten des grabstummen Eichwaldes vorwärts. Zwischen ihr und dem Meer lag der mondhelle Küstenstreifen, von rötlich flimmerndem Sand bedeckt.

Agostino sah ihr nach. Sein Herz war wund, sein ganzes Inneres zerwühlt. Aus den Lungen des Sumpfes dampfte das Gift durch die allzu kupplerische Nacht und fuhr mit glühenden Stichen durch alle Glieder des Kranken.

Carmela aber lief, wie von einer höhern Macht getrieben, in die frühlingstrunkne Nacht. In ihrem Herzen war eine mystische Dämmerung angebrochen, die der Schreck nur vorübergehend verdunkeln konnte. Vergessen waren die Tränenfluten

der kalten Winternächte, eine unerklärliche heiße Glaubenskraft zwang sich das Leid in ihre Gewalt, und wie in einem schönen Wachtraum schritt sie daher, geleitet von den Engeln ihrer wunderbaren Liebe.

Da öffnete sie die Augen und hielt still. Das Wunder kam. Es brauste wie ein Sturmwind daher durch die lichtfrohe Nacht.

Carmela hatte die Vision von sieben erznen Reitern, die aus des Himmels seliger Höhe niederjagten auf die Erde. Ihre schwarzen Pupillen weiteten sich, und ihre Glieder bebten. Ein jagender Klumpen schatteten vor ihren Augen. Er wurde größer und größer, nahm eine zerfranste Form an und teilte sich endlich in wilde Reitergestalten. Mitten auf der mondweißen Sandfläche sausten sie heran.

Da überflutete es Carmelas Herz, als käme ein übernatürliches Licht aus der Höhe auf sie zu. Sie warf sich wie eine von mystischen Verzückungen ergriffene Heilige in den Sand und hielt ihr Kind hoch empor.

Die galoppierende Reiterschar stand plötzlich vor dem regungslosen Bild im Mondlicht still. Und der vorderste der Reiter streckte seinen Reckenleib über den Hals des Pferdes vor und starrte Mutter und Kind an.

„Hütet Euch vor den Colonna!" rief die kniende Pythia.

Beim Klang dieser Stimme fuhr der Herzog Cesare Borgia im Sattel empor. Sein Adlerauge zielte nach dem bleichen Antlitz. Und im nächsten Augenblick taumelte der Schrei aus seiner Kehle: „Madonna!"

„So bist du doch gekommen!" schlug ihm der selige Jubel aus der erlösten Brust entgegen. „Gott ist so gut."

„Hebt dieses Weib auf mein Pferd!" befahl Cesare. Ihm war, als geisterte es vor seinen Augen.

Zwei Knechte stiegen ab und hoben Carmela mit dem Knaben knapp vor den Reiter auf den Sattel des herzoglichen Rosses. Cesare drückte den geliebten Leib an sich, und alle Schauer der Gefahr schwanden aus seinem Mark.

„Dein Kind?" löste es sich scheu und fromm von des Herzogs Lippen, die bisher nur böse geküßt und Untreue geschworen hatten.

„Dein Kind!" klang es in namenloser Liebe zurück.

Da bebten Wonnen durch den Leib des Herzogs. „Heilige Stunde! Große Stunde!" zitterte er ergriffen, und seine Hand streichelte über das Haupt des schreienden Kindes. Dann sah er in den überirdischen Glanz dieser schönen Mutteraugen. Und wieder streichelte seine Hand über den schwarzen Scheitel, über die blassen Wangen, die Kummer, Sehnsucht, Elend und Not gezeichnet hatten.

Dann riß er sich aus seinem Gemütsbann. „Die Colonna im Wald?"

„Weit drüben", sagte sie. „Komm, meine Hütte birgt dich. Es wird dich niemand dort suchen."

„Meine Rosse wiehern — sie können uns verraten —"

„Schick deine Reiter zurück."

Cesare überlegte. Dann gewann er Freude an dem Abenteuer. „Cavallotti, jage nach Ostia zurück. Wenn ich morgen nicht dort bin, hat mich die Galeote Bertoldos nach Neapel getragen oder ich bin in den Händen der Colonna. Ich stelle mein Leben in den Schutz Gottes. Da kommt die Galeote." Im Mondlicht trieb längs der Küste ein dunkelbrauner Segler daher.

Die Reiter sausten im Schatten des Waldes gegen Ostia zurück. Cesare Borgia aber ritt mit verhängtem Zügel, das Weib mit dem Knaben vor sich auf dem Sattel, ruhevoll, als zöge er in den Bezirken heiligen Friedens dahin, nach Süden. Der Schweiß dampfte von den Flanken des Rosses.

Wie ein dunkler Schwan schwamm die Barke lautlos im Licht des silbertriefenden Himmels.

Ich habe dich wieder!"

„Du mich — ich dich!"

„Wie schön du geworden bist, Herzallerliebste mein! Wie voll und reif und schön!"

„Nein, nein — ich bin häßlich geworden. Die Liebe hat mich krank gemacht. Wohin reitest du, mein edler Herr?"

„Nach Neapel, mit dir!"

Sie schauerte zusammen. „Das wird nie und nimmer sein. Du liebst mich ja nicht, edler Herr."

Er küßte ihr die Lippen wund. Und bettete ihr Haupt auf dem Polster ihres gelösten Haares. „Mein Herz hat dich nicht vergessen. In diesem Ring liegt dein Blutstropfen verschlossen, die Reliquie deiner Liebe. Jeden Tag hab' ich sie geküßt."

„So glaubst du, daß du mich liebhast? Oh, hätten wir doch zuviel Liebe im Herzen —"

„Warum, Madonna?"

„Dann müßten wir daran sterben. Ach, du liebst mich ja doch nicht so wie ich dich." Sie weinte die Zähren schmerzvoller Liebe in ihre Hände hinein. Das Kind lag auf dem Lager aus Maisstroh und trocknem Laub. So war wohl einst das Zimmermannskind im Stall zu Bethlehem gelegen, elend und hilflos, und doch von der Aureole der Mutterliebe umstrahlt.

Cesare schauerte über die Armseligkeit dieses Lebens zusammen. So also endete sein Leben, seine Liebe. Er, der zwischen Marmorwänden und spiegelndem Gerät, im Abglanz prunk-

voller Kunstwerke, in der Farbenfülle schöner Blumensträuße, zwischen wollüstig-weichen Teppichen und seidenen Behängen, vom Duft der Narden umschmeichelt, den Weihrauch seiner treulosen Sinnenliebe vor den Altären der allerschönsten Frauen Roms geopfert hatte, krönte nun sein Liebesleben mit einer Stunde voll seliger Hingabe an ein Weib, das in Lumpen gehüllt auf einem Lager von Herbstblättern lag, über dem Haupt ein sturmzerbrochnes Dach, in einer wilden Waldeinöde verbannt, an die das einsame Meer seine Wogen warf. Angesichts dieses von Liebe umglänzten Elends fühlte er das Wunder Seele in seinem Innern erstehen. Mit seltsam zarten Tönen schwang es sich hinein, das Erkennen des Menschenwertes, die Bewunderung der überströmenden Liebe, die Seligkeit der Gnade, das Mirakel der Weibestreue. Noch stand er wie erstarrt vor den Kräften dieses einzigartigen Gefühls, das sich unerschöpft vor seinen Augen offenbarte, scheinbar geboren aus einer einzigen Wonnenacht, in Wahrheit aber tiefer wurzelnd, aus rätselhaften Keimen zum blühenden Wunder emporgeschossen.

Mutter und Kind lagen in seinen Armen. Die starke Liebe bot ihm ein Asyl in Feindesnot. Sie versüßte ihm die Schauer, die die lauernde Gefahr ringsum in sein Gebein warf.

„Ich dachte dich in Nettuno bei den Deinen", sagte er beim Kosen.

„Hinter jedem Stein dort lauert die Gefahr. Daß ich dich nicht gemordet, verzeihen sie mir nie."

„So bist du gejagt wie ich? Auch ich habe keinen Hof, keine Heimat mehr."

„Ärmster, ärmster Herzog! Ach du, kein Weg führt in meine Heimat, nur einer zu dir, zu dir!"

Nun bettete er seinen Kopf auf den weichen Pfühl ihrer Haare. „Treffen sie mich ins Herz, so treffen sie auch dich!"

„Weißt du, wir wollen hier in der Hütte leben", jagte ihre kümmerliche Freude hervor. „Ich schaff' dir alles mit meinen Händen."

„O du heiliges Erbarmen!" dachte der Herzog. „Wald- und Meeresrauschen sollen mein Schlummerlied werden, hier soll ich Bescheidenheit lernen und der Tugend friedliches Maß zum eignen machen."

„Ich will gegen Wind und Wetter kämpfen für dich", flüsterte sie. „Ich will mir eine Büffelkuh fangen, sie melken und den Stall reinhalten. Und auf den Fischfang versteh' ich mich wie keine. Bin ich doch ein Meerkind."

Die Hüttentür stand offen. Das Mondlicht spielte auf das bettelarme Lager eines Herzogs, der sich einst mit Italiens Krongedanken gemüht. Und auf diesem lichtumsponnenen

Blätterhaufen lag auch sein Sproß, das Kind seiner letzten Liebe. Der warme Schlafatem des Kindes strich über Cesares Antlitz hin, der milchige Duft des weichen Körperchens drang bis in seine ausgetobte Seele, und die kleinen verballten Fäustchen waren ihm der Gegenstand innigweher Betrachtung. Was wird diese Hand einst vollführen? Welch ein Lebenstraum wird sich hinter dieser Stirn zusammenweben? Wird deines Vaters unruhiger Geist dein Leben bewegen oder wird die unendliche Liebe deiner Mutter ihre sanften Saiten in deinem Herzen spannen? Wirst du Taten beginnen, die die Welt segnet, oder Taten, die sie in die Hölle verflucht und die die Erinnerung an deinen schrecklichen Vater in dem Hirn der Menschheit wachrufen? Oder wirst du dich hold in des Lebens Blütengarten verträumen und, ein Weichling im Gemüt, der Amboß für die Hämmer der andern sein?

Er hatte sich ja oft in spielenden Gedanken ein Knäblein von diesem Weib gewünscht, nur eines, eines, aber es sollte ein Löwe werden! Der kühne Traum schmolz angesichts der armen Wirklichkeit zu einem bescheidenen Wunsch zusammen: Wenn dieser Knabe nur in Lieblichkeit und Tugend gedeiht, dann will ich's schon zufrieden sein. Und während er das dunkel umrahmte Antlitz Carmelas in seinen Händen hielt, zogen die Glücksbilder der erlebten Liebe an seinem Geist vorbei. Da war der Johannistag, als ihre königliche Gestalt in arkadischer Freiheit auf ihn zugeschritten kam; dann die mit ihr durchtaumelte Liebesnacht in Nettuno, ihr sylphidenhafter Tanz, der das Blut durch seine Adern rauschen ließ, ihr sehnsuchtsgestreckter Leib, auf den er spielend Rosen warf; und der Tag, da sie ihr Liebesopfer bringen wollte für seines Leibes Heil und Genesung, und jener andre, da sie an der Vatikanpforte pochte mit dem Mönchsgewand, umdroht von Schwertern und Hellebarden. Oh, er war jetzt nahe daran, für sie zum theokritischen Hirten zu werden und sich mit Genügsamkeit und Notdurft zu befreunden. Gottes gütige Liebe trat ihm in diesem einfachen Geschöpf der Natur entgegen.

Er war ganz trunken von der Wortlosigkeit dieser Liebe, die nur stumm verschenkte, wo andre laut beteuerten, und die überströmte vor Glück. So trank er von ihren maifrischen Lippen den Lethebecher, der ihn seine Vergangenheit vergessen machte und selbst die Gegenwart verscheuchte, die ihn bedrohte. Und er spürte zum erstenmal die Tropfen der Tränen in seinen Augen brennen, der Seele zarten Tau.

In einem Winkel hing ein verzerrtes, mißgestaltetes Bild der Madonna und darunter ein heiliger Petrus, der die Ketten abgestreift, während der Engel im blutroten Feuerschein vor ihm stand.

Da fuhr er empor. „Hörtest du nichts?“
Sie lauschte und trat dann in den Sand hinaus ins volle Licht.
Cesare aber griff nach dem Schwert, das er am Kopfende des Lagers verborgen hatte.
„Der Nachtwind knickte die Zweige“, sagte sie zurückkehrend und nahm wieder sein Haupt in die Klammer ihrer Arme. „Das Meer ist bewegt. Dein Pferd scharrt unruhig beim Baum.“
„Liegt die Barke am Strand?“
„Sie ist weitergefahren, sie findet hier keinen Ankerplatz. Dort liegt sie, Liebster, siehst du?“ Carmela zog ihn an der Hand hinaus ins Freie. Die Barke schaukelte nicht allzu weit im Mondlicht. Wenn Feinde da waren, mußten sie sie längst bemerkt haben.
Cesare streichelte sein Pferd, das an einem Baum gehalftert war, und ging dann wieder zur Türschwelle. Dort ließ er sich auf ein Gebälk nieder und nahm sein Liebstes auf die Knie. Und ein seltsam Erinnern durchflog sein Hirn. Glich sein Schicksal nicht in vielem dem eines großen Römers, der einst in dieser Gegend, von Feinden verfolgt, umhergeirrt war? Marius, durch Sulla vertrieben, war auch von Ostia geflohen. In den Gefilden des Kaps der Kirke trieb er sich mit seinen Begleitern umher, von Hunger gequält, Hirten speisten ihn und warnten ihn vor den nahen Reitern Sullas. Und er stürzte sich ins Meer und schwamm auf eine Barke zu, deren Schiffer ihn dann verräterisch ans Land setzten. Allein, verlassen von seinen Männern, schleppte er sich krank durch die Sümpfe bis zum Liris, wo ihn ein Greis in seiner Hütte aufnahm, aber er wurde entdeckt und verbarg sich in den Sümpfen von Minturno. Auch da verfolgte ihn das Mißgeschick. Er wurde gefunden, mit Stricken aus dem Morast gezerrt und ins Gefängnis geworfen, aus dem er dann mit Hilfe der Wärter nach Capri entfloh.
Die Gestalt des großen Marius stieg nun warnend aus dem Grab der Vergangenheit auf. Und Cesare fühlte das Kainszeichen auf der Stirn brennen, und er hörte das Wort Gottes in sein Herz klingen: Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden.
In Asche fiel sein Königtum und seine Corona triumphalis. Frühlingsgrün erstand der Hain seiner Liebe, und hier wähnte er geborgen zu sein vor aller Gefahr. Er dachte jetzt nicht daran zu fliehen, er wollte nur ausrasten in dem kaum gefundenen Hafen seines Glücks, um dann mit ihr, der Gefundenen, wie ein abenteuernder Normanne ins Meer zu stechen und an Neapels sonnenschwerem Strand zu landen. Dort mußte sich

mit Hilfe des Geldes, das er in der Satteltasche trug, ein trauliches Glück erobern lassen.

Der Säugling erwachte und schrie. In natürlicher Ungezwungenheit reichte sie ihm die Brust. Stille lag draußen. Nur das Hufscharren des Pferdes war zu hören. Cesare setzte sich neben sie hin, und sie drückte ihren Leib zärtlich an ihn heran. „Weißt du, edler Herr, was man mir nachsagt?"

„Was denn, mein Lieb?"

„Ich sei ein Hexenkind von meiner Mutter her. Ja, ja." Unter den fein geschwungenen Brauen brannten ihm die wunderbaren Augen entgegen.

„Dachte ich's doch immer", sagte er leise lächelnd. „Hast du mich doch auch verhext."

„Dann hast du auch meiner Mutter bösen Fluch in dich eingesogen. Weißt du, meine Mutter weigerte sich dreizehn Tage vor ihrem Tod, den Namen Christi auszusprechen, und sie heulte wie eine Wölfin. Sie hatte einen Liebsten, sagt man, dem sie das Nothemd mit einer Nadel nähte, deren Spitze in Fledermausblut getaucht war. Damals lebte noch der Papst Innozenz. Der hat alle Hexen verflucht. Und auch alles, was von Hexen stammt. Mit der gütigen Madonna Hilfe entrann ich dem Fluch. Aber jetzt hab' ich's doch getan, ich habe dich verhext. Süßester!" Und sie barg ihre Angst an seine Brust.

Cesare aber liebkoste lächelnd ihren Leib. „Ach, du, du — ja, deine Augen, deine Haare, deine ganze stolze Schönheit hat mich verhext. Was war ich, bevor ich dich gesehen? Der mächtigste Tyrann Italiens. Aber deine Liebe hat meine Sehnen gelähmt. Sie war größer als meine Tyrannis. Es hat dich niemand geehrt, niemand geachtet, niemand gefürchtet, und doch warst du größer als ich, denn du hast mich bezwungen, hast meine schmachvolle Vergangenheit in mir ertötet — oh, wie solltest du jubeln über deine heilige Kraft!"

Sie schüttelte das Haupt. „Das versteh ich nicht. Ich weiß nur, daß ich dich geliebt hab' und immer lieben werde."

Wie unerschöpflich war doch ihre Liebe, die sich von den Brosamen der seinen genährt hatte. „O Solon, Solon!" flüsterte er mehr für sich in ihr verwirrtes Haar. „Die Stunde wirft deine Weisheit nieder. Ich preise mich glücklich vor meinem Ende, denn ich habe die Liebe erlebt!"

Und er nahm sein braunes Mädchen in die Arme und trug sie in die nächtliche Einsamkeit hinaus. Ihr Antlitz leuchtete im Mondlicht weiß wie eine Narzisse.

„Laß uns nur erst in Neapel sein, dann sollst du in weichen Kissen schlafen, und deine Lumpen werden abfallen. Seide soll deine Glieder umrauschen, und Indiens edelstes Gestein soll in

Spangengold deinen herrlichen Leib zieren. Und Ehre soll über deinen Leib ausgerufen werden!

Da stürzte sie ihm zu Füßen. „Nein, hoher Herr, bleib bei mir — am Meer — wo der Eichwald rauscht —"

„Kind — du kennst die Freuden des Lebens noch nicht —"

„Du und der Knabe — das sind meine Freuden."

„Du sollst erhöht werden! Laß mich nur erst im Sattel sitzen, und ich will dich mit Simsonsstärke fassen und in die Welt entführen, wo ihre goldnen Saaten am üppigsten gedeihen, der Wein fließt und die Lieder froher klingen."

Da wurde sie mitgerissen von seinem falschen Lied, und sie umhalste ihn und trank seliges Glück von seinen Lippen.

Nur ein paar Schritte weit von der Stelle hob sich jetzt ein vergessener Mensch aus dem Schatten eines Eichenstumpfes. Sein aschfahles, zerrissenes Gesicht, von Leidenschaft, Siechtum und Fieber entstellt, barg er hinter den zerfetzten Ärmeln seines Hemdes. Mit müden Gliedern schleppte er sich in das Dickicht hinein und tappte dort zwischen den Stämmen vorwärts. Seine Seele wogte in schluchzendem Leid, denn seine Augen hatten die große Liebe erspäht. Leise wie ein Marder schlich Agostino in die Finsternis des Sumpfes. Kein Zweiglein knickte unter seinem Tritt. —

„Der Mond steht hoch", sagte Cesare. „Wir müssen trachten, bei Morgengrauen auf der See zu sein. Erst in der nächsten Nacht steuern wir auf Neapel los. Was du an Habe hast, bleibt hier. Ich berge dich mit dem Kind im Schiff, bis ich in Neapel ein neues Gewand für dich erstanden."

Sie traten in die Hütte. „Die Decke hier, wenn uns friert", sagte Carmela. „Und die Wurzel hier für den Kleinen, mein Milchtöpflein — das wird mir Agostino —" Sie erschrak. Jetzt erst dachte sie an den Jungen. „Laß mich, mein edler Herr —" Sie trippelte mit den bloßen Füßen nach der Tür. „Es steckt einer draußen im Busch, der — warte, ich komme gleich zurück." Sie huschte wie eine Elfe durch das Mondlicht nach den Schatten des Waldes hin.

Cesare war aufgesprungen und blickte ihr verzückt und verwundert nach. O wie schön war dieses Erleben einer himmlischen Begnadigung!

Nun sah er nach der Hilfsbarke im Mondlicht. Er vermeinte das leise Rasseln der Ankerkette zu hören, die an der Bordwand spielte.

Da kehrte Carmela zurück. Sie hatte Herzpochen, als sie sich ihm an die Brust warf. „Wo warst du?" fragte Cesare.

„Nichts, nichts", sagte sie bedrückt. „Ich schaute nur nach den Reitern aus, aber es regt sich nichts. Komm, mein hoher Herr." Sie zog ihn auf das Blätterwerk nieder und herzte und

koste seine Lippen. Und insgeheim quälte sie der Gedanke, daß sie Agostino nicht mehr gefunden.

„So nah warst du mir, und ich wußte es nicht", sagte Cesare zärtlich.

„Hat dir's dein Herz nicht gesagt?" fragte sie schmollend.

Da küßte er ihr den Mund zu. Und sie entwand sich ihm mit leisem Lachen und horchte dann wieder bei der Tür.

„Was hast du?" fragte er schnell.

„Nichts, nichts — mir ist nur —" Sie huschte zurück und ihm an die Brust. Dann durchstöberten sie beide die Hütte nach Kleinigkeiten, die Carmela mit kindlichem Eigensinn mitnehmen wollte. Gleich anschließend an den Schlafraum lag eine Kammer, angefüllt mit getrocknetem Holz, das das Meer angeschwemmt, und mit allerlei dürftigem Gerät, das ihr Agostino zusammengebracht hatte. Dem Herzog machte der rührende Eifer des Mädchens Spaß. Sie sammelte Lumpen, um in wenigen Tagen mit kostbarer Seide überschüttet zu werden.

Unterdessen begann im friedlichen Licht der Mondnacht der Verrat seine Netze zu ziehen.

Über Sumpfwurzeln und gebrochenem Astwerk stapften drei abgesessene Colonnareiter durch den Wald. Mit größter Behutsamkeit folgten sie den Spuren des rachedürstigen Verräters, der sich, mühsam auf den Stock gestützt, kaum vorwärts schleppen konnte, denn das doppelte Fieber verzehrte seine Kräfte. Er hinkte wie ein Gichtbrüchiger, und jeder Schritt tat ihm bis in die Eingeweide weh. Aber seine Gedanken wirbelten doch in einen Zukunftstraum hinein, und er sah den toten Cesare Borgia zu seinen Füßen liegen, gemordet von den Colonnaknechten, und Carmela frei für seine Liebe. War ihr Cesare Borgia aus dem Herzen gerissen, dann würde sie sich beruhigen und doch einmal ihm gehören. Von seinem Verrat brauchte sie ja niemals etwas zu erfahren. Er rief nur die Verderber; zuschlagen mußten sie selbst. Mit gespannten Blicken, die Finger zu Krallen geformt, keuchend und manchmal Blut spuckend, arbeitete er sich den Männern voran, die nur mit ungeübten Füßen folgten.

Hinter ihm schritt ein verwilderter Gesell mit rauflustigem Antlitz. Auch er trug ein Herz, gesättigt von Haß und Rache. Man hätte unter seinem schmucken Reitergewand nicht mehr den zerlumpten Fischer erkannt, der die Perle wegwarf, nachdem er sie zertreten. Ercole Landi hatte sich dem Vespasiano Colonna als Gefolgsmann angeschlossen und sich von ihm anwerben lassen für seine blitzende Reiterschar, die in diesen Tagen auf Cesare Borgia Jagd machte. Seinem Haß gegen Cesare Borgia wurde die Wohnung in seiner Brust zu enge. Er hatte mit allem gebrochen, was ihn an Nettuno band. Acker

und Wein, Fisch und Fahrzeug hatte er hinter sich geworfen, hatte auch mit dem Gimani glatte Rechnung gemacht und alle Wohlanständigkeit über Bord geworfen.

Sein Teufel führte ihn gerade heute mit zwei seiner Genossen in diese Waldecke, wo das kostbare Wild auf der Flucht in seinem Schlupfwinkel lag, den noch zum Überfluß ein zweiter Fang besonders wertvoll machte. Mit aufgerissenen Augen hatte er von Agostino die Kunde vernommen, daß in der Hütte beim Sarazenenturm der Herzog Cesare Borgia in den Armen einer gewissen Carmela Accolti ruhe. Zuerst glaubte er, daß ihn der Bursche am Narrenseil führe. Aber er machte sich doch mit seinen zwei Kameraden auf und trieb den Verräter vor sich her. Er ahnte wohl die Ursache, die den Jungen zum Schuft machte, ach ja, er wußte doch selbst ein Stück von dieser wilden Leidenschaft zu erzählen. Aber gierig spannte sich seine Rachsucht nach der Verräterin hin, von der ganz Nettuno wußte, daß sie Cesare Borgia mit ihrer Liebe verhext und ihm das Gift, das die Colonna für ihn bereitet, nicht gereicht hatte. Oh, mußte ihn nicht Vespasiano Colonna zum ersten Reiterführer machen, wenn er ihm jetzt die Hexe und den behexten fürchterlichen Herzog bringen würde, der Italien nicht zur Ruhe kommen ließ?

Jetzt lichtete sich der Wald, eine grünliche Helle schimmerte hinter der durchbrochenen Stämmewand vor ihnen, und bald dämmerte das graue, mondscheinübersponnene Meer vor ihren Augen. Der schleichende Fuß stockte, ihr Atem schlug höher, als der todesmatte Agostino nach einem unförmlichen Klumpen zeigte, der sich vom Untergrund der schaukelnden See abhob: die Hütte. Landi drückte den keuchenden Jungen sachte in das Moos am Schattenrand nieder und warf sich nun mit den zwei andern Burschen auf den Bauch. So schoben sie sich wie birschende Jäger lautlos mit angezogenem Atem an ihr Wild heran.

Aus der Hütte trugen Cesare und Carmela ein paar Habseligkeiten ins Freie. Während Carmela alles in dem Korb fest zusammenschnürte, ging Cesare in den Waldesschatten, um den Halfter seines Rosses zu lösen.

Das Tier wieherte ihm entgegen. Er klopfte es ab. Da bemerkte er, daß es fast bis zu den Knien im Sumpf stand. Er wollte ihm heraushelfen, geriet aber dabei selbst in den Morast.

Da durchriß die Stille ein wilder, undeutlicher Klang. Cesare fuhr empor und ergriff das zweite Schwert, das an dem Sattelknopf des Pferdes befestigt war. Die Nacht schien erfüllt von unbestimmten Geräuschen, von wirren, seltsam sich verschlingenden und wieder lösenden Tönen. Wie ein gereizter

Tiger sprang Cesare empor, doch seine Füße umschlangen plötzlich Wurzeln und dichtes Geäst.

Da schrillte ein furchtbarer Schrei durch die Nacht. Die fliehenden Wolken gaben den Mond frei — sein bleicher Schein lag plötzlich über einem Bild ergreifenden Heldentums:

Carmela wankt, in der Linken das Kind, in der Rechten Cesares Schwert, rückwärts schreitend vor dem drohenden Schwerthieb eines Mannes zurück. Der schwache Frauenarm mit dem schweren Eisen taumelt im Mondlicht hin und her.

Cesare stampft und wühlt sich immer mehr in die Lianenschlinge hinein. Grimmig schlägt er um sich, das Blut rast durch seinen Leib, gepeitscht von der ohnmächtigen Wut.

Carmela ist bis in seine Nähe gekommen. Sie pflanzt sich wie eine Löwin, die ihr Junges verteidigt, vor dem verzweifelten, um sich schlagenden Herzog auf und wehrt mit der letzten Kraft die Schwerthiebe Ercoles von sich und ihrem Kind ab. Wie ein toll gewordener Skorpion sticht sie, selbst schon mehrmals verwundet, um sich. Da bricht ihre Kraft in Stücke. Das Schwert entsinkt ihrer Hand. Sie hebt das Kind hoch empor und schreit: „Erbarmen!"

Aber erbarmungslos blitzt das feindliche Eisen durch das Licht, von Rachsucht und Haß geführt. Wie eine hochragende Ähre, über die die Sense saust, taumelt plötzlich das schreiende Kind aus den Händen Carmelas zur Erde. Im nächsten Augenblick fällt ein Streich die blühende Heldenmutter. Sie bricht lautlos über ihrem Kind zusammen. Wie flüssige Granate fallen langsam aus ihrer Brust die dunklen Tropfen auf die erkaltenden Händchen des toten Borgiasprößlings.

Die Verzweiflung gebiert Riesenkräfte im Körper des Herzogs. Ihm ist, als rase das Weltall in feuriger Lohe um ihn her. Mit dem einen Fuß im Sumpf, mit dem andern im Schlingwerk verstrickt, steht er simsonartig da, und mit grausamer Wucht schlägt sein Schwert durch die Luft und saust in den Hals des blutgierigen Ercole Landi. Mit einem gurgelnden Schrei fällt der Wildling zu Füßen der zwei herbeigeeilten Kameraden in den Morast. Die wütenden Jungen fahren wie bissige Fanghunde über den Herzog her. Ihre Eisen pfeifen durch die Nacht. Aber Cesares Kraft, vom rasenden Schmerz ins Ungeheure gesteigert, wuchtet auf den ersten nieder. Er sinkt schwerwund zu Boden.

Der Zweite steht zuerst starr, wie von einem Schreckbild der Hölle gelähmt. Dann aber wirft er das Schwert fort und schleudert seinen gewaltigen Leib auf den Herzog. Ein wildes Ringen beginnt. Der Colonnaknecht entwaffnet den Herzog. Dieser wirft sich mit Bullenkraft auf den Wütenden und zwingt ihn zu Boden. Des Söldlings Arme erschlaffen wie entspannte

Federn, sein Atem schnaubt dem Herzog ins Gesicht. Die beiden Körper verrenken und verschlingen sich zu einem formlosen Klumpen. Endlich drückt des Herzogs siegende Gewalt den Kopf des Hünen in die schlammige Erde. Dort hält er ihn fest, bis der Atem im Morast erstickt. Immer tiefer sinkt der Kopf unter der Faustwucht des Herzogs in den Sumpf. Das letzte Röcheln erstirbt.

Eine bange Todesruhe liegt über dem Sumpf.

Der wütende Kampf hat die Füße des Herzogs gelockert. Wie von selbst reißen sie sich aus der teuflischen Umklammerung. Langsam, als lähmte ihm eine überirdische Macht die Glieder, schreitet der Herzog aus dem Gefängnis der Wurzeln und Äste in das Mondlicht. Dann bleibt er stehen, das Haupt zum sternübersäten Himmel gewendet. Es ist, als riefen seine Augen die Barmherzigkeit Gottes an. Sein Blick wagt sich nicht zur Erde, denn dort liegt das Grauen. Er tastet vor sich hin in die Luft, als wollte er das Fürchterliche noch von sich abhalten. Er geht einen Schritt weiter — und noch einen — noch einen — bis seine Füße das verlorene Heiligtum berühren.

Da senkt er das Haupt und sieht Mutter und Kind regungslos zu seinen Füßen liegen.

Das Licht rieselt über die Körper. Das gebrochene dunkle Auge Carmelas fängt einen Mondstrahl auf. Aller Glanz des liebenden Lebens ist unter dem Eishauch des Todes erloschen.

In dem Herzen Cesare Borgias liegt tiefes Dunkel.

Plötzlich ist ihm, als ströme ein Seufzer von den erstarrten Lippen. Er weiß, das ist ein Trug. Aber er nimmt ihn als wahr. Er brach wie ein getroffenes Jagdtier an der Leiche in die Knie. Langsam sog er sich an den erkaltenden Lippen fest, als wollte er mit seinem rasenden Kuß sein eignes, heißes Leben in die toten Glieder zaubern. So lag er lange, lange und wollte den Tod bezwingen, da er das Leben so oft bezwungen hatte. Das Wunder der Treue hatte sie ihn gelehrt, sie, das einfache Kind des Meeres, den verruchten, treulosen Mann, der auf Herrscherhöhen gestanden war, und, gestürzt, an keine Treue mehr glauben konnte.

Cesare breitete die Arme ins Leere. Und es kam ihm wie ein Traum vor, daß jetzt aus der mondlichtumdämmerten Meereinsamkeit ein Schiff in geisterhaften Umrissen heranschwebte, als käme es aus den Sphären des Avernus. Da schleuderte er sich selbst aus dem Traum, und er erkannte seine Galeote, die nun in der Nähe des Strandes Anker faßte. Und er hörte den Erkennungsruf herüberschallen: „Quousque tandem?“ Da antwortete er heiser zurück: „Ave maris stella!“

Die Galeote hatte den Kampf gehört. Drum kam sie so nahe heran, daß der Herzog mit einem Boot abgeholt werden konnte.

Im nächsten Augenblick senkte sich auch das Boot von Bord herab auf das Wasser.

Da kehrte dem Herzog erst völlig die Besinnung wieder. Er deckte den in ärmliche Kleider gehüllten Leib mit seinem Wams zu. Dann legte er das Kind in den süßen Arm der Mutter. Als das Boot heranruderte, ihn zu holen, rief er den zwei Schiffern zu: „Holt mir aus der Hütte dort meinen Helm."

Die Männer sprangen zur Hütte. Dort stolperten sie über einen verkrümmten Menschenleib in Lumpen. Das Gesicht war verzerrt, die Fieberaugen glänzten im Licht. Die zuckenden Finger gruben die Erde leise auf, als schaufelten sie ein Grab. Wenige Augenblicke darauf stiegen des Herzogs Leute mit dem Helm über eine Leiche zurück. Sie achteten ihrer nicht.

Unterdessen ging Cesare zu seinem Pferd, löste ihm die goldgefüllte Satteltasche ab und gab ihm dann die Freiheit. Es mochte hier sein Futter suchen und morgen in die Hände der Colonna fallen. Vielleicht hielt man ihn dann für tot, im Sumpf erstickt. So war seine Spur verwischt.

Cesare hob den Körper Carmelas auf und drückte das Kind an ihre Brust. Nun trug er die traurige Last ins Boot, wo ihn die Männer erwarteten. Wie ein Totenkahn auf dem Acheron schwebte das Fahrzeug lautlos auf die Galeote zu. Dort hob man des Todes Beute auf des Herzogs Geheiß an Bord, und Cesare bestieg nun mit den Rudermännern das Schiff, das sich in Bewegung setzte.

„Wohin lenken wir, Hoheit?" fragte der Schiffsführer Bertoldo.

„Nach West." Ihm war, als spräche er in einen eiskalten Raum hinein, der von Todesstille erfüllt war.

„Im Westen liegt das offne Meer", sagte der Führer betroffen.

„Wir steuern ins offne Meer."

„Wir haben nicht viel Proviant", wagte Bertoldo einzuwenden.

„Alle Mann an Backbord, die Leichen auf den Bug."

Der Herzog schritt an der Backbordseite auf und ab, bis der Körper Carmelas auf einem erhöhten Lager auf Fellen gebettet lag. Als er sah, daß sich die Mannschaft auf das Steuerboot zurückgezogen hatte, trat er mit scheuen Schritten an den freien Katafalk heran. Carmela lag mit dem Antlitz dem Mond zugewendet da. Neben ihr schlummerte der kleine Säugling mit der Todeswunde auf der Stirn.

Cesare erschauerte. Nicht der Zusammenbruch der Herrschaft rüttelte an seiner Seele, aber daß Gottes strafender Arm bis zum letzten Rest seiner Schuld Abrechnung hielt, riß sein

Herz entzwei. Hier, an diesem zarten Blütenleib hoffte er sich zum Tempel der Tugend durchringen zu können, in dieser ersten, von einer reinern Empfindung getragenen Liebe glaubte er die Schuld tilgen zu können, mit der er sich in das Reich der Hölle verbannt hatte. Hier mußte doch der Verdammung richterliches Schwert vor dem letzten Streich innehalten, denn ein Sünder tat Buße in der Liebe heiligem Opferhain. Die Hand auf die kalte Stirn des schönen Mädchens gelegt, stand er wie ein opfernder Priester vor dem Altar des Todes; aber kein hehres Requiem tönte von den Lippen, sondern von wilden Flüchen getragen, stiegen seine fürchterlichen Exequien himmelwärts, die abermals Gott lästerten.

Da wob der Mondstrahl seine Zauber um das tote Antlitz. Und es ward plötzlich verklärt von den Schauern der Seligkeiten. Da verstummte Cesares Klage. Ihm war, als wüchse auch die Tote mit ihrer Liebe noch über ihn hinaus, als lebte diese Liebe körperlos fort und nehme die Gestalt eines Engels an, der über sein Leben wachte. Immer verklärter und lieblicher wurde das Antlitz der Toten und immer seliger lächelte es ihn an. Der höchsten Liebe Kraft strahlte von ihm aus, und Cesare öffnete weit sein schuldmüdes Herz und ließ die Strahlen in seine Tiefen dringen, wo die Wogen der Verwünschung zu verrauschen begannen.

Dann zog er leise, als fürchtete er, den gläsernen Leib zu zerbrechen, die ärmlichen Hüllen weg. Wie ein herrliches Sarkophagbild lag sie vor ihm. Und mit verzücktem Herzen warf er sich an ihre Lippe und küßte sie wund, bis das Blut leise perlte, das er mit Opferandacht trank.

O heiliges Blut! sann er in die Lippen hinein. Nun schenkte sie es zum zweitenmal für mich her, und sie schenkte sich so völlig aus, daß ihr, der rührenden Geberin, nichts mehr zu schenken blieb. Du süßer Quell des Lebens, du köstliches Arkanum, das heilt und tötet, das Linderung bringt und in Verzweiflung stürzt! Rinnende, kleine Welle, aus der sich eines Menschen ganzes Wesen, seine Tugend und sein Herz, die schöne Form und der noch edlere Inhalt nährt! Süßes Blut, du allersüßestes Blut! Nie hat in meines Wesens Giftbereich sich je ein Engel noch verirrt von solcher Treue, und dieser fiel, er fiel für mich, er rettete das Böse für die Welt, er brachte sich zur Strecke, damit das Laster weiter triumphiere. Das kann in dieses Geistes höchstem Willen, Gott genannt, nicht sein!

Er nahm das Schwert und tauchte seine Spitze in die Hiebwunde, die sie für ihn empfangen gerade über der Brust. Mit diesem liebesakralen Blut, das ihm zur Reliquie wurde, wollte er fortan der Hölle trotzen.

Und sein Knäblein herzte er mit Inbrunst und machte ihm das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn.

Dann löste er das Gehänge seines zweiten Schwertes los. Und mit dem schweren Lederband schnürte er Mutter und Kind zusammen. Niemand sollte mehr das treue Antlitz dieser Toten sehen. Noch einmal trank er die schmerzlichen Wonnen von ihren Lippen, die sein Kuß schon ganz zerrissen hatte, noch einmal fing sein Herz den ganzen Anblick ihrer Reize ein. Mit einem Schrei, so schauerlich und gräßlich, als wäre eine Welt im Innersten geborsten, schleuderte er die Arme zu Gott empor, senkte sie wieder, küßte dann das kleine Mal an ihrem Hals und hob mit den Gigantenarmen Mutter und Kind empor. So schritt er feierlich wie ein zelebrierender Priester an den Schnabel der Galeote. Dort rief er nach dem Steuerbord zurück: „Ruder ein!"

Langsam verklingt das Rauschen des gepeitschten Wassers. Eine elysische Stille tritt ein. Das Schifflein liegt regungslos auf der glatten Flut.

„Nimm, du liebes Meer, dein Kind zurück", spricht Cesare leise, indem er die süße Last mit den starken Armen über das Wasser streckt. „Sie war eine Perle, und aus deinen Tiefen mußte sie stammen, ihre Reize waren aus den deinen gewoben. Ihre Liebe war unergründlich wie du, ihr Antlitz versonnt und vertrauert wie dein wechselnder Spiegel, in ihrer Stimme lockten deine Geheimnisse, in ihren Augen deine unerforschliche Seele. Vom Meer nahm ich dich, geliebtes Kind, dem Meer gebe ich dich wieder. Deine Seele ist unverloren in den ewigen Gefilden Gottes. Madonna del mare! So grüße ich dich! Sei du mit ihr und mir!"

Er breitete die Arme auseinander — in die Todesleere hinein rief er ihren geliebten Namen: Carmela! Und das Wasser gischtete mit weißblitzendem Schaum über Mutter und Kind zusammen. Eine Wolke jagte trauernd über den Mond.

Der Herzog steht wie eine erzne Bildsäule . . . Über ihm singen die übernächtigen Sterne das lautlose Lied der Ewigkeit.

Über dem Laurentinischen Sumpfwald bleicht der Opalglanz des Morgens heran. Ein Abglanz davon gleitet über das Meer. Fern vom Strand herüber dringt der leise Ton einer Morgenglocke aus der Klause eines Anachoreten.

Cesare Borgia hebt die schmerzverstürmte Brust. Seine Augen suchen in die Tiefe hinab. Das grenzenlose Grab starrt ihn an.

Und er wendet sich und ruft Bertoldo mit einem Ton, der dem Führer in die Seele graust, zu: „Nach Neapel!"

Die Galeote rauscht mit majestätischem Schwung nach Süden

in die halkyonische Stille der Flut, aus der die Geister der Odyssee steigen.

Über dem schieferfarbigen Gewoge des Meeres beginnt die Luft zu glühen. Wie blühende Riesenrosen hängen im Osten die Morgenwolken.

Der Maienabend breitet seine Schwüle über den Golf von Neapel. Das Meer wirft Wellen und die Segel flattern. Lichttrunken flammen die Berge, und der Vesuv raucht in graupurpurnen Ringelsäulen wie ein mächtiges Opferfeuer Hephästus. Das brausende Leben, das diesen Hexenkessel erfüllt, will nicht zur Ruhe kommen. Brokatne Gewänder und grelle Lumpenfetzen werfen ihre Buntheit in das Gewoge.

Gonsalvo de Cordova war eingezogen und hatte sein strenges Regiment errichtet. Aber das Volk jauchzte, tanzte, sang und trank.

In die violetten Dünste, die sich jetzt über dem Hafen zusammenspannen, blickten zwei Flüchtlinge von dem Fenster eines kleinen Palastes. Neben Cesare Borgia stand sein Vetter Ludovico Borgia, der vor des Papstes Wut geflohen war, als die Burgen des Herzogs sich nicht ergeben wollten. Er und Romelino hatten als die getreuesten Anhänger Alexanders den Zorn des unberechenbaren Julius zu fürchten. Bei dem Bruder Sanseverinos hatten sie alle Aufnahme gefunden.

Ludovico Borgia, ein junger, unbedeutender Mann, hatte eben seinem Vetter Cesare die Räumlichkeiten des Palastes gezeigt, dessen Herr augenblicklich in Salerno war.

Zwei Tage schon war der flüchtige Herzog hier. Noch wagte er sich nicht auf die Gasse. Er wollte von dem spanischen Vizekönig Gonsalvo erst die Zustimmung für sein Verbleiben in Neapel erhalten.

„Ihr habt ihn gesehen, den großen Spanier?" fragte Cesare den Vetter, der eben ein Schachbrett zurechtstellte, um mit Cesare eine Partie zu beginnen.

Ludovico nickte. „Ein eiserner Ritter scheint ein Butterleib zu sein gegenüber seinem unbeugsamen Wesen."

„Ja, ja, ich erinnere mich noch — es sind jetzt sieben Jahre her — als er mit Prunk und Pracht von meinem Vater in Rom empfangen wurde und er von ihm die goldne Rose empfing. Gonsalvo aber hielt meinem Vater eine Art Strafpredigt über dessen Sündenleben, und ich wurde aus dem Zimmer gejagt, damit ich nicht erröte."

„Laßt uns Vergangenes vergessen", sagte Ludovico, „vergessen, daß Ihr einmal einem Aragon die Krone entreißen wolltet, vergessen, daß Ihr dem Herrn von Bisceglia das Leben geraubt, vergessen, daß Ihr Frankreich Vasallendienste leistetet."

„Wenn's nur der Spanier auch vergißt", meinte Cesare zweifelnd.

„Die Häuser der ersten Spanier haben uns ihre Tore geöffnet, und die Italiener blieben darauf nicht zurück. Ich glaube, Ihr könnt es wagen, von hier aus neue Eroberungsgedanken zu spinnen."

Cesare verdunkelte die Stirn. „Nein, Vetter, damit ist es vorbei."

„Seht Euch die Stadt an, Herzog, die Bauten des Alfonso sind entzückend."

Cesare sah zum Fenster hinaus. „Laßt mich allein, Vetter", sagte er plötzlich verdüstert. Er hatte sich erinnert, daß der heilige Gennaro von Neapel dem Volk sein kostbares Blut geschenkt hatte, das im Dom aufbewahrt wurde; und wenn der Vesuv wütete, begann das Blut des Heiligen flüssig zu werden, und es besänftigte das Toben des Berges. Das Blut aber rief in Cesare einen andern Gedanken wach, die Erinnerung an seine eigne kostbare Reliquie. Er wollte morgen die Totenmesse für Carmela Accolti lesen lassen. „Setzt Euch zu Romelino nebenan", sagte er, „und spielt mit ihm Euer Schach."

„Ich habe Arbeit, Herzog. Der Nachlaß des verstorbenen Kardinals Giovanni Borgia ist zu sichten. Sein Kammerherr hat mir versiegelte Briefschaften mitgegeben, die ich heute öffnete. Es ist wunderliches Zeug darin, manches Unerklärliche, manches Possenhafte, ja manchmal hat dieser Kardinal eine übertriebene Feinfühligkeit gezeigt, die ich dem Schlaukopf nicht zugetraut hätte." Ludovico räumte das Schachbrett zusammen.

„Ja, ja, der Kardinal Giovanni war ein merkwürdiger Vogel. Wir nannten ihn den undurchsichtigen Oheim. Er war unter den Borgia vielleicht der einzige, der nie ein Weib berührt hat."

Ludovico lächelte etwas hämisch. „Tote sprechen zu uns oft anders als die Lebendigen." Er hob aus einem Konvolut von Papieren, die auf einem elfenbeinernen Tischchen lagen, ein paar zusammengeheftete Blätter heraus und reichte sie Cesare. „Es ist eine Art Diarium. Dazwischen liegen Rechnungen und Inventare. Ich habe vorgestern noch spät nachts darin geblättert. Hier diese Stelle wird Euch interessieren, sie enthält Sonderbares."

Der Kardinal Ludovici ging in das Nebengemach, aus dem das Geräusch der Schachspieler leise herüberklang. Cesare begann mit Gleichmut das Manuskript des verstorbenen Oheims zu lesen, den er und sein Vater vor bald einem Jahr hatten vergiften lassen, um die Reichtümer des alten Kauzes

an sich zu reißen. Jetzt erstand des Kardinals hohe, etwas gebückte Gestalt vor seinen Augen, sein ernstes Gesicht mit den düster glühenden Augen und der gekrümmten Nase, und ihm war, als müßte der Oheim selbst geisterhaft aus der Wand treten und seinen eignen Worten lauschen, die jetzt sein Mörder las.

Cesare aber entzifferte mühselig die spitzige, gebrochene Schrift.

„... meine schönsten Tage aber waren Nächte gewesen, nicht in Rom, sondern in einer grauen Hafenstadt. Hier auch habe ich das einzige Mal in meinem Leben mein Herz an ein Weib verloren. Es war die schwarzhaarige, zigeunerbraune Lia Accolti —"

Cesare zuckte zusammen. Er fühlte, wie das Blut aus seinen Wangen wich. Mit hochgespannten Nerven las er weiter:
„— die Frau des Schankwirts in Civitavecchia beim Hafen. Ich war unerkannt dort. Das Weib hat mich behext, daß ich mein Gelübde vergaß. Auf einer Barke genoß ich ihren schönen Leib. Sie hielt mich für einen Handelsherrn aus Genua. Ich kam einige Male und gab ihr Geld. Sie trug ein Kind von mir unter dem Herzen, und als ihre Stunde kam, verfluchte sie mich als einen Sendling der Hölle. Sie starb drei Tage nach der Geburt des Mädchens. Das Kind wurde von Fischersleuten in Nettuno aufgenommen und erzogen und bekam den Namen Carmela —"

Die Schrift entfiel den Händen des Herzogs. Er starrte in die Kerze, die leise brenzelte.

Ein Wogenschwall von Gefühlen brandete an seinem Brustkorb, der zu bersten schien. Er wollte sich wehren gegen diesen Ansturm einer unerklärlichen, fremden Macht, die aufs neue in sein Leben schlug und ihn der Raserei nahe brachte. Er versuchte weiter zu lesen, aber er konnte nur mehr die Worte entziffern: „Ich sah das Mägdlein wohl zwei Jahre später, es trug mein Mal an der linken Halsseite und hatte meine Augen." Dann konnten seine Sinne den Worten nicht mehr folgen. Der Name Carmela erstickte alle andern Gedanken. Eine Borgia hatte er geliebt — wieder hatte das wilde Blut wie unter der Tyrannenmacht eines Fluches seine Sinne umstrickt — eine dämonische Gewalt schleuderte seine Liebe zwangvoll in das Herz einer Jungfrau seines Geschlechts, und er fühlte jetzt, daß gerade wohl diese Blutsverwandtschaft der unheimliche Stachel gewesen war, der unbewußt seine Leidenschaft antrieb. Er litt an der Borgiaglut, die alles gesunde Leben zerstörte, verbrannte, vernichtete. Und was sich rühmte, gleichen Blutes zu sein, ging mit ihm unter, verdarb und starb.

Cesare hob den Kopf. Sein Antlitz war aschfahl. Ihm war,

als hätte auch Carmela, einem geheimnisvollen, dunklen Drang folgend, den Menschenhirne nicht zu enträtseln vermögen, sich nach seinem Blut gesehnt, ja als wäre sie mit ihrer Erlösungsliebe einem unwiderstehlichen Trieb gefolgt, den ein gütiger Gott ihr ins Herz gepflanzt. Dieser Trieb blendete ihre Sinne, ihre Augen, er machte sie damals, als sie den Fisch trug, niederstürzen vor seine Knie, er gab ihr die Barmherzigkeitskraft, ihr Blut für das seine zu opfern, er ließ sie vor dem Mord zurückschrecken und verwandelte ihren Haß in namenlose Liebe. Ihre Abstammung aus einem der größten spanischen Adelsgeschlechter machte sie ihm noch wertvoller, ihr ganzes Wesen wuchs unter diesem Glanz der Herkunft, er adelte sie zur hehren Fürstin. Aus der Blätterstreu ihres armen Lagers hob sein träumespinnender Geist das Hexlein in die Goldpracht eines Thrones empor, wie sie einer Borgia gebührte.

Da sprang der Schreckensfunke der Gewißheit durch seinen Sinn: Sie ist tot! Er schloß die Augen und sah ihr verblutendes Herz aus dem Leib hüpfen, und es klang wie eine tiefe Glocke an sein Ohr: Ich habe dich geliebt, und du liebtest mich nicht! Und alle seine Schandtaten wogen federleicht gegen die einzige große Sünde, daß er sie zu wenig geliebt hatte. Und ihre Liebe wuchs riesengroß an und verströmte ihren Hauch bis in die letzte Sphäre des Alls.

Mit zähneknirschendem Weh brach er beim Tisch zusammen, er, der herkulische, sehnenstarke Mann, vor dessen Gewalt die Stiere zitterten und bei dessen Tritt Säulen in ihrem Gefüge krachten.

Mörder ihres Leibes! Lohnt sich die Wandlung noch? Ich dulde sie nicht mehr, ich will Cesare Borgia bleiben!

Er trat ans Fenster. Die Sterne durchlöcherten silbern das Firmament. Und hier, vom Hauch der ewigen Gottesnähe berührt, brach sich der wilde Wellenschlag seines Herzens. Und er sprach für das Heil der toten Seele sein erstes Vaterunser. Bis ins Mark erschauerte er, als er die Worte stammelte: ... und vergib uns unsre Schuld ...

Im Castel Nuovo, der Residenz des spanischen Vizekönigs Gonsalvo de Cordova, saß der Herr Neapels inmitten einer Schar von Granden und nahm die Berichte über die Haltung der Truppen entgegen. Die Edelsten aus dem Reich Ferdinands von Aragonien waren herbeigeeilt, um Ehrenstellen zu erlangen. In Gold und Brokat standen sie um ihren Herrn und ließen lautlos nach dem spanischen Zeremoniell die Gnade des Vizekönigs über sich ergehen.

Riesige Landkarten und Verzeichnisse, die seine wirtschaft-

lichen Kommissare angelegt hatten, lagen vor Gonsalvo, der die Erklärungen seines getreuen Gardekapitäns Don Nuñez Campeio entgegennahm. Von Zeit zu Zeit warf der Vizekönig einen Blick durch das Fenster auf das sonnenüberflutete Meer. Dann kehrte er rasch in seine ernsten Gedanken zurück; sie spiegelten sich auf der maurisch-düstern Stirn und in dem ruhigen, gleichsam nach innen blickenden Auge, das so schön war, daß man darüber die Häßlichkeit der unspanischen Plattnase vergaß, die den länglichen Kopf verunstaltete, der noch durch einen Spitzbart schmäler gemacht wurde.

Die Sonne lag mit afrikanischer Glutkraft über dem Golf und seinem Lärm. „Dieses Volk ist leicht zu befriedigen", sagte der Vizekönig. „Man muß es nur in seiner Faulheit nicht allzusehr stören und ihm seine religiösen Feste belassen." Er sah sich in dem schön getäfelten Raum um, in welchem wunderbare Mosaikarbeiten von byzantinischer Buntfarbigkeit schillerten. Alles erinnerte noch an den prunkliebenden großen Alfonso, der Neapel einst ein spanisches Gepräge gegeben hatte.

„Es ist keiner mehr nach ihm gekommen", sagte Gonsalvo, „der es verstanden hätte, die Liebe des Volkes so zu erringen, Seht, Don Nuñez, man betrügt mich, wenn man mir einreden will, Neapel singe auch jetzt noch Loblieder auf Spanien. Nein, sie können sich an den ernsten spanischen Geist nicht gewöhnen. Sie lieben eher die Tyrannis eines —" Er hielt plötzlich inne und sah nach der Tür. „Sind die Garden versammelt?"

„Zwölf Offiziere und zwanzig Mann harren im Vorzimmer."

„Das Schiff, welches nach Piombino gehen soll —?"

„Steht bereit, es ist dreifach bemannt."

„Gut. In dem Augenblick, da ich läute, wird die Person, welche sich dann in diesem Zimmer befindet, von den zwölf Offizieren, die eintreten, verhaftet. Sollte sie sich wehren, dann braucht Gewalt."

Gonsalvo nahm aus einer Geheimmappe einen Brief des Papstes und las ihn lächelnd durch. Dann sprach er leise vor sich hin: „Cesare Borgia, dein Stern erlischt, deine Teufel verlassen dich." Gonsalvo ordnete beim Spiegel sein Brokatgewand und nahm dann einen Pergamentbrief seines Königs in die Hand. Er enthielt heftige Anklagen gegen Cesare Borgia. Besonders die Witwe des von Cesare ermordeten Herzogs von Gandia habe, schrieb der König, allen Grund, die Gefangennahme Cesares zu begehren. Auch die Verwandten des von Cesare ermordeten Herzogs von Bisceglia forderten an Ferdinands Hof den Tod des schon halb erledigten Herzogs. Gonsalvo zog die Glocke.

Ein Kammerherr trat ein. „Ich lasse den Gonfaloniere der

Kirche Cesare Borgia zu mir bitten", sagte der Vizekönig gelassen.

Im nächsten Augenblick wurde der Herzog durch eine geheime Tür hereingelassen. Cesare Borgia war bleich und schien sehr gealtert. In dem Strom des Sonnenlichtes, der über seinen Körper floß, erschien seine Gebrochenheit noch auffälliger.

Der Vizekönig ließ ihn niedersitzen. „Es war mein sehnlichster Wunsch, dem Mann in die Augen sehen zu können, der mir als Jüngling schon als das Muster eines tapfern und weitblickenden Menschen galt.

Der Herzog senkte den Blick. Er hatte alle Menschenkenntnis verlernt und nahm das Lob des falschen Spaniers für echt.

„Eure Hoheit sind drei Wochen hier?" fragte Gonsalvo, indem er gemächlich mit seinem langen Spitzbart spielte. „Wie gefällt Euch Neapel?"

„Die Stadt verdient wahrhaftig den Namen ‚La gentile'."

„Sie verdient ihn ebenso, wie Rom den Namen der ‚heiligen Stadt' nicht verdient", meinte Gonsalvo mit einem spöttischen Lächeln. „Eure Hoheit haben dort heißen Boden vorgefunden? Ich bin über die Schicksale des Hauses Borgia sehr wohl orientiert."

„Dann werdet Ihr wissen, Exzellenz, daß meine Flucht aus Ostia begründet war. Aber sie geschah nicht aus Furcht vor der Gefahr, sondern aus Vorsicht, weil ich mich verpflichtet hielt, der Welt meine Talente zur Verfügung zu stellen. Ich habe in der größten Not meines Lebens noch immer nicht den Kopf verloren und mich endlich an das Herz jenes Freundes geflüchtet, der mir väterlicherseits an das Herz gewachsen war und der Gründe besitzt, den Namen Borgia nicht von der Erde verschwinden zu lassen —"

„Und dieser Freund?" warf Gonsalvo leicht ein.

„Ist Spanien." Cesare sah mit ehrlichem Blick den Vizekönig an, aber er konnte nur in ein ernstes, unenträtselbares Antlitz schauen. Deshalb setzte er etwas befremdet hinzu: „Eure Exzellenz scheinen auf die Freundschaft eines unglücklichen Borgia wenig Wert zu legen."

„Eure Hoheit irren sehr", versetzte Gonsalvo. „Aber mir fällt nur auf, daß Eure Hoheit sich dieser spanischen Freundschaft etwas spät erinnern."

„Wie — meint Ihr das?" fragte Cesare bedrückt.

„Es ist jetzt über ein halbes Jahr her, daß Spanien den unglücklichen Herzog der Romagna herzlich bat, von Frankreich zu lassen und auf seine Seite zu treten. Ihr wart damals frei in Euren Entschließungen, Hoheit, und der edle Prospero

Colonna hat alles getan, um Eurer Hoheit den Wert der spanischen Freundschaft vor Augen zu rücken. Leider umsonst."

Der Herzog verfluchte die Stunde, da er sich Frankreich verschrieben hatte. „Eure Exzellenz, es gibt Augenblicke, wo unsre Handlungen von bösen Dämonen bestimmt werden. Ich glaubte damals, an Frankreich einen guten Freund zu besitzen."

„Nur schade, daß dieser gute Freund wenige Wochen nachher ein besiegter Mann war und deshalb als — Freund nicht mehr in die Waagschale fiel. Deshalb, nur deshalb ruft Ihr die andre Freundschaft an, die Euch nicht ein Sandkorn wert gewesen wäre, wenn wir Unglück gehabt hätten. Es war die berühmte Borgiapolitik, die auch diesmal Euern Entschluß bestimmte: den Freund dort zu suchen, wo er den Ruhmesnamen des Siegers trägt, ihn aber zu verlassen, wenn er sich im Unglück befindet. Ihr habt in Eurem Leben den Erfolg immer höher geschätzt als die Tugend, und darum kann ich's Euch nicht verdenken, wenn Ihr auch diesmal den erfolgreichen Mann zum Freunde stempelt. Und es kommt nur darauf an, ob diese Freundschaft von ihm erwidert werden darf, ohne daß er sich Vorwürfe der Unklugheit und Ungeschicklichkeit machen müßte." Gonsalvo hatte mit sichtlicher Überlegenheit gesprochen, ohne jedoch einen Schimmer von Liebenswürdigkeit zu vergessen, mit welchem er die Schärfe seiner Worte milderte.

„Die Offenheit Eurer Exzellenz greift mir ans Herz", sagte der Herzog, „aber ich weiß, daß die Großherzigkeit, die Überlegenheit, der Edelmut, die Gönnerschaft, das Wohlwollen, die Rechtlichkeit und Toleranz Tugenden sind, die von jeher an dem spanischen Hof treue Anwälte gefunden haben. Lassen mich Eure Exzellenz erfahren, daß Cesare Borgia in seinem Glauben an die spanische Gönnerschaft nicht getäuscht werden kann, und Eure Exzellenz machen mich zum Glücklichsten der Sterblichen."

Der Vizekönig ergriff rasch und warm die Hand des Herzogs. „Ja, ich will Euch Beweise der edlen Denkungsart geben und Euch Gelegenheit schaffen, Eure Anhänglichkeit an Spanien zu beweisen. Mein teurer König will in Toskana für die Medici kräftige Stützpunkte errichten. Dazu brauchen wir Truppen, Florenz wird übermütig, es bedrängt Pisa unausgesetzt, das sich um Hilfe an uns gewendet hat. Wollt Ihr die Führung der Entsatztruppen übernehmen?"

„Eure Exzellenz machen mich sehr glücklich mit dieser Aufgabe", sagte der Herzog sichtlich gerührt. Er war aufgestanden, und seine stattliche Kraft schien wieder erwacht zu sein.

Er hatte Barett und Degen ergriffen. „Wann darf ich mich auf der Galeere nach Piombino einschiffen?"

„Noch heute, wenn Eure Hoheit wollen", sagte Gonsalvo mit großer Verbindlichkeit, während er sich erhob.

„Dann will ich sogleich meine Diener zur Reise rüsten lassen." Der Herzog streckte mit überwallendem Gefühl die Hand nach dem neu errungenen Freund aus.

Gonsalvo warf die Steifheit des Zeremoniells beiseite und umarmte den Herzog mit scheinbarer Innigkeit. Keine Miene an ihm verriet die Schlangenfalschheit.

„Habt Dank, Exzellenz, daß Ihr mir den Glauben an die Freundschaft wiedergabt." Cesare befreite sich aus des Spaniers Arm.

In diesem Augenblick drehte sich Gonsalvo um und ergriff die Glocke. Die Türen öffneten sich. Zwölf Offiziere traten herein und umringten den Herzog. Don Nuñez Campeio schritt als erster auf Cesare Borgia zu und sprach zitternd: „Im Namen der spanischen Majestät verhafte ich Euch."

Der Herzog war kreidebleich geworden. Mit einem gebrochenen Blick, als wäre das Leben in ihm ertötet, sah er den furchtbaren Vergelter an. Dann raste plötzlich die Wut durch seine Pulse. Mit seinem starken Arm schleuderte er die nächsten Offiziere von sich. „Verrat! Vizekönig von Neapel! Wer hat dergleichen je gesehen?"

Gonsalvo trat mit einem ironisch geschärften Lächeln an ihn heran. „Ihr habt uns das Nessusgewand des Verrats mit den Augen des Cesare Borgia betrachten gelehrt. Solches ist geschehen in der Burg zu Sinigaglia, als Ihr die Kondottieri überrumpeltet, solches im Vatikan, als Euer in Gott ruhender Vater über Euern Wunsch den Kardinal Orsini ins Netz lockte, solches ist geschehen in Sermoneta und Faenza und an vielen andern Orten, wo die List Eurer Hoheit Triumphe feierte. Und solches geschieht nun in Neapel im Castel Nuovo. Die Borgia haben aus der Rache ein Kunstwerk gemacht, wir wollten Euch zeigen, daß wir gelehrige Schüler sind, und haben unsere Vergeltung noch kunstvoller gestaltet."

„Was habe ich Euch getan?" fragte Cesare in wilder Verzweiflung.

„Noch nichts, aber die Welt hat alle Ursache, Euch unschädlich zu machen, bevor Ihr etwas getan. Ein solcher Feuerkopf könnte leicht auf den Gedanken kommen, die spanische Herrschaft im günstigen Augenblick zu vergessen und die Wiedereroberung der Romagna zu versuchen. Eure Würfel sind gefallen. Ihr Herren —" er wandte sich an seine Offiziere — „in drei Tagen wird die Galeere Seiner Majestät in See stechen, um den Herzog nach Valencia zu bringen. Die spani-

schen Mauern von Chinchilla sind verläßlicher als die italienischen der Engelsburg." Er nahm den Degen Cesares, den einer der Offiziere ihm gereicht hatte, und las die Inschrift auf der herrlichen Klinge mit leiser Ironie: „Aut Caesar, aut nihil!" Und er wiederholte die letzten Worte mit Nachdruck: „oder nichts?"

Cesare Borgia hatte die Arme sinken lassen. Dann hob sich seine Brust, seine Blicke spannten sich in die Freiheit des sonnendurchleuchteten Meeres hinaus, und von seinen Lippen rang sich der Seufzer: „Wollüstig schönes Leben — gute Nacht!"

Als Cesare über den Kastellhof schritt, kam gerade aus einer kleinen Tür der Gesandte von Florenz heraus. Der gesenkte Blick des unglücklichen Herzogs bemerkte den Verfechter seines Idols nicht. Macchiavelli sah in stummer Ergriffenheit dem gestürzten Fürsten nach. Und es fiel ihm das Wort des Ovid ein: „Phaethon ruhet allhier, der des Vaters Wagen gelenkt; zwar nicht glückt ihm die Fahrt, doch stürzt ihn großes Bestreben."

Ein fahler Wintermorgen erhob sich über Rom. In der Privatbibliothek saß Julius II. seit drei Uhr morgens an der Arbeit. Ein Riesenplan von Erschütterungen des italienischen Staatensystems lag vor dem Greis. Frankreichs Unersättlichkeit in Mailand sollte gehemmt werden, Venedig wollte er die Edelsteine der Romagna entreißen, die Salzwerke an der ferraresischen Küste sollten zum Kirchenstaat kommen, Bologna und Perugia wollte der Papst haben, und das ganze politische Papsttum, welches die Borgia zugrunde gerichtet hatten, sollte aus den Trümmern neu erstehen.

Heute harrten bereits seine Baumeister Bramante und Sangallo im Vorsaal. Beide waren Naturen, die einander in ihren Plänen und in ihrem beruflichen Streben bekämpften und die doch Takt und Kraft besaßen, ihre künstlerische Eifersucht in sich zu verschließen.

Bramante mit dem glatten, kahlen Spitzkopf und seiner lebhaften Beweglichkeit hatte kein gewinnendes Äußeres, aber sobald er sprach, erregte er des Zuhörers Interesse. Unermüdlich in der Erfindungsgabe, wußte er des Papstes Pläne geschickt zu ergänzen und ihnen bestimmte Formen zu geben. Ganz Rom ehrte in dem Urbinaten den großen Baumeister, aber es rümpfte auch die Nase über den kleinen Menschen Bramante. Herrliche Werke verkündeten schon den Ruhm des Meisters: der Palast des Kardinals Riario, die Kirche San Lorenzo in Damaso, der Palast des Corneto, der Klosterhof von Santa Maria della Pace, die Kirche Santa Maria della Anima, der Rundtempel von San Pietro in Montorio. Aber es rührte Bra-

mante nicht im geringsten, daß man ihm vorwarf, die Steine zu diesen Bauwerken aus den antiken Denkmälern herausgebrochen zu haben.

Eine ehrlichere Natur war Sangallo, weniger genial, aber auch weniger eifersüchtig. Er hatte den Kardinal Rovere aus Treue in sein französisches Exil begleitet, nachdem er ihm Ostia befestigt und zwei Paläste in Rom und Savona erbaut hatte. Er war dann nach Florenz gekommen, von wo ihn Julius gleich nach der Papstwahl nach Rom rufen ließ. Nun harrten sie des Winkes ihres Herrn.

Unterdessen saß der Papst inmitten vieler Florentiner Berichte des Kardinals Giovanni de' Medici. Er las von der Schöpferkraft der Florentiner Künstler, die jene der Römer verdunkelte. Warum drängte alles nach Florenz? Warum malte, zeichnete und baute man dort so schön? Warum konnte sich nur dort ein Künstlerrat zusammenfinden, um einem jungen Meister die Schöpfung des David anzuvertrauen? Welche Anziehungskraft hatte Florenz für den großen Leonardo da Vinci? Was zog den allerjüngsten Naseweis in der Malkunst, den mädchenhaften Raffael Santi, aus Perugia nach Florenz?

„Florenz, du machst mir Sorge!" rief der Papst aus. „Man muß augusteischen Geist besitzen, um dich zu überflügeln."

Er wurde unruhig und rief Conti, den Sekretär. „Sind die Baumeister da?"

„Seit einer Stunde, allerheiligster Vater", meldete Conti lächelnd.

„Oh, ich vergaß sie. Herein!"

Gleich darauf standen die Meister vor dem hoheitsvoll aufgerichteten Papst. „Verzeiht, ihr wartetet lange. Hm — ja — ich bitte euch, eifert nicht vor meinen Augen, wie das so eure Art. Verträglichkeit darf man nicht unter Künstlern suchen. Was schaffst du, Bramante?"

„Ich beendige den Tempel von San Pietro in Montorio."

„Du hast antik gedacht, aber du hättest christlich ausführen sollen. Du bist in Säulen und Nischen steckengeblieben. Ich erwarte Höheres von dir."

Bramante lächelte geschmeidig. „Ich denke gerade über ein neues Gesetz nach, nach welchem sich die Fassadengliederung strenger durchführen läßt als bisher. Unter- und Oberbau müssen von nun an mit Gurt und Hauptgesims in gleichem Verhältnis stehen, damit Harmonie in das Bauwerk kommt."

Draußen hörte man Geräusch. „Was gibt es, Conti?" fragte der Papst ärgerlich.

Der Sekretär brachte einen Brief von draußen. „Ein Eilbote aus Ferrara brachte das Schreiben —"

„Dann weiß ich seinen Inhalt", sagte Julius mißgelaunt. Er zerriß den Umschlag. „Geht voran und erwartet mich im Petersdom. Ich folge euch bald, ihr Herren."

Die Baumeister entfernten sich, und Julius rief Conti zu sich heran. „Ein Bittbrief der Lukrezia Borgia. Sie drängt mich zum drittenmal, Cesare Borgia aus dem Kerker zu Medina del Campo zu befreien! Wahnsinn! Werft den Brief zu den übrigen und beantwortet ihn höflich, aber ablehnend. Bringt meiner lieben Schwester Lucchina einen Morgengruß und laßt den Kardinal Galeotto Rovere holen, er wird sich freuen, mit den Gelehrten disputieren zu können."

Julius ließ sich von einem Kammerdiener den kostbaren pelzverbrämten Mantel umwerfen, dann stieg er mit Conti die Treppe hinab und schickte die Sänfte fort, die seiner harrte. Bei der kleinen Tür, die den vatikanischen Gang zum Dom abschloß, erwarteten ihn die Kardinäle Alidosi, da Costa, der Bankier und die zwei Baumeister. Er beschritt mit ihnen das große Schiff der Kirche und ging an den dreiundzwanzig Säulen vorbei bis zum Altar der heiligen Lucia und zu den Oratorien der beiden Johannes. Dort betrachtete er lange die Säulen, den großen Altar, den Taufbrunnen und das Konfessionsgitter, die Lampen am Apostelgrab, suchte mit den Augen die Dimensionen ab und verglich Maße, Flächen, Wölbungen und Bogen. Mit erwartungsvollem Schweigen betrachteten ihn die Männer der Begleitung.

Und Julius klopfte Bramante auf die Schulter. „Gefällt dir dies alles?"

Bramante war in Verlegenheit. „Rosselino hatte Sinn für Maß und Würde. Aber ich glaube, es standen ihm noch nicht alle Mittel zur Verfügung, um Außerordentliches leisten zu können."

„Und wenn ich dir die Mittel gebe, die Nikolaus V. dem Rosselino noch verweigern mußte?" fragte der Papst mit scharfer Betonung, durch die ein großer Entschluß hindurchschwang. „Du hast unvergleichlichen Schönheitssinn und bist Meister in der architektonischen Gliederung. Nütze dein Talent für ein großes Werk. Bau mir den Dom um." Das Wort hallte von der fernen Wand zurück. Die Herren des Gefolges sahen einander betroffen an.

Julius aber begann sich an dem Gedanken zu erquicken, und wie von selbst wuchs dieser während der Entwicklung zu ergreifender Größe empor. „Gottes Tempel soll ein aufgeschlagnes Andachtsbuch sein, in das sich Geist und Auge versenken. Nicht Rom, nicht Italien, die ganze christliche Welt baue daran. Sankt Peter soll ein Zeugnis werden für die wunderbare Menschenkraft, die aus der Allmacht Gottes geboren wird. Wir

wollen gestehen, die Form des Heidentums war schön, aber sie soll unsern Geist nicht stillstehen lassen, der beweglicher ist als Wasser. Kunst und Religion sollen sich zu einem Bund zusammenschließen, dessen Zweck die edle Erhebung der Seele zu Gott sein soll. Die Kunst soll die willige Dienerin der Religion sein, sie soll der Andacht Schwingen geben. Schafft mir Großes und Erhabenes, Künstler! Baut, bildet, malt, zeichnet!"

Die Künstler erglühten in Freude. Sangallo trat an den Papst heran und verneigte sich tief. „Wenn wahrhaftig diese Stunde der Glockenschlag für den Beginn einer neuen christlichen Periode sein soll, dann danken wir hier vor den Altären des Herrn dem Himmel für die Gnade, daß wir es sind, an die der Ruf ergangen, Helfer und Täter an dem Werk zu sein, das durch Gottes Willen in dem Haupte Eurer Heiligkeit vorbereitet wurde. Wir wollen gern unsre Talente zur Verfügung stellen, auf daß die Kunst ihre idealen Feuerkreise um das Gemüt der Christenmenschen ziehe."

„Nenn mir die Mittel, Bramante", sagte der Papst, „mit denen du Genesung für die kranke Religion und Kunst bringen willst."

Bramante holte tief Atem. „Allegorie, Mystik und geschichtliche Anschauung", sagte er nach einigem Sinnen. „Die Religion kann vertieft werden, wenn das Volk von dem dunklen Dämmern der Entsagung, die Savonarola über die Gewissen gebracht hat, befreit wird, wenn man uns hilft, den Jenseitsgeist der Katakomben mit dem Strahl der alles segnenden Sonne zu verjagen. Eine Welt voll Symbole soll den Beter ins sittliche Reich der Religion führen. Der Mensch sehe das Paradies, und er wird daran glauben, er sehe die Hölle, und er wird davor zurückschaudern. Mit den Sinnen soll er das Ewige fassen können, dazu müssen die Künstler ihm helfen. Sie sind es, die große Gedanken und Gefühle in Form und Farbe bannen. Und vor allem erlaubt uns, daß wir uns selbst befreien dürfen von der überlieferten Form eintöniger Heiligenbilder und Statuen. Laßt uns von der Kirchengeschichte zur Bibel zurückkehren. Die Bibel hat keine Heiligen, sondern treffliche Menschen. Und gebt uns Geld, Geld, Geld. Mit Geld wollen wir Euch, allerheiligster Vater, zu unsterblichem Ruhm verhelfen."

Der Papst schlug zum Zeichen seines Wohlgefallens mit dem Stock auf den Boden. „Bramante, du sprichst eine große Verpflichtung aus. Gott helfe dir, du selbst zu sein. Und du, Sangallo, willst du mithelfen?"

Dem Künstler klopfte das Herz. „Setzt fort, allerheiligster Vater, wo ein anderer Rovere aufgehört. Bauten sind das Sinnbild der Kraft und ein Zeichen hoher Gedanken, sie sind

Werber für die Unsterblichkeit des Herrschers. Ohne Bauten würden die römischen Kaiser nie ein Ehrendenkmal in der Geschichte erlangt haben, Bauten sind die schönen Waffen großer Geister, mit denen sie friedliche Eroberungen machen."

Julius nickte wohlgefällig. „Ich brauche eure bedingungslose Unterordnung unter meinen Willen, Künstler. Jeder Tüchtige, jeder Talentvolle hat Anrecht auf die Wertschätzung seines Herrn. Lernt umfühlen, lernt die heidnische Schönheit durchgeistigen und mit christlichem Gefühl durchsetzen. Schaffet aus beiden eine weltbeglückende Einheit. Ich zürne euch nicht, ich weiß, daß die Heiden Botticelli und Perugino zur richtigen Zeit andachtstrunkne Christen sein können. Und bin ich nicht selbst ein wenig Heide?"

Er errötete leicht. Hatte er sich doch oft in wohliger Betrachtung durch seine Säle tragen lassen, wo die antiken Funde standen und wo ihn der Triumph des Fleisches angeblickt, der Sieg des Ewig-Menschlichen, das heitre, anmutige Heidentum.

„Ihr alle, die ihr guten Mutes seid", sagte er nun mit erhobener Stimme, „sollt Arbeit bei mir finden. Künstler und Gelehrte sollen Italien umschaffen. Sie sollen dem Ruhm Italiens ihre Talente und ihre Dankbarkeit widmen. Die ganze Welt wird nach Italien blicken, wenn sie hier den Pulsschlag einer neuen Kunst, einer neuen Zeit verspürt. Dient mir, und ich will euch fürstlich bezahlen. Agostino Chigi soll seine Goldtruhen öffnen."

Der Bankier lächelte gezwungen. Aber der Papst ließ nicht locker. „Die ganze Welt beugt sich vor Eurem Talent, Waren in Geld umzusetzen. Laßt Eure Schiffe auf den Meeren für mich arbeiten. Wir wollen zusammen ohne Hemmung an dem Werk arbeiten, so daß unsre Nachfolger nur zu beenden brauchen, was wir begonnen. Bramante, reiß nieder und bau auf! Peitscht euch selbst an, Bramante, Sangallo! Bringt mir Entwürfe, die kostbarsten und kühnsten."

„Eure Heiligkeit, Euer Wille wird meine Phantasie beflügeln", sagte Bramante beglückt.

Der Papst nahm ihn unter den Arm und zog ihn nach dem Ausgang zurück. „Auch Roms Gassen wirst du noch von der Pestilenz befreien, du mußt Kanäle anlegen, mußt auch das Trümmerfeld des alten Roms untersuchen und zu einem Buch der Geschichte machen. Noch eins: vor meinen Fenstern dehnt sich die Langweiligkeit des Belvederehofes aus, bring da Abwechslung hinein, bau Galerien, Säulen, Portiken, mach aus dem Vatikan eine kleine päpstliche Stadt. Ja, das Papsttum soll verweltlicht bleiben, denn es gehört der Welt, es von der Welt trennen, heißt es entwurzeln und in einem Nichts schwe-

ben lassen. Aber ich will Denkmäler der Notwendigkeit seiner Verweltlichung schaffen."

In Sangallos Brust arbeitete ein eifersüchtiger Schmerz, da ihm, dem langjährigen Baumeister des Rovere, der alte Bramante das Hauptwerk des Domes entrissen hatte. Aber er wußte, daß man dem Papst nicht widersprechen konnte. Vielleicht ergab sich eine günstige Stunde, in der Julius eine andre Arbeitseinteilung durchdenken würde.

„Ich möchte die Sixtinische Kapelle ausmalen lassen", wandte sich nun der Papst an Sangallo. „Was hier Pinturicchio, Signorelli, Perugino und die andern geschaffen haben, ist sehenswert, aber es ist nicht das Höchste." Der Papst war mit seinem Gefolge die Treppen nach der Sixtinischen Kapelle hinaufgestiegen, wo er jetzt eine große Tür öffnen ließ. Er stand in dem heiligen Raum, wo er vor vielen Jahren als erster Kardinal bei der Eröffnung der Kapelle unter seinem Oheim die Messe gelesen hatte. „Seht, Meister, die Wände prangen im Bilderschmuck, darüber spannt sich ein besternter Himmel, aber ich will diesen Himmel noch herrlicher gestalten. Schafft mir Maler, die hier ihr Meisterstück geben müssen." Des Papstes Atem ging schnell, von heiligem Eifer gejagt. „Wenn man den fände, der seinen großen Geist in eine heilige Arbeit versenken könnte! Ich will ihm alle irdischen Tore öffnen."

Alidosi zuckte die Achseln. „Ex Florentia lux."

Julius lachte grimmig. „Seltsam, seltsam! Wir müssen die Erdbeschaffenheit Italiens korrigieren, denn sonst verkommt Rom. Der Apennin schiebt sich wie ein trennender Keil in den Leib des Volkes. Nördlich davon blühen Kunst, Fleiß, Sparsamkeit, Ehrgeiz, Gelehrsamkeit und Klugheit; südlich haust die Faulheit, die Trägheit, die Genußsucht, der hohle, kunstlose Prunk. Wir müssen einen gesunden Austausch vornehmen. Die Besten aus Florenz hierher! Gelehrte und Künstler im ganzen Land verteilen, daß sie zum Sauerteig werden für die andern. Sie sollen die Bildung verströmen in das italienische Volk. Wir wollen aus einem Florenz zehn machen! Wo sind die Maler und Bildhauer jetzt beschäftigt?"

„Perugino vollendet die Kreuzabnahme, welche Lippi für die Annunziata in Florenz begonnen hat", sagte Sangallo.

„Dann wird ihn die Signoria nicht hergeben", sagte der Papst. „Was ist mit Mantegna?"

„Er liegt im Dienste der Isabella von Mantua, für die er den Parnaß malt. Pinturicchio ist in der Libreria in Siena beschäftigt, wo ihm der junge Raffael Santi hilft."

„Was ist mit Raffael Santi?" fragte der Papst.

Da trat dessen Landsmann, der Urbinato Bramante, hastig heran. „Er vollendet eben in Città di Castello seine wunder-

bare Vermählung der Maria. Er wird sich, fürchte ich, gänzlich an Florenz binden, wenn Eure Heiligkeit nicht die Gnade haben sollten, ihn mit einem Ruf zu beglücken."

„So soll er mir Zeichnungen vorlegen. Was ist mit Leonardo da Vinci?"

„Er arbeitet an dem Karton der Schlacht von Anghiari für den Saal im Palazzo vecchio", sagte der gut unterrichtete Sangallo. Und während Bramante leise mit Conti über den jungen Ruhm Raffaels in Florenz plauderte, trat Sangallo dicht an den Papst heran und sagte: „Eure Heiligkeit, es ist nur einer, der wert und tauglich wäre, die gewaltigen Pläne Eurer Heiligkeit in die Tat umzusetzen."

„Und dieser ist?" fragte der Papst neugierig.

„Es ist derselbe, der Rom die Pietà geschenkt und dann der Stadt den Rücken gekehrt hat, da die Engherzigkeit Alexanders seiner Kunst kein Feld geöffnet hat. Es ist derselbe Florentiner, der jetzt mit Leonardo da Vinci um die Ruhmespalme in der Malerei im Saal des Palazzo vecchio ringt und der nur darauf brennen würde, Euch zu dienen, denn sein Herz ist voll Liebe zu Euch, und sein Sinn ist sehr christlich."

„Wer ist es?" Der Papst stampfte ungeduldig mit dem Fuß.

„Michelangelo Buonarrotti."

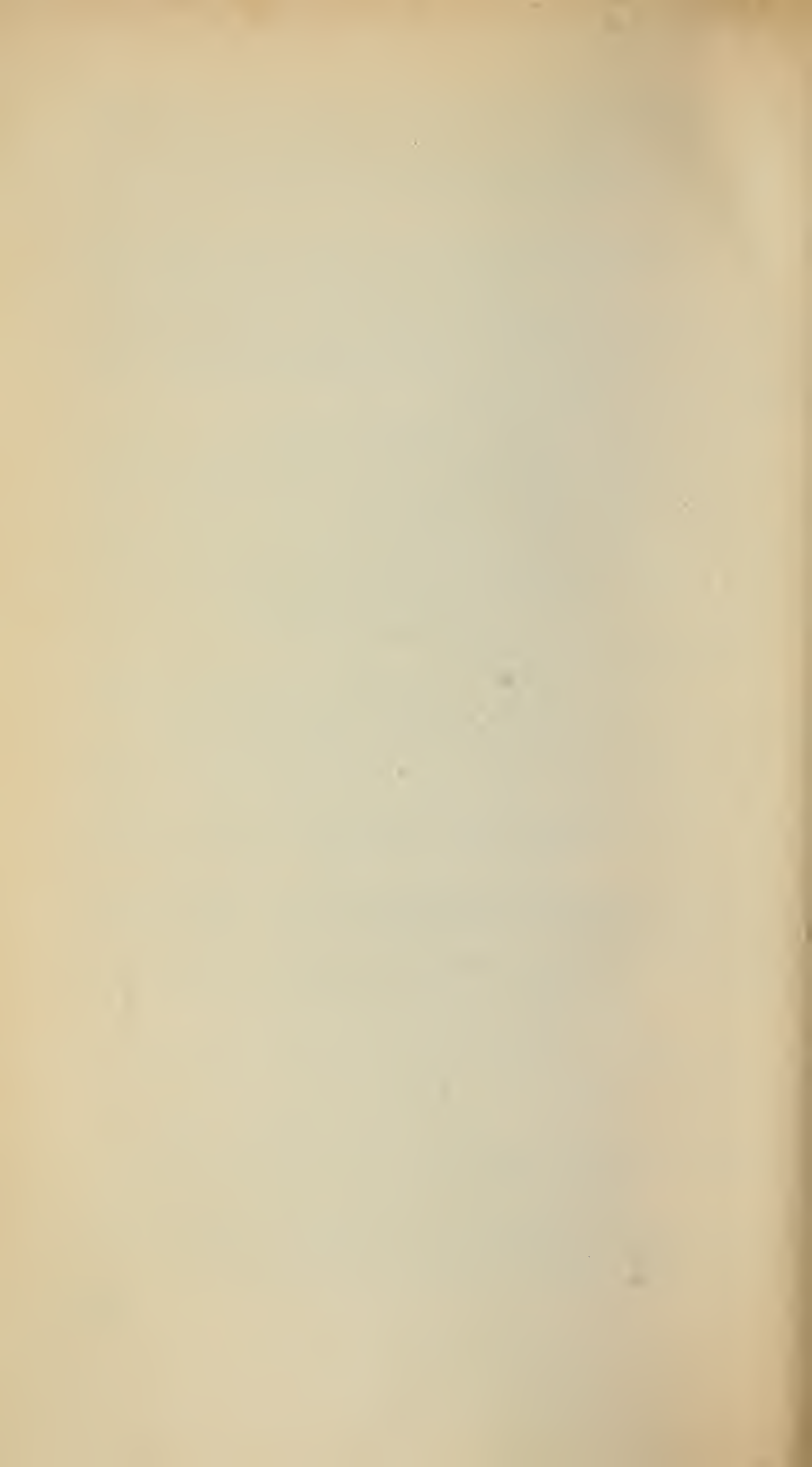
Da wandte sich Bramante um, und sein Gesicht zeigte den Ausdruck heftigen Unwillens. Die Giftkralle des Neides hakte sich in sein Herz und entriß ihm einen heimlichen Fluch.

„Er ist doch auch Bildner?" fragte der Papst mit lebhaft gespanntem Auge.

„Er arbeitet auch an der Matthäusstatue für die Wollweberzunft in Florenz. Dann dichtet er auch und ist ganz Seele und Leidenschaft."

Da sprach der Papst das Wort, das für die Geburt einer neuen künstlerischen Welt entscheidend wurde: „Rufet Michelangelo Buonarroti."

Aus den Tibernebeln wälzte sich in diesem Augenblick die Sonne.



AUSKLINGEN

Es war an einem sonnenklaren Märztag des Jahres 1507, als Papst Julius beim gewürzten Bologneser Aal und beim korsischen Wein saß und sich mit seinem Lieblingsneffen Galeotto Rovere über die Maßregeln unterhielt, die zur Bekämpfung der Pest im eroberten Bologna ergriffen werden sollten. Auch der Bankier Chigi war dem Rate beigezogen worden. Julius wollte einen energischen Mann nach Bologna senden und entschied sich für Prospero Colonna.

„Ich habe den Alten zum letztenmal gesehen", sagte Galeotto, „als er von Spanien heimkehrte, wohin er Cesare Borgia begleitet hatte. Dieser brauchte ausgiebigen Schutz, denn es trachtete damals alles nach dem Leben des Herzogs."

„Was hört man von ihm?" fragte Julius. „Ich muß gestehen, daß meine Nächte noch immer beunruhigt sind von dem tatendurstigen Gehirn des Giganten."

„Ihr wißt, daß Cesare im vergangenen Winter aus seinem Gefängnis in Medina del Campo in Kastilien entwichen ist. Er entkam durch das hohe Turmfenster, wo er sich herabließ. Sein Schwager Jean d'Albret, der König von Navarra, nahm ihn auf."

Der Papst lächelte. „Ich weiß weit mehr, lieber Galeotto. Ich habe vor einigen Tagen in Bologna den geheimen Sendling des Herzogs festnehmen lassen, einen gewissen Federigo, den der Herzog nach der Romagna gesandt hat, um hier Stimmung zu machen für den kühnen, noch immer ungebrochnen Kopf."

„Wann wird Italien vor den Plänen dieses unruhigen Kopfes Ruhe haben?" fragte Chigi.

„Wenn Cesare Borgia tot ist", antwortete der Papst. „Aber er ist jung und ehrgeizig und hat noch viele Anhänger. Ich erinnere nur an Macchiavelli, der von seiner Vergötterung des Herzogs noch immer nicht geheilt ist. Man sollte glauben, die Erfahrung müßte Macchiavelli belehren, daß das Schicksal Cesare Borgias alle seine Theorien über den Haufen wirft, denn es gibt doch keinen ohnmächtigeren Mann als den Herzog. Mit den Grundsätzen der Treulosigkeit und des Verrats werden sich auf die Dauer keine Herrscher halten können. Wegen seiner künstlich konstruierten Ideen halte ich Macchiavelli für

einen sehr unpraktischen, wenn auch geistvoll spielenden Kopf, der sich an der Wirklichkeit stößt."

„Er vergaß in seinem Rechenexempel den Posten Unglück", warf Agostino Chigi ein.

„Ganz recht", sagte Julius. „Und dann: ein verworfener Mensch kann Glück haben, aber nie die Macht, es zu behaupten. Dazu braucht man Tugend. Ich schätzte an dem Herzog die Kühnheit und den Tatendrang. Aber er opferte dafür Tausende von Menschenleibern hin, um sein Ich zum Mittelpunkt der Welt zu machen. Der alte Borgia machte aus dem Vatikan das Kaufhaus des Evangeliums, der junge machte aus Italien eine Mördergrube. Er ist der eigentliche Charakter seiner Zeit gewesen, von dem Dämon seines Ichs beherrscht, deshalb also entfesselt und gewissenlos. Er war kein guter Rechner, denn er traute seinem Glück und schraubte daher seinen Mut bis zur Vermessenheit hinauf. In gewissem Sinn könnte man ihn einen Künstler des Erfolges nennen, aber einen Stümper in der Kunst, ihn zu behaupten."

„Gewisse Leute behaupten, der Herzog sei schon halb wahnsinnig gewesen", sagte Chigi.

„Das soll uns nicht wundern", meinte der schöne Galeotto, „behauptet doch Seneca, daß jeder große Geist eine Spur von Wahnsinn besitze." Und er wandte sich an den Papst: „Und wie denkt Ihr, allerheiligster Vater, über Cesare Borgia und das Weib?"

Julius zog die Brauen hoch. „Er hat das Weibliche nie kennengelernt. Ich hätte Lust gehabt, ihn zu fragen, ob er denn je eine Mutter gehabt hat. Er hat die Liebe bis zum Taumel erschöpft und ist ihr doch nie auf den Grund gekommen."

„Seine letzte Geliebte, die schöne Mattei, ist vor wenigen Wochen im Kloster gestorben", sagte der Kardinal.

Chigi neigte sich vor und flüsterte: „Sie soll nicht seine letzte Liebe gewesen sein, es soll eine —"

„Ach ja", lächelte Galeotto, „die Dirne zählt nicht."

„Es wäre aber immerhin möglich, daß Cesare Borgia die letzte Liebe dieser —"

Da meldete ein Kammerherr den französischen Gesandten Grammont, er habe eine wichtige Nachricht zu bringen.

Der Papst schob die Teller der Colazione beiseite und erhob sich.

Grammont trat ein und überreichte dem Papst einen Brief. Dieser öffnete ihn, und über sein schneeweißes Antlitz legte sich ein ruhiger Ernst. „Seltsam, die Seele Cesare Borgias hat uns in dieser Stunde aus der Ewigkeit gegrüßt."

Die Herren fuhren empor. „Was — ist — das?" erschrak Galeotto.

„Cesare Borgia ist in einem Gefecht bei Viana im Dienst des Königs von Navarra durch eine feindliche Kugel getötet worden."

Todesschauer gingen über die Herzen.

„Er starb den ehrenvollsten Tod", sagte der Papst nachdenklich. „Gottes Ratschlüsse sind unerforschlich. Hier Galeotto, lies, es ist Ergreifendes darin."

Und der schöne Kardinal las wirklich eine Stelle mit tiefer Ergriffenheit. Sie lautete: „Man fand den Herzog in einem Gebüsch liegend, er hatte die Lippen auf einen Siegelring gepreßt, auf einen Rubin, unter dem ein vertrockneter Blutstropfen dunkelte. Die Spitze seines Schwerts, auch von altem Blut verkrustet, lag ebenfalls bei seinen Lippen. Es war, sagen die Soldaten, als hätte der Herzog sterbend ein treues Reliquienblut geküßt."

Der Kardinal Galeotto sah erschüttert in das sonnenwarme Grün des Belvederehofes, über dem epische Ruhe lag. Denn er kannte gar wohl die Liebeslegende von Cesare Borgia und Carmela Accolti, die sich die armen, dunkeläugigen Fischerinnen von Trastevere in den Frühlingsnächten auf den Tiberbarken erzählten.



